Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

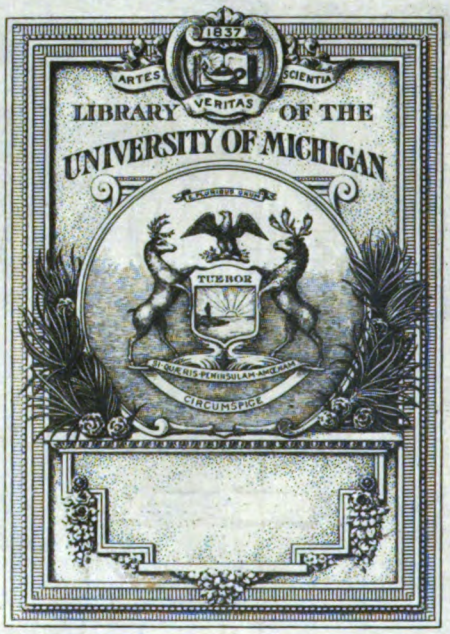
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,575,906

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
N48
R9

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Band 1

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN UND LEIPZIG

1924

Digitized by Google

Digitized by Google

Gen.
Harr.

INHALTSVERZEICHNIS

Dramen, Novellen, Gedichte, Briefe, Reisen, Erinnerungen:

Otto Flake, Die zweite Jugend 322
Otto Flake, Westdeutsche Reise 427, 584
Gustave Flaubert, Unveröffentlichte Briefe an Louise Colet 249
Gerhart Hauptmann, Die blaue Blume 1
Hermann Hesse, Psychologia Balnearia 41, 119, 236
Hugo von Hofmannsthal, Zwei Gedichte 143
Arthur Holitscher, St. Emmerich an der Theiss . . . 55
Arthur Holitscher, Die verlorenen Jahre 151
Arthur Holitscher, Verdüsterte Stadt — Stadt im Licht . 256
Arthur Holitscher, Die Münchener Zeit 366
Arthur Holitscher, Geschmack der Welt 478
Rudolf Kayser, Die Begegnung in Padua 445
Gustav Mahler, Jugendbriefe an Franz Steiner 466
Eugene G. O'Neill, Unterm karibischen Mond 97
Bernard Shaw, Die heilige Johanna 529
E. R. Weiss, Aus einem spanischen Reisebuch . . 457, 610

Literatur, Kunst, Wissenschaft:

Oskar Bie, Kunstliteratur 393
Max Brod, Der Kreisel, der auf der Spitze steht . . . 470
Ernst Robert Curtius, Die Ästhetik Marcel Prousts . . 352
Alfred Döblin, Bemerkungen zu „Berge Meere und Giganten“ 600
Otto Flake, Drei Bücher zur Zeit 69
Thomas Mann, Okkulte Erlebnisse 193
Rudolf Pannwitz, Hofmannsthal und unsere Zeit . . . 139

Digitized by Google

Karl Vossler, Metaphysische und empirische Sprachgemeinschaft 504
I. M. Verweyen, Die geistige Erneuerung der deutschen Hochschulen 112
Franz Werfel, Claudio Monteverdi 224
Arnold Zweig, Hermann Stehr 166

Politik, Geschichte, Wirtschaft:

Werner Bergengruen, Die russischen Kommunisten und der bäuerliche Mythos 496
Richard N. Coudenhove-Kalergi, Krise der Weltanschauung 28
Willy Haas, Europäische Rundschau . . 87, 181, 296, 409
Julius Hirsch, Die deutsche Währungsfrage 76, 145
Junius, Politische Chronik 82, 288, 401, 511, 626
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau. 520, 633
August Müller, Geldschleier und Wirtschaftsbild . . . 277
S. Saenger, Ferdinand Lassalle und Sophie von Hatzfeldt 173
S. Saenger, Zu den Wahlen. 305
Fritz Schotthöfer, Mussolini. 417
Alfred Weber, Deutschland und die europäische Kulturkrise 308
Robert Wilbrandt, Kritik des Marxismus 559

Anmerkungen:

Ernst Blaß, Berge Meere und Giganten 527
Arthur Eloesser, Otto Erich 639
Rudolf Kayser, Zwei Sechzigjährige. 189
Julius Meier-Graefe, Lichtwarks Reisebriefe 191
S. Saenger, Das englische Vorbild 87
Otto Zarek, Das Oskar Wilde-Buch 415
Otto Zarek, Thomas Mann, „Felix Krull“ 190

Digitized by Google

FEB 28 1924

ERSTES HEFT *JANUAR 1924*

[illegible] DIE

NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Gerhart Hauptmann, Die blaue Blume
Richard N. Coudenhove-Kalergi, Krise der Weltanschauung
Hermann Hesse, Psychologia Balnearia
Arthur Holitscher, St. Emerich an der Theiß
Otto Flake, Drei Bücher zur Zeit
Julius Hirsch, Die deutsche Währungsfrage
Junius, Politische Chronik
Willy Haas, Europäische Rundschau

Anmerkungen

S. Saenger, „Das englische Vorbild“

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Monatlich erscheint ein Heft.
Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten.
Für unverlangte Manuskripte u. Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.
Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1923 by S. Fischer, Verlag.
Jedes Heft kann durch eine Buchhandlung oder direkt vom Verlage bezogen werden.
Preis Goldmark 2.–
Zahlungen für Exemplare, die durch das Postzeitungsamt überwiesen werden, bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Zwei Liebhaberausgaben von allererstem Rang!

Soeben erschienen in neuen, sorgfältig ausgestatteten Ausgaben in Großquartformat:

GERHART HAUPTMANN
DER KETZER VON SOANA

Auf holzfreiem Papier in Walbaum-Antiqua bei Julius Klinkhardt in Leipzig gedruckt

Einband von Prof. Walter Tiemann

Gebunden Gz. M. 12.—; in Halbpergament Gz. M. 15.—

THOMAS MANN
DER TOD IN VENEDIG
Novelle

Auf holzfreiem Papier in Walbaum-Antiqua in der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig, gedruckt.

Einband von Prof. Walter Tiemann

Gebunden Gz. M. 12.—; in Halbpergament Gz. M. 15.—

Grundzahl = Goldmark

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Allgemeinen Verlagsanstalt, München bei.

Digitized by Google

DIE BLAUE BLUME

von

GERHART HAUPTMANN

Wie hell und lieblich liegt sie hingebreitet,
die alte Bergstadt: süß und schwer erklingt
Vergangenes aus ihr, und leise gleitet
um mich das Liebeslied, das Walther singt.
Da wird zum Alpenfirn der Raum geweitet,
die Seele, abendglockenklangbeschwingt,
hebt sich hinan zu jenem letzten Glühen
im Garten, drin Laurinens Rosen blühen.

Noch eben Silber, diese sel'gen Warten,
sind sie, vom Fuß der Himmlischen gestreift,
bereits erblüht zum Rosenwundergarten,
dess süßer Duft um meine Seele schweift.
O, daß sich seine Wunder offenbarten
mir, dir, dem Kinde, das nach ihnen greift:
kaum denk ich dies, so schießt ein grünes Funkeln
von dort herab, und alle Rosen dunkeln.

Der grüne Strahl! Und schon ist er verschwunden.
Wer ihn erblickt, steht an des Meeres Rand,
von dem uns klingen ahndevolle Kunden,
sein Blick berührt ein schwimmend Wunderland:
es scheint verloren und es scheint gefunden.
Ein goldner Nachen bietet sich am Strand.
Wo blitzte her die gründemantne Kohle?
Vom Rosengarten, aus Laurins Phiole.

Digitized by Google

So schaukle vorwärts, lichtwärts, kleine Schale,
und inselwärts, getreue Schwimmerin.
Aus Zedern hebt sich eine Kathedrale:
bist du so wandelbar wie Menschensinn?
vielleicht die Hüterin vom heil'gen Grale
bald? bald die Höhle einer Tigerin,
die, sprungbereit, in deiner Tiefe kauert,
indes ihr Fell, grausamer Wollust, schauert?

Nun denn, ich sehe meine Insel schwimmen.
Land ich auf ihr, sie lande, wo sie will.
Mich trifft ein Durcheinander vieler Stimmen,
sie rufen mich, dann wird es wieder still.
Es bringt den ersten Gruß ein Schwarm von Immen,
mein Haupt umgibt ihr raunendes Gequill.
Ich kenne ihren Stock und ihre Waben,
den heil'gen Wahnsinn, den sie in sich haben.

Mich trifft ein Stich. Es tat nicht not, du Gute,
der bittre Honig gärt mir schon im Blut:
ob es dein bißchen Gift noch mit durchflute,
es lohnt soviel kaum, als es wehe tut.
Doch nein, es wird mir eigen jetzt zu mute:
ich fahre hin, ein Schwan, in sel'ger Wut.
Und lauter rufen, heißer, alle Rufer,
inbrünstig glühend spring ich jetzt ans Ufer.

Wie fang ich's an, dies Paradies zu schildern,
das sich den staunend offnen Sinnen bot?
Von Weihrauchdüften, süßen Lauten, Bildern,
von Farbenwundern, blendenden, umloht,
vergeh ich fast. In Schönheit zu verwildern,
hieß diese Wildnis gleichsam ein Gebot.
Doch allem überwog das Lichte, Grüne.
Für wieviel Schmerzen war es wohl die Sühne?

Doch nicht genug, daß solche Farben brannten,
mit Duft beladend wohlig kühle Luft,
vom hohen Felsen tropften Diamanten
funkelnd herunter in porphyrne Kluft.

Digitized by Google

Ein Tropfen, Regnen, Rieseln über Kanten
belebte Blatt und Halm mit Wasserduft.
Bald so, bald so, vom Sonnenglanz durchschienen,
Demantenschauer wurden zu Rubinen.

Ich sage nichts vom Edelsteingeflimmer
der Vögel, nichts von ihrer Kehlen Schmelz,
doch wer hier hört' und sah, vergißt es nimmer.
Vergeblich sprech ich von dem Blütenpelz,
der niederschwankte in den feuchten Glimmer
zur Kluft und von des Wasserfalls Gewälz,
ob dem ein farb'ger Bogen stand und bebte,
ein Wunder, das vom Anschaun Gottes lebte.

Ich weiß es nicht, wie lang ich, hingenommen
von so viel Waldeswonne, mich vergaß.
Doch als ich zur Besinnung dann gekommen,
fand ich, daß neben mir ein Knäblein saß.
In seinen blauen Augen lag, entglommen,
mehr, als ich aus der schönen Wildnis las.
Sie wahrhaft schienen mir zwei Wunderquellen.
Ich badete, beglückt, in ihren Wellen.

Du liebe Fackel, liebes Sternlein, Knabe,
sprach ich, gern treff ich dich auch hier zuerst,
denn alles, was ich je verloren habe,
ist hier, wie du mit Blicken mich belehrst,
verborgen, wie in einem heil'gen Grabe,
und führt ein Leben, das du hold verehrst.
Du sollst mich, an der Hand, zum Gipfel leiten,
wo unter uns sich Meer und Eiland breiten.

Er tat's. Wer weiß, wie lange wir gestiegen.
Doch endlich sah ich auf dem höchsten Grat
das Eiland unter mir verbreitet liegen.
Mein Himmelsfreund und kleiner Führer trat
auf eine Klippe, so, als wollt er fliegen,
und rief: „Willkommner, dein ist dieser Staat,
wo deine Toten, dir lebendig, hausen
in Hütten, Tempeln und verborgnen Klausen."

Digitized by Google

Mir liegt es ob, nun, was ich sah, mit Worten
zu schildern, nüchtern mag's zunächst geschehn.
Aus Wipfeln tauchten Zinnen allerorten,
Dächer von Klöstern, Kuppeln von Moscheen.
Es blitzten bunte Fenster, erzne Pforten
und weiße Tempel zwischen stillen Seen,
und furchtbar mächtig stand im Morgenstrahle,
die fern mich schon bedroht, die Kathedrale.

Spitzbogig stand sie da, mit finstrem Mute,
hochtronend, gleichsam ein Gehäus der Nacht,
das steinern, erzen, tot im Lichte ruhte.
Vergeblich brandete die grüne Pracht
des Frühlings. Ob in Wonnen er verblute,
um ihren Fuß, und wie die Sonne lacht,
es wird dies finstre Antlitz nicht erhellen,
nie wird ein Lächeln seinen Mund entstellen.

Kaum aber sah das Kind mich leicht erschrocken,
so sprach es schalkhaft: „Liebster Freund, was tut's?
Hier wird darum der Freude Puls nicht stocken,
sie lebt ja von den Wellen deines Bluts.
Und Leben wirst du, wo du willst, entlocken
selbst diesem Petrusfelsen deines Guts.
Es löst dein Wort zu mystisch-süßem Rauche
den Strengen auf, mit seinem Lebenshauche.

Auch kommt mir vor, das drohende Gebäude,
das grau und wild entsteigt dem Christusdorn,
im tiefsten Grunde hegt es doch die Freude.
Man sagt sogar, sie sei, ein goldnes Korn,
versteckt nur darum, daß man nicht vergeude
das Allerseligste in Gottes Zorn.
Gott, sagt man, ist ja selber ganz die Wonne,
sein Zorn selbst dient ihr, wie Gewölk der Sonne."

Mein Kind, du hast zum Gipfel mich geleitet,
von dem ein Blick das Wunderreich umschließt.
Sieh das verlaßne Boot, das draußen gleitet,
und das den Pilgrim brachte, den du siehst.

Digitized by Google

Erlaube ihm, daß er nun weiterschreitet,
gelaßnen Wandels diese Welt genießt,
die ihm erschlossen hat ein grünes Blitzen
aus roter Rosen Pracht, Laurins Besitzen.

Er sprach: „Ich füge ganz mich deinem Walten,
Du bist hier Herr in jeglichem Betracht.
Dein ist die ganze Fülle der Gestalten.
Auch mich hast du, der Demiurg, gemacht.
Du kannst mich lösen, und du kannst mich halten,
gedankenschnelle dien' ich. Kaum gedacht,
ein Wunsch von dir, du gibst das kleinste Zeichen,
schon bin ich da, sei's Steine zu erweichen."

War's, weil ich wollte oder nicht, verschwunden
war, der gesprochen. Doch da ward mir weh.
Es schien auch hier mich etwas zu verwunden.
Und plötzlich winkten Schleier, weiß wie Schnee.
Um Wiedersehn, um Abschied zu bekunden?
Mich rührt zu Tränen endlich das Geweh'.
Wer war's, wer winkte von des Münsters Stufen?
Als Antwort hört ich Stimmen: Mary! rufen.

Wenn du es bist, wie soll ich dann ertragen
des einen, einz'gen Wiedersehens Schmerz?
Und ob hier tausend Sänger jubelnd schlagen,
fast tötlich schlägt in Glück und Gram mein Herz
bei deinen Schleiern, die so bettelnd klagen.
Ach, solches Winken traf, wie oft, auf Erz!
so oft du weinend von mir gingst da drüben,
daß mich's im Wiedersehn selbst foltert, hüben.

Allein, nicht lange. Nein, nur auf Sekunden.
Im ganzen blieb mein Wesen heiter-groß.
Ich wußte, welcher Schatz mein hier, entbunden,
geharret hatte. Welchen Wunderschoß
des Wunderkindes Wunderhand gefunden,
die selig-spielende. O sel'ges Los,
blutvolle Schattenwelten zu erwecken
noch einmal, eh' wir uns zum Schlummer strecken.

Digitized by Google

„Mein Hesperus," sang eine süße Kehle,
„umgürte dich mit morgendlichem Glanz!"
Mein Ariel, den schönsten der Befehle,
gab ich zurück, erfüll ich gern und ganz:
Der Gürtel schmückt die abendliche Seele,
wie weißen Scheitel roter Rosen Kranz,
denn Morgen, das ist Jugend, diese wieder
ist Kraft, die Schönheit ist für Haupt und Glieder.

Ich stieg hinab an eines Bergbachs Rande.
Viel bunte Fische schnellten draus empor.
In Klarheit ruhten andre überm Sande.
Ihr Farbenspiel kam nicht auf Erden vor.
Ich war, nach kurzer Zeit, sehr nah dem Strande,
in dem ein schäumend Branden sich verlor,
so majestätisch und so still-gelassen
zugleich, wie Worte, die nur Götter fassen.

Ich stehe still, um diesem Klang zu lauschen,
in dem so unaussprechlich Tiefes quillt.
Wie lange trug ich mich, ein Lied vom Rauschen
zu singen, ob's durch Föhrenwipfel mild
hinatmet, oder Fittiche sich bauschen.
Doch, was es auch in meinem Leben gilt,
hier galt es mehr und tönte tief're Märe,
als ird'schem Mysten je gelungen wäre.

Ein Rätsel war's. Solang es mich erfüllte,
vergaß ich fast, was ein Geheimnis sei:
mein ganzes Dasein war nur das Enthüllte.
Dann schwebten, wohlbekannten Ganges, zwei
Füße heran. Und eine Hand zerknüllte
ein Tränentuch. Ein Antlitz, grau wie Blei,
mit Augen, tränenregnend schwarze Schatten:
es war ein Weib und suchte seinen Gatten.

Und dieses Weib, das Mary war, so nahe,
entzog sogleich mich dem Geräusch durchaus.
Seltsam genug war das, was nun geschahe.
Sie zeigte hin nach einem goldnen Haus,

Digitized by Google

und heitrer war, sobald sie mich ersahe,
ihr Blick und Gang. Alsdann schritt sie voraus,
mir öfters winkend mit der dunklen Braue,
auf breiter Straße zu dem goldnen Baue:

Sie war gesäumt von schweigenden Zypressen
— so hoch, wie ich auf Erden keine sah —!
sie mochte leichtlich hundert Ellen messen.
Doch bald war ich der goldnen Schwelle nah,
die ward von der erstiegen unterdessen,
der einst von mir so großes Weh geschah.
Ich zögerte zu folgen: doch Verzeihen
schien ihren Mund vom Grame zu befreien.

Was dann geschehen: viel muß ich verschweigen.
Wir tranken Wein und aßen weiznes Brot
in einem wunderbaren Tempelschweigen.
Ihr Lippenpaar war nie im Leben rot.
Nun aber schien hinein das Blut zu steigen.
Und so, als auferstehe sie vom Tod,
durchbluteten sich Antlitz, Brust und Arme.
Ich fühlte, daß zum Leben sie erwarme.

Und Mary sprach, nachdem sie mit den Lippen
sich, zuckend, lange, süß und schwer bemüht.
Nur um zu flüstern, muß sie öfters nippen
an einem Kelch, dem fremder Duft entblüht.
Sie sagt: „Wir sind hier sonderbare Sippen
auf Leuke, sind im Tode kühl geglüht.
Doch nicht zu wörtlich nimmst du wohl das Kühlen,
und auch das Glüh'n nicht: besser wirst du's fühlen.

Was wir hier atmen, das sind Mondeslüfte,
und jegliches Berühren hier ist Kuß.
Wir lieben Schmerz wie Lust, und bittre Düfte
wie süße: alles wird uns zum Genuß.
Erinn'rung an der Erde harte Klüfte,
an Pein und Wirrsal, jeglicher Verdruß
wird Brot, wird Wein, von dem wir essen, trinken,
ist stille Luft, in die wir selig sinken."

Digitized by Google

Wie seltsam, sprach ich, bist du mir versöhnet,
Entfernte einst, in Wahrheit nie getrennt.
Wie alles um dich säuselt, um dich tönet,
es scheint, daß alles dich als Herrin kennt.
Zur Jungfrau-Mutter-Königin verschönet,
die goldne Spange um die Stirn dir brennt.
Gebieterin in diesem Inselreiche
scheinst du durchaus zu sein, o Dunkle, Bleiche.

„Ich bin's", gab sie zur Antwort: „das Verhängnis
hat mich dazu erlesen über Nacht,
erhoben mich aus irdischer Bedrängnis
und mich zur Mutter-Königin gemacht.
Mein Schoß ist offen höherer Empfängnis,
und allgemein auf Leuke meine Macht."
Sie winkte, und herein mit Flügelschlagen
floh'n Vögel, zahm, wie auf den Galapagen.

Wie sie die Vögel nannte, werd ich wissen,
wenn ich dort oben nicht mehr bloßer Gast.
Sie glichen Blüten milchiger Narzissen,
von einem frohen Frühlingswind erfaßt.
Gehorsam schienen sie und dienstbeflissen,
auf ihren Hälsen grünlich-goldner Glast.
„Ein jeder", sagte sie, „ist ein Gedanke
von mir und will dir dienen ohne Schranke."

„Nicht wahr, es ist ein seltsames Genügen
in dir." So spricht die dunkle Herrin weich.
„Ein Etwas atmest du in tiefen Zügen,
tief-sel'gen Kitzeln. Nie ist je so reich,
was Erdenlüfte auch im Schoße trügen.
Du blickst mich an, ich bin noch immer bleich,
trotz allem aber in mir selbst glückselig.
Nicht Augenblicke, noch auch Stunden zähl' ich.

Olympisch, guter Freund, ist alle Erde
hier oben, und aus ihr sind wir gemacht.
Durch Darben leidet hier kein Trieb Beschwerde,
zur Ruh wird jeder, in uns selbst, gebracht.

Digitized by Google

Es liegt in uns das ewig ganze ‚Werde‘,
in jedem Mann und Weib, wie Tag und Nacht.
Der Zeugung ganze Macht, hier ew'ges Leben!
In jedem liegt das Nehmen und das Geben.“

Wirst du mir, Inselfürstin, prophezeien?
fragt ich mit einem Blick. Sie nickte leis: —
„Du hast des Schlafs, des Traumes kleine Weihen,
des Todes Weihen sind der größre Preis.
Doch da dir beide blühen von den zweien,
so nimm die eine jetzt.“ — Sie blinzte heiß
mir zu. — „Du magst sie straflos voll genießen
und frei der Wonne Quellen lassen fließen. —

Nun geh,“ sprach sie, und strich mir sanft die Locken.
„Du bist, wo du auch seist, von mir nicht weit.
Du hörst mein weißes Möwenvolk frohlocken
allüberall um dich, und stets bereit,
du brauchst mit flücht'gem Wunsche nur zu locken,
ist jeder einzelne zur Dienstbarkeit.
Schon schweben sie, rings, über allen Hügeln,
in Freude, dir zu dienen, kaum zu zügeln.

Und wie sie das verstehen, wird, ich meine,
dich wundern: ist's ein Wunder doch für sich.
Eros und Psyche stiften's im Vereine,
denn sie beherrschen alles hier durch mich.“
Ich küßte Mary und ging fort alleine.
Ich fühlte keiner Trennungswunde Stich.
Wie Falter fühlt' ich meine Brust umscherzen
Erwartungen, mit ihrem Wort im Herzen.

Kaum stand ich, ins Gebüsche eingedrungen,
auf goldnem Wege, wipfelüberdacht,
da kam, mit heitrem Ruf, durchs Grün gesprungen,
ich möchte sagen, kam herangelacht,
glückselig, in den lichten Dämmerungen,
ein Mensch, an den ich eben nicht gedacht.
Und winkend blieb er, lust'gen Blickes, stehen
und rief: „Was sagst du wohl, mich hier zu sehen?“

Digitized by Google

Willkommen! sprach ich, Liebster, jeden Falles,
wie immer du hierher gefunden hast. —
„Ich weiß es nicht, und fast vergaß ich alles,
womit ich, bis zur Stunde, mich befaßt",
war seine Antwort. Ob so frohen Schalles
des eignen Worts, gab mir, ergötzt, der Gast
die Hand und schloß: „Mir scheinet, ja, ich wette,
ich komme gradeswegs vom Totenbette."

Du warst voll Jugend, sprach ich, und voll Frische,
trotz deiner Jahre, als ich jüngst dich sah.
Mir schien, du setztest dich erst recht zu Tische. —
„So schien's auch mir: allein, nun bin ich da",
sprach er darauf. „Ich weiß das Zauberische
nicht zu enträtseln, was mit mir geschah.
So Tisch und Sessel war mit eins verschwunden,
und so auch ich, bis ich mich hier gefunden.

Hier ist ein goldnes Täflein, vorzuzeigen,
ich wüßte wahrlich nicht, wer es mir gab.
Nach irgendeinem Kloster soll ich steigen,
ein Name war's, den ich vergessen hab."
Zeig her das Täflein: diese Schrift ist eigen,
sprach ich. Mir mind'stens schweigt sie, wie das Grab.
Und wie ich fragend kaum gen Himmel blickte,
sah ich den Boten schon, den Mary schickte.

Sein Flügelflaum berührte, blitzend-heiter,
den Scheitel mir. Da wußt ich Weg und Ziel
des Gastes und erbot mich zum Begleiter.
Der weiße Vogel schwand, als wie im Spiel.
Selbander schritten nun wir beide weiter.
Ich sprach: Dein wartet, Freund, des Sel'gen viel.
Dir schenket sich die lieblichste der Zellen,
gelegen an der frischesten der Quellen.

Kaum, daß ich diese Worte ausgesprochen,
und schon war das Geschenk uns voll geschenkt:
ein Hüttlein war's, ein Handwerk nicht von Wochen,
von Stunden war's, aus Binsenwerk geschränkt.

Digitized by Google

„O," sprach mein Freund, „mir ist der Star gestochen,
zum Nieerreichten ward ich hingelenkt:
die Hütte hier, der ird'ne Krug, daneben
ein Brot: hier wahrlich, Lieber, läßt sich's leben."

Allein es stand noch mehr in dem Gelasse,
ein Tintenfaß, sowie ein Federkiel.
Da lachte breit mein Freund. Mit diesem Nasse
Zeichen zu kritzeln, war sein liebstes Spiel.
Ich sprach: In diesem freundlichen Gelasse
erwarten dich der wahren Freuden viel,
und mit den Musen selbst wirst du verkehren
so frei, als ob sie deine Schwestern wären.

Das Auge floß dem herzlichen Gesellen,
sobald er dies Versprechen ganz begriff.
Er trank wohl kaum von den kastal'schen Quellen
auf Erden, ob er gleich den Becher griff,
voll heißen Durstes, oft, nach ihren Wellen.
Hier oben aber, auf dem stillen Kliff,
auf dessen Porphyr heiß die Sonne glühte,
ward sein, worum er sich umsonst einst mühte.

Er fühlte das und war drum gleich zu Hause
hier oben, machte sich's sofort bequem.
„Tritt", sprach er, „nur herein in meine Klause,
du bist willkommen, bist mir angenehm."
Aus Tiefen drang der Brandung dumpf Gebrause,
und Marys Vögel kreisten über dem.
Am Felsen sprangen, weiß wie sie, die Schäume,
die See war grün, wie maiengrüne Bäume.

Wie lange denkst du, fragt ich, hier zu wohnen?
Er seufzte: „Recht, auch hier herrscht noch die Zeit.
Nun, was an mir liegt," fuhr er fort, „Äonen,
denn hier ist meiner Art Genügsamkeit
genug getan, ich frage nichts nach Tronen.
Mein Blick ist weltenweit, mein Herz befreit,
und beide gleich teilhaftig auch der Enge.
Das ist's, was mich beglücket auf die Länge."

Digitized by Google

Ich brauche dir, so sprach ich, kaum zu sagen,
welch neuer Kräfte Spiel allhier dich trägt.
Dich übern Rand des Kliffs hinauszuwagen,
ist hier kein Wagnis. Was die Dichtung pflegt
zu tun, auch wohl bereits in Erdentagen,
das ist Gewohnheit hier, die jeder pflegt.
Du hast wohl Fische hinter Glas gesehen,
und wie sie schwebend auf und nieder gehen.

Sie können es, die Flossen kaum bewegend,
nach vorwärts hin, nach rückwärts, ohne Pfad,
in jeder Höh beliebig still sich legend,
dem Element vermählt, dem sel'gen Bad.
Auch dir ist's nun verliehn: den Wunsch nur hegend,
bewegst du mühlos dich auf jedem Grad
der Höh'n und Tiefen in der Aerosphäre,
obgleich noch dienstbar dem Gesetz der Schwere.

Er nickte, so, als spräch ich längst Vertrautes,
und sprach: „Erkenntnis ward mir schon zuteil.
Sie floß mir zu im Klange jedes Lautes.
Wie seltsam doch; das neugeschenkte Heil
ist ein auf altem Grunde auferbautes."
Wie meinst du das? so fragt ich. Er drauf: „Weil
wir beide doch das neue Sein beginnen
mit unsern alten, wenn auch höh'ren Sinnen."

Denn Gott sei Dank, ich fühle, schmecke, rieche,
die Weite loht in meiner Augen Licht.
Und, gleichviel, was da fliege oder krieche
Um Leukes Klippen, es entgeht ihm nicht.
Und auch mein Ohr genießt das wonnigliche
Geräusch: Musik, die voll aus allem spricht.
Musik des Meers, der Luft, der stummen Dinge:
ein Chor, in dem auch ich in Kürze singe.

O Seligkeit, wohl ist es zum Erstaunen,
beinah ist alles hier, als wie bei uns.
Gerölle, Falter, wunderlichste Launen
der großen Mutter Erd und ihres Tuns.

Digitized by Google

Offnes Geheimnis, trotzdem doch das Raunen,
dicht neben mir, des alten Rätselbrunns.
Dies sucht ich, grade dies: für das Genommne
nur wiederum das Selig-Unvollkommne.

Und wären hier drei Sonnen, ist doch Schlummer
auch hier gewährt, dem, der zu lang gewacht.
Auch wird mir niemand nehmen süßen Kummer,
der noch so glühe Himmel, nicht die Nacht.
Allein genug, ich rede wie ein Stummer.
So scheint mir denn, ich bin zum Herrn gemacht
von dem, als dessen Knecht ich einst geboren.
Doch ging davon kein Tüttelchen verloren."

Was denkst du nun hier hüben zu verrichten,
auf den erhaben-lichten Ort verbannt? —
„Verbannung nennst du's, ich jedoch mit nichten,
denn grade dies umgrenzte Inselland
zwingt meine Brust zu grenzenlosem Dichten.
Mein Genius, ich spüre seine Hand,
zeigt mir, auch nahes Gold genug zu schürfen.
Es schwillt mein Herz von köstlichen Entwürfen."

So ist es, sagt ich, doch nun sei geladen
zu dieses Augenblicks Glückseligkeit.
Die Sonne sticht. Komm mit und laß uns baden
in einer Grotte, drin Verlassenheit
beschützt die sel'gen Spiele der Najaden.
Ein weißer Vogel rief: ich bin bereit.
Man weiß ja, welche Seele ihn entsandte,
und wie sein kleines Herz in Liebe brannte.

Und von dem Rand des Abgrunds traten beide,
ich und der neue, sel'ge Eremit,
ins Nichts, das ich in nichts mehr unterscheide
von höchster Wonne, himmlischem Gebiet.
Wer, so wie wir, schwebt, weiß nichts mehr von Neide,
ob es ihn aufwärts oder abwärts zieht.
Wir streiften bald des Meeres grüne Gärten,
und Silberschaum umrauschte unsre Fährten.

Digitized by Google

Und Marys Möwe hatte bald gefunden
das Felsentor der Grotte von Azur.
Ihr Silber war sogleich darin verschwunden.
Wir folgten ihr, gleichwie an goldner Schnur.
Jäh war von oben alles Licht verschwunden,
ein blauer Himmel wogte unten nur.
Sein Blau, vergeblich ist's, von ihm zu sagen,
ihr mögt Laurin, den König, drum befragen.

Der Grottenherrscher zeigt euch wohl im Eise
der Gletscher solches niegeseh'ne Licht.
Er führt euch wohl auf unterird'scher Reise
an Zauberseen, wo es nicht gebricht
dies Element, das ich vergeblich preise,
weil doch das Auge, das es sah, nicht spricht.
Wir waren drin nur bis zum Kinn versunken,
zwei sel'ge Schwimmer, und doch ganz ertrunken.

Wie überselig, rief ich, sind wir beide,
gewürdigt solchen urgesunden Seins,
in solchem Bade, solcher Sinnenweide,
in frischen Fluten blauen Himmelsweins
uns wälzend. Spreche niemand mehr von Leide.
Wann litt ich jemals? Nein, ich kenne keins.
In Himmeln wühl ich, wühle in Geschmeiden,
und du: Laurinens Schatz gehört uns beiden.

Es sprach der Freund: „O Liebster, ich verstehe,
was unaussprechlich Neues uns geschieht.
Obgleich ich dies zum ersten Mal nicht sehe,
ist's dennoch neuerschlossenes Gebiet.
Ich selbst, erneut vom Scheitel bis zur Zehe,
begreife trunken, wie der Tod erzieht.
Er lehrt den Auferstandnen neu begreifen
und alter Sinne Blindheit abzustreifen."

Er lachte laut ein hell tritonisch Lachen,
daß, wie von Muschelruf, die Höhlung scholl.
Von draußen schien ein Echo zu erwachen,
allein es schwieg nicht mehr. Dazu Geroll

Digitized by Google

von Paukenwirbeln. Hörst du, dies sind Bacchen,
rief ich, Freund, dein Trompeten macht sie toll.
Es brennen hier auf dieser Inselseite,
so tags wie nachts, dem Bacchos Opferscheite.

Und du hast recht, so sprach ich fort und streckte,
wie Schwimmer müssen, Arm und Beine froh.
Was immer unsre Sinne auch erweckte,
gewiß ist: keiner je beschenkte so
im Leben uns mit dem, was er entdeckte,
was je er damals bot, ich nenn es roh,
mit dem verglichen, was sie heut an Wonnen
uns geben. Freund, wir sind der Nacht entronnen.

Indem wir noch so hin und wider sprachen,
erklangen Stimmen, und es kam vom Meer
und glitt durchs Felsentor herein ein Nachen.
Von Jünglingsjugendblüte war er schwer.
Der vorne stand, und dessen Augen brachen
fast vor Entzückungen: wer war es, wer?
Wer anders sollt es sein, als du, mein Bruder.
Willkommen, schwarzes Boot, mit goldnem Ruder.

Wie jung du warst: ich schätzte siebzehn Lenze.
Was war es für ein göttliches Getränk,
das du emporhieltst? „Bruder, ich kredenze,"
sprachst du, „in mir, dem Gotte das Geschenk."
Er trug, wie alle andern Brombeerkränze,
den Kranz, und einen Goldreif ums Gelenk.
Nie sah ich Jünglingsglieder überstrahlen,
wie seine, selbst den Glanz von goldnen Schalen.

Solch ein Gefäß trug jeder der Verzückten,
mit Purpur angefüllt fast bis zum Rand.
„Ich kenne euch sehr wohl, ihr Kranzgeschmückten",
rief nun mein Freund. Und blauen Funkenbrand
warf er nach ihnen. „Herrlich, ihr Verrückten,
ihr Seher aus dem deutschen Griechenland,
erscheinet hier bei uns zu rechter Stunde."
Da lachten alle auf aus einem Munde.

Digitized by Google

Ich sprach: Dacht ich es doch, ihr wart im Leben
ja halb schon, ihr glücksel'gen Schwärmer, hier.
Ihr mögt uns nun in eure Barke heben. —
Sie riefen fröhlich: „Dazu kamen wir."
Und es geschieht: wir glühn von neuem Leben,
begrüßen uns mit du und dein und dir.
Ein Boot voll sel'gen Jauchzens treibt im Kreise,
dazu erklingen Zithern, süß und leise.

Und meinen Bruder hielt ich lang am Herzen,
daß Jugendlust in Jugendwonne drang
und die Erinnerung vergangner Schmerzen
vom Jubelruf des Glückes widerklang.
Wir überboten uns in alten Scherzen,
nicht mehr erneut ein halb Jahrhundert lang.
Der Jugend heiße Pulse hüpften wieder
durch unsre Seelen und erneuten Glieder.

Ich sagte: Da ihr hier seit langem wohnet,
so gebt, Halbgötter ihr, vorerst Bericht,
ob auf der Insel wer als Herrscher tronet.
Man rief: „Du bist es selbst und weißt es nicht.
Dein Regiment wird dankbar nun belohnet,
wir segnen deine Schöpfung, dein Gedicht."
Da blitzten, liebevoll, die Augen allen,
und goldne Schalen klangen an, metallen.

Ich rief: Der Herrschaft will ich mich entschlagen,
ihr Jünglinge: denkt etwa, daß ich schlief,
und daß ich nun, in meinen alten Tagen,
euch neue Untertanen einberief,
um euch nach meinem Reiche auszufragen,
das ich noch nie, so alt ich bin, durchlief.
Vielleicht auch hab ich es dereinst durchmessen
und nur, nach langem Schlaf, darauf vergessen.

„Nun, Lieber," sprach mein Bruder, „du erkennest
in Leuke wohl das Eiland, dem verwandt,
das Capri heißt: und wenn du Capri nennest,
ist's unsrer Bruderliebe Jugendland.

Digitized by Google

Wenn du dies Jugendland von Leuke trennest,
bleibt hier nur leerer Fels und Wüstensand.
Jetzt aber ist's mit Leuke ganz vermählet,
so daß, wer eines wählet, beide wählet.

Dies klingt wohl dunkel, doch wie sollte einer
auf Leuke seinen Bruder nicht verstehn.
Wir landeten auf Capri einst, um reiner
ein himmlisch Leuke über uns zu sehn,
in dies erhoben nun, unendlich feiner
begabt und mit unendlichem Verstehn.
Siehst du Caprea, tief, im Golfe liegen,
die Sphinx, die unsrer Jugend nicht geschwiegen?"

Ich sah hinab ins Einst, wie er mich lehrte.
Ich sah Caprea, wie, begreift ihr kaum.
Und als mein Blick zu Leuke wiederkehrte,
ward alles schwer von unserm Jugendtraum.
O, wie auf einmal uns am Herzen zehrte
das Eiland, das da unten lag im Raum
und an uns sog, als müßten wir von hinnen,
dort nochmals unser Leben zu beginnen.

War dies Beginn, wonach wir nun uns sehnten,
als nach des Glückes allerhöchstem Grat? —
wo unsre Pulse hüpfend hofften, wähnten,
in Ahnung eines Tags und einer Tat? —
in Ahnung nur, denn ob Entwürfe dehnten
die Brust zum Springen uns, fern war die Mahd.
Nicht konnte reifen solche Saat auf Erden,
sie mußte taub vom Halm geschnitten werden.

O wehe uns, so wollt ich eben klagen.
Da senkte, flatternd, sich auf meinen Arm
ein Bote Marys, Silberflügel schlagen,
und ein Gedanke macht mich froh und warm.
Die heut hier Herrin ist, in alten Tagen,
auf Capri schon, betreute dich ihr Schwarm
von Boten, Tauben, liebenden Gedanken.
Noch hast du gleiche Wonnen ihr zu danken.

Digitized by Google

Ihr Freunde, fülle jeder seine Schale:
mit Andacht führe jeder sie zum Mund
und trinke, so, als wär's aus heil'gem Grale.
Ihr gilt es, Jünglinge, die unsern Bund
in Gnaden segnet mit der Liebe Strahle.
Da wußte jeder, wen ich meinte, und
sie tranken ernst, vergessen war das Scherzen,
und jeder hatte Marys Bild im Herzen.

Und jeder wußte, daß, die Leukes Schatten
das Leben gab, allein nur Mary war.
Sie war die große Mutter dieser Matten
und Triften. Sie nur trug im schwarzen Haar
die Inselkrone, frei, und ohne Gatten,
als Mutter-Königin. Man fühlte klar:
uneingeschränkt-allmächtig war ihr Walten
auf Leuke, über Namen und Gestalten.

Und plötzlich, als wir alle so versunken
noch standen, deren in der blauen Nacht
gedenkend, der zu Ehren wir getrunken,
entglomm ein Punkt im fernen Grottenschacht
türkisen auf. Kaum daß den blauen Funken
wir leuchten sahn in ungekannter Pracht,
da wußten wir, in welchem Heiligtume
wir waren, alles rief: „Die Blaue-Blume!"

Und allsogleich fing in uns an ein Singen
von selbst, und Klang entströmte jeder Brust.
Es war ein überweltliches Durchdringen.
Wir glichen Opfern einer Himmelslust.
Unmöglich, solche Wonnen zu bezwingen
den Willenlosen, schmerzlich fast, bewußt,
doch selig schauernd, wissend, was beginne,
ward jeder sich der Gnadenstunde inne.

Es klang aus uns: nur dich zu benedeien,
sei auf dem Wundereiland uns Beruf.
Und, nach und nach, zu deinen höchsten Weihen
führt Tempeldienst und Klosterglockenruf.

Digitized by Google

Dein Dienst allein soll wachsen und gedeihen.
Und alles, was das blaue Wunder schuf,
hier widerfahre Andacht ihm und Pflege,
auf dieser Insel heiligem Gehege.

So ward im Innern uns ein neuer Glaube
geboren. — Ach, wie war ich glaubenslos.
Im Blumentempel eine weiße Taube
leichtflatternd schwebte, wie in seinem Schoß
geboren. Von dem goldnen Lorbeerlaube
in ihren Krallen schoß ein Glanz, so groß,
daß ich nicht leicht es fand, bei solchem Brennen
den Boten Marys wiederzuerkennen.

Wir müssen an der Träume Wahrheit glauben,
um solchem Zauber ins Gesicht zu sehn.
Jetzt drang herein vom Meer Tritonenschnauben,
und von Sirenenklängen schien's ein Wehn.
Wir sahn Delphine blitzschnell einwärts schrauben
den Leib und unter uns im Kreise gehn.
Und endlich ritt auf einem solchen Tiere
Nerites ein, der Nereus-Kinder Ziere.

Der Knabedämon sprach: „Ihr habt gefunden,
was uns und euch in einem Dienst vereint,
und auch in einer Welt hat's uns verbunden.
Mein Vater Nereus hat das auch gemeint,
der Meergreis läßt es euch durch mich bekunden.
Genug für heut des Segens, wie mir scheint.
Und nun besteigt die starken Wellenrosse
sogleich, ein Bein je hinter einer Flosse."

Hei, wie wir alle aus der Höhlung glitten,
selig erblindend fast in Tagesglut.
Die Freunde riefen: „Wahrlich, gut beritten
sind wir Poeten." Doch es kostet Mut,
gab ich zurück. Wir stäubten, wie auf Schlitten,
dahin ums Inselreich auf grüner Flut.
Tollselig war die wilde Kavalkade,
vom Ufer spähte Nymphe und Najade.

Digitized by Google

Und alle Nereus-Töchter um uns tollten,
es waren ihrer fünfzig, schaumgelockt.
Sie lachten, daß die Felsen widergröllten,
so oft ein Roß den Reiter abgebockt,
dagegen sie freigebig Beifall zollten
jedwedem, der wie angegossen hockt
im Schwanken so und so, im Flutgezische,
auf seinem Flügelroß . . . nein, Flügelfische.

Und viele Grotten gab es, gleich der blauen,
rings in der Küste: lachend aus und ein
ging unser Ritt, gefolgt von Meeresfrauen.
Bald schien die Kavalkade mir zu klein
jedoch, und ich begann, mich umzuschauen.
Wie, sollte etwa doch ertrunken sein
der ein und andre? Weit gefehlt: sie waren
vielleicht ertrunken, doch in Nixenhaaren.

Und die, mit mir, die Rechte an der Flosse
des glatten Ungeheuers, das mich trug,
hielt gleichen Schritt mit diesem Wellenrosse.
Allmählich ward es wie ein Hochzeitsflug
und Nereus' Tochter übte manche Posse,
bis sie dann hinter mir auf glatten Bug
sich jauchzend aufgeschwungen des Delphines,
ihn leitend nach geheimem Ziele, schien es.

Wie könnt ich wohl von solchem Ritt erzählen
und allen sel'gen Buchten von Azur,
und welche Erdensprache sollt ich wählen,
wenn nicht Musik, zu folgen unsrer Spur.
Die Meerfrau sprach: „Bevor wir uns vermählen,
denn wir vermählen uns mit Menschen nur,
die wir zu unsrer Wonne Kraft erhoben,
mußt du, als ihr Gefäß, dich erst erproben."

Und unter Küsten, drauf die Griechenstädte
erglänzten, rauschten selig wir dahin.
O Syrakus, wer dich geahnet hätte!
Dich nur zu ahnen, fehlt uns heut der Sinn.

Digitized by Google

Wir wogten unter dir im Flutenbette,
die Arme ring' ich staunend zu dir hin,
du Götterstadt: denn sel'ge Götter tronen
seh ich in dir, fast mehr, als Menschen wohnen.

O Griechen, wieviel wundervolle Künste
in Erz und Marmor übte eure Hand.
Der Schönheit Glanz besiegte Fieberdünste.
Ihr teiltet mit den Himmlischen das Land.
Auf jeder Münze, die der Prägstock münzte,
der Gott, die Göttin ihren Spiegel fand.
Und hatte wer ein Weizenbrot zu zahlen,
die Gottheit blitzte auf mit sel'gen Strahlen.

Nun aber unaufhaltsam überfangen
ward meine Brust von einem jähen Gram.
Und auch der Meerfrau tiefe Seufzer drangen
zu mir. Was war's, was uns die Freude nahm?
Des Krieges Fackeln, der Medusa Schlangen,
sie wüteten auch hier, und ohne Scham
zerstampfte Menschenfuß in blindem Wüten
des Menschengeistes allerschönste Blüten.

Und Lasten schleppten nordwärts Räuberkiele
von erznen Göttern. Den Olymp verstaut
im Schiffsraum und geschleppt nach jenem Ziele,
das sich um sieben Hügel auferbaut.
Zum Meeresgrunde freilich sanken viele,
und wer vom Borde träumend niederschaut,
dem wird es silbern aus dem Grunde blinken,
gestürzter Götter stillvergeßnes Winken.

Auch uns geschah's. Die Meerfrau tauchte nieder,
wo, fast verschüttet von dem Tiefensand,
Pindar-besungnen Siegers Silberglieder
aufglänzten, Silberstirn und Silberhand.
Sie kehrte kreischend aus der Tiefe wieder
und beide wir zurück zu Leukes Strand.
Denn ängstlich kreisten um uns Marys Tauben,
die Mutter schien an meine Flucht zu glauben.

Digitized by Google

Zurück, zurück an deine sichren Borde,
Leuke, Sireneneiland, Capri du!
Schon hauchen außerirdische Akkorde
uns von den steilen Küsten selig zu.
Und von Kentauren eine kleine Horde
sprengt an, bis wo wir landen, da im Nu.
Sie wechseln miteinander Griechenlaute
und mit der Nixe, die mein Rößlein kraute.

Hinweg der Spuk. Mein Bruder war gekommen,
ich nenn ihn Hyppatos. Er trat heran,
und beide wurden wir emporgenommen,
wo tiefe Stille goldne Fäden spann.
Die Hitze machte alles rings verschwommen,
Zikadenlaute schrillten dann und wann.
Es war dem Ohr dasselbige Geflimme,
wie Licht dem Auge: gleichsam Lichtes Stimme.

Und weit und weit rings dehnte fort das Blaue
sich doppelt, so in Tiefen, wie in Höhn.
Mein Bruder sprach: „Wohin ich immer schaue,
in uns und um uns, hier ist alles schön.“ —
Ein Diamantblitz kam von seiner Braue.
Und zweier Flügel brausendes Getön
schoß her, umkreiste uns mit feinem Singen,
mit einem Band uns gleichsam zu umschlingen.

Kein Zweifel, wer den Boten uns gesendet,
den dreimal-heil'gen, friedevollen Geist.
Wir wissen, was die Gnadenmutter spendet,
die ja die Mutter aller Gnaden heißt.
Auf ewig ist der Bruderzwist beendet.
Hyppatos sprach: „Ich weiß, was du nicht weißt.
Du saßest auf der Insel Herrschertrone
als erster Grieche einst, du bist Telone.

Wie hast du jetzt den Weg zurückgefunden
und mich, zugleich mit dir, ins Licht gebracht?“ —
Ich sprach: Es brachen süße Liebeswunden
auf vor Laurinens Abendrosenpracht.

Digitized by Google

Da hab ich einen Nachen losgebunden,
den Zauber trägt und Zauber überdacht,
und konnte dich hierher, von Marys Gnaden
ein Herrscher, ebenfalls zu Gaste laden.

Im Mittag feilten immer noch die Grillen
auf unsrer nackten Felsenhöhe Glut.
Er sprach: „Sie singen hier um unsretwillen,
wie wir, einst Menschen, Blut von unserm Blut.
Eh' Musen waren, fühlten sie entquillen
sich selbst Gesang, und der Begeistrung Flut
entstieg so unaufhaltsam ihren Kehlen,
drin zu verbluten schienen ihre Seelen.

Da war kein Halt, kein Halten. Jedes Schweigen
war ein Verlust an seligstem Genuß.
Sie aßen, tranken nicht, um nur zu geigen.
So starben sie bei sel'gem Überfluß.
Doch merkten sie es nicht, und das war eigen.
Und fortzusingen ohne Überdruß
gab ihnen Zeus mit seiner Allmacht Winke,
auf daß auch er an Tönen satt sich trinke."

So macht uns guten Leumund, heiße Seelen,
sprach ich, bei den Erlauchten, bei den neun.
Drauf Hyppathos: „Es sollte wohl nicht fehlen,
wir haben, wie ich meine, nichts zu scheun.
Was sollten wir Begeisterten verhehlen!
was hier auf Leukes Felsen wohl bereun?
Im Dienst der Musen geben wir den Grillen
nichts nach, die hier im heißen Mittag schrillen.

Wer war der Jüngling, der mich nun begrüßte?
Schon sprach er: „Midas bin ich, Marys Sproß."
Mir war, als ob ich eine andre wüßte,
die ebenfalls ihr Leben in ihn goß,
und gleich darauf, als ob mich jene küßte,
so daß ein Zittern in die Brust mir schoß,
als dränge hier aus einer andern Sphäre
ein neues Etwas, noch voll Erdenschwere.

Digitized by Google

„Ich bin dein Sohn", spricht Midas, „und der großen
Allmutter, die aus Isis-Brüsten stillt
mit Mohnsaft dich und mich, und die aus Schoßen
des Lebens, immer lebend, überquillt.
Auch deine Seele möge nicht verstoßen,
was etwa drüben mehr, als hüben gilt
und etwa noch nicht ganz von Schlacken frei ist,
wenn nur ein Körnlein attisch Salz dabei ist.

Ich sah das Licht von deinem Rosengarten,
und da ich blutsverwandt bin mit Laurin,
mit gleichen Rosengärten aufzuwarten
in Makedonien wohl fähig bin,
so gib mir Bürgerrecht im Offenbarten,
ich füge mich von Herzen deinem Sinn.
Nicht ärgre dich an meinen Eselsohren,
ich bin trotzdem ein König, hochgeboren.

Ich trage sie, weil ich verkehrt entschieden
den Sänger-Wettstreit: Marsyas — Apoll,
und auch als Priester dessen, der, beschieden
von dir nach Leuke, nun erscheinen soll."
Er nahte mit gesenkten Augenliden,
langsam und schwer, der Gott, des Weines voll.
Mit schwarzen Trauben tief das Haupt verhangen,
um die Gelenke klirrten goldne Spangen.

Wir bebten, ihn zu schaun. Im Schauen, beben
fühlt ich die Knie. Sein Blick war sel'ge Wut.
Auf nackte Schultern floß das Grün von Reben,
rot troff der Bartflaum ihm von Rebenflut.
Machtvolle Glieder pulsten warm von Leben.
Wie ward uns da so eigen fremd zumut,
als nun des Götterweichlings Fuß die Treppe
erstieg, als ob er eine Kugel schleppe.

Wie aber malen ihn, der, so athletisch,
als aphrodisisch blühend, seinen Arm
emporhielt, mit der weichen Hand magnetisch
gefesselt an die Schale, sonnenwarm?

Digitized by Google

wie schildern, was ihm nachdrang, und frenetisch
tobte sein Lob, der Bacchen tollen Schwarm?
der, mit dem trunknen Gotte an der Spitze,
geboren schien aus Glanz der Mittagshitze.

O du, Dionysos, dich aufzusaugen,
du namenlosen Schicksals Träger, nie
satt werden sie, ermüden meine Augen.
Wie kam es doch, daß meine Seele schrie
und meine Wangen beizten salz'ge Laugen?
Und auch mein Bruder weinte: „Sieh, o sieh!
Der Wollust Herrscher und des Überflusses,
selbst übersättigt, Knecht nun des Genusses."

Mit Inbrunst lächelnd und mit jenem Grinsen,
das bittre Ohnmacht geisterfahl bekennt,
schritt er. Die Linke hielt ein Büschel Binsen.
Wer ahnt die Lust, die Qual, die in ihm brennt?
Er trägt sie schweigend hin mit schielem Blinsen,
vereinsamt, von der Bacchen Schar getrennt.
Ihr Paukendonner klingt wie dumpfe Trauer
im Zug des Todes. Und mich fassen Schauer.

Was packt mich jäh und macht mein Herze stocken?
Mich trifft auf einmal ein vergeßner Laut.
Erzmünde hauchen durch des Gottes Locken.
Die Kathedrale, auf dem Fels erbaut,
die fast vergeßne, schwingt die mächt'gen Glocken.
Im Klange zuckt des Gottes weiße Haut.
Er blickt dorthin, von wo die Klänge fluten,
und seine Seite tropft, fängt an zu bluten.

Ein klagend Aufschaun scheinet uns zu gelten.
„Ihr wißt, die Kathedrale wartet mein.
Ich, eingekerkert in die Leidenswelten,
betrete nun dies heil'ge Grab von Stein.
Dies ist mein Los. Euch soll es nicht erkälten,
denn morgen werd' ich auferstanden sein.
Und werd' ich heute auch ans Kreuz geschlagen,
schon morgen muß ich selbst es wieder tragen."

Digitized by Google

Wie kam es, daß ich jetzt es erst gewahrte,
des Zweigebornen buntes Luchsgespann?
Erknisternd in dem salbenduft'gen Barte,
besteigt's der Gott und zieht den Zügel an.
Die Tiere greinen, und auf einmal scharte
Bacchant, Satyr, Silen sich um und an
und nahm den Weg hinüber zu den Türmen
des Doms: sogleich begannen sie zu stürmen.

Und weit erschallt des Tales grüne Mulde:
„Lyäos, Bromios, Vater Eleleus!"
Und so, als ob der Gott nichts Stummes dulde,
schrie jedes Blatt: „Evoë, trunkner Zeus!
Kein Staubkorn, das dir nicht Verehrung schulde,
du Spender jenes seligen Gebräus,
das, Chaos schaffend und aus ihm erweckend
Allicht, aufgährt, den Schwächling niederstreckend.

Du trägst ein schläfrig Meer in deinem Leibe,
Jakios, aus dem sich tausendfach gebiert,
was irgend sich gebiert aus Mann und Weibe.
Wer drin nicht badet, Jakios, der verliert,
was er besitzt. Der Zweigeborne schreibe,
von dir begeistert, welche Macht es ziert.
Wer offnen Auges sich hineinzutauchen
entschließt, er lernt sein innres Auge brauchen.

Er wird zum Seher." — Bin ich's, der gemeinet
von diesen Rufern? Sei es, wie es sei.
Der meinen weißen Scheitel noch bescheinet,
Apoll, er hat erweckt mir dies Geschrei.
Und wenn es Wein ist, was die Traube weinet,
von Wein und Weinen weiß ich. Beiderlei
ist in dem Rausche, wenn der großen Leere
wir tief enttauchen in die bacch'schen Meere.

Und wenn sie wogen, wenn sie rollend schäumen,
Geysire schießen auf zum Himmelsrand.
Sie rauben, zischend, Paradieses Bäumen
die Frucht. Der Flut entdonnert Feuerbrand.

Digitized by Google

Furchtbarste Wahrheit glauben wir zu träumen.
Und trotzdem füllen Wunder unsre Hand,
die allersüßesten bei jedem Griffe,
und heiße Wollust trieft von jedem Riffe.

Soeben schwindet in des Münsters Höhle
das Luchsgespann, der Gott mitsamt dem Schwarm
und seinem rasend-trunkenen Gegröle.
Sogleich berührt mein Bruder meinen Arm.
„Er ist gesalbt mit einem andren Öle,
als der dort drinnen hängt in Not und Harm.
Was wird geschehn, wenn beide sich vermischen?
Schon ahn ich Höllenbrand durchs Sparrwerk zischen."

Ich dachte, wenn wir davon etwas wüßten!
Schon hing ein Bote Marys mir am Mund,
und ich genoß Belehrung dieses Mysten:
„Medusas Blick versteinte diesen Bund."
Ein Wunder zu erleben, uns zu rüsten,
empfahl uns Mary. Ach, es ward uns kund,
mit einem Male, als den Dom zersprengte
ein Flügelroß und sich zum Lichte drängte.

Wie lange sahn wir Rosse nicht mehr fliegen
in unsrer ausgedörrten Menschenwelt!
Und dieses Roß, wer hätte es bestiegen
und wäre nicht im jähen Sturz zerschellt,
wie Ikarus. Ich aber will's besiegen.
Wer ist der Reiter, der die Leier hält?
Ist es Appoll? Bin ich's? — Im Licht verwehen
wir schon, gleichviel, wer immer! und vergehen.

Digitized by Google

KRISE DER WELTANSCHAUUNG*

von

RICHARD N. COUDENHOVE-KALERGI

1. Christliche Weltanschauung

Europas letzte große Weltanschauung war die christliche. Sie beherrschte das Mittelalter, schuf die Gotik. Ihren gewaltigsten philosophischen Ausdruck fand sie in Thomas von Aquino, ihren erhabensten dichterischen Verkünder in Dante.

Diese christliche Weltanschauung hatte unverrückbare, feststehende Wertbegriffe, die, durch Vermittlung der Bibel und Kirche, von Gott selbst geprägt waren. Über ihre Interpretation konnten Meinungsverschiedenheiten herrschen, über ihre Geltung nicht.

Die christliche Ethik wurzelt in der christlichen Dogmatik; diese wieder stützte sich auf das aristotelische Weltbild, das sich die Kirche zum Fundament ihrer Weltanschauung zurechtgezimmert hatte.

Sittenlehre, Religion und Wissenschaft bildeten im Mittelalter einen einheitlichen Komplex. Der mittelalterliche Mensch stand im Mittelpunkte seiner Welt, in engster Fühlung mit Gott: zwischen Himmel und Hölle, bedroht vom Satan, verraten von Adam, erlöst durch Christus. Gott und der Teufel, Himmel und Hölle, Gnade und Sünde waren für ihn ebensolche Realitäten, wie etwa für den modernen Menschen Gravitation oder Elektrizität.

Die christliche Sittenlehre war kosmisch verankert, war ein integrierender Bestandteil der göttlichen Weltordnung und bestimmte das persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott.

Wer es im Mittelalter wagte, an die Grundlagen des christlichen Systems zu rühren, mußte von dessen Hütern als Überhochverräter betrachtet werden: denn er bedrohte das geistige, moralische und materielle Fundament der Kultur. Als Feind der Gesellschaft wurde er mit seinen verbrecherischen Werken verbrannt.

2. Zusammenbruch des Christentums

Auf die Dauer erwiesen sich aber alle Vorsichtsmaßregeln der Kirche außerstande, den Zusammenbruch der mittelalterlichen Weltanschauung aufrechtzuerhalten.

Kopernikus schlug die erste entscheidende Bresche ins aristotelische Weltbild: rückte die Erde und mit ihr die Menschheit aus dem Mittel-

* Vorabdruck aus dem gleichnamigen Buche (Paneuropa-Verlag, Wien).

1923

Digitized by Google

punkt der Welt in deren Peripherie. So wandelten sich die Geschicke der Menschheit aus einer kosmischen in eine soziale Angelegenheit; Menschheit und Politik rückten in den Vordergrund, Gott und Religion in den Hintergrund des öffentlichen Interesses.

Das Zerstörungswerk am christlichen Weltbilde, das Kopernikus begonnen hatte, wurde in den folgenden Jahrhunderten von der Naturwissenschaft und Geschichtsforschung fortgeführt. Kant stürzte die Gottesbeweise, Darwin die Schöpfungsgeschichte, Bibelkritik und Archäologie den Inspirationsglauben.

Die christliche Lehre, die durch Jahrhunderte als unumstößliche Wahrheit gegolten hatte, erschien im Lichte der Wissenschaft als Geschichtsfälschung und Aberglaube. Das wissenschaftliche und das religiöse Weltbild, die im Mittelalter identisch gewesen waren, gerieten in der Neuzeit zueinander in unüberbrückbaren Gegensatz.

Der gebildete Europäer sieht sich vor die Alternative gestellt, entweder die moderne Wissenschaft zu verleugnen oder die christliche Religion, und ergreift, in seiner überwältigenden Mehrheit, die Partei der Wissenschaft.

Europas Abfall vom Christentume vollzog sich in Etappen: erst erfolgte die Abkehr von der Kirche (Reformation); dann die Abkehr vom Dogma (Aufklärung); dann die Abkehr von Gott (Materialismus); schließlich die Abkehr von der Moral (Zynismus).

Jede dieser Etappen war die konsequente Fortführung der vorhergegangenen. Die Wissenschaft hatte die Grundlagen des christlichen Weltbildes zerstört; nun mußte mit mathematischer Sicherheit das ganze Gebäude christlicher Glaubens- und Sittenlehre einstürzen.

3. Aufklärung

Die entscheidende Phase des Zusammenbruchs der christlichen Weltanschauung war die Aufklärung.

Ihre Verkünder lebten im Wahne, den christlichen Glauben vernichten zu können, ohne die christliche Ethik zu schädigen; sie bekämpften das theoretische Christentum, während sie gleichzeitig das praktische predigten. Und bedachten nicht, daß Glaubens- und Sittenlehre des Christentums so untrennbar miteinander verwachsen waren, daß dem Absterben der einen unweigerlich das Ende der anderen folgen müßte.

Die Aufklärer handelten inkonsequent: sie wollten die Grundmauern eines geschlossenen Kulturbaues zerstören, aber dessen Dach erhalten;

Digitized by Google

wollten sich an einem Aste des Baumes festklammern, dessen Stamm sie durchsägten. Sie säten allgemeinen Unglauben und hofften, aus dieser Saat der Skepsis Gottesglauben und Ethik ernten zu können. Sie forderten von ihren irreligiösen Anhängern die christlichen Tugenden, ohne diese entwurzelte Forderung irgendwie rechtfertigen zu können. Auf die Wolken ihrer skeptischen Welteinstellung wollten sie das ethische Gebäude verpflanzen, das bis dahin auf dem Felsen christlicher Dogmatik geruht hatte.

Die göttliche Autorität der Ethik wollten sie durch menschliche Autorität ersetzen, Himmel und Hölle durch das Gewissen. Und während sie in Religion, Politik und Wissenschaft den Autoritätsglauben untergruben, ließen sie der Ethik als einziges Fundament Autorität und Tradition zurück.

Der Mensch verlor den Zusammenhang mit dem Kosmos, den Zusammenhang mit Gott. Die Menschheit wurde der Menschheit zum Götzen proklamiert: von diesem universalen Egoismus einer nur sich selbst liebenden Menschheit führte nur ein Schritt zum privaten Egoismus nur sich selbst liebender Menschen.

Die Aufklärung hat ihre Ziele nicht erreicht. Die Aufgeklärten dachten logischer, als die Aufklärer es erwartet hatten; sie schlossen: wo es kein göttliches Prinzip gibt, gibt es keine Werte; wo es keine Werte gibt, gibt es keine Moral.

Auf den Bankrott des Christentums folgte mit unerbittlicher Logik der Bankrott des Idealismus, auf diesen der Bankrott der Moral.

Europa hat seine Weltanschauung verloren: es dachte ohne eine solche leben zu können. Die Europäer wurden im Religiösen Skeptiker, im Ethischen Zyniker.

Gott starb im Glauben Europas: ihm folgte, in kurzem Abstand, die Moral.

4. Materialismus

Der Materialismus des neunzehnten Jahrhunders hat, plumper und geistloser, das Aufklärungswerk des achtzehnten Jahrhunderts fortgeführt.

Der Materialismus ist die negative Weltanschauung („materialistische Weltanschauung" ist ein innerer Widerspruch: alle Weltanschauung ist idealistisch); ihr entspricht praktisch ein egoistischer Hedonismus als negative Ethik. Die Materie blieb einzige Realität, die eigene Lust einziger Wert.

Gott und Seele, die einzigen Pfeiler christlicher Weltanschauung,

Digitized by Google

die von der Philosophie der Aufklärung verschont worden waren, wurden vom Materialismus umgestürzt. Welt und Mensch wurden zu Maschinen.

Unter solchen Voraussetzungen konnte für denkende Menschen von Ethik und Verantwortung ernstlich keine Rede mehr sein. Die Moral wurde zur konventionellen Lüge. Sie sollte dazu dienen, die unwissenden Massen niederzuhalten. Die führenden Klassen forderten Moral und Religiosität von ihren Untergebenen, ohne sich selbst moralisch gebunden zu fühlen, ohne selbst eine Religion anzuerkennen. Schließlich wurde das Christentum Exportartikel für farbige Völker und Werkzeug eines antichristlichen Imperialismus, während es in Europa starb.

Denn die Aufklärungsbewegung ließ sich nicht mehr hemmen oder einschränken; einmal entfesselt, war sie ihren Hütern durchgegangen und spottete nun jeder künstlichen Schranke. Adel und Bürgertum wurden die Geister nicht los, die sie leichtfertig beschworen hatten. Die Aufklärung drang unaufhaltsam ins Volk. Der Volksglaube schwand und mit ihm die Moral. Der Marxismus bekannte sich zum Materialismus und trug ihn in die Massen. Himmel und Erde, Weltbild und Ethik wurden entgöttert. Wie ein Teil der Aufklärer Gott, so sucht ein Teil der Materialisten die Ethik zu retten. Beide Versuche sind auf die Dauer hoffnungslos.

Nichtsdestoweniger verkleideten sich, um ihre Werbekraft zu erhöhen, der materialistische Sozialismus und Kapitalismus ethisch. Die Massen merkten nicht, wie paradox diese Verbrämung einer atheistischen, skeptischen, werteleugnenden Welteinstellung war.

Egoismus in der Maske des Altruismus wurde im privaten wie im politischen Daseinskampf zur wirksamsten Waffe: daher sprach man von Weltanschauungen, wo man Wirtschaftsprogramme meinte; sprach von Idealen und meinte Interessen; sprach von Liebe und meinte Neid; sprach von Geben und meinte Nehmen; sprach von Gerechtigkeit und meinte Macht; sprach von Führung und meinte Ausbeutung; sprach von Freiheit und meinte Anarchie.

Zynische Kapitalisten und zynische Demagogen, Ausbeuter und Verführer teilen sich in der Weltherrschaft. Indessen werden die wahren Idealisten ausgelacht, totgeschwiegen und totgeschlagen. Der Götze der Ausbeuter ist das Geld, der Götze der Demagogen die Macht. Wer oben ist, will seine Stellung durch einen Wall von Leichen sichern — wer unten ist, über einen Berg von Leichen nach oben gelangen.

Digitized by Google

5. Das Chaos

Das politische und wirtschaftliche Chaos, das wir erleben, ist nur die unmittelbare Folge des Zusammenbruches der Moral, die mittelbare Folge des Zusammenbruches der christlichen Weltanschauung.

Aber noch sind wir nicht am Grunde des Inferno angelangt. Schlimmeres steht bevor.

Denn noch sind Millionen Europäer gläubige Christen; und noch lebt in anderen Millionen, die ihren Glauben verloren haben, ein Nachhall christlicher Gesinnung. Noch glaubt die Mehrheit Europas aus Tradition, Gewohnheit oder Suggestion an die ethischen Vorschriften ihrer Eltern und Lehrer. Dieses gebrechliche Fundament aber, auf dem sich, in moderner Verkleidung, der letzte Rest christlicher Ethik erhalten hat, wird in längstens zwei Generationen der Aufklärungsflut zum Opfer fallen.

Tritt dieser Zustand ein, bevor eine neue Weltanschauung und Ethik sich durchsetzt, so wird Europa eine Gesellschaft von Verbrechern sein; von feigen, die geheime, und mutigen, die offene Verbrechen begehen. Sittlichkeit, Selbstlosigkeit und Pflichtgefühl werden als Symptome der Dummheit verhöhnt und verachtet werden, Korruption und Erpressung allgemein sein. Jeder wird lieber stehlen und betrügen als arbeiten. Bevölkerungsziffer und Produktion werden sinken, jeder Kredit aufhören, bis das verfaulte Europa bankrott und in Anarchie als sichere Beute der gelben Rasse zum Opfer fällt, deren religiöse Kultur sie vor dem Sturz ins Wertechaos schützen wird.

Es ist Irrwahn, zu erwarten, daß politisch-wirtschaftliche Reformen und Revolutionen ohne gleichzeitige sittliche Reformation die Zukunft der weißen Menschheit retten könnten. Wird der Kapitalismus abgeschafft, während der Immoralismus bleibt — dann werden eben die Kriege statt um Besitzfragen um Machtfragen geführt, die Verbrechen statt aus Habsucht aus Grausamkeit und Eifersucht begangen werden. Nie können Wirtschaft und Politik die Weltanschauung und Moral sanieren — nur umgekehrt.

Das Übel der Zeit kann nur an seiner Wurzel geheilt werden. Von der geistigen und sittlichen Kraft der weißen Rasse wird es abhängen, ob sie diese ihre schwerste Krise überwinden, oder ob sie ihr zum Opfer fallen wird.

6. Negativität der Aufklärung

Die Katastrophe, die wir erleben und der wir entgegensehen, hat

Digitized by Google

die Aufklärung dadurch am Gewissen, daß sie nur halbe Arbeit geleistet hat, daß sie Fragment blieb.

Sie hat vorbereitet, ohne zu vollenden, sie hat zerstört, ohne aufzubauen. Sie gab sich mit der Vernichtung der christlichen Weltanschauung zufrieden, ohne eine neue an deren Stelle zu setzen. So hat sie, gegen ihren Willen, die Moral Europas zerstört.

Die Aufklärung hat den kritischen Teil ihrer Weltmission erfüllt, den schöpferischen versäumt. Sie hatte Geist — aber es fehlte ihr Genie. Ihr Werk blieb negativ: sie hat Raum geschaffen für einen Neubau der Religion, der Moral, der Kultur, der Gesellschaft. Sie war nicht fruchtbar — aber sie könnte es noch werden, wenn ihre negative Leistung ergänzt wird durch eine positive, wenn über den Trümmern des unzeitgemäßen Christentums eine neue, zeitgemäße Weltanschauung und Kultur sich erheben.

Gelingt Europa dieses Werk, dann war die Aufklärung ein Segen für seine Menschheit; erweist sich Europa aber zu schwach zu so gewaltiger Leistung, dann war die Aufklärung sein Verderben, und es wäre besser daran, wenn es niemals den festen Boden des mittelalterlichen Christentums verlassen hätte.

7. Weg der Rettung

Die größten Geister des neunzehnten Jahrhunderts erkannten die Lebensgefahr, in der Europa schwebte, und suchten nach Mitteln, sie zu bannen.

Zwei Wege schienen sich ihnen zu bieten, die aus dem Chaos der Gegenwart herausführten, diesem Chaos einer halben Aufklärung: der eine Weg wies in die Vergangenheit, der andere in die Zukunft; der eine ist reaktionär, der andere revolutionär.

Der reaktionäre Weg will das Übel der halben Aufklärung aus der Welt schaffen durch die Rückkehr Europas zum Christentum.

Der revolutionäre Weg will dieses Übel überwinden durch den Aufbau einer neuen Weltanschauung, durch Ergänzung der halben Aufklärung zu einer vollen, der kritischen Geistesrevolution zu einer schöpferischen.

Vorkämpfer der reaktionären Stellungnahme zum Kulturproblem waren Tolstoi und Strindberg; Vorkämpfer der revolutionären Stellungnahme Goethe und Nietzsche.

Den Rückweg zum Christentum hat uns die Wissenschaft gesperrt. Kopernikus und Darwin bewachen als Cherubim die Tore des ver-

Digitized by Google

lornen Paradieses mittelalterlicher Gläubigkeit. Der Weg nach Damaskus ist für einzelne noch offen — für die europäische Gemeinschaft bleibt er für immer verschlossen. Denn die Aufklärung hat ihre Aufmarschbrücken zerstört, ihre Schiffe verbrannt; so steht Europa nur noch der zweite Weg offen, der nach vorwärts weist — zum Sieg oder zum Tod.

Hart am Abgrund des Chaos entlang führt dieser steile Pfad, den Goethe und Nietzsche geschritten sind, zu lichteren Höhen heroischer Schönheit.

8. Sokrates

Zwei Jahrtausende vor Europa erlebte Hellas seine Aufklärung: die Sophistik.

Diese griechische Aufklärung war, wie die spätere europäische, die rationalistiche Reaktion gegen Religion, Autorität und Tradition. Der Kern ihrer Lehre war Skepsis im Geistigen, Egoismus im Sittlichen. Ihren Höhepunkt erreichte sie in Protagoras, der die Relativität aller geistigen und sittlichen Werte verkündet.

Erst sagten sich die Gebildeten, dann die Massen von der olympischen Volksreligion los. Die Aufklärung führte zum Materialismus, dieser zur Demoralisation und Dekadenz. Die griechische Kultur stand vor dem Abgrund.

Da stellte sich ein Mann dieser allgemeinen Auflösung entgegen: Sokrates.

Er überwand das Wertechaos durch Prägung neuer Werte; den Immoralismus durch eine neue Moral, den Skeptizismus durch eine neue Wahrheit, den Materialismus durch neuen Idealismus.

Hellas folgte ihm: Platon und Aristoteles bauten die metaphysische Seite seiner Lehre aus. Zeno und Epikur die ethische. An die Stelle der überlebten homerischen Religion trat die zeitgemäße sokratische. Die Sophistik war überwunden. Statt unterzugehen entfaltete sich Griechenlands Kultur, gestützt auf jene neue Weltanschauung, zur späten Blüte des Hellenismus.

So wurde Sokrates zum Retter der Antike.

9. Goethe

Der negative Pol der Sophistik hieß Protagoras, der positive Sokrates.

Der negative Pol der Aufklärung hieß Voltaire, der positive Goethe.

Digitized by Google

Hier wie dort stellte sich der schöpferische Mensch dem kritischen, der religiöse Mensch dem skeptischen entgegen. Eine irrationale Aufklärung krönte die rationale.

Sokrates und Goethe haben ihrem irreligiösen Zeitalter neue Religionen geschenkt. Sie entdeckten in ihrem eigenen entfalteten Menschentum neue Quellen der Werte. Sie kehrten nicht zurück zum mythologischen Aberglauben ihrer Väter — und standen doch den sterbenden Volksreligionen im Herzen näher als der Irreligion ihrer Zeitgenossen.

An die Stelle des homerischen Polytheismus setzte Sokrates den Monotheismus: an die Stelle des christlichen Monotheismus setzte Goethe den Pantheismus. Beide führten das Steuer ihrer Kultur zwischen der Scylla überwundenen Aberglaubens und der Charybdis entfesselten Unglaubens reineren Glaubensformen entgegen.

Goethe war religiös, ohne Christ zu sein; er glaubte an Werte, ohne Moralist zu sein: so wurde er zum Propheten der neuen Religion, zum Verkünder der neuen Ethik. Diese Religion war pantheistisch, diese Ethik ästhetisch.

10. Nietzsche

Wie Platon die Sokratische, so hat Nietzsche die Goethesche Religion ausgebaut.

Goethe ist der Klassiker der Zukunftsreligion — Nietzsche deren Romantiker; Goethes Persönlichkeit war harmonisch — Nietzsches Persönlichkeit heroisch; Goethe war gesund — Nietzsche krank.

Nietzsches Problematik liegt darin, daß er nicht bloß das Erbe Goethes antrat, sondern zugleich auch das Erbe Voltaires: daß er gleichzeitig gegen die Aufklärung kämpfen mußte und gegen das Christentum. Dieser Zweifrontenkrieg gab ihm die Doppelstellung des rationalen Aufklärers, der gegen die Religion, und des intuitiven Propheten, der gegen die Irreligion kämpfte.

Unter diesem Zwiespalt litt Nietzsches religiöse Mission. Im Kampfe gegen ein erstarkendes Christentum (Wagner) verfiel er, wie die meisten revolutionären Naturen, ins Extrem: aus einem Antichristen wurde er zum Antimoralisten. Statt, wie Goethe, in der himmlischen Schönheit der Liebe eine Steigerung des individuellen Daseins zu erkennen und zu verehren — war er gegen deren Wert und Schönheit blind. Durch den einseitigen Machtkult, der in der Verherrlichung der Grausamkeit gipfelte, verlor seine Ethik das Gleichgewicht und wurde unverwendbar. Sein großer Zeitgenosse Guyau vermied diesen

Digitized by Google

Fehler; dessen Ethik, die in der Liebe gipfelt, ist seichter, aber reicher an Harmonie als Nietzsches glänzendes Fragment.

Trotz dieses Kardinalfehlers, der Farbenblindheit gegen den Liebeswert, ist Nietzsche der eigentliche Schöpfer der nachchristlichen Wertelehre. Denn er hat die Achse des bisherigen Wertesystems gedreht: während früher deren Pole Lust und Unlust (des Einzelnen, der Gesamtheit, im Diesseits oder Jenseits) hießen — hat er die Wertfrage auf die neuen Pole: Entwicklung und Entartung eingestellt. Er hat den ethischen Blick der Menschheit, der früher auf die Mitwelt gerichtet war, auf die Nachwelt fixiert. Er hat aus den Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft die ethischen Folgerungen gezogen. Er hat den Körper gegenüber der Seele, den Willen gegenüber dem Verstande geheiligt. Er hat seine Werte aus den unversiegbaren Quellen der Schönheit geschöpft.

Krone der Schöpfung war ihm nicht der Heilige — sondern der Held; nicht der Mitleidige — sondern der Tapfere; nicht der Weichherzige — sondern der Großherzige; nicht der Gute — sondern der Edle. An die Stelle des ethischen Menschenideales hat er ein ästhetisches gesetzt: so wurde er zum Kopernikus der Philosophie, zum Kolumbus der Ethik.

Goethe und Nietzsche haben zum neuen Weltbild Europas neue Werte und neue Symbole geprägt. Sie sind die Führer der großen Geistesrevolution Europas, an der gemessen alle politischen Revolutionen zu lokalen Hungerrevolten herabsinken und die an Bedeutung nur mit der Entstehung und Ausbreitung des Christentums zu vergleichen ist. Denn sie haben den entwurzelten Europäer von neuem in Natur und Kosmos verankert und so das Fundament gebaut zur Religion der Zukunft, zur Reformation der Werte, zur Rettung und Erneuerung der Kultur.

11. Nordland und Hellas

Nach mehrhundertjähriger Herrschaft des Buddhismus kehrte einst Indien zu seiner ursprünglichen Religion zurück. So erlebt heute Europa, nach tausendjähriger Fremdherrschaft christlicher Werte, seine Rückkehr zur verjüngten Weltanschauung seiner Vorväter. Wie der Buddhismus in Indien — so wird, in der historischen Betrachtung, das Christentum Europas zur Episode.

Den freiwerdenden Thron des gestürzten christlichen Usurpators besteigen die legitimen Erben der beiden ursprünglichen Religionen Europas: der Heldenreligion seiner physischen Vorfahren — der Ger-

Digitized by Google

manen; der Schönheitsreligion seiner geistigen Vorfahren — der Hellenen.

Die Mythen der Edda und Odyssee bleiben begraben: die Ideale der Edda und Odyssee werden lebendig. Die Metamorphose des Heidentums trifft dessen Form, nicht dessen Wesen.

Das heroische Ideal der Germanen, das sich, dem Christentum zum Trotz, in den ritterlichen Werten behauptet hatte, findet in Nietzsche einen modernen Propheten. Das ästhetische Ideal der Griechen, das in der Renaissance seine Auferstehung gefeiert hatte, wächst in Goethe zur Zukunftsreligion Europas. Hier feiern Nordland und Hellas, Faust und Helena ihre Hochzeit und zeugen Euphorion, das Ideal der heroischen Schönheit.

Stürme begleiteten den Aufstieg des Christentums in Europa — Stürme begleiten dessen Niedergang. Wie das chaotische Zeitalter zwischen Attila und Karl dem Großen nicht mehr antik, aber noch nicht mittelalterlich war — so stehen wir, seit Luther, nicht mehr im Mittelalter, aber noch nicht in der neuen Zeit. Das Chaos, das wir erleben, ist die Agonie des Christentums, die Geburtswehen der Neuzeit.

In dieser finsteren Nacht allgemeiner Skepsis findet der geistige Kompaß Europas, nach Zertrümmerung des christlich-orientalischen Magnetberges durch die Wissenschaft, seinen wahren Nord- und Südpol wieder: die germanische und hellenische, die ästhetische und heroische Orientierung.

Das Christentum verdankte zuerst seine Ausbreitung der kulturellen Entartung der Spätantike. Als Bestandteil der römischen Kultur wurde es dann von den jungen Germanenstämmen übernommen. Die Christianisierung dieser Völker erwuchs zu einem der folgenschwersten Paradoxen der Weltgeschichte: dem nordischen Wesen hätten die heroischen Religionen Mithras und Mohammeds besser entsprochen als das Christentum.

Dieses Paradoxon, das in der Divergenz der ritterlichen und christlichen Werte seinen mittelalterlichen Ausdruck fand, ist die letzte Ursache für die grenzenlose Verlogenheit der europäischen Kultur, deren Worte und Taten, Ideale und Interessen in ständigem Widerspruch stehen. Ein verkrüppeltes Heidentum erhielt sich, mit schlechtem Gewissen, unter der christlichen Maske: der Augenblick ist gekommen, die Maske abzuwerfen und sich mit gutem Gewissen zum verklärten Heidentum der Zukunft zu bekennen.

Digitized by Google

Europas Erwachen aus Christentum und Skepsis zur Religion der heroischen Schönheit ist Selbstbesinnung, ist Heimkehr zu seinen eigenen Idealen, ist ein geistiger Befreiungskampf aus orientalischer Fremdherrschaft.

12. Propheten

In ihren Umrissen ist die heroisch-ästhetische, nordisch-hellenische, dionysisch-apollinische Religion Nietzsches und Goethes heute schon sichtbar.

Sie entfaltet sich, unter den verschiedensten Namen und Gestalten, in allen Ländern Europas. Sie hat, unmerklich, den Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts ins Wanken gebracht, so daß er heute schon zum Glaubensbekenntnis der Halbgebildeten herabgesunken ist. Die moderne Dichtung und Literatur Europas ist von ihren Ideen erfüllt.

Denn die Priester und Propheten des heroisch-ästhetischen Glaubens sind die Künstler: Jedes wahre Künstlertum ist nicht bloß ästhetisch, sondern auch heroisch. Erst in der neuen Religion findet die Kunst den Platz, der ihr zukommt. Während das Christentum die Kunst nur als entbehrliche Ausschmückung ihres Kultes verwendet und die Aufklärung ihrer Bedeutung verständnislos gegenübersteht, stellt sie die Zukunftsreligion in den Mittelpunkt ihrer Lebensform.

Denn ihr vor allem fällt der Beruf zu, den Menschen Vorbilder und Symbole der Harmonie und Stärke zu schenken und sie herauszugeleiten aus einer Welt des Häßlichen und Gemeinen in ein Zukunftsreich heroischer Schönheit. Die religiöse Mission der Kunst im neuen Zeitalter ist eine politische und pädagogische im höchsten Sinne des Wortes. Sie ist nicht da, um die Menschen zu vergnügen, sondern um sie umzubilden.

Es ist nicht möglich, hier alle Künder der europäischen Religion einzeln zu nennen; denn mit wenigen Ausnahmen helfen alle Dichter Europas an ihrer Verwirklichung — selbst solche, die noch äußerlich an den schönen Ideen und Formen des Christentums festhalten, wie Novalis, Peladan und Claudel; ihre Stellung gleicht der jener spätrömischen Stoiker, die trotz ihres heidnischen Bekenntnisses zu Vorläufern der christlichen Weltanschauung wurden.

Von den bewußten Vorkämpfern der neuen Lebensform legt ein Teil das Hauptgewicht auf das heroische, der andere auf das ästhetische Element.

Neben Goethe und Nietzsche waren es in Deutschland vor allem

Digitized by Google

Hölderlin und Hebbel, sind es George und Pannwitz, Keyserling und Thomas Mann, die das ästhetische und heroische Ideal verkünden; in England war Wilde der Prophet des Schönheitskultes – Carlyle des Heldenkultes; in Österreich war es Altenberg, der in den Alltäglichkeiten des Lebens das ewige Gesetz der Schönheit entdeckte; in Frankreich schuf der Philosoph Guyau eine Weltanschauung des Lebens und der Liebe, die auf Schönheit gegründet ist; in Italien versöhnt d'Annunzio das Schönheitsideal Wildes mit dem Heldenideal Nietzsches und erneuert die Ideen seines großen Landsmannes Giordano Bruno – des ersten Vorläufers und Propheten der europäischen Religion.

Diese Religion, die da wird, vermählt mit dem Heidentum des Nordens und Südens alle Schönheit, die das Christentum nach Europa verpflanzt hat. Das Christentum wird verschwinden, aber seine Spur wird im Seelenleben Europas bleiben. Sein Vermächtnis an die Religion der Schönheit und Tapferkeit ist die Idee der Liebe, die ihren Ursprung überlebt und überleben wird.

So fließen alle Ströme der Gegenwart wie der Vergangenheit, trotz ihres so verschiedenen Ursprungs, einem einzigen, gemeinsamen Ozean entgegen.

13. Weltbild

Das moderne Weltbild ist harmonisch-dynamisch; an die Stelle des veralterten Dualismus von Leib und Seele ist der neue von Kraft und Form getreten.

Wir denken uns die Welt als ein System von Kräften, die sich nach mathematischen Gesetzen auswirken – oder als allumfassendes Leben, das beherrscht wird von Harmonie.

Die innere Erfahrung kennt als Leben, was die äußere als Kraft bezeichnet. Die vitalistische Weltauffassung unterscheidet sich von der dynamischen bloß durch den Aspekt.

Harmonie und Leben sind beide undefinierbar: hier wirken dynamische, dort mathematische Verhältnisse.

Die kopernikanische Welt kreist nicht mehr um Lust und Leid, Gut und Böse; in ihr ist die Menschheit nicht mehr Mittelpunkt des Alls – sondern bloß eine Blüte des Erdenbaumes im Sternenwald. So wichtig Lust und Leid, Gut und Böse vom menschlichen Standpunkte aus scheinen – so belanglos sind sie vom kosmischen.

Welt und Natur stehen jenseits von Gut und Böse – aber nicht jenseits des Gesetzes; sie sind nicht sittlich – aber schön. Ihr Gesetz,

Digitized by Google

die Harmonie, beherrscht alles, vom Elektron zum Milchstraßensystem: es beherrscht auch den Menschen.

Die Inkonsequenz eines ethischen Gottesgedankens hat zuerst zu einem System von paradoxen Sophismen, dann zum Atheismus geführt: der ästhetische Gottesgedanke führt aus diesem Labyrinth heraus und rettet Gott und die Werte. Der Ethiker wurzelt in der menschlichen Gesellschaft — der Ästhetiker in der göttlichen Natur.

Schönheit als Lebensprinzip zeugt eine umfassendere Wertelehre als Ethik. Indem sie den ethischen Wert in sich begreift, beseitigt sie den Wertedualismus, den Zwiespalt von Tugend und Schönheit, der zur Zerrissenheit und Verlogenheit der europäischen Seele führte.

14. Hyperethik

Die christliche Ethik leitete ihre Werte nicht aus dem aristotelischen Weltbilde her — aber sie stand mit demselben nirgends im Widerspruch. So ist die Wertelehre der Zukunft, die Überethik, auch nicht vom modernen Weltbild hergeleitet, obgleich sie demselben nirgends widerspricht.

Die Quellen der hyperethischen Werte liegen in den ästhetischen Forderungen des menschlichen Instinkts.

In der Ethik folgt das Individuum den Forderungen der Gesellschaft — in der Hyperethik folgt der Mensch den Gesetzen des Kosmos, die sein ästhetischer Instinkt ihm diktiert.

Es gibt von Natur aus nur einen kategorischen Imperativ: den Imperativ der Schönheit. Er befiehlt den Blumen: blühet! — den Bäumen: wachset! — den Tieren: zeuget! — allen Wesen: seid schön, seid stark, entfaltet euch! Die Erreichung der spezifischen Schönheit ist höchste Pflicht aller.

Die Hyperethik fordert, daß der Mensch nicht das Angenehme und Bequeme wählt — sondern das Schöne; daß er nach Idealen handelt — nicht nach Interessen. In dieser Forderung: tapfer nach Schönheit zu streben, vermählt sich das heroische Ideal dem ästhetischen: denn jede heroische Tat ist schön; jede Tat, die um der Schönheit willen Opfer bringt, ist heroisch.

Der Wert eines Menschen hängt ab von der Vollendung seines Körpers, Charakters und Geistes. In einer determinierten Welt gibt es keine Schuld und kein Verdienst mehr: aber es gibt Mängel und Vorzüge, es gibt Wertunterschiede.

Der Minderwertige ist unschuldig — aber er ist dennoch minder-

Digitized by Google

wertig; der Wertvolle hat kein Verdienst — aber er ist dennoch wertvoll. Die entfaltete Rose ist eben schöner als die verkümmerte, Diamant schöner als Kohle.

Wie die Schönheit von Blume und Kristall Selbstzweck ist — so trägt auch die menschliche Schönheit in sich all ihren Lohn.

Was ist Schönheit? Lebenssteigerung und Harmonie!

Was bringt Lust? Lebenssteigerung und Harmonie!

Was ist wertvoll? Lebenssteigerung und Harmonie!

Lebenssteigerung äußert sich als Macht und Weisheit, als Liebe und Fruchtbarkeit, als Wachstum und Tätigkeit, als Freiheit und Tapferkeit. Harmonie äußert sich körperlich als Gesundheit, geistig als Weisheit, im Charakter als Edelmut; in der inneren Harmonie mit sich selbst, in der liebenden Harmonie mit den Menschen, in der religiösen Harmonie mit dem All.

Endziel aller Hyperethik ist Schönheit — ihr Weg Tapferkeit, Schönheit und Tapferkeit sind das Ziel und der Weg zur Rettung Europas.

PSYCHOLOGIA BALNEARIA

oder

GLOSSEN EINES BADENER KURGASTES*

von

HERMANN HESSE

Motto: Müßiggang ist aller Philosophie Anfang.
Nietzsche

Vorrede

Man sagt von den Schwaben, daß sie erst mit vierzig Jahren gescheit werden, und die Schwaben selber, im Selbstvertrauen nicht stark, sehen das zuweilen als eine Art von Schande an. Es ist aber das Gegenteil, es ist eine große Ehre, denn die vom Sprichwort gemeinte Gescheitheit (sie ist nichts andres als das, was junge Leute auch „Altersweisheit“ nennen, das Wissen um die großen Antinomien, um das Geheimnis des Kreislaufs und der Bipolarität) dürfte auch

* Die Psychologia Balnearia erscheint in Buchform vorerst nur als Privatdruck in kleinster Auflage. Exemplare davon sind einzig durch den Verfasser selbst, Montagnola (Schweiz) zu beziehen.

Digitized by Google

unter den Schwaben, so begabt sie sind, sich recht selten schon bei Vierzigjährigen finden. Wenn man dagegen über die Mitte der Vierzig hinweg ist, man sei nun begabt oder nicht, dann stellt sich jene Weisheit oder Mentalität des Alterns ganz von selber ein, namentlich wenn noch das anhebende leibliche Altern mit allerlei Mahnungen und Beschwerden nachhilft. Zu den häufigsten dieser Beschwerden nun gehören Gicht, Rheumatismen und Ischias, und eben diese Leiden sind es, welche uns Badegäste hierher nach Baden führen. Das Milieu ist also jener Art von Mentalität, in welche auch ich nun eingetreten bin, überaus günstig, und man gerät, so scheint mir, hier ganz von selber, vom genius loci geleitet, in eine gewisse skeptische Frömmigkeit, einfältige Weisheit, in eine sehr differenzierte Vereinfachungskunst, einen sehr intelligenten Anti-Intellektualismus hinein, der ebenso wie die Wärme der Bäder und der Geruch des Schwefelwassers als ein Spezifikum mit zu Baden gehört. Oder, kürzer gesagt: Wir Kurgäste und Gichtiker sind ganz besonders darauf angewiesen, das eckige Leben so rund wie möglich zu nehmen, fünfe gerade sein zu lassen, uns keine großen Illusionen zu machen, aber dafür hundert kleine sanfte Illusionen zu schonen und zu pflegen. Wir Kurgäste in Baden haben, wenn ich nicht irre, jenes Wissen um die Antinomien besonders nötig, und je steifer unsre Gebeine werden, desto dringender bedürfen wir einer elastischen, zweiseitigen, bipolaren Denkart. Unsre Leiden sind Leiden, aber sie sind nicht von jener heroischen und dekorativen Art von Leiden, welche der Leidende ohne Einbuße an unsrer Achtung für weltwichtig nehmen darf.

Wenn ich so rede, wenn ich meine persönliche Alters- und Ischiatiker-Denkart zu einem Typus, zu einer allgemeinen Norm erhebe, wenn ich so tue, als spräche ich hier nicht einzig in meinem Namen, sondern im Namen einer ganzen Menschenklasse und Altersstufe, so ist mir dabei, wenigstens für Augenblicke, wohl bewußt, daß dies ein starker Irrtum ist, und daß kein einziger Psychologe (er sei denn seelisch mein Bruder und Zwilling) mein geistiges Reagieren auf Umwelt und Schicksal als normal, als typisch anerkennen würde. Vielmehr würde er mich nach kurzem Beklopfen leicht als einen leidlich begabten, nicht internierungsbedürftigen Einzelgänger aus der Familie der Schizophrenen erkennen. Ich mache indessen ruhig vom Gewohnheitsrecht aller Menschen, auch der Psychologen, Gebrauch und projiziere nicht nur in die Menschen, sondern sogar in die Dinge und Einrichtungen meiner Umgebung, ja in die ganze Welt meine Denk-

Digitized by Google

art, mein Temperament, meine Freuden und Leiden hinein. Meine Gedanken und Gefühle für „richtig", für berechtigt zu halten, diesen Genuß lasse ich mir nicht rauben, obwohl die Umwelt mich stündlich vom Gegenteil zu überzeugen sucht, ja, ich mache mir nichts daraus, die Majorität gegen mich zu haben, ich gebe eher ihr unrecht als mir. Damit halte ich es wie mit meinem Urteil über die großen deutschen Dichter, welche ich darum nicht minder verehre, liebe und brauche, weil die große Mehrzahl der lebenden Deutschen das Gegenteil tut und die Raketen den Sternen vorzieht. Raketen sind hübsch, Raketen sind entzückend, sie sollen hochleben! Aber Sterne! aber ein Auge und Gedanke voll ihrer stillen Lichter, voll ihrer weit schwingenden Weltmusik — o Freunde, das ist doch noch *anders!*

Und indem ich später kleiner Dichter es unternehme, die Skizze eines Badeaufenthaltes zu entwerfen, denke ich an viele Dutzende von Badereisen und Baden-Fahrten, welche von guten und von schlechten Autoren geschrieben worden sind, und denke entzückt und verehrend an den Stern unter all den Raketen, an das Goldstück unter all dem Papiergeld, an den Paradiesvogel unter all den Sperlingen, an die Badereise des Doktors Katzenberger, lasse mich indessen durch diesen Gedanken nicht hindern, dem Stern meine Rakete, dem Paradiesvogel meinen Spatzen nachsteigen zu lassen. Fliege denn, mein Spatz! Steige, mein kleiner Papierdrache!

Der erste Tag

Kaum war mein Zug in Baden angekommen, kaum war ich mit einiger Beschwerde die Wagentreppe hinabgestiegen, da machte sich schon der Zauber Badens bemerklich. Auf dem feuchten Zementboden des Perrons stehend und nach dem Hotelportier spähend, sah ich aus demselben Zug, mit dem ich angekommen war, drei oder vier Kollegen steigen, Ischiatiker, als solche deutlich gekennzeichnet durch das ängstliche Anziehen des Gesäßes, das unsichere Auftreten und das etwas hilflose und weinerliche Mienenspiel, das ihre vorsichtigen Bewegungen begleitete. Jeder von ihnen hatte zwar seine Spezialität, seine eigene Abart von Leiden, daher auch seine eigene Art von Gang, von Zögern, von Stakeln, von Hinken, und jeder auch sein eigenes, spezielles Mienenspiel, dennoch überwog das Gemeinsame, ich erkannte sie alle auf den ersten Blick als Ischiatiker, als Brüder, als Kollegen. Wer erst einmal die Spiele des nervus

Digitized by Google

ischiaticus kennt, nicht aus dem Lehrbuch, sondern aus jener Erfahrung, welche von den Ärzten als „subjektive Sensation" bezeichnet wird, sieht hierin scharf. Alsbald blieb ich stehen und betrachtete mir diese Gezeichneten. Und siehe, alle drei oder vier schnitten bösere Gesichter als ich, stützten sich stärker auf ihre Stöcke, zogen ihre Schinken zuckender empor, setzten ihre Sohlen ängstlicher und unmutiger auf den Boden als ich, alle waren sie leidender, ärmer, kränker, beklagenswerter als ich, und dies tat mir äußerst wohl und blieb während meiner Badener Kurzeit ein tausendmal wiederkehrender, unerschöpflicher Trost: daß ringsum Leute hinkten, Leute krochen, Leute seufzten, Leute in Krankenstühlen fuhren, welche viel kränker waren als ich, viel weniger Grund zu guter Laune und zur Hoffnung hatten als ich! Da hatte ich denn gleich in der ersten Minute eins der großen Geheimnisse und Zaubermittel aller Kurorte gefunden und schlürfte meine Entdeckung mit wahrer Lust: die Leidensgenossenschaft, das „socios habere malorum".

Und als ich nun den Bahnsteig verließ und mich einer sanft gegen die Bäder talwärts fließenden Straße wohlig überließ, da bestätigte und steigerte jeder Schritt die wertvolle Erfahrung: überall schlichen die Kurgäste, saßen müde und etwas krummgezogen auf grüngestrichnen Ruhebänken, hinkten in Gruppen plaudernd vorüber. Eine Frau wurde im Fahrstuhl daher geschoben, müde lächelnd, eine halbwelke Blume in der kränklichen Hand, hinten strotzend und voll Energie die blühende Pflegerin. Ein alter Herr trat aus einem der Läden, in denen die Rheumatiker ihre Ansichtskarten, Aschenbecher und Briefbeschwerer kaufen (sie brauchen deren viele, und ich konnte die Ursache nie ergründen) — und dieser alte Herr, der aus dem Laden trat, brauchte zu jeder Treppenstufe eine Minute und blickte auf die vor ihm liegende Straße wie ein ermüdeter und unsicher gewordner Mensch auf eine große ihm gestellte Aufgabe blickt. Ein noch junger Mensch, mit einer graugrünen Militärmütze auf dem borstigen Kopf, arbeitete sich an zwei Stöcken kraftvoll, doch mühsam vorwärts. Ach, schon diese Stöcke, die man hier überall antraf, diese verflucht ernsthaften Krankenstöcke, welche in unten verbreiterte Gummizwingen ausliefen und sich wie Egel oder Saugwarzen an den Asphalt ansogen! Auch ich zwar ging an einem Stocke, einem zierlichen Malakka-Rohrstock, dessen Hilfe mir höchst willkommen war, allein zur Not konnte ich auch ohne Stock gehen, und niemand hatte mich jemals mit einem dieser traurigen Gummistöcke gesehen! Nein, es war klar

Digitized by Google

und mußte jedem in die Augen fallen, wie rasch und schlank ich diese angenehme Straße hinab schlenderte, wie wenig und spielerisch ich den Malakkastock, ein reines Schmuckstück, ein bloßes Ornament, benützte, wie äußerst leicht und harmlos bei mir das Kennzeichen der Ischiatiker, das ängstliche Anziehen der Oberschenkel, ausgebildet, vielmehr nur angedeutet, nur flüchtig skizziert war, überhaupt wie straff und proper ich diesen Weg daherkam, wie jung und gesund ich war, verglichen mit all diesen älteren, ärmeren, kränkeren Brüdern und Schwestern, deren Gebrechen sich so deutlich, so unverhüllbar, so unerbittlich dem Blicke darboten! Ich sog Anerkennung, schlürfte Bejahung aus jedem Schritt, ich fühlte mich schon beinahe gesund, jedenfalls unendlich viel weniger krank als alle diese armen Menschen. Ja, wenn diese Halblahmen und Hinker noch Heilung erhofften, diese Leute mit den Gummistöcken, wenn Baden auch diesen noch helfen konnte, dann mußte ja mein kleines, anfängerhaftes Leiden hier schwinden wie Schnee im Föhn, dann mußte der Arzt in mir ein Prachtexemplar, ein höchst dankbares Phänomen, ein kleines Wunder an Heilbarkeit entdecken.

Freundlich sah ich den anregenden Gestalten zu, voll Mitgefühl und Wohlwollen. Aus einer Konditorei kam jetzt eine alte Frau gequollen, die hatte es offenbar längst aufgegeben, ihr Gebrechen verheimlichen zu wollen, sie verkniff sich keine kleinste Reflexbewegung, sie nahm jede denkbare Erleichterung, jedes sich anbietende Spiel einer Hilfsmuskulatur voll in Anspruch, und so turnte, so balanzierte und schwamm sie, breit sich durchkämpfend, wie eine Seelöwin über die Gasse, nur langsamer. Mein Herz hieß sie willkommen und jubelte ihr zu, ich pries die Seelöwin, ich pries Baden und mein gutes Geschick. Ich sah mich rings von Mitstrebenden, von Konkurrenten umgeben, welchen ich weit überlegen war. Wie gut, daß ich so rechtzeitig hierher gekommen war, noch im ersten Stadium einer leichten Ischias, noch mit den ersten schwachen Symptomen einer beginnenden Gicht! Mich umwendend, auf meinen Stock gestützt, sah ich lange der Seelöwin nach, mit jenem bekannten Wohlgefühl, welches uns zeigt, daß die Sprache für seelische Vorgänge noch keine Ausdrücke gefunden hat, denn sprachliche Gegensätze wie Schadenfreude und Mitleiden sind hier aufs innigste verbunden. Mein Gott, die arme Frau! So weit konnte es mit einem kommen.

Auch in diesem enthusiastischen Augenblick gesteigerten Lebens-

Digitized by Google

gefühls, auch während dieser holden Euphorie der guten Stunde freilich schwieg jene lästige Stimme in mir nicht ganz, die wir so ungern hören und doch so nötig haben, jene Stimme der Vernunft, und sie machte mich, in ihrem unangenehm kühlen Ton, leise und bedauernd darauf aufmerksam, daß die Quelle meines Trostes lediglich ein Irrtum, eine falsche Methode sei, daß ich nämlich mich selbst, den am Malakkastock nur leicht hinkenden Literaten, dankerfüllt zwar mit jeder lahmen, jeder schwer hinkenden und entstellten Gestalt verglich, daß ich es aber versäumte, jene endlos fortlaufende Skala der Symptome in Betracht zu ziehen, welche sich jenseits meiner Person ausdehnte, daß ich alle jene Gestalten, welche jünger, aufrechter, rüstiger und gesunder waren als ich selber, gar nicht wahrnahm. Vielmehr, ich nahm sie wahr, aber ich weigerte mich, sie mit in die Vergleichung zu ziehen, ja, während des ersten und zweiten Tages war ich sogar ganz primitiv davon überzeugt, alle jene Menschen, welche ich ohne Stock und ohne merkbares Lahmen oder Hinken mit vergnügten Gesichtern dahinwandeln sah, seien keineswegs Brüder und Kollegen, seien keine Kurgäste und Konkurrenten, sondern normale, gesunde Einwohner der Stadt. Daß es auch Ischiatiker geben könne, welche ganz ohne Stock und ganz ohne krampfhafte Gebärden gehen konnten, daß es viele Gichtiker gebe, denen auf der Straße kein Mensch, auch kein Psychologe, ihr Leiden anzusehen vermöge, daß ich mit meinem leicht deformierten Gang und meinem Malakkastocke keineswegs auf der ersten, harmlosen untersten Stufe der Stoffwechsel-Leiden stehe, daß ich nicht bloß den Neid der richtigen Lahmen und Hinker genieße, sondern auch das spöttische Mitleid zahlreicher Kollegen, welchen ich als Trost und Seelöwe diente, kurz daß ich mit meiner scharfäugigen Beobachtung und Vergleichung der Leidensgrade nicht objektive Forschung treibe, sondern lediglich optimistische Selbstbezauberung, diese Erkenntnis erreichte mich, auf dem üblichen langsamen Wege, erst nach mehreren Tagen.

Nun, ich genoß dies Glück des ersten Tages in vollen Zügen, ich beging Orgien der naiven Selbstbejahung, und ich tat wohl daran. Von den überall auftauchenden Figuren meiner Mitkurgäste, meiner kränkeren Brüder angezogen, vom Anblick jedes Krüppels geschmeichelt, von jedem mir begegnenden Rollstuhl zu frohem Mitleid, zu teilnahmsvoller Selbstzufriedenheit provoziert, flanierte ich die Straße hinab, diese so bequeme, so schmeichelhaft angelegte Straße, auf welcher

Digitized by Google

die ankommenden Gäste vom Bahnhof zu den Bädern hinabgerollt werden, und die in sanfter Schwingung, mit wohligem, gleichmäßigem Gefälle zu den alten Bädern hinab leitet und sich dort unten, gleich einer Flußversickerung, in die Eingänge der zahlreichen Badehotels verliert. Guter Vorsätze und froher Hoffnungen voll näherte ich mich dem „Heiligenhof", wo ich abzusteigen dachte. Drei, vier Wochen galt es nun hier auszuhalten, täglich zu baden, möglichst viel spazieren zu gehen, sich Aufregungen und Sorgen möglichst fern zu halten. Es würde vielleicht zuweilen etwas eintönig sein, es würde nicht ohne Langeweile abgehen, weil hier das Gegenteil von intensivem Leben Vorschrift war, und für mich, den alten Solitär, dem alles Herden- und Hotelleben tief zuwider ist und äußerst schwer fällt, würde es einige Hindernisse zu nehmen, einige Überwindungen zu erkämpfen geben. Aber ohne Zweifel würde dies neue, mir völlig ungewohnte Leben, trotz seinem vielleicht etwas bürgerlichen, etwas faden Anstrich, auch heitere und interessante Erfahrungen bringen, — hatte ich es nicht wirklich in hohem Maße nötig, nach Jahren eines friedlich-verwilderten, ländlich einsamen, in Studien versunkenen Lebens eine Weile wieder unter Menschen zu kommen? Und, die Hauptsache: jenseits der Hindernisse, jenseits dieser jetzt beginnenden Kurwochen lag der Tag, an dem ich diese selbe Straße rüstig bergan steigen, diese Hotels verlassen, an dem ich verjüngt und geheilt, mit elastisch spielenden Knien und Hüften, von diesem Baden wieder Abschied nehmen und die hübsche Straße zum Bahnhof hinan tanzen würde.

Schade nur, daß es, eben im Augenblick da ich den Heiligenhof betrat, leise zu regnen anfing.

„Sie bringen kein gutes Wetter mit", sagte lächelnd das überaus freundliche Fräulein im Bureau bei der Begrüßung.

„Nein", sagte ich ratlos. Wie war nun das? Sollte wirklich ich es sein, dachte ich, der diesen Regen gerufen, der ihn erschaffen und hierher mitgebracht hat? Daß die platte, alltägliche Anschauungsweise dagegen sprach, konnte mich, den Theologen und Mystiker, nicht entlasten. Ja, ebenso wie Schicksal und Gemüt Namen Eines Begriffes waren, ebenso wie ich meinen Namen und Stand, mein Alter, mein Gesicht, meine Ischias in gewissem Sinne mir selbst erwählt und geschaffen hatte, und niemand außer mich dafür verantwortlich machen durfte, ebenso stand es wohl auch mit diesem Regen. Ich war bereit, ihn auf mich zu nehmen.

Nachdem ich dies dem Fräulein mitgeteilt und einen Anmelde-

Digitized by Google

zettel ausgefüllt hatte, trat ich nun in jene Verhandlungen wegen meines Zimmers ein, welche der normale Mensch nicht kennt, deren Grauen der naive Glückliche nicht ahnt, deren ganze Trübe nur dem in eine Fremdenherberge verschlagenen, an Einsamkeit und tiefe Stille gewöhnten, an Schlaflosigkeit leidenden Eremiten und Schriftsteller bekannt ist.

Ein Hotelzimmer zu nehmen, ist für normale Menschen eine Kleinigkeit, ein alltäglicher, in keiner Weise affektbetonter Akt, mit dem man in zwei Minuten fertig ist. Für unsereinen aber, für uns Neurotiker, Schlaflose und Psychopathen, wird dieser banale Akt, mit Erinnerungen, Affekten und Phobien phantastisch überladen, zum Martyrium. Der freundliche Hotelier, die sympathische Empfangsdame, welche uns, auf unsre zaghaft inständige Bitte, ihr „ruhiges Zimmer" zeigen und empfehlen, ahnen den Sturm von Assoziationen, von Befürchtungen, von Ironien und Selbstironien nicht, den dies fatale Wort in uns erregt. O wie gut, o wie schauerlich genau, wie grauenhaft profund kennen wir diese ruhigen Zimmer, diese Stätten unsrer qualvollsten Leiden, unsrer schmerzlichsten Niederlagen, unsrer heimlichsten Schmach! Wie falsch und tückisch, wie dämonisch blicken uns diese freundlichen Möbel, diese wohlgemeinten Teppiche und heiteren Tapeten an! Wie fatal, wie vernichtend grinst jene verriegelte Verbindungstür zum Nachbarzimmer, die sich unseligerweise in den meisten dieser Zimmer befindet, häufig ihrer eigenen üblen Rolle bewußt und darum schamhaft hinter einem Tuchbehang verborgen! Wie schmerzlich und ergeben blicken wir zur weiß getünchten Zimmerdecke empor, welche stets im Augenblick der Besichtigung in schweigender Leere grinst, um dann abends und morgens von den Schritten der Obenwohnenden zu dröhnen — ach, und nicht nur von Schritten, das sind bekannte und also nicht die schlimmsten Feinde! Nein, über diesen harmlos weißen Plan rollen in der Stunde des Verhängnisses, ebenso wie durch die dünne Tür und Wand, ungeahnte Geräusche und Vibrationen, weggeworfene Stiefel, zu Boden fallende Spazierstöcke, mächtige rhythmische Erschütterungen (auf hygienische Turnübungen deutend), umgeworfene Stühle, ein vom Nachttisch stürzendes Buch oder Glas, das Rücken von Koffern und Möbelstücken. Dazu die Menschenstimmen, die Gespräche und Selbstgespräche, das Husten, das Lachen, das Schnarchen! Und weiter, schlimmer als dies alles, die unbekannten, unerklärlichen Geräusche, alle jene seltsamen, geister-

Digitized by Google

haften Laute, die wir nicht deuten, deren Herkunft und vermutliche Dauer wir nicht ahnen können, jene Klopf- und Wühlgeister, all jenes Knacken, Ticken, Flüstern, Blasen, Saugen, Rauschen, Seufzen, Knarren, Picken, Sieden — weiß Gott, welch reiches unsichtbares Orchester sich in den paar Quadratmetern eines Hotelzimmers verbergen kann!

Das Wählen eines Schlafzimmers ist also für unsereinen eine äußerst heikle, wichtige und dabei ziemlich hoffnungslose Unternehmung, an zwanzig Dinge, an hundert Möglichkeiten ist dabei zu denken. In einem Raume ist der Wandschrank, im andern die Heizröhre, im dritten der okarinablasende Nachbar die Quelle akustischer Überraschungen. Und da erfahrungsgemäß bei keinem einzigen Zimmer der Welt jene so innig ersehnte Ruhe und Schlafsicherheit feststellbar ist, da das anscheinend ruhigste Zimmer Überraschungen birgt (wohnte ich nicht schon, um ja keinen Störenfried über oder neben mir zu wissen, in einer einsamen Dienstbotenkammer im fünften Stock und fand über mir, statt des vermiedenen Zeitgenossen, den klappernden Dachboden von Ratten toll belebt?!) — sollte man da nicht am Ende auf jede Wahl verzichten, einfach kopfvoran ins Schicksal springen und den Zufall walten lassen? Statt sich zu quälen und abzusorgen und nach wenigen Stunden dennoch enttäuscht und traurig dem Unvermeidlichen gegenüberzustehen, ist es nicht klüger, das blinde Geschick walten zu lassen und wahllos das erste angebotne Zimmer zu nehmen? Gewiß, das ist klüger. Wir tun es aber nicht oder tun es nur selten einmal, denn wenn Klugheit und Vermeiden von Aufregungen allein unser Tun und Lassen leiten sollte, wie sähe da das Leben aus? Wissen wir nicht alle; daß unser Schicksal uns eingeboren und unentrinnbar ist, und hängen wir nicht dennoch alle innig und glühend an der Illusion der Wahl, der Willensfreiheit? Könnte nicht jeder von uns, wenn er den Arzt für seine Krankheit, wenn er Beruf und Wohnort, wenn er eine Geliebte und Braut wählt, dies alles ebenso gut und vielleicht mit besserm Erfolge dem reinen Zufall überlassen — und wählt er nicht dennoch, wendet er nicht dennoch eine Menge von Leidenschaft, von Mühe, von Sorge an all diese Dinge? Vielleicht tut er es naiv, in kindlicher Leidenschaftlichkeit, an seine Macht glaubend, von der Beeinflußbarkeit des Schicksals überzeugt; vielleicht auch tut er es skeptisch, tief überzeugt von der Wertlosigkeit seiner Bemühungen, aber ebensosehr davon überzeugt, daß Tun und Streben, Wählen und Sichquälen

Digitized by Google

schöner, lebendiger, bekömmlicher oder mindestens amüsanter sei als Erstarren in resignierter Passivität. Nun also, ebenso handle ich närrischer Zimmersucher, wenn ich, trotz tiefem Überzeugtsein von der Vergeblichkeit und drolligen Sinnlosigkeit meines Tuns, eben dennoch jedesmal wieder lange Verhandlungen über das zu wählende Zimmer führe, mich nach Nachbarn, nach Türen und Doppeltüren, nach Drum und Dran gewissenhaft erkundige. Es ist ein Spiel, das ich treibe, ein Sport, wenn ich in dieser kleinen alltäglichen Frage immer wieder mich der Illusion, der fiktiven Spielregel, überlasse, als seien Dinge dieser Art überhaupt einer vernunftgemäßen Behandlung zugänglich und würdig. Ich handle dabei ebenso klug oder ebenso töricht wie ein Kind beim Einkaufen von Naschwerk oder wie ein Spieler, der seinem Einsatz mathematische Tabellen zugrunde legt. In allen solchen Lagen wissen wir genau, daß wir dem reinen Zufall gegenüberstehen, und handeln, aus tiefem geistigen Bedürfnis, dennoch so, als könne und dürfe es keinen Zufall geben, als sei alles und jedes in der Welt unsrem vernünftigen Denken und Ordnen untertan.

Also ich spreche mit dem bereitwilligen Fräulein die fünf oder sechs leerstehenden Zimmer genau durch. Von dem einen erfahre ich, daß nebenan eine Violinspielerin wohnt und täglich zwei Stunden übt — nun, das ist immerhin etwas Positives, ich tendiere nun bei der engeren Wahl nach möglichst großer Entfernung von jenem Zimmer und Stockwerk. Für Verhältnisse und Möglichkeiten der Hotelakustik habe ich ohnehin eine Sensibilität, ein Ahnungsvermögen, das manchem Architekten sehr zu wünschen wäre. Kurz, ich tat das Notwendige, das Vernünftige, ich handelte sorgfältig und gewissenhaft, wie ein Nervöser beim Suchen eines Schlafzimmers handeln muß, mit dem üblichen Ergebnisse, das etwa so zu formulieren wäre: „Es nützt zwar nichts, und natürlich werde ich in diesem Zimmer dieselben Abenteuer und Enttäuschungen antreffen wie in jedem anderen, aber immerhin habe ich nun meine Pflicht getan, ich habe mir Mühe gegeben, den Rest lege ich in Gottes Hand.“ Und gleichzeitig sprach, wie immer in solchen Fällen, eine andre, leisere Stimme zutiefst in mir innen: „Wäre es nicht besser, das Ganze Gott zu überlassen und auf dies Theaterspiel zu verzichten?“ Ich hörte die Stimme, wie gewohnt, und hörte sie doch nicht, und weil ich zur Stunde so guter Laune war, verlief die Prozedur angenehm, zufrieden sah ich meinen Reisekorb in Nr. 65 verschwinden

Digitized by Google

und ging weiter, denn es war die Stunde, zu der ich beim Doktor angemeldet war.

Und siehe, auch hier ging es gut. Nachträglich kann ich ja gestehen, daß mir vor diesem Besuche etwas bange war, nicht weil ich eine niederschmetternde Diagnose befürchtet hätte, sondern weil die Ärzte für mein Gefühl mit zur geistigen Hierarchie gehören, weil ich dem Arzt einen hohen Rang zubillige, und weil ich bei ihm eine Enttäuschung schwer ertrage, die ich bei einem Eisenbahn- oder Bankbeamten, auch noch bei einem Advokaten leicht hinnehme. Ich erwarte, ich weiß selbst nicht genau warum, vom Arzt einen Rest jenes Humanismus, zu welchem die Kenntnis des Latein und des Griechischen und eine gewisse philosophische Vorschule gehören, und der in den meisten Berufen des heutigen Lebens nicht mehr benötigt wird. In dieser Hinsicht bin ich, sonst voll Freude am Neuen und Revolutionären, überaus rückständig, ich verlange von den höher gebildeten Ständen einen gewissen Idealismus, eine gewisse Bereitschaft zu Verständnis und Auseinandersetzung ganz unabhängig vom materiellen Vorteil, kurz ein Stück Humanismus, obwohl ich weiß, daß dieser Humanismus in Wirklichkeit nicht mehr existiert und daß auch seine Gebärde bald nur noch in Wachsfigurenkabinetten anzutreffen sein wird.

Nach kurzem Warten wurde ich hineingeführt, ein sehr schöner, geschmackvoll eingerichteter Raum gewann sogleich mein Vertrauen. Der Arzt, der erst noch in einem Nebenraume in der üblichen Weise mit Wasser geplätschert hatte, trat herein, ein intelligentes Gesicht versprach Verständnis, und wir begrüßten einander, wie es gesitteten Boxern ziemt, vor dem Wettkampf mit herzlichem Händedruck. Vorsichtig begannen wir den Kampf, tasteten einander ab, probierten zögernd die ersten Schläge. Noch waren wir auf neutralem Gebiet, unser Disput ging um Stoffwechsel, Ernährung, Alter, frühere Krankheiten, und troff von Harmlosigkeit, nur bei einzelnen Worten kreuzten sich unsere Blicke, klar zum Gefecht. Der Arzt hatte einige Ausdrücke aus der medizinischen Geheimsprache auf seiner Palette, die ich nur annähernd entziffern konnte, die aber seinen Kundgebungen ornamental sehr zustatten kamen und seine Position mir gegenüber spürbar stärkten. Immerhin war mir schon nach einigen Minuten klar, daß bei diesem Arzte nicht jene grausame Enttäuschung zu fürchten war, welche Menschen von meiner Art gerade bei Ärzten peinlich ist: daß man hinter einer gewinnenden Fassade von Intelligenz und Schulung auf eine starre Dogmatik stößt, deren erster Satz

Digitized by Google

postuliert, daß Anschauungsweise, Denkart und Terminologie des Patienten rein subjektive Phänomene, die des Arztes hingegen streng objektive Werte seien. Nein, hier hatte ich es mit einem Arzt zu tun, um dessen Verständnis zu kämpfen einen Sinn hatte, der nicht nur der Vorschrift gemäß intelligent, sondern bis zu einem zunächst noch nicht bestimmbaren Grade wissend war, also im Besitz eines lebendigen Gefühls für die Relativität aller geistigen Werte. Unter gebildeten und gescheiten Menschen passiert es ja in jedem Augenblick, daß jeder die Mentalilät und Sprache, die Dogmatik und Mythologie des andern als eine subjektive, als bloßen Versuch, bloßes flüchtiges Gleichnis erkennt. Daß aber jeder diese selbe Erkenntnis auch an sich selber mache und auf sich selber anwende, und jeder sich selbst sowohl wie dem Gegner das Recht auf seine von innen her bestimmte und notwendige Art, Denkweise und Sprache zugestehe, daß also zwei Menschen miteinander Gedanken austauschen und sich dabei beständig der Gebrechlichkeit ihrer Werkzeuge, der Vieldeutigkeit aller Worte, der Unmöglichkeit eines wahrhaft exakten Ausdrucks, also auch der Notwendigkeit eines intensiven Sichgebens, einer gegenseitigen herzlichen Bereitwilligkeit und intellektuellen Ritterlichkeit bewußt bleiben — diese hübsche, zwischen denkenden Wesen eigentlich selbstverständliche Situation kommt ja praktisch so kläglich selten vor, daß wir jede Annäherung an sie, jede auch nur teilweise Verwirklichung innig begrüßen. Hier nun, diesem Spezialisten für Stoffwechselerkrankungen gegenüber, blitzte etwas wie die Möglichkeit solchen Verständnisses und Austausches auf.

Die Untersuchung, Blutprobe und Röntgen vorbehalten, brachte tröstliche Ergebnisse. Herz normal, Atmung ausgezeichnet, Blutdruck sehr anständig, dagegen fanden sich die unverkennbaren Merkmale einer Ischias, einzelne gichtische Ansätze und ein etwas tadelnswerter Zustand der ganzen Muskulatur. Eine kleine Pause trat in unsrer Unterhaltung ein, während der Doktor sich wieder die Hände wusch.

Wie erwartet, trat in diesem Augenblick die Wende ein, das neutrale Gebiet wurde verlassen, mein Partner ging zur Offensive über, mit der vorsichtig akzentuierten, mit scheinbarer Nachlässigkeit hingelegten Frage: „Glauben Sie nicht, daß Ihre Leiden zum Teil auch psychisch mitbestimmt sein könnten?“ Also da standen wir nun, das Erwartete, Vorausgewußte war eingetroffen. Der objektive Befund rechtfertigte nicht ganz den von mir gemachten Aufwand an Leiden, es war ein verdächtiges Plus an Sensibilität da, meine subjektive Reaktion

Digitized by Google

auf die Gichtschmerzen entsprach nicht dem vorgesehenen Normalmaße, ich war als Neurotiker erkannt. Also wohlauf, in den Kampf!

Ebenfalls vorsichtig, ebenfalls wie beiläufig erklärte ich, daß ich nicht an „psychisch mitbestimmte" Leiden und Zustände glaube, daß in meiner persönlichen Biologie und Mythologie das „Psychische" nicht eine Art von Nebenfaktor neben der Physis sei, sondern die primäre Macht, daß ich also jeden Lebenszustand, jedes Gefühl von Lust und Leid, auch jede Krankheit, jeden Unglücksfall und Tod als psychogen, als aus der Seele geboren ansehe. Wenn ich an den Fingergelenken Gichtknoten ansetze, so ist es meine Seele, ist es das ehrwürdige Lebensprinzip, das Es in mir, das im plastischen Material sich zum Ausdruck bringt. Wenn die Seele leidet, so kann sie das sehr verschieden ausdrücken, und was sich bei dem einen als Harnsäure gestaltet und den Abbau seines Ich vorbereitet, das kann bei einem andern als Trunksucht dieselben Dienste tun, bei einem dritten sich zu einem Stück Blei verdichten, das plötzlich in seine Hirnschale einbricht. Dabei gab ich zu, daß die Aufgabe und Möglichkeit des helfenden Arztes sich wohl in den meisten Fällen damit begnügen müsse, die materiellen, also sekundären Veränderungen aufzusuchen und sie mit ebenfalls materiellen Mitteln zu bekämpfen.

Auch jetzt noch rechnete ich durchaus mit der Möglichkeit, vom Doktor sitzen gelassen zu werden. Er würde zwar nicht geradezu sagen: „Sehr Geehrter, was Sie da reden, ist Blödsinn", aber er würde vielleicht mit einem um einen Grad zu nachsichtigen Lächeln mir zustimmen, ein banales Wort über den Einfluß der Stimmungen, zumal auf eine Künstlerseele, sprechen, und würde außer diesen Posthaltern vielleicht auch noch gar das fatale Wort „Imponderabilien" hervorholen. Dies Wort ist ein Probierstein, eine zarte Wage für geistige Maße, welche der Durchschnitts-Wissenschaftler schon „imponderabel" nennt. Er braucht nämlich dies bequeme Wort stets da, wo es sich um das Messen und Darstellen von Lebensäußerungen handelt, für welche nicht nur die vorhandenen materiellen Meßapparate zu grob, sondern auch die Gewilltheit und Fähigkeit des Sprechenden zu klein sind. Der Nurwissenschaftler weiß ja meistens wenig, er weiß unter andrem nicht, daß es gerade für die flüchtigen, beweglichen Werte, die er imponderabel nennt, außerhalb der Naturwissenschaft alte, hochkultivierte Meß- und Ausdrucksmethoden gibt, daß sowohl Thomas von Aquin wie Mozart, jeder in seiner Sprache, gar nichts anderes getan haben als sogenannte Imponderabilien mit einer unerhörten

Digitized by Google

Präzision zu wägen. Konnte ich von einem Badearzt, sei er auch auf seinem Gebiete ein Phönix, dies zarte Wissen erwarten? Ich tat es aber doch, und siehe, ich wurde nicht enttäuscht. Ich wurde verstanden. Der Mann erkannte, daß ihm in mir nicht eine fremde Dogmatik entgegentrete, sondern ein Spiel, eine Kunst, eine Musik, bei welcher es kein Rechthaben und Streiten mehr gebe, nur ein Mitschwingen oder Versagen. Und er versagte nicht, ich wurde verstanden und anerkannt, anerkannt nicht als Rechthabender natürlich, der ich ja nicht bin noch sein will, aber als Suchender, als Denkender, als Antipode, als Kollege von einer anderen, weit entlegenen, aber ebenfalls vollgültigen Fakultät.

Und jetzt stieg meine gute Laune, gehoben schon durch die für Blutdruck und Atmung erhaltene Zensur, bis in die höheren Grade. Mochte es nun mit dem Regenwetter, mit der Ischias, mit der Kur gehen wie es mochte, ich war nicht den Barbaren ausgeliefert, ich stand einem Menschen, einem Kollegen, einem Manne von elastischer und differenzierter Mentalität gegenüber! Nicht daß ich darauf gerechnet hätte, häufig und lang mit ihm zu sprechen, Probleme mit ihm durchzusieben. Nein, dies war nicht nötig, wenn auch als angenehme Möglichkeit zu werten; es genügte, daß der Mann, dem ich für einige Zeit Gewalt über mich einräumte und Vertrauen schenken mußte, in meinen Augen das menschliche Reifezeugnis besaß. Mochte der Doktor mich heute noch für einen zwar geistig regsamen, doch leider etwas neurotischen Patienten ansehen, möglicherweise kam einmal die Stunde, wo er auch die oberen Stockwerke meines Gebäudes öffnen würde, wo mein eigentlicher Glaube, meine eigenste Philosophie mit der seinen in Spiel und Wettkampf treten würde. Auch meine Theorie des Neurotikers, fußend auf Nietzsche, Weininger und Hamsun, würde dabei vielleicht einen Schritt weiter kommen. Aber einerlei, daran war nicht viel gelegen. Der neurotische Charakter nicht als Krankheit, sondern als ein zwar schmerzhafter, doch höchst positiver Sublimierungsprozeß gesehen — das war ein hübscher Gedanke. Es war jedoch einzig wichtig, ihn zu leben, nicht ihn zu formulieren.

Zufrieden und mit zahlreichen Kurvorschriften versehen, nahm ich vom Arzte Abschied. Der Zettel, den ich in der Brieftasche trug, und dessen Befolgung morgen in aller Frühe beginnen sollte, verhieß mir mancherlei heilsame und amüsante Dinge: Bäder, Trinkkur, Diathermie, Quarzlampe, Heilgymnastik. Also mit der Langeweile kann es nicht allzu schlimm werden.

Digitized by Google

Daß auch der Abend meines ersten Kurtages schön und freundlich verlief und zu seiner Blüte kam, ist das Verdienst meines Wirtes. Das Abendessen, das sich zu meinem Staunen als ein Festmahl edlen Stils entfaltete, brachte solche gaumenschmeichelnde, mir seit Jahren nicht mehr bekannte Platten, wie Gnocchi mit Geflügelleber, Irish Stew, Erdbeereis. Und später saß ich, bei einer Flasche Rotwein, mit dem Hausherrn in lebhaften Gesprächen in einer schönen altertümlichen Stube an einem alten schweren Nußbaumtisch und hatte die Freude, in einem fremden Menschen von anderer Herkunft, anderem Beruf, anderem Ehrgeiz und anderem Lebensstil ein Echo zu finden, an seinen Sorgen und Freuden teilnehmen zu können, viele meiner Anschauungen von ihm geteilt zu sehen. Wir sangen einander keine hohen Gesänge vor, aber wir fanden schnell Berührungsflächen und kamen einander mit der Offenheit entgegen, die leicht zur Sympathie wird.

Auf einem kurzen Nachtgang vor dem Schlafengehen sah ich Sterne in den Regenpfützen gespiegelt, sah im Nachtwind am Ufer des heftig rauschenden Flusses ein paar außerordentlich schöne alte Bäume. Sie würden auch morgen noch schön sein, aber in diesem Augenblick hatten sie die magische, nicht wiederkehrende Schönheit, die aus unsrer eigenen Seele kommt und die, nach den Griechen, nur dann in uns aufleuchtet, wenn Eros uns angeblickt hat. (Wird fortgesetzt)

ST. EMERICH AN DER THEISS

Jugenderinnerungen von

ARTHUR HOLITSCHER

„Kéri bá! Kéri bá!“

Der Bauer Kéri geht über den Hof. Er hat die Schultern eingezogen, sein runder Hut sitzt ihm über den Augen. Er geht schleppenden Schritts, als schleppe er eine Last. Die Kinder tanzen um ihn herum, zupfen und necken: „Kéri bá!“ Aber entgegen seiner Gewohnheit antwortet der alte Bauer nicht. Er geht in den Stall und schmeißt die Tür zu hinter sich.

„Voco voco vacca!“

Der Ball fliegt hinauf auf das niedere Scheunendach. Unten balgen

Digitized by Google

sich die Kinder, jedes will den Ball auffangen, der langsam über das Strohdach herunter gehüpft kommt. Schließlich gelingt es Béla, dem Ältesten. Die Kleineren versuchen, an seinem emporgereckten Arm in die Höhe zu klettern, aber schon fliegt der Ball an das entgegengesetzte Ende des weiten Hofes, zum Ziehbrunnen. Alle die Buben und Mädchen rennen ihm nach. —

Am Abend erst erfahren wir, was dem Bauer Kéri heute geschehn ist.

Unten im Obstgarten stehn die letzten Bäume schon unter Wasser. Die Theiß ist über die Ufer getreten und beginnt, das Land zu überschwemmen. Scheunentore, ganze Strohdächer, Balken und Geräte, Karren, ein Pferdekadaver, entwurzelte Stämme junger Birken, sogar eine Wiege, all das schwimmt in der mächtigen Strömung zwischen dem geknickten Schilf und den Obstbäumen dahin. Die Bauern versuchen, mit Stangen und in Nachen, Strandgut zu kapern. Kéris Pista hat sich zu weit hinaus gewagt und ist ertrunken.

Herr Lehrer Meyer sagt uns Kindern am Abend: „Gut, daß ihr den Alten nicht weiter geneckt habt. Solch ein ungarischer Bauer in seinem Schmerz — er spricht kein Wort, aber er ist imstande und erwürgt den, der ihm zu nah kommt!“

Die Damen aus dem Kastell schicken dem Alten Speck, Zucker, Weißbrot hinunter. Die Kinder halten im Spielen inne und werden still, wenn der Alte über den Hof geht. Aber bald ist alles vergessen. —

Herr Lehrer Meyer treibt sich im verwüsteten Garten herum. In der Nähe des Eiskellers, den das Wasser verschont hat, ist ein Gebüsch, dort lauert er Fräulein Wepper auf, der Gouvernante von Tante Olgas Kindern. Er hat Frauenkleider angezogen, die er von der Magd Sari geliehen hat und als die ahnungslose alte Jungfer vorüberkommt, ruft Herr Meyer mit verstellter Stimme: „J'y pense!“ springt aus dem Gebüsch: „Guten Morgen, Vielliebchen!“ und hat die Wette gewonnen. Fräulein Wepper kann sich vom Schreck nur schwer erholen, aber dann fängt sie zu lachen an, lacht und lacht so ausgiebig, daß man es im ganzen Wäldchen hören kann. Auch damals hat sie stundenlang gelacht, wie Herr Meyer sich das Stück Gaumen aus dem Munde schlug. Immer muß er, während ich meine Aufgaben lerne, mit einer meterlangen Pfeife zwischen den Zähnen im Zimmer herumlaufen, die rotweißgrüne Quaste baumelt vom

Digitized by Google

Schaft herunter; natürlich nickt er einmal, während er im Fauteuil sitzt, ein und schlägt sich das Stück Gaumen heraus. Ich gönne es ihm, denn er ist zur Beaufsichtigung meiner Schulaufgaben mit uns aus der Stadt hierher auf das Gut gekommen. Wehklagend läuft er durch die Zimmer! Man schickt einen Wagen ins Dorf, Herr Doktor Epstein, der Dorfarzt, fährt vor, und läuft bald nachher mit einer Zange, von der ein roter Fleischfetzen herunterhängt, triumphierend durch die Zimmer: „Meyerfleisch, Meyerfleisch!"

Die Tanten und meine Mutter sitzen um den Tisch und lassen sich von Herrn Doktor Epstein Geschichten aus dem Dorf erzählen. Sie lachen immer alle unbändig, wenn der Doktor seine Geschichten erzählt. Wir Kinder werden bei solchen Gelegenheiten aus dem Zimmer gejagt. Die Tanten lachen nie so herzlich, wenn ich aus meinem Notizbuch heraus Geschichten erzähle!

Das „Kastell" ist ein einstockhohes, sechseckiges, weiß getünchtes Haus mit breiten Freitreppen an zweien seiner Ecken. Es ist ein sonderbarer Bau, eher ein zu groß geratener Pavillon. Über den Freitreppen sind große grüne Jalousientüren und an den übrigen Ecken große grüne Jalousienfenster, die, je nachdem die Sonne steht, zu sind oder offen stehn. Über den Türen sind Wappenschilder angebracht. Die Schilder zeigten, ehe die Familie das Kastell und überhaupt das ganze Gut gekauft hat, die komplizierten Embleme des freiherrlichen Wappens des Landadelsgeschlechtes, das hier ein Jahrhundert lang gehaust hat. Da die Familie Holitscher keineswegs adelig ist und der Baumeister, als er das Haus umbaute, sich über die beiden Wappenschilder keinerlei Gedanken gemacht hat, prangt jetzt über der grünen Türe ein Storch mit einer Schlange im Schnabel.

Zuweilen fährt der Freiherr mit seiner Schwester, einer steifen, männlich gekleideten älteren Dame, im Sandläufer an dem Kastell vor. Die Herrschaften werden dann von den jetzigen Besitzern, das heißt von den Damen, denn die Männer sind in Budapest und gehen ihren Geschäften nach, mit Ehrerbietung empfangen und bewirtet. Das Fräulein nippt nur an dem Glas Tokajer. Man hat Geschäfte zu besprechen, der Gutskauf und was damit zusammenhängt, hat ja immer noch allerlei unabgewickelte Angelegenheiten im Gefolge. Nach einer Stunde steigt der Freiherr und seine Schwester wieder in den Sandläufer. Sie kehren in das zwei Meilen entfernte Städtchen Madaras zurück, wo sie sich auf ihre Kurie (ein Erbgehöft ihrer Familie) für den

Digitized by Google

Lebensabend zurückgezogen haben, und das sie nur verlassen, um im Frühjahr die Rennen, im Winter eine Ballwoche in Budapest mitzumachen. Das Fräulein hat die beiden übertünchten Wappenschilder wohl wahrgenommen. Sie schluckt eine bittere Bemerkung hinunter: der Storch ist erklärlich, das Kastell wimmelt ja nur so von Kindern! Was soll aber die Schlange? Die wird wohl bedeuten, daß die Holitschers Juden sind. Die beiden Rappen vor dem Sandläufer schwenken elegant aus dem Hof hinaus. Alle Kinder haben sich auf der Freitreppe versammelt und blicken dem freiherrlichen Geschwisterpaar nach. —

Ja, unser sind viele. Von Tante Olga vier, von Tante Henriette vier und ich und meine kleine Schwester. Tante Betty wohnt ebenfalls im Kastell, aber ihre Söhne sind schon erwachsen und in der Stadt in Banken angestellt. Tante Betty ist als Gast im Kastell, während wir sozusagen als Besitzer hier weilen. Sie hat keinen Anteil an dem Gut Sankt Emerich, das Gut gehört ihren vier Brüdern, die in Budapest das angesehene Getreidegeschäft Baruch Holitscher & Söhne betreiben. Sie ist die zweitälteste der drei Schwestern. Die älteste der Schwestern Holitscher ist meine Großmutter, Frau Börsenrat Altstätter. Mein Vater hat also die Tochter seiner Schwester geheiratet. Ein beliebtes Scherzspiel unter uns Kindern ist es, das Familienverhältnis zwischen mir und meiner Mutter, zwischen mir und meiner Schwester festzustellen. Da meine Mutter die Nichte meines Vaters ist, ist die Tochter der Nichte meines Vaters meine . . . ich weiß nicht mehr. Ich scheine mein eigener Großneffe zu sein oder wie ist das eigentlich.

Wir Kinder vertragen uns untereinander leidlich. In der Stadt sehen wir uns gar nicht zu oft. Im Frühling leiden wir alle zehn an einem heftigen Augenkatarrh, der Erbschaft nach einem unbekannten Vorfahr allem Anschein nach. Jetzt sind wir aber darüber weg und genießen froh und lustig den glühenden Hochsommer der ungarischen Ebene. Im Garten, im Kastell, besonders in einem Raum neben dem Speisezimmer, wo das Klavier steht, jagen wir uns, spielen, kugeln auf dem Boden und dem Sofa übereinander. Nur selten Geheul. Hie und da versucht einer oder eine von uns, in die versteckte Kammer, das abgesperrte Vorzimmer hinter der zweiten Jalousientüre einzudringen, wo die großen Mirabellenhaufen liegen. Die Mirabellenernte im Obstgarten war dies Jahr sehr gut; einmal in der Woche kommt Herr Kohn, der „Äppljd" genannt, aus dem Dorf St. Emerich

Digitized by Google

heran und schleppt in Säcken den gelben Segen davon. Wer in den peinlich verschlossenen Raum einzudringen verstanden hat, bezahlt seine Kühnheit mit furchtbaren Bauchschmerzen, denn der Haufen ist groß und die goldenen Früchte schmecken wunderbar süß.

Der „Kranke" darf dann zur Strafe nicht mit, wenn die Familie zum Wochenmarkt ins Städtchen Madaras fährt. —

Dieser Wochenmarkt ist etwas ganz Außerordentliches und man kann sagen, jede Woche etwas Neues. Es sind Zelte, Stände und Buden da, etwa fünf, ja sechs Reihen, und hier ist alles mögliche zu kaufen und zu sehen. Hier ist die Bude mit dem fünffüßigen Kalb. Hier die Riesendame Bianca — wer ein Extra-Entrée bezahlt, darf das Strumpfband von ihrer Wade abnehmen und wieder anschnallen. Auf den Tischen sieht man die großen braunen knusprigen Teller aus Honigbrot, große Lebkuchenherzen mit rotem Zuckerguß, einem Spiegelchen in der Mitte und einem Vers ringsherum. Dann Herzen mit patriotischen Sprüchen, die das Porträt Franz Josef I. einrahmen. Sehr beliebt sind die Stände mit den flachen Krügen aus glasiertem Ton, Kulacs genannt, die ebenfalls bunte Ornamente mit zierlichen volkstümlichen Inschriften, Liedertexten und Liebeserklärungen aufgemalt tragen. Holztruhen mit Tulpenbemalung sind da, gar nicht teuer. Nebenan bieten zungenfertige Hausierer, in Kaftans und Schläfenlocken, Seidenbänder, Pantoffel, Reibeisen, parfümierte Seife, Hutsträußchen aus künstlichen Blumen, rote Tonpfeifen und riesige Lederportemonnaies mit Messingbügeln feil. Fliegende Weinschänken; Garküchen mit britzelnden Schmalzkuchen, Lángos genannt, gibt es; dann solche, wo ganz rot paprizierte Fischstücke in einer braunen Sauce schwimmen, weithin zu riechen.

Die Hausfrauen aus dem Kastell kaufen nur wenig ein. Sie handeln viel und hartnäckig, ehe sie einen Gegenstand erstehen — meist sind es nützliche Gegenstände, die man im Haushalt dringend benötigt, große irdene Töpfe, Einmachgläser, Körbe, Blechlöffel. Denn die Frauen H., die Gattinnen der Brüder, sind sparsam, obzwar wohlhabend, sie kommen aus sparsamen bürgerlichen Familien, nicht wie die Gutsnachbarn Mischitz, denen man hier auf dem Markt oft begegnet. Die sind viel reicher als wir, aber ihr Reichtum ist ganz neu. Sie kaufen viel und feilschen nicht lange. Sie sind bei den Händlern beliebter als wir, aber uns achtet man mehr. Sie sind alle furchtbar häßliche Menschen, die Männer und Frauen unserer Nach-

Digitized by Google

barn. Sie haben schlechte Manieren. Sie haben keine Tradition aufrechtzuerhalten. Man verkehrt nicht mit ihnen. —

Die Ausflüge zum Wochenmarkt in Madaras geschehen immer in zwei großen, offenen, vierspännigen Kaleschen. Abwechselnd auf der Hin- und Rückfahrt dürfen zwei Kinder auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen. Die Kutscher, die sonst die Heuwagen von den Feldern in den Hof fahren, haben sich zu diesen Fahrten fein herausgeputzt. In kleinen schwarzen verschnürten Spenzern sitzen sie stolz und aufrecht da, die runden Hütchen keck übers Ohr auf die geölten Schädel gestülpt. Sie tragen weite weiße flatternde Leinwandhosen, Gatyen genannt, die unten in Fransen auslaufen und mit rotweißgrünen Bändern geschmückt sind. Hie und da darf eines der Kinder die Zügel mit anfassen und dann bekommen die kleinen Kinderfäuste das gewaltige Zucken der rassigen und gut genährten Rösser zu fühlen, wie sie im Trab oder Galopp über die staubige Landstraße dahintraben. Ein herrlicher Genuß und eine unauslöschliche Erinnerung!

Diese Wagenfahrten haben aber noch andere merkwürdige Erlebnisse im Gefolge. Gleich am Rande des Städtchens nämlich ist ein Zigeunerlager. Fast eine Meile weit laufen immer ein, zwei Dutzend nackter brauner Bälger den beiden herrschaftlichen Vierergespannen nach, atemlos, mit bettelnd ausgestreckten Händen. Hie und da schlägt eines von den Bälgern eine Reihe von kunstvollen Rädern so rasch, daß es mit dem Wagen Schritt hält. Die kleinen Bettler stoßen, puffen einander vom Wagenschlag zurück, zeigen mit ihren schmutzigen und bestäubten Fingern auf sich, spreizen dann ihre Finger aus, schreien und stecken die Zunge heraus. Manche singen die Nationalhymne, um sich beliebt zu machen. Wenn dann eine Handvoll Kupferkreuzer aus dem Wagen fliegt, verschwindet die ganze Sippe für eine Weile, man sieht und hört aus der Staubwolke da hinten ein Gewühl und Gekreisch — aber es dauert nicht lange, da erscheinen die Bälger wieder, atemlos, grau von Staub, zeigen mit dem Fingern auf sich, einer oder der andere nur mit zwei Fingern, weil er mit dreien den erkämpften Kreuzer festhalten muß, aber es gibt jetzt nichts mehr und einzeln bleiben die Bälger zurück. Bald kommt das grüne Dach des Kastells über den Baumkronen in Sicht.

Außer meinem Tyrannen Herrn Meyer und Fräulein Wepper lebte noch ein Dritter im Kastell, den man als Herrn Lehrer hätte an-

Digitized by Google

sprechen dürfen. Aber man zog es vor ihn liebevoll bei seinem Namen, ja bei seinem Vornamen zu nennen. Dieser Dritte war Herr Horschetzky, und er lebte hier als Gast von Tante Olga, die aus Böhmen stammte, wie Herr Horschetzky auch, und mit dem Dichter Moritz Hartmann verwandt war.

Herr Horschetzky war ein kleines breitschulteriges Männchen mit riesigem Bart- und Haarwuchs, fast wie eines von jenen sagenhaften, freundlichen Heinzelmännchen anzusehn, die, den Menschen wohlgesinnt, doch rätselhafte Elementargeister aus einer unbekannten Welt genannt werden müssen. Herrn Horschetzkys kleiner Körper drohte unter dem maßlosen Wust seiner Kopf- und Barthaare vollkommen zu verschwinden. Seine ewig verstopfte Nase und treuherzigen blauen Kinderaugen kamen nur notdürftig zwischen und unter den grauen Strähnen hervor. Herr Horschetzky bewohnte eine schrecklich heiße Dachkammer oben unter den grünen Schindeln des Kastells. Alle Versuche, ihn in einer angenehmeren Behausung unterzubringen, scheiterten an seiner eigensinnigen Weigerung. Er hatte sich in seiner Kammer häuslich und behaglich eingerichtet. Ein winziger Schreibtisch stand neben dem primitiven Feldbett. Auf dem Schreibtisch lagen Manuskriptblätter und standen sauber aneinandergereiht rotgebundene Bände deutscher Klassiker in der Hempelschen Ausgabe. Aus diesen Bänden hörte man Herrn Horschetzky oft, wenn sich unten das Haus zur Ruhe begeben hatte, laut deklamieren. Da waren die Werke von Schiller, Freiligrath und Moritz Hartmann. Herr Horschetzky hatte in seiner Jugend Anlagen zum Schauspieler gezeigt, aber sein Organ, ein sonorer Baß, litt beträchtlich darunter, daß seine Nase ewig verstopft war und er gewisse Konsonanten nicht anders, als durch ein unartikuliertes Geschnaube wiederzugeben vermochte. Seine Deklamation hörte sich, wenn man unten im Bett lag, an, als sei oben in der Dachkammer irgendein dampfgetriebenes Lokomobil in Tätigkeit — fast wie jenes, das draußen im Feld jetzt zur Erntezeit die Dreschmaschine bediente. Aber niemand beklagte sich über die nächtliche Ruhestörung, sogar die spottlustigen Kinder taten es nicht. Man setzte sich nur im Bett auf und sagte gerührt: „Der alte Horschetzky deklamiert“. (Dabei war er gar nicht alt, er zählte höchstens vierzig Jahre!) Frug man ihn nächsten Morgen, dann erfuhr man, daß es „Die Schlacht am Birkenbaum“ war, oder der Monolog aus der „Braut von Messina“, oder aber eine seiner eigenen Dichtungen, die er oben memoriert hatte. —

Denn Herr Horschetzky war nicht allein Lehrer, Schauspieler und

Digitized by Google

Rezitator, sondern vor allen Dingen ein Dichter, und dabei störte ihn sein Organ keineswegs.

Im Winter gab er in Budapest den Kindern reicher jüdischer Familien, den bewußten „Patrizierfamilien", Privatstunden, und wurde von den „Patrizierfamilien" von Haus zu Haus weiter empfohlen. Im Sommer aber dichtete er „Solo-Szenen".

Diese „Solo-Szenen" waren der Individualität, den besonderen Anlagen und Fähigkeiten des Kindes, seines kleinen Schülers oder seiner Schülerin, angepaßt und berücksichtigten und ergänzten in bestimmter Weise den Unterricht, den er selbst, Herr Meyer, und Fräulein Wepper uns Kindern erteilten.

Mir hatte Herr Horschetzky eine Szene sozusagen auf den Leib geschrieben, denn ich befaßte mich in jenem Sommer mit dem Studium der Geographie, eines Gegenstandes, aus dem ich keine sehr gute Zensur mit nach Hause gebracht hatte, den ich aber besonders liebte, ich hatte auch die „Geographischen Charakterbilder" von Grube als Lektüre mit in die Ferien gebracht. Die Szene, die mir gewidmet war, („Meinem kleinen Sommerschüler A. H.") war die Szene mit dem Tellurium. Ein paar Holzkugeln hatte er oben in seiner heißen Stube mit Farben von Himmelskörpern bemalt, die größte als die Sonne goldfarbig, eine kleine war durch Linien in fünf Erdteile und durch blaue Flächen in Meere geteilt, eine hatte Kanäle aufgezeichnet bekommen, das war Mars. Ich erinnere mich heute nur noch an zwei Zeilen dieser „Soloszene"; sie lauteten:

„. . . mit meiner Kugel treff' ich euch,
ihr leuchtenden Gestirne . . ."

es muß da also ein ungezogener Junge irgendeinen Unfug im Weltall verursacht haben. Die Zeilen standen mitten in dem langwierigen Poem und ich hatte nach den Worten: „treff' ich euch" mit einem Planeten nach einem Fixstern zu zielen, oder auch umgekehrt, ich weiß nicht mehr. Hinter einem Wandschirm stand der Dichter und souffl ierte schnaubend. Stets hatte er Lampenfieber, für alle seine Schüler, denn im Laufe des Sommers kamen die Älteren unter uns alle mit Soloszenen dran. Ich lernte ungern auswendig, aber ich lernte aus Liebe zum alten Horschetzky die Szene so gut ich konnte, obzwar ich mit all den anderen Kindern einig war in dem Urteil: diese Soloszenen seien Unsinn.

Ich wurde auch oft in die Dachkammer mitgenommen, wo mir der alte Dichter aus Freiligrath und aus Moritz Hartmanns Gedichten

Digitized by Google

vordeklamierte — an das Gedicht Hartmanns vom „heiligen Schlaf der Dienstboten" erinnerte ich mich lange noch! — Außerdem aber aus „Tell" und aus seinen eigenen Werken.

Er lud mich ein, ihn im Winter aufzusuchen und ich ging dann auch zu ihm.

Er wohnte in einem niederen muffigen Haus nicht weit von unserer Gasse. In zwei Stübchen, in denen es fein nach gebratenen Äpfeln roch, lebte er mit seiner alten Schwester dahin, die sich ebenfalls durch Stunden in den „Patrizierfamilien" fortbrachte. In das Jahr, in dem ich ihn besuchte — er starb bald nachher — fiel das große Ereignis seines Lebens. Im Theater am Herminenplatz nämlich wurde ein Feenstück aufgeführt, das er verfaßt und zu dem ein böhmischer Landsmann, seines Zeichens Klarinettenbläser im Ungarischen Volkstheater, die Musik komponiert hatte. Unsere Familie hatte Logen zu dieser Erstaufführung, die als Kindervorstellung an einem Sonntagmittag stattfand, genommen. Wir Kinder applaudierten wie rasend, als die Elfe sich auf einer rosenumwundenen Schaukel im wunderbaren Blumengarten wiegte. Ein Prinz kam in dem Stück auch vor. Er hatte einen abenteuerlichen Namen mit vielen Zischlauten. Als der alte Dichter sich dann, von Hunderten jubelnder Kinder herausgerufen, immer wieder verneigte, sprangen wir fast über die Logenbrüstung, so stolz waren wir darauf, daß wir den Dichter persönlich kannten! Er war ein Dichter, der gute alte Horschetzky, der erste, den ich aus nächster Nähe gesehen habe. Ich wollte, ich wäre in meinem Leben mehreren seiner Art begegnet.

Guter alter Horschetzky! Seine „Soloszenen" und anderen Gedichte sind, irgendwo in Böhmen, in einigen Bändchen pietätvoll gesammelt, im Druck erschienen. Ich besaß sogar welche, weiß aber nicht, wohin sie geraten sind. —

Herr Horschetzky hatte mir, aus Schreibpapier eigenhändig geheftet und zusammengenäht, ein Büchelchen geschenkt, in das ich mir alles aufschreiben sollte, was mir irgendwie besonders merkwürdig und wissenswert erschien und was ich vor dem Vergessenwerden bewahren wollte. Er gab mir auch eine Anleitung, wie man, ohne Notizbuch, allerlei im Kopf behalten könne, um es jederzeit schlagfertig anzubringen. Er war begeisterter Anhänger der Mnemotechnik. Wenn ich heute die Namen der neun Musen,

Digitized by Google

ohne zu stocken, hersagen kann, so verdanke ich es der Zauberformel:

„Kilometertal, Euer Urpokal!"

Ein Satz, verständlich und leicht zu behalten. Aus ihm ergaben sich die Namen: Klio, Melpomene, Terpsichore, Thalia, Euterpe, Erato, Urania, Polyhymnia, Kalliope. Die sieben Weisen Griechenlands waren auch auf diese Weise in einen Satz zusammengefaßt, den aber habe ich vergessen.

Schwieriger gestaltete es sich, wollte man Witze hersagen. Da mußte die Pointe in einem geschickt gewählten Stichwort aufgezeichnet werden und daraus rollte sich dann die ganze Geschichte von selber ab. Horschetzky gab mir die Anleitung dazu, wie dieses Stichwort zu wählen und aufzuschreiben sei und so konnte man einen ganzen Anekdotenschatz auf einer einzigen Seite des Büchleins bequem aufschreiben. Ich hatte im Winter beim Zahnarzt alte Jahrgänge der „Fliegenden Blätter" durchstudiert und mußte jetzt, nach dem gemeinsamen Abendessen, wenn die Unterhaltung stockte, die gelungensten Witze zum besten geben. Horschetzky hatte mir sogar künstlerische Vervollkommnung beim Erzählen dieser Witze beigebracht. Es war nur peinlich, wenn man, zum Erzählen aufgefordert, unterm Tisch rasch im Büchlein nachsehen mußte, um das Gedächtnis aufzufrischen. Geschah dies, und geriet ich bei solchen Fällen in Verlegenheit, dann blickte mich Herr Horschetzky mit funkelnden Augen triumphierend an: warum hatte ich ihm nicht gehorcht und die Stichworte mnemotechnisch in ein Satzsystem gebracht?

Einmal riß mir einer der Jungen das Büchlein unterm Tisch heimtückisch aus den Händen, ich jagte ihm durch alle Zimmer des Kastells nach, wobei einer der schönen flachen und verzierten Tonkrüge, die man auf dem letzten Wochenmarkt gekauft hatte, in Trümmer ging.

Nachher wurde ich von meiner Mutter ernst und kategorisch ausgescholten: wegen des Krugs, wegen des mit Dummheiten vollgekritzelten Heftes und des Witzereißens überhaupt. Ich stand vor meiner Mutter, in ihrem Zimmer, und sie las mir die Leviten. Ich wußte aber bereits, daß meiner Mutter nichts angenehmer war, als mich auszuschelten. —

Die Kinder im Kastell konnten eingeteilt werden: in glückliche und unglückliche. Olgas und Henriettens Kinder sowie meine noch ganz junge Schwester gehörten zu den glücklichen, ich aber repräsen-

Digitized by Google

tierte für mich allein die Kategorie der unglücklichen Kinder. Denn ich bekam Schelte wegen jeden Drecks und hatte außerdem einen Hauslehrer, der mich kaum für ein paar Augenblicke aus den Augen ließ, so daß ich eigentlich gar keine Ferien hatte! Ja, die anderen waren in jeder Beziehung besser dran, als ich. Hatten sie Strafen zu befürchten, wenn sie hinter Herrn Kohn her „Äppljid!" riefen? Ich aber stand bei jeder Gelegenheit vor meiner gestrengen Mutter.

Ich hatte mir indes für solche Gelegenheiten etwas ganz Besonderes zurechtgelegt. Wenn Mama mit verschränkten Armen, das Kinn erhoben, die Augen kalt und klein zusammengekniffen dasaß und schalt, sah ich gespannt auf die Brosche, die sie am Halse trug. Diese Brosche stammte aus der Wiener Weltausstellung, hatte die Form eines offenen Fächers und war aus vielen schillernden Kolibrifederchen gebildet. Während Mama mir meine Sünden vorhielt, versuchte ich die Federn zuzählen, wobei mein Gesicht gewiß sehr ernst und aufmerksam aussah.

Ich erhielt mein Notizbüchlein in arg zerknittertem Zustand wieder und tags darauf wußte Herr Lehrer Meyer und Fräulein Wepper, daß ich mir die Szene im Obstgarten mit dem Vielliebchen haarklein aufgeschrieben hatte! Dies verbesserte mein Verhältnis zu Herrn Meyer kaum. Dafür erstand mir im guten alten Horschetzky ein Fürsprecher.

Er legte bei meiner Mutter ein Wort für mich ein und die beiden hatten überhaupt langwierige Diskussionen über Erziehungsfragen, Charakterbildung durch Strenge oder Milde, unter speziellem Hinblick auf besonders störrische Kinder. Die Tanten beteiligten sich selten an diesen Diskussionen; ihre Kinder waren wohl besser geartet als ich und man benötigte keinen Hauslehrer zu ihrer unausgesetzten Beaufsichtigung.

Die Argumente meines alten Freundes schienen keinen großen Eindruck in meiner Mutter zu hinterlassen. Ich hatte noch oftmals Gelegenheit, die Federchen nachzuzählen und konstatierte regelmäßig, daß ich mich das letztemal verrechnet hatte. —

Guter Horschetzky! wie konnte er es dort oben in seiner Kammer nur aushalten! Die Nächte waren bleiern heiß und von Myriaden Mücken, Stechfliegen, Motten, allerhand wild summendem Ungeziefer belebt. Unten sogar war es kaum möglich, zu schlafen. Gewiß stand er ganz nackt in seiner Kammer und deklamierte, weil er keinen Schlaf finden konnte. Ich stellte ihn mir als eine Art

Digitized by Google

Neptun oder Vater Nil vor, Wasserbäche aus seinen buschigen Haaren, aus Bart und Augenbrauen niederfließend.

Die Theiß hatte sich im Obstgarten rasch vorwärts gebissen und das verwüstete Gelände war voll von angeschwemmtem Gerümpel. Die Sonnenuntergänge aber waren wundervoll. Tiefrote Wolken, von violetten Schatten gepeitscht, zogen über das aufgeregte Wasser dahin, das die purpurne Dunkelheit des Himmels auffing. Durch die breite, einem See mehr als einem Fluß ähnliche Wasserfläche schleifte die Strömung Wirbel von dichtem Blut. Dort, wo die Strömung besonders stark dahin eilte, bohrten sich dunkle Trichter in die Tiefe und über ihnen wirbelten in der Luft Wolken von Insekten, so daß es aussah, als öffne die Theiß Krater, aus denen schwebende schwankende Schlacke zum Firmament emporgeschleudert würde.

Uns Kindern war es streng verboten, in den Garten zu gehn und man schreckte uns auch mit dem Tod des armen Pista Kéri. Aber ich schlich mich doch, sooft ich der Aufsicht des Herrn Meyer entrinnen konnte, dort hinunter, bis an den Rand des Wassers, das den Hügel mit dem Eiskeller bereits ganz umfaßt hatte und immerfort noch stieg und stieg.

Das Dorf St. Emerich, nach dem unser Gut benannt war, lag nicht weit von der Theiß und uns interessierte es besonders, denn dort kannten wir alle und alle kannten uns. Wenn wir vierspännig durch das Dorf fuhren, grüßte man uns, „die Herrschaft“, aus den Fenstern der langen staubigen Straße (denn viel mehr war das Dorf nicht, eine Straße vom einen Ende zum andern). Wir wußten: hier wohnte Herr Doktor Epstein, dort Herr Notar Zalay mit seiner Frau, einer noch jugendlichen, aber bereits unglaublich dicken Dame, die wir niemals anders als in einer Art Frisiermantel zu Gesicht bekommen hatten, ein rotes Tuch um den zu klein geratenen blonden Kopf. Auch die Schule kannten wir, sie kündigte sich durch lautes chorartiges Geschrei schon von ferne an, und Herr Lehrer Malota steckte den Kopf aus dem Fenster, wenn unsere „Batáre“ (die Kaleschen!) vorbeirollten. Vor der Kortschma, die durch drei von einer Stange herunterbaumelnde Hobelspäne gekennzeichnet war, standen immer ein paar Bauernwagen, saßen zumeist ein paar laut streitende Bauern herum; oft saß einer auf dem gelben Lehmboden und konnte von seinen Kumpanen, die auch nicht mehr fest auf ihren

Digitized by Google

Beinen standen, nur mit Mühe in die Höhe gezerrt werden. Ein paar Häuser weiter wohnte im Schatten des Kirchturms der Herr Pfarrer, dann begann das Gemeindewäldchen, ein kleines ungepflegtes Birken-, Obstbaum- und Buschgelände mit sandigen Pfaden, auf denen an den Abenden die Burschen und Mädchen des Dorfes sich singend ergingen. — Aber die wirklich interessanten Dinge begannen erst, wenn die Batáre ganz am Ende des Dorfes in das Ghetto einbogen.

Das Ghetto bestand aus etwa zwanzig Häusern, die, in rechtem Winkel zur Dorfstraße gebaut, sich bis ins freie Feld hinaus erstreckten.

Im Ghetto wohnte unter anderem Herr Kohn, der „Äppljid". Besuchten wir ihn in seinem Häuschen, so hörte die Beschimpfung auf, wir nannten ihn artig Herr Kohn. Unsere Besuche aber galten zumeist seiner Nachbarin, Frau Meisels. Frau Meisels mußte in ihrer Stube aufgesucht werden, sie war andauernd krank, und zwar immer an einer anderen Krankheit, als beim letzten Besuch. Einmal klagte sie ganz erbärmlich über Herzbeklemmungen, einmal über „Gliederreißen im Kopf". Sie trug einen grobfädigen rötlichen künstlichen „Scheitel" auf ihrem alten runzeligen Schädel und schob ihn schräg aufs Ohr, um zu zeigen, wie sehr sie litt. Wir besuchten sie aber nicht ihrer Leiden wegen, sondern weil sie die wunderbarsten Gänselebern im ganzen Komitat, ja vielleicht im weiten Ungarland, produzierte. Hinter dem Hause schnatterten in engem Drahtkäfig die asthmatischen Gänse, die mit Kukurruz und Mehlklößen nach einem besonderen Rezept von Frau Meisels gestopft wurden und später ihre Lebern hergeben mußten. Trotz ihrem Leiden war Frau Meisels eine lebhafte und hartnäckige Feilscherin; sie kannte ihren Wert, und zu ihren Argumenten gehörte auch ihr Leiden. Aber das Feilschen und Sichverständigen mit den Damen Holitscher fiel den Ghettobewohnern gar nicht schwer, denn wir gehörten im Grunde zur selben großen Familie.

Bauer Kéri war für uns ein Buch mit sieben Siegeln, ebenso Herr Notar Zalay und die meisten in der langen Dorfstraße. Niemals hätten wir die Zutraulichkeit zu ihnen gefunden, die sich einstellte, sobald wir im Ghetto angelangt waren. Der ungarische Bauer und der Dorfjude — das waren zwei gesonderte Welten, und uns stand die letztere nahe.

Aber es gab im Ghetto nicht nur merkwürdige Dinge zu sehen,

Digitized by Google

sondern noch merkwürdigere zu hören und sie betrafen zumeist eben jene Frage unserer Zusammengehörigkeit. Wenn Herr Kohn, der Obsthändler, oder Herr Teitelbaum, der Schächter, oder Frau Meisels von den Bewohnern des Dorfes sprachen, sagten sie: „die Gojim" und diese Bezeichnung hatte etwas Wegwerfendes. Einmal sagte jemand: „Wir hier sind doch die einzigen Menschen im Dorf, die wirklich Bildung haben!" Daß man deutsch sprach, daß selten oder nie ein betrunkener Jude durch die Straße torkelnd gesehn worden war, das galt den Ghettobewohnern als Beweis dafür, daß sie und nicht „die Gojim" im Besitze der Kultur waren. Auch der würdevolle Verlauf ihrer hohen Feiertage — während die Feste der „Anderen" von Gejohle und dem Lärm wüster Schlägereien widerzuhallen pflegten. Herr Kohn sagte bei solcher Gelegenheit: „Ich bitte Sie, was soll man von einem Goj erwarten?" Ähnliches hörten wir oft im Ghetto. —

Wir kamen wiederholt zu Herrn Kohn und Frau Meisels, und aus den Gesprächen mit den Ghettobewohnern, die sich rasch versammelt hatten, erfuhr ich manches über unsere Zusammengehörigkeit mit diesen Menschen und ihrem Schicksal — manches, was ich später nur mühselig ergänzen konnte, in der Schule wie im Leben. Sicherlich nicht durch den Religionsunterricht in der Stadt, in der Tabakgassen-Synagoge, oder in den Privatstunden bei Herrn Rabbiner Back! Schon eher auf dem Wege zur Synagoge, der mitten durch zwei große Durchhäuser in der Königs- und Trommelgasse führte — durch diese beiden riesigen Mietskasernen, die von unzähligen armen Judenfamilien bewohnt und von früh bis spät von endlosem Lärm und Keifen, Unterredungen und Gezänk von Stockwerk zu Stockwerk durchdröhnt waren. —

Diese Aufzeichnungen — sie entstammen einem in Vorbereitung befindlichen autobiographischen Werk Arthur Holitschers — werden in den nächsten Heften fortgesetzt.

Digitized by Google

DREI BÜCHER ZUR ZEIT

von

OTTO FLAKE

I

Ungefähr alle säumen sie das Pferd vom Schwanz auf mit Programmen, Proklamationen, Aufrufen — Dilettanten des Rittes ins Leben, Wortekstatiker und desto krassere Rationalisten, je idealistischer sie sich gebärden, denn Rationalist ist, wer die Formel hat und über dem Kopf das Rezept schwingt.

Ich gebe nur zu: Ziel und Rettung für alles Leiden an der Zivilisation ist in der Tat ein materieller Inhalt, eine energieausstrahlende Substanz, ein Geglaubt-Existierendes wie früher der Begriff Gott, und wo dieser materielle Inhalt besteht, da, aber nur da, ist auch eine Formel möglich, — warum? Weil Formel und Substanz sich decken, die Formel ins Zentrum führt.

Die instinktive Erkenntnis dieser Identität von Formel und Inhalt erklärt das Phänomen der neuen Gottsucher, Theosophen, Stifter und Propheten. Im übrigen jedoch sind sie Betrogene und Betrüger, weil sie die Formel a priori geben und meinen, um die Formel werde sich der Inhalt schon kristallisieren.

Man betrachte einmal die Vorgänge in unsrer Pädagogik. Da heißt die Formel: freie Entfaltung, Hochzucht der Individualität, Jugend als Selbstzweck, als Gesetzgeber, als autonomer Inhalt. Jedoch, was ist das, substanziell und materiell und real, die freie Entfaltung, die Jugend, das Individuum? Ein leerlaufendes Ungefähr, ein Ding ohne Definition und Grenze, ein Relatives. Der Begriff der Jugend, an den sich noch die Besten klammern, verschiebt sich mit jedem Jahr, das man älter wird, und eines Tages steht man außerhalb der Jugend und will doch noch leben.

In diese unheimliche Ohnmacht und damit Lüge der Erziehung führt ein Kapitel eines Buches ein, das kaum größer als eine Broschüre ist und gerade dank solchem Verzicht auf Breite seine Wirkung haben wird: Rudolf Kaysers „Die Zeit ohne Mythos“ (im Verlag Die Schmiede, Berlin).

Erwähnen wir zunächst die Klarheit der Konzeption. Thema ist die Krise der Zeit. Ein Thema präzis ausbreiten, nüchtern darstellen, unpathetisch abstecken, bedeutet schon mehr, als die Propheten geben

Digitized by Google

können. Hier geht einer endlich vernünftig vor, er zäumt das Tier nicht von hinten auf. Ein wohl durch Simmel und Max Weber gut geschulter Kopf analysiert.

Von den sechs Kapiteln des Buches legen fünf das Krankheitsbild dar, das sechste tut nicht mehr, als daß es vorsichtig in die vermutliche, die wahrscheinliche Bahn der Heilung weist, mit leisem, geschicktem Fingerdruck. In dieser Taktik verrät sich eine Bescheidung, die mehr als nur sympathisch ist; das Prinzip der Vorsicht, der Nichtbenennung, der Grundsatz, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, entspringt einer Respektierung des Wachstums der Dinge, des Organischen in der Lebensentfaltung, die auch dem Begriff des Krankheitsbildes die notwendige Korrektur gibt.

Eine Kulturphase ist nie im gewöhnlichen Sinn krank, da sie logisch, da sie unvermeidlich eintritt und einem souveränen Schema des Werdens, der Vergeistigung entspricht. Nur wenn das Leben überhaupt krank ist, wenn am Anfang der Welt eine Schuld oder ein Mißgriff steht, könnten Zivilisationen krank sein. Kein Volk hat das je ernsthaft geglaubt, am wenigsten die Indier, wie man wohl einmal annahm.

Mit dieser Einsicht ist auch Kaysers zweites Kapitel geschrieben, eine ideale Herausarbeitung des unsagbaren Abgrundes, der in der europäischen, genauer mitteleuropäischen Zivilisation zwischen Schöpfern und Masse klafft. Kein geistig Interessierter wird dieses Kapitel ohne Gewinn lesen.

Nietzsche sagte: „Das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht . . und daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde.“ Das war vierzig Jahre, bevor diese Katastrophe sich realisierte und diejenigen zur Anerkennung zwang, die sie für so unmöglich hielten, daß sie die Problemstellung Nietzsches nicht einmal begriffen hätten. Der Name der Katastrophe ist: „Das Ende des individualistisch-psychologischen Zeitalters“, um nur wieder Kayser zu zitieren, der als Philologe eines objektiv gewordenen Zustandes angesprochen werden kann.

Ich unterlasse es, die einzelnen Kapitel systematisch zu durchgehen, und wende mich Einzelheiten des schon erwähnten sechsten Abschnitts zu. Der Diagnostiker ist nicht Chirurg, der Beobachter, als den sich Kayser erweist, gibt nicht, was des Kämpfers ist.

Digitized by Google

Kayser empfiehlt die innere Befreiung von der Sklaverei der Götter, denen wir uns unterstellt haben, als wir den Gott der absolut anweisenden Religionen verließen. Er ist klug genug, nicht Rückkehr zur Theologie zu empfehlen, auch nicht die Hingabe an die dialektische Konträridee des Individualismus, den Kommunismus (ebendies hieße Rationalisierung).

Innere Freiwerdung im Sinn von Abstandnehmen, von Unoptimismus oder Opposition gegen den Glauben an ein formelles Prinzip führt nun nicht aus der Sphäre des Einzelnen heraus, befreit nicht von der Einsamkeit, deren Analyse eines der Verdienste Kaysers ist. Das heißt nichts anderes, als daß die Entwicklung des Individualismus nicht abgebrochen werden kann, sondern weiter durchschritten werden muß.

Ein vollkommen richtiger Gedanke. Er nun wäre einer stärkeren Durchleuchtung fähig gewesen, als Kayser sie gibt. Ohne Zweifel besteht der Anstoß von morgen in der Selbstbefreiung und in der Selbstbehauptung, denn Mythos ist nichts als ein Wort für hygienischen Willen zum Leben, nämlich für Überwindung aller hemmenden Ideen, ganz wie ein physischer Körper seine Feinde überwindet, indem er sie aufnimmt.

Das Ziel wäre: Relativierung des Relativen, Distanz von den Relativitäten, die als absolut auftreten. Religiosität kann für den Europäer nur noch bedeuten: Kritik an den Gesellschaftsmächten und Weigerung, ihnen den absoluten Charakter zu geben.

Die Geburt der neuen Ideen vollzieht sich in jenem aktiven Philosophieren, das das Zeitliche mit dem Totalen vergleicht und jenes an diesem mißt. Das tiefste Problem besteht darin, den Relativismus nicht zu verabschieden, sondern an den richtigen Punkt zu rücken.

Der Wert des Kayserschen Buches steht fest, seine Bedeutung ist variabel, insofern sie sich, wie bei allen Besinnungsschriften, danach richtet, wie weit die angerufenen schöpferischen Kräfte bereits die Aufgabe in Angriff genommen haben. Zwischen Niederschrift und Erscheinen des Buches ist einige Zeit verflossen, so daß bereits ein Nachtrag nicht unangebracht erschiene, in dem die Lösungsversuche zu sichten wären.

II

Ungezwungen läßt sich dem Buche Rudolf Kaysers dasjenige anschließen, worin Frank Thieß auf eine weit weniger objektivierende, dafür persönlich heißere Weise das gleiche Problem umschreitet.

Digitized by Google

Ein anderes Naturell: eine ausgreifende Persönlichkeit, ein noch naives Herz schrieb hier das Übergangsbuch von den Jünglingsjahren zu den männlichen. Die Fragen werden sehr breit angefaßt und der Eifer, mit dem der Autor den ihm teueren Begriff Kultur angeht, mag bei Lesern, die nicht bereit sind, schon geschlagene Schlachten nochmals mitzuschlagen, einige Ungeduld bewirken.

„Das Gesicht des Jahrhunderts" (bei J. Engelhorns Nachfolger) besteht aus offenen Briefen an Zeitgenossen. Der Lebensgang des Verfassers ermöglichte es, die Empfänger nicht ad hoc zu ernennen: in allen Briefen ergibt sich der Angriff oder die Zurredestellung aus biographischen Vorfällen, die ungezwungen zum Kristallisationspunkt für Ideen werden.

Der Gymnasiast rettete sich zu Wyneken aus der Stupidität einer Oberlehreranstalt; aber die Hingabe wandelte sich in jene Opposition, der das Produktive entspringt — Thieß begann den Defekt Wynekens zu sehen: den Mangel an Gefühl für den tragischen Grundcharakter der Welt und die Größe des Tragischen. Das ist prachtvoll herausgearbeitet: aber ich empfehle Thieß, bei Kayser nachzulesen, was gegen die Lehre zu sagen ist, daß der geistige Orientierungspunkt, den ein junger Mensch zu finden hat, in ihm, nicht außerhalb seines Selbst liegt.

In Wahrheit liegt der normgebende Punkt außer uns. Gleichwohl zieht Thieß aus einer anfechtbaren Prämisse den richtigen Schluß: daß der sogenannte „objektive Geist" Wynekens eine willkürliche Fiktion ist, eine rationalistische Hilfskonstruktion, aus der sich der unaufgelöste, abstrakte Rest in der Natur jenes Erziehers erklärt.

Wesentlich gesehen hat auch der Wynekensche Elan, ungeachtet seiner vielen Vorzüge, nicht mehr erreicht als andere Positivismen, man darf von einer Tragik sprechen. Alle diese radikalen Schulreformer wollten das Neue schaffen und hielten die Katastrophe des Alten nicht auf — also arbeiteten sie ihr in die Hand.

Es wäre sehr interessant, diesen *Umkehrungen wider Willen* nachzugehen. Auch der preußische Militarismus, auch das Nationalgefühl divergieren in Ursprung und Wirkung, alle Ideenverwirklichung führt zur bitteren Paradoxie. Daher ist keine rein optimistische Erziehung zulänglich; von Pädagogik lohnt sich erst wieder zu sprechen, wenn der Begriff des Unoptimistischen, Tragischen, Tapferen zu kristallisieren beginnt.

Um wieder auf Thieß zu kommen, so geschah es dem jungen

Digitized by Google

Studenten, daß ihn der gegenwärtige Rektor der Universität Berlin, Röthe, anfauchte, als er Literatur und Geschichte belegen wollte. Die Kontrafigur Fausts, Wagner, belehrte ihn, daß man sich von vornherein spezialisieren müsse. Das gibt ein neues mutiges Kapitel bei Thieß. Wenn ihr wissen wollt, warum wir über die „Wissenschaft" ironisch denken, dann lest das Kapitel über Röthe, einen erledigten Mann.

Folgen Erlebnisse im Journalismus, an Theodor Wolff gerichtet, in der Politik, zu Händen Kurt Hillers. Beim Brief an Theodor Wolff muß ich Einschränkungen machen, die sich auch auf die anderen Kapitel verteilen. In welcher Absicht liest man einem Phänomen wie dem Journalismus, überhaupt dem Geist der Zeit, die Leviten? Weil man glaubt, die Mechanisierung des Lebens hätte sich vermeiden lassen oder könne von Einzelnen aufgehalten werden? Es wäre ein falscher Glaube.

Wenn es einen „Geist der Zeit" gibt, dann sind seine Phasen, so wie sie erscheinen, gegeben, dann ist auch „Gott" nicht souverän, sondern an sein geschichtliches Erscheinen, kurz die Geschichte, gebunden.

Ein ganz tiefes Problem, das tiefste. Man soll keine Zeit idealisieren. Es gab Zeiten, in denen sich Diesseits und Jenseits restlos aufeinander bezogen: nicht mehr als eine Konstellation. Es folgen Zeiten, in denen Idee und Verwirklichung auseinanderklaffen: auch nicht mehr als eine Konstellation.

Hier wie dort bleibt das Wesen und das Verhalten des erlebenden, des erkennenden Menschen das Gleiche: Distanz von der Konstellation, eine merkwürdige Mischung aus Billigung des Zeitgeistes und aus Unabhängigkeit von ihm. Die Sphäre der Realisation ist die Arena, in die wir gestellt werden, aber wir sind nicht wie das Tier in einen Käfig gesetzt, unsere Abhängigkeit von der Zeit ergänzt sich um eine im Seelischen zu vollziehende Freiheit, und diese Summe aus Abhängigkeit und Freiheit ist stets identisch, alle wesentlichen Menschen, religiös gesagt alle Gott besitzenden Menschen sind völlig gleich.

Die Konsequenz dieses Gedankens heißt: es wird in letzter Instanz gleichgültig, ob eine Zivilisation oder Kultur die Ideen realisiert. Das, was ihr fehlt, ergänzt, erwirbt sich der wesentliche Mensch im Denken und Fühlen. Daher kann er jede Zeit ertragen, weil die Ergänzung, die er vollzieht, variabel ist. In schlechten Zeiten ist die Einsamkeit des totalen Menschen größer, man muß es ertragen, ja bejahen.

Digitized by Google

An einer Stelle, die über die Russen handelt, spricht Thieß von der Aktivmachung des Leides: ein ausgezeichneter Gedanke. Nun, er braucht ihn nur auf die „Kulturlosigkeit" der Institutionen anzuwenden, um seinen eigenen Reformeifer aus dem naiven Zustand in den wissenden zu überführen. Man reformiert nie eine Zeit, man kann nur daraufhinarbeiten, daß auf zerspaltene Zeiten wieder einheitliche folgen, ohne daß man doch vergäße, daß solche Einheitlichkeit wünschenswert, aber nicht notwendig ist. Thießens Buch ist noch um einige Nuancen zu sehr Appell. Gehärtetes Denken beschwört nicht mehr, mag sein auf Kosten der Warmherzigkeit.

Dichtung, Musik, Tanz, Malerei und alle diese „heiligen" Bezirke, die Thieß gewissenhaft abwandelt, blühn, wenn ihre Zeit ist. Blühn sie nicht, so ist das mehr als ein dem Menschen als Schuld anzurechnendes Vergessen des Göttlichen — es ist selbst eine Phase des Göttlichen, des Sichrealisierenden. Im Amerikanismus der Zeit wirkt ein Positives, dem Thieß zu wenig Beachtung schenkt.

Ich kann die Perspektiven einer Auffassung hier nicht öffnen, ich werde, um beim Thema zu bleiben, nur sagen, daß der Instinkt, der Thieß leitet, absolut richtig, seine Methode erst annähernd ist. Hierher gehören auch seine Polemiken gegen Heinrich Mann, gegen Gerhart Hauptmann, gegen die Demokratie. Die Einwände zielen richtig, aber sie treffen nur ungefähr; warum soll man z. B. von Hauptmann verlangen, daß er das Leben eines Lazarus führe? In Wahrheit vermißt Thieß bei Hauptmann straffere Einsamkeit, größere Strenge, er fand nur nicht die endgültige Formulierung.

Ich würde es für einen Gewinn halten, wenn Thieß, der sehr russisch orientiert ist, den lateinischen Spiritualismus mit seiner Präzision kennen lernte. Ich halte diese Kenntnis für unendlich formender als die Menschlichkeitsstimmung der russischen Welt und als die zu unreale deutsche Musikalität.

Aber diese Musikalität, diese warme Ausbreitung, dieser Reichtum der Variation, diese Herkunft aus dem eigenen Fühlen, dieses Persönliche, das von der Existenz eines gegebenen Zeitproblems noch fast nichts wissen will, weist dem Buch einen bestimmten Leserkreis an: weniger den der Erkennenden als derer, die die gleiche Not ahnen. Kurz es ist ein echtes Bekenntnisbuch, dem Menschennähe das Wichtigste bleibt.

Digitized by Google

III

Es gab nach der Revolution einen Augenblick, wo sich um die Republik die seelische, geistige, ideelle und vitale Atmosphäre zu bilden schien, ohne die kein sensibler Mensch ein Verhältnis zum Staat findet. Auch die Republik war einmal ein junges Kind, ein Versprechen, eine Zukunft, und ein Werbendes.

Der Reiz ist dahin, die Stimmung ist dahin, der Frühling war kurz. Zwei Engelmacher haben den Keim gemordet, die französische Politik und der deutsche Nationalismus. Der Vorrang gebührt den Franzosen; sie haben nichts getan, um sich eine friedliche deutsche Republik bilden zu lassen. Das ist ihre Schuld, und die Schuld ist ein aktives Agens geworden, die Zukunft wird es zeigen.

Damals wurde bei uns ein Buch geschrieben, das bereits 1922 zu spät erschien, dessen Absatz aber doch zeigte, wie verbreitet in Deutschland die Menschen waren, die sich von Militarismus und Imperialismus abgewandt hatten; und wenn vor dem Krieg das Buch des Generals v. Bernhardi einen unermeßlichen Anteil an der Einkreisung des Reiches trug, hätte „Die Tragödie Deutschlands. Von einem Deutschen" nach dem Krieg dieselbe intensive, nur umgekehrte Wirkung ausüben können, wenn jetzt noch einem Buch die Möglichkeit gegeben gewesen wäre, Anschauungen zur Macht zu verhelfen.

Ohne in die Ideologie derer zu verfallen, die jenseits des Rheins alles weiß, diesseits alles schwarz sahn; vielmehr von einem unterrichteten, denkenden Mann geschrieben, der die Kurpfuscherei und die seelischen Greuel des Wilhelminischen Regimes durchschaute, war dieses Buch wie wenige andere geeignet, dem Deutschen die Sünden vorzuführen, die die Tragödie der Überspannung und den Zusammenbruch herbeiführten.

Nach A. H. Frieds viel zu wenig gelesenen Kriegstagebüchern kenne ich keine so erschreckende, aber die Augen öffnende Zusammenfassung der Zustände, die zum Krieg führten; auch keinen so überlegenen Glauben an etwas, das mehr als der gesunde Verstand ist: an den guten europäischen Willen.

Heute erscheint die zweite Auflage des Buches (im Verlag Ernst Heinr. Moritz, Stuttgart). Ist sie überholt? Eine neue Konstellation trat ein, die Probleme der Verständigung wurden in den Hintergrund gedrängt; aber eine alte Kulisse, die man aussondert, das sind sie nicht und deshalb zeige ich die „Tragödie Deutschlands" als ein Werk an, das noch immer ein Buch der Zeit ist.

Digitized by Google

Man hat schon vergessen, was die Alldeutschen waren; sie schicken sich an, die Herrschaft wieder anzutreten. Lest und frischt euer Gedächtnis auf, damit der Tragödie nicht der zweite Teil, der Untergang, folge.

DIE DEUTSCHE WÄHRUNGSFRAGE

von

JULIUS HIRSCH

I

Die deutsche Währungskatastrophe ist zweifellos die bisher ungeheuerlichste der Weltgeschichte. Schon in ihrem Ausmaß. Die einst so viel gehöhnten Assignaten waren wertlos, als sie auf nicht ganz ein Dreihundertstel ihres Nennwertes gefallen waren; dementsprechend hätte die Mark wertlos sein müssen, als der Dollar etwa 1000 Mark kostete. So stand die Mark im August 1922, damals noch siebzigmal so hoch wie die österreichische Krone, auf die sie immer noch hochmütig herabsah. Seitdem sind ihr gegenüber die österreichische Krone und die Polenmark Edelvaluten von stolzer Höhe geworden — für eine Polenmark erhält man Anfang Dezember 1923 eine Million deutscher Mark —, und als man die Reichsmark in Havenstein-Rubel umtaufen wollte, erhob der Sowjet-Rubel gekränkten Protest: Im November 1923 konnte er darauf hinweisen, daß, am Ausgangswerte gemessen, der Sowjet-Rubel 3000 mal mehr wert war als die Reichsmark, ihr gegenüber also ein hochanständiges Papier.

Eine solche Katastrophe bringt neben all den andern unsagbar traurigen Folgen bei einem in solches Schicksal verwickelten Volke eine unvergleichliche Nervenbelastung hervor und diese wieder eine früher nicht gekannte Vergeßlichkeit. Wer weiß in solcher Zeit noch, wo der Dollar 1919 stand, wo 1920, wo selbst noch vor drei Monaten? Und wer weiß noch etwas über die Ursachen dieser Erscheinungen, die wirklichen, die angeblichen und die geflissentlich in den Vordergrund gestellten? Diese Vergeßlichkeit machen sich aber wieder gern diejenigen zunutze, deren politischen Zwecken die Hervorhebung irgendeiner der möglichen Ursachen am besten dient, und

Digitized by Google

mit der ganzen Propagandakraft einer mit Inflationsgewinnen aufgekauften Presse nutzen sie die Gedächtnisschwäche für ihre Zwecke aus: was ihren Interessen zuwider ist, soll jedesmal die alleinige Ursache allen Unglücks sein, erst der Friedensvertrag, dann die „Erfüllungspolitik", dann die Sachleistungen nach Rathenaus Verträgen, dann der Achtstundentag und schließlich gar die „vorzeitige Aufgabe des passiven Widerstandes".

In Wirklichkeit begann der Verfall der deutschen Währung schon im Kriege. Etwa die Hälfte des Wertes der deutschen Mark war am Weltmarkte schon geschwunden, als der Weltkrieg zu Ende ging. Als man nach schweren Monaten den Friedensvertrag von Versailles unterschrieb, waren über $^2/_3$ ihres Wertes (fast 70 Prozent) aufgezehrt. In dem harten Winter 1919/20 schwand vom Reste ein großer Teil; Anfang Februar 1920 erreichte die Mark ihren zeitweiligen Tiefstand mit 4 Goldpfennigen. Dann kam ein Umschwung. Ende Februar 1920 gelang die Schließung des „Lochs im Westen", und trotz Kapp-Putsches, Reichstagswahlkampfes und Beginns der Kohlenlieferungen an die Entente gelang es, die Mark fast fünfviertel Jahre lang bei ungefähr 9—7 Goldpfennigen zu halten. Erst zwei Monate nach Annahme des Londoner Ultimatums vom 5. Mai 1921 begann ein neuer Sturz der Mark; vom Juli bis zum November 1921 fiel unter der Wirkung von Barzahlungen an die Entente und des Oberschlesien-Verlustes die Mark von etwa 7 Goldpfennigen auf $1^1/_2$ Goldpfennig und hielt sich dann etwa auf diesem Stande wieder mehr als ein halbes Jahr lang während Rathenaus zweiter Ministerzeit im ersten Halbjahr 1922 über die Konferenzen von Cannes, Genua und die Pariser Morgan-Konferenz hinweg und selbst noch eine Weile nach deren erfolglosem Ende (zuletzt allerdings schon mit „Stützung"). Rathenaus Tod brachte neuen Sturz, alsbaldige Einstellung der baren Zahlungen und trotzdem — nur noch weit schärferen Sturz der Mark, diesmal vom Juli bis November 1922 von $1^1/_2$ Goldpfennigen bis auf $^1/_{20}$ Goldpfennig. November-Ende und Dezember 1922 kurze Stetigkeit (wahrscheinlich auch durch Stützung); im Januar 1923 Ruhrbesetzung, neuer Marksturz (Dollar von 8000 auf 50000 gestiegen); „große" Stützungsaktion mit Reichsbankgold senkte den Dollar von 50000 auf 20000 im Februar, hielt ihn dort zwei Monate, dann zerriß die Stützung wieder — und nun gings in sausendem Tempo dem Abgrunde zu: Der Dollar kostete am 1. Juni 74750 Mark, am 1. August etwas über eine Million, trotz Minister-

Digitized by Google

wechsels schon am 4. September 13 Millionen, am 1. Oktober 242 Millionen, seit 20. November 4,2 Billionen — eine Goldmark gleich einer Billion; Auftreten von Goldanleihe und Rentenmark; ein Halt! Schluß der Währungskatastrophe oder nur Pause?

Die Antwort gleich vorweg: Vorerst kraft Goldanleihe und Rentenmark wahrscheinlich nur „Zwischenlösung", nur Pause. Aber dennoch in kurzer Zeit endgültig Schluß: Rückkehr zur Goldwährung, durch ehrliche Währung zur ehrlichen Wirtschaft. Wir sind am Ende der Inflation, ob wir wollen, oder nicht. Wir werden gewollt.

Am Ende solch bitteren Weges fragt sich doch schließlich jeder: Wie ist das alles so gekommen? Und wie kann man hoffen, ein Ende dieses Elends zu finden?

Auf die Frage nach den Ursachen steht gleich eine Fülle von Antworten bereit. Nehmen wir die üblichsten Schlagworte:

Passivität der Handelsbilanz; oder — gewöhnlich als die „tiefere Grundursache" genannt —

Passivität der deutschen Wirtschaft; oder

Passivität der Zahlungsbilanz, insbesondere durch Reparationen;

falsche Finanzpolitik;

falsche Reichsbank-Kreditpolitik;

Währungssturz durch Selbstentzündung (Devisenhamsterung und Flucht aus der Mark).

Der Bankfachmann hat der Ursachen noch weit mehr bei der Hand. Was ist an diesem langen Unglücks- und Sündenregister Wahrheit?

Eines ist jedenfalls traurige Unwahrheit: Daß wir nämlich den Sturz unserer Währung selber geflissentlich verursacht hätten, etwa nach Poincarés These, um vor Reparationen zu flüchten. Die Russen haben ihre Währung zeitweilig ganz absichtlich ruiniert, um mit der Vernichtung des Kapitals den Kapitalisten zugleich zu vernichten. Wir haben tausendfach mehr erreicht als sie mit all ihrer Absicht, — aber leider ganz ohne alle Absicht.

Von den sechs Ursachenreihen war jede eine Weile lang wirksam, oft auch mehrere zugleich. Nicht selten aber hatte die Wirksamkeit einer dieser Ursachen gerade dann aufgehört, wenn man sie auf allen Gassen als die allein schuldige ausrief. Das gilt ganz besonders

1. von der Passivität der Handelsbilanz. Sie war gewiß eine Hauptursache des Währungsverfalls im Kriege und in den ersten fünfviertel Jahren nach dem Kriege. Ganz besonders unmittelbar

Digitized by Google

nach dem Kriege. Wie ein plötzlich geöffneter ausgepumpter Vacuum-Apparat, so sog das von Lebensmitteln und Rohstoffen ausgehungerte Europa den Warenstrom der Rohstoffländer in sich hinein. Gegenwerte an Waren zur Bezahlung durch Ausfuhr hatte keiner der Kriegführenden in irgendwie ausreichenden Mengen. So mußte man das Geld der Kriegführenden zu verwerten suchen, entweder durch Aufnahme von Kredit oder durch Verkauf von Geldscheinen: Pfund und Franken und Lire wurden damals draußen fast genau so dringlich angeboten wie Mark und österreichische Krone. Sie sanken fast mit gleicher Schnelligkeit wie diese. In dem „Valutawinter" 1919/20 sank

die Mark auf etwa 8—10 Prozent des Nennwertes,

zugleich aber auch

die Lira	„	„	18	„	„	„
der franz. Franken	„	„	31	„	„	„
das engl. Pfund	„	„	69	„	„	„

und selbst die glücklichen Neutralen blieben nicht ganz verschont; Spanien verlor bis 1921 30 Prozent des Wertes seiner Valuta, Holland und die Schweiz bis zu 15 Prozent und die Norweger-Krone beinahe die Hälfte (46 Prozent). Die deutsche Währungskatastrophe wurde damals besonders schlimm, weil man Deutschland künstlich geradezu verhinderte, seine Ein- und Ausfuhr miteinander ins Gleichgewicht zu bringen. Kein Einfuhrverbot für Luxuswaren galt im besetzten Gebiet bis in den März 1920 hinein; durch dieses „Loch im Westen" strömten Seidenwaren und Parfümerien, Sektwaggons und Ladungen von Paradiesvögelbälgen, und erst als ein „Auffanggürtel" längs der Grenze des besetzten Gebietes für jeden Warenschieber ein Risiko bedeutete, das holländische Banken zuletzt nur mehr mit 15 Prozent des Wertes und darüber versicherten, gelang die Schließung dieses Lochs im Westen. Alsbald hörte der Valutasturz mitten im Kapp-Putsch einfach auf, obwohl eine andere unerhörte Behinderung Deutschlands, nämlich die „einseitige Meistbegünstigung", bis heute noch nicht aufgehört hat. Von da an hat, soweit ich es zu übersehen vermag, die schlimmste Passivität der deutschen Handelsbilanz aufgehört, und gerade zu der Zeit, wo die wenig glückliche Leitung unserer Reichsbank auf das Konto der Handelsbilanz alle Schuld am Währungsverfall abschreiben wollte, nämlich im Jahre 1922, hat sie eine sehr wesentliche Passivität aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt nicht gehabt. Es gilt in Deutschland in einigen Kreisen als unpatriotisch, diese Tatsache klarzustellen. Aber

Digitized by Google

die These von der großen Passivität unserer Handelsbilanz findet schon recht lange nur mehr in Deutschland Glauben (und die Meinung, daß Glauben auch die andern glauben mache). In seinem glänzenden Vortrag in Cannes hat Rathenau betont, daß seit Mitte 1921 das Ausland keine deutsche Mark mehr gekauft hat, daß der „Streik der Markkäufer" eingetreten sei. Wovon hätten dann aber, wenn die Mark draußen nicht mehr spekulativ gekauft wurde, hernach die riesigen Summen der angeblichen Mehreinfuhr bezahlt werden sollen? Zumal doch die ans Ausland verkäuflichen Substanzwerte niedrigen Goldwert aufwiesen! Sie sind in Wirklichkeit weitgehend mit deutscher Ausfuhrware bezahlt, auch wohl durch Verkäufe deutscher Substanz (Grundstücke, Wertpapiere). Aber wie uns Keynes, Cassel, Dubois, Brand schon im November 1922 bescheinigt haben, sieht kein wirklich ernster ausländischer Sachverständiger unsere Handelsbilanz auch nur entfernt als so passiv an, wie die Reichsbank als Begründung ihrer Haltung in der Währungsfrage es Jahre lang erklärt hat. Die Handelsbilanz war einmal die wesentlichste Ursache, aber eben angesichts des Währungsverfalls. Weil die Mark im Auslande längst nicht mehr in großen Mengen verkäuflich ist, kann sie bis zum unglückseligen Ruhrkampfe nicht mehr die Ursache des Valuta-Unglücks gewesen sein.

2. Dann vielleicht die Passivität unserer Wirtschaft? Mit diesem Worte wird viel gesündigt. Einige Schriftgelehrte wußten immer ganz genau, daß wir etwa doppelt so viel verzehren, wie wir erzeugen. Nur dies verursache den Verfall der Mark. Möge man mir auch dieses offene Bekenntnis nicht verübeln: Ich glaube nicht an eine rettungslose Passivität der deutschen Wirtschaft. Trotz des Wegfalls wichtiger Rohstoffquellen halte ich auch das heutige Deutschland sehr wohl für lebensfähig. Nur muß man sich hier klar sein, was Passivität heißt. Das Wort stammt aus der Bilanzlehre. Eine Bilanz ist passiv, wenn ein Unternehmen in einem Jahre mehr Aufwand als Ertrag hat, und wenn infolgedessen am Jahresschluß der Überschuß des Vermögens über die Verpflichtungen kleiner ist als am Jahresanfang. Wie ist es nun mit dem Unternehmen Deutschland? Vergleicht man mit dem Jahre vor Kriegsbeginn, so sind wir kläglich passiv. Aber vergleicht man die heutige deutsche Wirtschaft mit derjenigen von Kriegsende, so bezweifle ich — mit Ausnahme der unglückseligen Zeit des Ruhrkampfes — die Passivität unserer Wirtschaft in diesem Sinne durchaus. Seit dem Kriege hat eine ungeheuerliche

Digitized by Google

Vermögensverschiebung stattgefunden; auch eine Immobilisierung unserer Wirtschaft sondergleichen — wohl noch nie ist die Wirtschaft eines großen Volkes mit so wenig Bargeld geführt worden, wie die unsrige seit zwei Jahren —, viel vom Ertrage unserer Wirtschaft ist ganz falsch angelegt worden. Aber dies wird doch niemand bestreiten wollen:

Unsere Eisenbahnen, bei Kriegsende traurig herabgewirtschaftet, sind wieder in leidlichen Stand gebracht.

Ein beträchtlicher Teil unserer verlorenen Handelsflotte ist wieder gewonnen.

Unsere Landwirtschaft hat sich weitgehend entschuldet (natürlich auf Kosten anderer Teile des deutschen Volkes); darüber hinaus aber ihre Produktivität seit Kriegsende fraglos gesteigert. Das ist eine der guten Folgen der Inflation: Was für andere Volkskreise die Flucht in die Devise bedeutete, hieß in der Landwirschaft die Flucht in Kali, Stickstoff, landwirtschaftliche Maschinen und nachher in den Viehstall („Was das Vieh frißt, frißt nicht der Geldwertverlust"). Die Folge ist Leistungserhöhung der Landwirtschaft; bei der Viehhaltung freilich zeitweilig auch mindergünstige Verwendung der Nahrungsstoffe.

Unsere Industrie hat ihre herabgewirtschafteten Anlagen wieder hergestellt, mußte sich infolge der „einseitigen Meistbegünstigung" und der „Sanktionen" teilweise Absatzstellen im Auslande suchen (nicht alle „Kapitalflucht" geschah freiwillig; die Entente hat durch ihren wirtschaftlichen Druck unsere Trustmagnaten selber mit großgezogen); aus Furcht vor Geldentwertung ist viel zu viel „verbaut" und sonstwie immobilisiert. Ein Teil unseres industriellen Apparates ist auf die Dauer nicht haltbar, aber er ist doch schließlich aus dem Arbeitsertrag unseres Volkes erhalten und ausgeweitet. Und es gibt heute Auslandguthaben und Devisen, die früher nicht da waren und auch nicht durch Hexerei und nicht allein gegen Markverkauf hereingekommen sind.

Unser Handel hatte bei Kriegsende Läger von Papiergarn, Holzsohlen und Eipulver-Ersatz; der Großhandel hat die Substanz seines Warenlagers wieder hergestellt und seine Zahl sinnlos vermehrt (Verdoppelung und Verdreifachung der Händlerzahl bei weniger Ware als einst); dieselbe Überlastung an Läden beim Kleinhandel, doch hat sich dieser bei den scharfen Valutastürzen teilweise kläglich aus- und arm verkauft.

Digitized by Google

Im ganzen: Produktion, Verkehrswesen und Großhandel haben sich leidlich wieder hergestellt, leider teilweise nach falschen Richtungen und leider auf Kosten des Sparers, der Arbeit und unserer Lebenshöhe. (Ein zweiter Aufsatz folgt.)

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Mit einer Machtfülle ausgerüstet, die im umgekehrten Verhältnis zum Kräfteverfall der Reichsgewalt steht, tritt seit Begründung der Deutschen Republik der vierte katholische Kanzler sein Amt an. Ihm fällt die entscheidende geschichtliche Aufgabe zu, für den von außen und innen her gesprengten Einheitsstaat bismärckisch-preußischer Prägung ohne Verzug — ohne Verzug! — eine Form zu finden, in der Rheinland-Westfalen wie Bayern das Höchstmaß einer mit dem Bestand und der Oberherrlichkeit des Reiches eben noch verträglichen Selbständigkeit erhalte. Es geht, insbesondere im Westen, um eine unvermeidlich gewordene Souveränitätsübertragung großen Stils. Was das mit der Konfession der Kanzler zu tun hat? Ich will es gleich sagen. Drei von ihnen sind führende Mitglieder des Zentrums und stammen aus dem Süden und Westen des Reichs. Herr Cuno war ein parteiloser Schwächling von bürokratischer Prägung und überwältigender politischer Impotenz, wir können diesen Schädling wider Willen, der ein Werkzeug in der Hand machtvoller Privat-Willen war, hier beiseite lassen ... Es scheint mir nun kein Zufall, daß der föderalistische Umbau des Reiches in die Hände von Männern gelegt wird, die in den Urbezirken des Deutschtums geboren und in einer von der preußischen grundverschiedenen Daseinsphäre erwachsen sind, nachdem die Blut- und Eisenmethoden erbärmlicher Epigonen und Stümper die preußische Führung nicht nur vor Europa, sondern vor allem auch unter den Deutschen des Südens und den Mußpreußen des Westens diskreditiert hatten. Es ist möglich, daß wir die symbolische Bedeutung solcher Führerwahl übertreiben; aber die Auflösung Preußens in der

Digitized by Google

überlieferten Form, wie sie die alte Verfassung zu verewigen gedachte, steht nun einmal bevor. Dieser gewaltige Vorgang revolutioniert das historische Denken und sollte den Politikern begreiflich machen, warum dieser scheinbare Granitblock von Staat, der von der Deutschritterecke des Ostlandes her seine Griffe bis an und über den Rhein streckte, eine grandiose aber doch durch und durch dynastische, militärisch-bürokratisch erwirkte Schöpfung in der Glut des Weltbrands zerbröckeln mußte. In der preußischen Staatsentwicklung galt Deutschland bisher als Material, doch dieses Verhältnis ändert sich nun vor unsren Augen: der Bismarckkritiker Constantin Frantz erlebt in diesem Punkte eine verblüffende posthume Rechtfertigung. Einen wirklich inneren seelischen Ausgleich zwischen Rheinländern, Westfalen, Hessen, Hannoveranern auf der einen und den Brandenburgern, Pommern, Preußen auf der anderen Seite haben nur die Tage der wirtschaftlichen Glorie und des Zehrens vom bismärckischen Prestige vorgetäuscht. Die Lücke zwischen Ost und West bestand trotz aller Verpreußung weiter — freilich hat sie auch unverwischbare Elemente der Zucht in den deutschen Charakter gelegt: in Fritzischen Landen hat Aufklärung, Verstandeskultur, Wissenschaftseifer und puritanischer Verwaltungsbetrieb ihre Heimat gefunden, in einer Mischrasse nüchterner, phantasiearmer, aber zu hohem Durchschnitt emporzuhebender Art. Nur Vorurteil wird diese Leistung verkleinern und glauben, sie ließe sich aus der gesamtdeutschen Entwicklung löschen. Die Aufgabe des deutschen Staatsmannes, der den Namen eines solchen verdient, ist aber nun umgestülpt und, als Folge der französischen Rheinpolitik, in die umgekehrte Richtung gelenkt.

Wird der neue Kanzler den Mut zur Unpopularität haben? Die Minuten zur Entfaltung schöpferischer Initiative sind ihm zugezählt, er setze endlich seinen Willen an die Stelle des diplomatisch und mit erschlichenen formalistischen Floskeln verhüllten Diktats der Franzosen. Das war Herrn Stresemanns Mission. Er hat sich vor der Straße gefürchtet und es leider bequemer gefunden, sich auf die Unverletzbarkeit des deutschen und preußischen Staatsrechts zu berufen, obwohl diese Bemühungen unter dem Drucke der bekannten Realitäten in die Winde zerflatterten, die englische Hilfe sich in lumpigen kleinen Gefälligkeiten erschöpfte und nichts übrig blieb, als für die endgültige Lösung der Rhein-Ruhrfrage, die eine solche der Autonomisierung der Rheinlande geworden war, die ‚interalliierte' Basis zu suchen. Es ist nirgends ein anderer Weg sichtbar es ist

Digitized by Google

ein internationales Problem geworden, nachdem von den Rheinländern selbst, die zu Leben, Arbeit, beruhigtem Dasein und Besiegung der sozialen Auflösung drängen, die Aufgabe gestellt ist und die Lösung gesucht wird. Es ist keine Gefahr, daß sie aufhören deutsch zu sein, — eine lächerliche Vorstellung. Nur muß endlich ihre unausweichbar gemachte Vertretung und Teilsouveränität legitim werden und den im Trüben fischenden Händen der Wirtschaftskonventikler genommen werden.

2

Der Ausfall der englischen Wahlen hat wieder einmal die geringe Anziehungs- und Werbekraft der Schutzzollidee in England erwiesen. Der von allem Anfang schief konstruierte und durch trügerische Vorbilder (die Vereinigten Staaten, Rußland) zeugungsunfähig gemachte Gedanke, aus der europäischen Mutterinsel und den transozeanischen Tochterländern (Dominions und Kronkolonien) einen Wirtschaftskontinent, einen einheitlichen Zollbundstaat oder gar etwas wie einen geschlossenen Handelsstaat ins Leben zu rufen, ist und bleibt ein Ungedanke, der selbst durch die leidenschaftlichste Agitation nicht lebendig und zu einer siegreichen Wahlparole zu machen ist. Es wird sich, glaube ich, zeigen, daß dauernde Wirtschaftskrisen einen Konstruktionsfehler der Wirtschaftsanlage verraten und mit den abgegriffenen und überalterten Mitteln der alten Handelspolitik, mit ein bißchen mehr oder weniger Freihandel oder Schutzzoll nicht zu kurieren sind.

Diese Einsicht erklärt die Haltung der englischen Arbeiter in diesem Wahlkampf. An die überkommene Begriffswelt der bürgerlichen Ökonomen nicht gebunden und von der drohenden Unterwühlung ihrer Wirtschaftsexistenz in der politischen Praxis bestimmt, steht ihnen vor Augen, daß die ersehnte Stetigkeit der materiellen Versorgung der Masse, daß das Ideal einer leidlich gesicherten „Nahrung" bei fortschreitender Mechanisierung und Industrialisierung aller zivilisierten Teile des Planeten die Abhängigkeit von fernen und fremden Märkten zu einer dauernden Lebensgefahr stempelt. Darum haben ihre Führer erklärt, Ideen wie Freihandel oder Schutzzoll ließen sie völlig kalt, die Größe des Arbeitsprodukts, die Methoden der Produktionssteigerung, aber zugleich auch das für die Massenmillionen ersprießlichste System der Güterverteilung seien die unendlich wichtigeren Probleme; und nur durch einen allmählichen organisatorischen Umbau der Wirtschaft seien sie zu lösen. So gleitet die englische Arbeiterschaft, in dem Augenblick, da das demokratische Wahlrecht

Digitized by Google

ihr die Aussicht auf politische Mit-Herrschaft und die mit-entscheidende Beeinflussung der Gesetzgebung eröffnet, auch als Gesamtheit ins Fahrwasser der sozialistischen Gedankenwelt.

Die während der Monopolstellung der englischen Industrie scheinbar erreichte Harmonie der Klassen ist gewesen. Nur war im Wahlkampf, ihrer nüchternen und praktischen Art entsprechend, ein Mißbrauch von Utopia ausgeschlossen; von den Angst erregenden abstrakten Formeln der kontinentalen Programme — Verstaatlichung der Produktionsmittel und ähnliches — war so gut wie gar nicht die Rede. Diese heutigen Insulaner denken und fühlen evolutionistisch, nicht revolutionär. Die wesenhafte Frage also, ob nicht eine chronisch werdende Unterbeschäftigung des Fabrik- und Handelsapparates das furchtbare Problem der Überbevölkerung der Mutterinsel in den Vordergrund rücken wird und etwa durch straffere Wirtschaftsorganisation oder die handlicheren Formen einer zu Ende gedachten Planwirtschaft zu überwinden wäre, wurde im ganz undoktrinär geführten Wahlkampf nur ab und zu gestreift. Aber das ist ganz englisch.

Der britische Arbeiter fühlt instinktiv, und der Vertrauen genießende Führer sagt es ihm, daß durch die Gewerkvereine das Maximum von sozialpolitischen Errungenschaften innerhalb des bürgerlich-kapitalistischen Klassenstaates (es ist gleichgültig, wie man das uns bekannte gesellschaftliche Gebilde nennen will) errungen ist und daß jetzt, wo dieser Staat, als Siegespreis für seine „Bewährung" im Weltbrand, selbst ins Gedränge geraten ist, diese Periode seines Aufstiegs vorüber ist. Er fühlt auch, ohne die vor vier Generationen von Malthus ausgesprochene Warnung zu kennen, daß es kein ungetrübtes Glück bringt, wenn ein Volk durch die Anlage seiner Wirtschaft die Nahrungsmittelgrundlage unter den Füßen verliert. Seiner Phantasie liegt aber ein abgerundetes und verlockendes Bild eines Zukunftsstaates völlig fern, obwohl Thomas Morus' glückselige Insel Utopia auf seinem Eiland ersonnen wurde; Marx ist ihm Hekuba und eine zu meidende Bibliotheksgröße; der Sowjetismus ein beängstigendes asiatisches Phantom, das in einer wesensverschiedenen Welt sein Unwesen treibt und selbst in Rußland nur eine befristete Realität ist. Gewerkvereins- und Genossenschaftsvorstellungen liegen ihm ebenso stark im Blut, wie die in der Rasse lebende individualistische Empfindungsweise und die unausrottbare Abneigung gegen Staatsallmacht und jede Art Staatsvergottung.

Dieser Überlieferung und Empfindungsweise entsprach auch in

Digitized by Google

diesem überstürzten Wahlkampfe, der von Baldwin mit unbegreiflichem Dilettantismus inszeniert wurde und nur aus der Ratlosigkeit über die katastrophalen Folgen der europäischen Marktzerrüttung geboren war, die Haltung der Arbeiterführer. Nichts charakteristischer, nichts englischer, als Macdonalds oder Sidney Webbs Wahlreden. Von einem systematischen Anklagefeldzug gegen die Lasterhaftigkeiten des Privateigentums, das etwa wie Satanas an die Kette zu legen wäre, war kaum eine Spur zu finden, selbst die Forderung einer gewaltigen Vermögensabgabe zur Tilgung oder radikalen Verminderung der schwebenden Schuld, so schreckhaft sie klang, wurde von niemandem buchstäblich genommen und übrigens sogar von manchem durch die bedrückende Notlage erschreckten Demokraten als Auskunftsmittel (freilich stark abgemildert) ins Auge gefaßt. Auch die Forderung der Nationalisierung von Eisenbahnen und Zechen und der Kartellkontrolle kann nur in der englischen Atmosphäre als Novum wirken. Die ganze Sprache dieser Männer, die morgen schon in die Staatsleitung und zur höchsten Verantwortung vor der Gesamtheit berufen sein können, ist überhaupt für unsere an übersteigerte Worte und ängstliche, kleinbürgerlich errechnete Taten gewohnte Ohren maßvoll bis zur Banalität. Nicht das Programm, sondern der Wille und die Gesinnung dieser Leute wirken als Neuheit und machen den Aufstieg der britischen Arbeiterschaft in den Herrschaftsbezirk des Weltreichs zu einem weltgeschichtlichen Vorgang. Ein auffallend starker Prozentsatz der britischen Intellektuellen kämpft hinfort auf dieser Seite, die auch praktisch-politische Lorbeern verspricht, Männer wie Trevelyan, Morell, Ponsonby, Buxton sind hochgebildete Europäer und adeln den Tageskampf durch den weiten Horizont ihrer außen- und innenpolitischen Reformgedanken. Sie mögen bessere Hüter dessen werden, was am Liberalismus ewig oder erneuerbar ist, als das Zwergengeschlecht überalterter liberaler Maschinenpolitiker . . .

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Unter der Erde, ineinander verwühlt, die Wurzeln alles Werdenden. Darüber eine geometrische Schicht, ein Mantel des Meß-, Wäg-, Zählbaren: die Häuser und Felder und die abgegrenzten Reiche und Völker und die beruhigende astronomische Ausgemessenheit der Gestirne und das Vernunftbegabte im Menschen. Mit Diesem endet es und greift mit rätselhaften Händen schon wieder hinüber in das Ur-Werden, in die verwühlten Wurzeln: der kosmische Reigen ist geschlossen. Auf der Erde steht der Mensch: über den verwühlten Wurzeln. Er steht aufrecht, zum Unterschied vom Tier: seine Körperhaltung ist ein Pfeil, der hinaufweist, ins Unendliche: wieder in das verwühlte kosmische Ur-Werden. Doch er wandelt körperlich in dem, was gemessen, gezählt, gewogen ist: in der Zwischenschicht. So ist es der Sinn seines Daseins, Da-stehens, beides aufeinander zu beziehen: das Meßbare auf das Unmeßbare, oder das Unmeßbare auf das Meßbare.

Wagen wir einen kühnen Aphorismus: Europa bezieht das Meßbare auf das Unmeßbare und nennt diese Tätigkeit „denken". Asien umgekehrt: die Unfaßbarkeit des organischen Urwerdens ist sein Maß, an dem es alles Meßbare mißt, wirklich alles, die ratio des Menschen und die ratio des „Reiches", das „von dieser Welt ist".

Versuchen wir, uns von hier aus näher zu orientieren.

Das europäische Deutschland

Deutschland liegt geographisch im Zentrum Europas. Das entscheidet. Deutschland ist der ideologische und geographische Kern, nux, Europas; sein geistiges „Rialto", der Ort des Ineinanderströmens, wie Rudolf Borchardt einmal sagt. Ich könnte mir eine Monographie denken, die ganz Europa, noch heute, gerade heute, aus diesem Kern heraus entfaltet.

Aber wo gibt es denn überhaupt noch dieses „Europa"? Im Politischen ist es zerflattert. Im Sozialen ist es auseinandergeschleudert. In diesem Beiden ganz gewiß drückt es sich nicht aus. Beides ist diffus und bezieht sich auf ganz andere Kräfte, die ganz außerhalb Europas liegen, auf asiatische und afrikanische Kolonien, auf Amerikas Import und Export. Europa spiegelt sich nur noch in sich selbst, in seinem Denkgerippe, in diesem spezifischen Vorgang des Denkens, wie wir ihn oben aphoristisch umrissen und gegen Asien abgegrenzt haben. Dieses Gerippe, diese Struktur steht jetzt in seiner ganzen fleischlosen Blankheit da.

Und in dieser Hinsicht ist Deutschland, das symbolische Opferlamm des diffusen Europa, sein Sühneopfer an die beleidigten Götter Europas zugleich die empfindlichste seelische Reagenzmasse auf die intellektuelle Situation Europas.

Ich nenne den Namen Einstein. Georg Brandes nennt ihn in einem französischen Interview in diesem Monat den „zweifellos bedeutendsten jetztlebenden Europäer". Ein europäisches Plebiszit würde wohl dasselbe Ergebnis haben. Bis in die Dichtung hinein reicht sein Einfluß: Curtius und Blei stellen eindeutig seinen Einfluß auf die junge französische Dichtergeneration fest. Ein Blick in fast jede literarische Revue bestätigt sie.

Natürlich ist es nicht die nichteuklidische Geometrie oder die komplizierte Anwendung der Zeitfunktion oder die Ablenkung eines kosmischen Lichtstrahls, was sie alle so aufregt. Sondern die Tatsache, daß seine Lehre struktuell einfach die seelische Situation Europas symbolisiert, den Abbruch der Kausalität, ihre Ersetzung

Digitized by Google

durch die Relation, die Durchdringung des kausalitätslosen, urschaffenden kosmischen Spieles mit mathematischer Meßbarkeit. Kein Staatsmann, kein Volkswirtschaftler ist der populärste Mann Europas; sondern, sehr charakteristisch und sehr paradox, ein Mathematiker, dessen Deduktionen kaum einer unter Tausenden wirklich exakt folgen kann.

Ich füge noch den Namen Siegmund Freuds hinzu. Ich glaube, es gibt in Frankreich annähernd überhaupt kein literarisches, philosophisches, wissenschaftliches Interview mehr, das nicht unter anderem die Frage enthielte: „Wie sehen Sie den Einfluß Siegmund Freuds auf unser Geistesleben?" Jacques Rivière, der repräsentative Kritiker Frankreichs, sammelt und redigiert seine Vorträge über Freud und Proust. Er sagt über Proust, den kürzlich Verstorbenen, der sicherlich der bedeutendste Prosaiker des jungen Frankreich ist: „P. a instinctivement appliqué la méthode que Freud a définie". „Instinctivement": das spricht nicht gegen, sondern gerade für Freuds europäische Bedeutung, in diesem symbolischen Sinn: daß eben seine „méthode" das bloße System-werden einer intellektuellen europäischen Situation ist, und zwar auf genau derselben letzten Basis, wie die Relativitätstheorie: er hat auf psychologischem Gebiete unterirdische, kosmische Phänomene mit mathematischen Relationen durchsetzt, wie es Einstein auf physikalischem getan hat.

Ich will damit sagen: Europa, das zerfallende, lebt intellektuell vielleicht überhaupt nur noch tief drin, in seinem Kern, in Deutschland, und auch hier wieder nur noch tief drin im Kern seines Kernes: in der Idee, in der besondern Art des Denkens, als geistiges Gerippe, entblößt von Fleisch und Blut. Deutschland ist zumindest in einer Beziehung noch immer das europäischeste Land Europas: es liegt nicht nur, sondern es denkt im Zentrum Europas.

Politik, Mensch-sein

Noch im heute Diffusen, Politischen, ist es das Abbild Europas in nuce — ein Abbild von einer erschreckenden Ausgeprägtheit.

Eine im Erscheinen begriffene Artikelserie Romain Rollands, die uns mit der Methode Mahatma Gandhis, seiner Idee der „Noncooperation", des passiven Widerstandes der National-Inder gegen die englische Regierung, bekannt macht, erinnert uns an den Ausspruch eines deutschvölkischen Parteimannes in der Zeit unseres eigenen passiven Widerstandes, aus Anlaß einer Schlageter-Totenfeier: „Das System des passiven Widerstandes ist asiatisch, es entspricht nicht der deutschen Mentalität!"

Natürlich hatte er recht, nämlich soweit recht, wie einer recht haben kann, der selbst in das Netz der politischen europäischen Relationen, in dem ja alle einerseits recht und andererseits unrecht haben, eingefangen ist: die passive Resistenz leitet sich streng ideologisch von dem Worte Christi ab, daß man dem Übel nicht „widerstehen" (d. h. nicht aktiven Widerstand leisten) solle. Eine Formel, die das Christentum mit fast allen asiatischen Religionen teilt, wohl das subjektive Grundgesetz der asiatischen Religionen überhaupt. Als politische Formel wird es in Europa zuerst von den Slawen ausgebildet, durch den Tschechen Chelcicky, den Vater der „böhmischen Bruderschaft", und hat, nehmt Alles nur in Allem, rund fünf Jahrhunderte nach seiner Geburt zuerst den böhmischen Landtag für Jahrzehnte lahmgelegt, dann den Reichsrat der „Königreiche und Länder der habsburgischen Monarchie" zersetzt, zuletzt diese Monarchie selbst vernichtet. Tolstoj übernimmt das Wort vom „Nicht-widerstehen" einerseits

Digitized by Google

von Chelčicky, den er oft zitiert, andererseits von den Asiaten in seine politische Fibel. Ein desorganisatorisch gerichtetes, anarchisierendes Prinzip, dessen letzte ideelle Konsequenz jedes soziale Gebilde, auch den kommunistischen Staat als bloße „Gewaltäußerung" verurteilt und nur das Einzelindividuum als ethisch möglich gelten läßt: — ist es nicht das ungeheuerste politische Symbol des heutigen Europa, daß dieses Prinzip im geographischen Kern Europas, in Deutschland, ja, im wirtschaftlichen Kern seines Kernes, in jenem Becken, in das die Natur alle Gnade ihres Ur-werdens für Europa zusammenströmen ließ, in den Bergwerken des Ruhrgebietes, heute, gerade heute, gerade zu dieser Weltminute Europas, wiederaufleben mußte?

Doch kehren wir zu unserem deutschvölkischen Parteimann zurück. Fragen wir ihn, hypothetisch, welche Heilslehre er statt dieser „asiatischen" als eigentlich „deutsche" verkündet? Er antwortet wahrscheinlich mit zwei Namen: „Hitler, Ludendorff!"

Da muß ich aber zu einer dringenden Bemerkung ums Wort bitten! Nämlich: in diesen Tagen ist in Paris ein Mann namens Maurice Barrès gestorben. Er war, als er starb, der konsequenteste, geistigste, unversöhnlichste Feind des deutschen Volkes. Präsident des Patriotenbundes. Mitglied der Action française, Akademiekollege des Marschall Foch. Nun denn: dieser Mann namens Maurice Barrès, dieser konsequenteste unserer Feinde, der niemals auch nur die geringste Verwandtschaft zwischen deutscher und französischer Mentalität zugegeben haben würde, — so wenig, wie unser Deutschvölkischer sie je einräumen könnte: dieser französischste aller Franzosen hat um 1885, aus Anlaß der Boulangerkrise, in einem Buche, das dann geradezu zum Katechismus der Herren Maurras, Léon Daudet und der ganzen französisch-nationalistischen Bewegung geworden ist, systematisch auseinandergesetzt, der Parlamentarismus entspreche nicht der — Achtung! — französischen Mentalität, Frankreichs eingeborenes Regierungssystem sei das diktatorische, das Cäsarat des starken, aus den tiefsten Wurzeln des heimischen Bodens emporgekeimten Volksmannes, für den er eine Zeitlang den Hitler-Ludendorff jener Jahre, den General Boulanger, hielt.

Und Mussolini? Und Primo de Rivera?

Ohne Vorbehalte: unter allen europäischen Strömungen, die unser armes zentrales Deutschland heute von allen Seiten Europas her überschwemmen, ist, (den Kommunismus nicht abgerechnet) die nationale Welle ihrer intellektuellen Färbung nach wahrscheinlich am stärksten internationalistisch durchsetzt. Wir sagen das nicht, um zu polemisieren. Aber so positiv, so unberührt, so unnüanciert, wie dieses europäische Allheilmittel von Volk zu Volk zur gefälligen Benützung einfach weitergereicht wird: so schematisierend würde kein tüchtiger Arzt auch nur zwei individuelle Krankheitsfälle, mögen sie auch genau den gleichen medizinischen Namen tragen, behandeln.

Eine pan-europäische Bewegung also? Ihre letzte geistige Intention kann also eigentlich gar nicht auf ein spezifisch Nationales, muß irgendwo und irgendwie ideologisch auf irgendein Pan-europäisches hinzielen.

Dieses letzte, immanente Ziel?

Vielleicht eine ganz einfache Erkenntnis — die ganz einfache Erkenntnis, daß die europäische Politik überhaupt kein geistiger Faktor Pan-Europas mehr ist, daß sie aus dem geistigen Gesamtkörper Europas wie ein Fremdkörper ausgeschieden und in eins, zwei, zehn menschliche Einzelkörper verlegt werden soll, in deren spezifisch organisierte Geistesorganismen sie sich etwa organisch einfügen könnte.

Digitized by Google

Ja, Europa zieht sich wie ein brennendes Nessus-Hemd ganz dicht um den einzelnen Menschen zusammen: das Aufflackern der anarchisierenden „Non-cooperation" im englischen Imperium und im Ruhrgebiet; die fascistische Bewegung; der Kommunismus in seiner gegenwärtigen russisch-bolschewistischen Ausdrucksform, die theoretisch auf eine Klasse überwälzt, was praktisch doch nur der Einzelne oder zehn Einzelne leisten: alles, alles erwartet „Europa" vom Einzelnen. Europa, nicht mehr existierend im sozialen und politischen Sinn, in Dem, was zwischen den Menschen da ist: Europa kann nur noch im einzelnen Menschen existieren, aus dem Einzelnen wiederaufgebaut werden.

Aber, ach!, alle diese auseinanderstrebenden Ströme müssen durch so viele Siebe der Abstraktionen hindurchlaufen, bis die europäische Essenz herausdestilliert ist! Dieses schließliche Destillat — ist es denn weniger abstrakt, ist es auch nur um einen Grad der Körper-werdung näher, als eine mathematische oder psychologische Hypothese? Ist der Fascismus, der Bolschewismus, der Gedanke der Non-cooperation ein deutlicher realisierbarer Faktor in der Bilanz Pan-Europas als irgendeine psychoanalytische oder mathematische Theorie?

Organismus, Diaspora

Bei Goethe findet sich der schreckliche Ausspruch, daß die Deutschen vielleicht wie die Juden erst in die ganze Welt zerstreut und verpflanzt werden müßten, weil sie nur als einzelne Individuen zum Heile aller Nationen Gutes stiften könnten.

Nun, dieser Einfall Goethes, gesprächsweise geäußert, ist ein wenig zu kausativ formuliert für relativistische menschliche Ohren von 1923. Tauchen wir ihn vorerst in ein relativistisches, zeitgemäßes Fixierbad. Dann lautet er etwa: Wenn der Sinn Europas (man erlaube die Einschränkung auf Europa) den einzelnen Menschen als Einzelindividuum aufrufen wird, dann erst wird der Deutsche im vollen Besitze seiner weltgültigen, weltschaffenden Produktivität sein. Natürlich werden dann die Deutschen „zerstreut und verpflanzt" sein, streng geistig gesehen — eben, weil es alle Europäer sein werden: Ursache und Folge sind dann bloße relativistische Grenzpfeiler.

Wo steht der Geist Europas heute? An der Grenze zu diesem individualistischen Chaos. Wo also steht das deutsche Volk als Volk heute? Am Rande dieses individualistischen Chaos. Es ist wieder nur ein sozusagen körpergewordener Konzentrationszustand des allseits Diffusen, mit allen erschreckenden Konturen des Zerfalls.

Französische Schriftsteller werfen uns vor, daß wir die politische Neugeburt Europas nur „durch das Chaos hindurch" sehen können, und daß diese Blickeinstellung unterbewußten nationalopportunistischen Wurzeln oder gar einer rein politischen Perfidie entspringe. Ich erinnere mich an derartige Äußerungen Jacques Rivières, Daniel Halévys, Louis de Gonzague Trucs — um nur die ernsthaften Menschen zu nennen und die nicht debattefähigen Hetzer ganz zu übergehen. Paul Morand und Robert de Traz glauben bei ihrem Aufenthalt in Berlin sogar Zeichen eines völligen moralischen Zerfalles in den Gesichtern und im Privatleben der Deutschen wahrgenommen zu haben.

Nun, meine Herren, die Gesamtsituation Europas zusammengefaßt, könnte Ihre „lateinische" Haltung mindestens ebensogut einem „unterbewußten nationalen Opportunismus" entspringen, wie unsere deutsche!

Vielleicht stehen die Dinge vielmehr so: Es handelt sich im gegenwärtigen Augenblick um die Frage, ob Europa seinen geistig-geographi-

Digitized by Google

schen Schwerpunkt behalten soll, oder ob es einen Schwerpunkt irgendwo an der Peripherie bekommen soll, in der anglo-amerikanischen Sphäre oder in Sowjet-Rußland — — was natürlich bedeuten würde, daß sich der Flächeninhalt seiner geistigen Orientierung weit über seine geographischen Grenzen hinausspannen müßte, um die Balance zu halten.

Daß die Chaotisierung Europas, die wir bei uns selbst anfangen, etwa wie die Frau, die sich selbst mit einer tödlichen Krankheit ansteckt, nur, um ihren Todfeind im Bett zu infizieren, — daß dieser Zustand für uns eine besonders angenehme nationale Angelegenheit wäre, können wir, verarmt und verhungert, wie wir sind, nicht gerade behaupten.

Es muß also doch wohl so etwas wie ein welthistorisches Schicksal zugrunde liegen. Vielleicht ist unser ganzes fürchterliches deutsches Chaos überhaupt nur eine Frage an Europa, zu der uns dieses welthistorische Schicksal zwingt: die Frage an Europa, die für uns sehr unangenehme, ja tragische Frage, auf die Goethe angespielt hat: ob wir jetzt, in diesem welthistorischen Augenblick, nicht vielleicht in die geistige Diaspora gehen sollen, um, Mann für Mann, Mensch neben Mensch, jeder für sein Teil, als einzelnes Individuum und einzelner Don Quichotte: Europa zu retten? Eine Art Kreuzzug des Individualismus!

Nicht lachen! Wir Deutsche, wir sind doch politisch eigentlich niemals über den „einzelnen Menschen" hinausgekommen, über dieses Rätsel aller Rätsel. Und wenn wir je im geistigen Sinn Politik getrieben haben, – wir haben das allerdings sehr selten und sehr unpraktisch getan, weil wir uns dabei immer auf einer allerletzten, imaginären Fläche postieren mußten — so nur in dem einen Sinn, ob und wie sich dieser „einzelne Mensch", dieses Rätsel aller Rätsel, als „Staat" restlos auf die Gemeinschaft der Menschen projizieren ließe. Das war der Sinn des „Römischen Reiches Deutscher Nation", der Sinn des deutschen Mittelalters, ein Experiment von immerhin einem runden, hübschen Halbjahrtausend, fünfhundert Jahre, die andere Völker „praktischer" verwendet haben. Sie finden den Nachhall, meine Herren, den bloßen Nachhall, nämlich die Theorie des angeblich Richtigen nach dem mißratenen Experiment, in den Staatsschriften unserer Romantiker, Adam Müller, Haller, Schlegel: in ihrer Lehre vom „organischen Staat".

Aber ich möchte Sie, Herr Rivière, Herr Halévy, Herr Morand, nicht mit Namen langweilen, die Ihnen nichts sagen. Ich habe einen ganz nahen Namen zur Hand, der Ihnen allen sehr geläufig ist: den Namen Ihres großen Toten vom letzten Monat, den Namen des genialen Maurice Barrès. Er kannte vielleicht diese Romantiker nicht; doch "il a instinctivement appliqué la méthode".

Dieser im Grunde kühle Kopf, der sich, um sich zur lebenden Produktivität zu erwärmen, an alles herandrängte, was warm und organisch war und von kosmischem Blute durchströmt: er hat sich der Idee des „organischen Staates", dieser Gemeinschaft, die nichts anderes sein soll, als die restlose Projizierung des Individual-Organismus auf eine organische Gesellschaftsform, der Idee unserer romantischen Staatstheoretiker, mehr genähert, als selbst irgendein Deutscher der Gegenwart.* Gewiß, er war Nationalist, nicht Pan-Europäer; das sind nicht Gegensätze, nur Grade

* „Der Staat ist eine Alliance der vergangenen Generationen mit den nachfolgenden, und umgekehrt." Wird nicht jeder Franzose diesen Satz als die Quintessenz des Barrèsismus ansprechen? Nun denn — er stammt von Adam Müller!

Digitized by Google

der Erkenntnis: denn ein europäischer Organismus von organischen Einzelstaaten — — das wäre doch wohl ein organisches Pan-Europa?

Ist das alles wahr oder Phantasie? Wenn es wahr wäre, dann wäre es unser großer, Goethischer „deutscher Augenblick". Die Juden sind einmal in die Diaspora gegangen — aber ein Jude, Christus, hat in demselben weltgeschichtlichen Augenblick Europa sein menschliches Antlitz aufgeprägt. Mögen wir unser Land verlassen müssen oder nicht — auch das ist nicht ganz unausdenkbar, daß eine Majorität der Deutschen einfach auswandern muß —: fest steht, daß wir ganz und restlos aus unserem Ich hinaus müßten, ins Nichts, ins Chaos, daß wir alle unser Ich als Bausteine hinlegen müßten vor ein gewaltigeres Ich, das den Grundriß entwirft und die Architektur eines neuen Pan-Europas meistert.

Wir wollen eine solche seelische Perspektive doch wohl lieber nicht „unbewußten Opportunismus" nennen — das wäre ein wenig gar zu primitiv ausgedrückt!

Pjotr und Sam

Mag es nun wahr oder falsch sein, was wir eben vermutet haben: daß diesem maßlos zentrifugalen Politischen, im geistigen Sinn ein ebenso maßlos Zentripetales korrespondiert, daß diese europäischen Krämpfe des Auseinanderreißens uns ebenso fiebrig zusammenballen, bis in den Umriß einer universalen europäischen Einzelpersönlichkeit hinein: mag das nun wahr oder falsch sein, fest steht, daß es sich hier um ein Problem des Schwerpunktes handelt, um die Frage, ob die geistige Balance Europas, unabhängig von der politischen und sozialen, die wir gänzlich verloren haben, zu halten ist?

Politisch und wirtschaftlich nämlich schwankt Europa auch heute noch wie ein Schiff im Sturm zwischen den beiden Extremen, ob es, nach amerikanischem Schema, als Interessensphäre zwischen drei bis vier Truste aufgeteilt werden, oder ob es, nach russischem Schema, bolschewistisch werden soll.

Stellen wir uns historisch-materialistisch ein: dann müßte der geistige Schwerpunkt automatisch zugleich mit den wirtschaftlichen in eine dieser extremen wirtschaftlichen Zentren abwandern. Also das Gegenbeispiel zu der vorhergehenden Erörterung. Welche geistigen Perspektiven würden sich dann für Pan-Europa eröffnen?

Wir wollen das streng Ökonomische in diesem Zusammenhang natürlich ganz weglassen. Tun wir das aber, dann offenbart sich uns sofort eine ganz rätselhafte Parallelität: Sowjetrußland schwärmt von Amerika, es betet die Idee des Amerikanismus so glühend, mit roten Wangen und glänzenden Augen an, wie manchmal kleine Kinder ihre älteren Geschwister anbeten. Wenn man sich den Traum eines russischen Volkskommissärs vorstellen kann: er heißt Elektrifizierung, Mechanisierung, Wolkenkratzer, Betonkonstruktionen, Taylorsystem! „Rußlands Programm? Kommunismus plus Elektrifizierung!" ruft Lenin. „Je weiter wir fortschreiten, um so mehr Metall werden wir brauchen. Die künftige Epoche ist die Epoche des Eisens, des Betons und des Glases!" ergänzt Trotzky. Eine „Gesellschaft gegen die Zeitverschwendung" beschäftigt sich mit dem Taylorsystem, dessen Studium auch Lenin empfiehlt. Hyperamerikanische Phantasmagorien werden diskutiert: „Das Leben dynamisiert sich in einem ungeheuren Tempo. Heute bewegen sich noch Menschen in Waggons und Droschken über die Straßen der Stadt. Morgen werden die Fußsteige in Bewegung kommen, wie ja auch bereits Schilder, Lichtreklamen, pneumatische Türen usw. in Bewegung sind. Weshalb nicht

Digitized by Google

auf einem gigantischen sich selbst drehenden Stahlfundament ein Riesenhaus bauen mit auseinandernehmbaren Glas- und Aluminiumwänden? Weshalb ist dies für Amerika möglich? Solch ein Palast würde imstande sein, Menschenmassen von Raum zu Raum zu überführen, sich zu öffnen zu grandiosen Sälen, Zuhörermassen dem Redner zu nähern auf verschiedenen Plattformen. Statt der Aufzüge unausgesetzt sich drehende Spiralleitern, die die Menschen bis zum Dache befördern. Weshalb soll man nicht z. B. einige Zimmer, Klassen, Laboratorien, Operationssäle einrichten, die der Reihe nach zum Süden, zur Sonne sich drehen können und die des Abends das Licht auf die Straße werfen zur Ausnutzung für allgemeine künstlerische und belehrende Zwecke? Es wäre eine Schande, im Zentrum Rot-Moskaus, in der Residenz des Bundes der Sowjetrepubliken, ein Haus zu bauen, das in seiner Physiognomie zur Vergangenheit gerichtet ist und gleichzeitig der revolutionierten Gegenwart dienen soll!" (Aus einer offiziösen Publikation der Sowjets.)

Moskau soll also so etwas wie ein New-Newyork werden.

Aber dieses Meer von Menschen unterhalb, diese halbbewußten, halbanimalischen Seelenwolken von Myriaden kaum flackernder Individuen? Was soll aus ihnen werden?

Gewiß: der Marxismus. Aber was bleibt vom Marxismus als konstante Seelenhaltung übrig, das Soziale, Revolutionäre, Motorische abgerechnet? Es gebärdet sich sehr hochmütig und überlegen, aber es ist nichtsdestoweniger nur ein unerlaubt primitives Kindermärchen aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: das Märchen von der Erlösung des Menschen durch die methodische Wissenschaft. Dieses Märchen ist dem braven Muschik schon einmal eingeprügelt worden, durch Väterchen Pjotr, den Großen, den Sohn der europäischen Aufklärung, und irgendetwas in seinem Blut weiß wohl noch von den Prügeln, die seine Urahne damals geschluckt hat — und sagt artig und ängstlich „Ja, ja, und Amen!" Und die Sowjets verstehen noch das gute altrussische System, das zwischen Peitsche und Zucker, zwischen reichlicher Bestechung und Hungertod die Alternative stellt und neben jeden guten Kommunisten gleich zwei Geheimspione setzt! Wer das unaufhaltsame Eindringen des asiatischen Bolschewismus in den deutschen Kommunismus einigermaßen aus der Nähe zu verfolgen in der Lage ist, weiß von diesen Methoden ein Lied zu singen!

Nun, in fünfzig, in dreißig Jahren wird der russische Muschik vielleicht so weit sein wie der Nigger in San Franzisco oder der polnische Jude in Down-town, der von gestern auf heute seinen Kaftan abgelegt hat und Yankee geworden ist; so weit, wie der Chinese in Chinatown, der Ire, der Malaie, die drüben ein wenig zu Geld gekommen sind. Er wird ein Jackett tragen, einen Strohhut, wird die „Moskwa-Times" lesen, Meetings abhalten, auf die Vorteile der drahtlosen Telephonie schwören und das Lynchsystem gelernt haben, das doch schließlich nur die notwendige letzte Ausflucht einer nebenstaatlichen „konspirativen" Geheimjustiz ist. Dann werden wir hier wie dort ein ungeheures, unförmiges, undefinierbares Etwas haben, aus asiatischen, afrikanischen und völlig entwurzelten europäischen Elementen zusammengesetzt, das Gespenst des Barbaren in hypereuropäischer Aufmachung. Von den Nüancen-unterschieden zwischen einem nationalistischen und einem russisch-sowjetistischen Klu-klux-clan wollen wir nicht reden, sie sind nämlich wahrscheinlich, wenn eine dreißigjährige russische Entwicklung vorausgedacht wird, auch gar nicht die Rede wert.

Digitized by Google

Keine Mißverständnisse, bitte: es wird hier kein Wort gegen den Kommunismus gesprochen. Es wird ein Gedanke, dessen Ursprung in Sowjetrußland, nicht im Kommunismus liegt und urkundlich nachgewiesen werden kann, einfach zu Ende gedacht.

Man sagt, die „Völkerwanderung" sei heute nicht mehr möglich. Vielleicht. Aber wenn nicht Mohammed zum Berg kommt, dann kommt vielleicht heute der Berg zu Mohammed. Früher wirkte der Magnetismus der Kulturpole in krisenhaften Weltminuten auf nebelhaft-werdende Volksmassen. Ist es heute umgekehrt? Wandeln die geistigen Pole selbst in krisenhaften Weltminuten, von rätselhaften magnetischen Wellen nach rätselhaften Weltgesetzen zu bestimmten Punkten hingezogen?

Januskopf

Nur das nicht, nicht dieses Zurück in ein minder-gegliedertes, embryonales Vor-europa mit dem Greisenkopf eines Hypereuropäers!

Asien? Asien-Europa ist keine menschliche Gefahr; Asien-Europa ist einfach ein dialektischer Zustand, den es überall gibt. Als Barrès starb, war sein letzter endgültiger Glaube, eine Art atheistischer Ahnenkult, fast identisch mit dem Glauben irgendeines Japaners. Und er war doch der Franzose par excellence. Paul Claudel wieder sieht Asien als das Reich der Maße, der Proportionen, der genauen Abgemessenheit, als die Schöpfung eines Gottes, der am Schöpfungstage vielleicht Racine oder Boileau gelesen hat. Man stelle daneben Zieglers, Flakes, Keyserlings denkerische Asienvisionen: Asien hat viele Gesichter, aber keines blickt uns Europäer völlig entmutigend an, jedes weckt europäische Produktivität von irgendwelcher Art in uns.

Was nicht sein darf, das Einzige, was um keinen Preis geschehen darf: daß die geistigen Pole Europas endgültig verschoben werden. Mögen wir alle zugrunde gehen, möge was immer geschehen: der Punkt der geistigen Balance Europas muß in Europa selbst liegen.

Willy Haas

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

„Das englische Vorbild"

‚England im Zeitalter der bürgerlichen Reformen' nennt Bernhard Guttmann sein umfangreiches Werk über jene denkwürdige Epoche der englischen Entwicklung, in der das moderne Antlitz des Inselreichs und des Insulaners wirtschaftlich, politisch und kulturell geprägt wurde (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1923). Sie reicht von der Beendigung der Napoleonischen Kriege bis zur Einführung des Freihandels; bis zum Siege also der liberalen Idee und ihres Trägers, des die industrielle Umwälzung leitenden und beherrschenden Bürgertums. Das Thema klingt trocken, es scheint in die geschichtliche Rumpelkammer zu gehören. Welche Fluten stürmenden, stürzenden Weltgeschehens sind seither über den Planeten dahingerauscht, und da sollen wir uns wieder zu den Einzelheiten jener Kämpfe zurückführen lassen, in denen teilweise stark verblaßte Helden wie Canning und O'Connel, Russell und Grey, Gladstone und Disraeli, Cobden und Bright, die beiden Mills und Carlyle nebst einem Gewimmel schon welker Köpfe und Geister um den sozialen Frieden und die politische Erneuerung bemüht waren? Geduld. An dieser Stelle ein Gelehrtenbuch, sogar ein tüchtiges, sogar ein wertvolles, anzuzeigen, wäre gewiß Papiervergeudung. Aber wirf einen Blick in diese Studie und der tragische Zauber der gesellschaftlichen und politischen Problematik berührt dich, ergreift dich; der sie schrieb, besitzt in ganz ungewöhnlichem Maß das in hoher publizistischer Berufsübung geschärfte Auge für den einmaligen Erlebniscarakter, aber zugleich auch wieder für das Gesetzmäßige des geschichtlichen Ablaufs der Dinge. Man wird so ins politische Laboratorium größten Stils geführt; und was sich dort und damals zusammenbraute, seit durch die erste Parlamentsreform 1832 der feudale Adelsklub gesprengt wurde und die ersten Vorboten einer ins Rollen geratenen, unaufhaltsam demokratisierenden Umbildung in Westminster einzogen, ist ja so gar nicht verklungen. Seit Roms Tagen scheint kein Stück Geschichte so abgeschlossen, abgerundet, durchgeformt; keines berührt uns so fremd und ist uns so nahe; keines scheint so absichtsvoll aufgebaut und keines war in seiner besonderen Mischung von Zufall und Kausalität, Enge und Weite so verlockend als Vorbild, das doch wieder trügerisch bleiben mußte wie die Luftspiegelungen der Wüste. Nur wer viele Jahre in diesem geheimnisreichen Leben, das dem kontinentalen Beschauer und Besucher so kalt und durchsichtig vorkommt, irgendwie eingebettet war, wie der Verfasser dieses Buches, findet einen Zugang und erhebt sich über den gelehrten Registrator oder den glitzernden Pointillisten des Tages. In dieser kristallklaren Darstellung ist darum kein Faktum überaltert. Die zermalmende Kausalität des Geschehens, die, auf ihren letzten Sinn geprüft, sinnlos scheint,

Digitized by Google

wird ohne Aufdringlichkeit und dogmatische Absicht in Klassenkämpfe, Einzelschicksale, Fassadenwechsel und Ideenstreit zerlegt. Man erlebt, wie sie sich drängen, stoßen, emporsteigen, untertauchen – und am Ende doch, im Rahmen dieser erstaunlich kontinuierlichen Volksgeschichte, so etwas wie ein langsames Steigen des Niveaus und einen (freilich infinitesimalen) Humanitätszuwachs zustande bringen. England ist doch das Land der ‚modernen Ideen', die Nietzsche verflucht, leider ohne es sinnlich geschmeckt und berochen zu haben; es ist die einzige moderne Demokratie, in deren Eingeweiden ein offenbar unverzehrbares aristokratisches Residuum noch schöpferisch tätig ist.

In unserer Darstellung werden die historischen Quadern dieses Baues seit dem Mittelalter bloßgelegt, dann rollen sich die überreichen drei Jahrzehnte in kurzen, knappen Bildern ab, bis am Ende mit der Maschine die Masse geboren wird und neue zeitgemäße Herrentümer, aus Snobismus und Mammonismus sich lösend, sie zu gestalten suchen. Da steigt allmählich die Sonne des viel belobten, viel verlästerten Liberalismus als Idee und neue Lebenskraft und europäische Gesinnung empor, im nordischen Nebelland breitete er zuerst seine Fittiche und endlich singt ihm vor dem Abstieg des Jahrhunderts John Stuart Mill das Hohe Lied: „Auf die Länge ist ein Staat so viel wert als die Individuen, aus denen er besteht. Ein Staat, der seine Menschen vergewaltigt, damit sie, sei es auch, weil er ihnen wohltun will, gefügige Werkzeuge in seiner Hand werden, – er wird schließlich entdecken, daß mit kleinen Menschen nichts Großes auszurichten ist und daß die Vervollkommnung der Maschinerie am Ende nichts fruchtete, weil die lebendige Kraft fehlt, die man lieber austrieb, damit die Maschine reibungsloser arbeite." Auch im Inselreich sind heute diese Gedanken verblaßt, aus den großindustriellen Untergründen der Massensiedlungen steigt ein gewaltiger proletarischer Lebensstrom empor, in dem das Persönlichkeitsideal des klassischen Liberalismus versinkt. Aber daß in diesem Lande der ungebrochenen Traditionen, im Rahmen einer Verfassung, die nie ist immer wird, noch jede Revolution bislang abgebogen wurde, ist zweifellos darauf zurückzuführen, daß liberale Gesinnungselemente im Charakter der politischen Führerschicht, wie immer sie parteimäßig angestrichen sei, lebendig und wirksam sind. Klassenausbeutung, Raffsinn und Betrug, das macht der Verfasser gegen Marxens Anschwärzung der liberalen Geschichtsepoche Englands mit Recht geltend, hätten diesen Staat und dieses Volk nie so stark werden lassen, — hinter den Irrtümern und Engigkeiten der Partei stand doch wohl so etwas wie ein beseelendes Prinzip, eine ‚Entelechie'.

So wird sichs, lieber Leser, doch wohl lohnen, dieses Buch zur Hand zu nehmen. Es führt ins Zentrum, zu den großen, den ewigen Problemen hin – zu dem Guckloch, durch das man in die geschichtliche Dunkelkammer blickt. Jedes Wort darin klingt, es gibt keine tauben und hohlen Stellen. Eingestreute Charakteristiken, so die Cobdens oder Burkes oder Disraelis oder Ricardos oder des jüngeren Mill, sind ‚geschaut'. So forscht, denkt, schreibt, bekennt ein Journalist. Und die politischen Zungendrescher, die in den europäischen Kanzleien sitzen, um ihre Vaterländer einzeln oder in Klüngeln zu peinigen, haben den traurigen Mut, auf Männer dieses Kalibers herabzusehen . .

S. Saenger

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

MAR 1 1924

ZWEITES HEFT FEBRUAR 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Eugene G. O'Neill, Unterm karibischen Mond (Dramatische Studie)
J. M. Verweyen, Die geistige Erneuerung der deutschen Hochschulen
Hermann Hesse, Psychologia Balnearia II
Rudolf Pannwitz, Hofmannsthal in unsrer Zeit
Hugo von Hofmannsthal, Zwei Gedichte
Julius Hirsch, Die deutsche Währungsfrage II
Arthur Holitzscher, Die verlorenen Jahre
Arnold Zweig, Hermann Stehr
S. Saenger, Ferdinand Lassalle und Sophie von Hatzfeld
Willy Haas, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Rudolf Kayser, Zwei Sechzigjährige / Otto Zarek, Thomas Manns „Felix Krull"
Julius Meier-Graefe, Lichtwarks Reisebriefe

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Monatlich erscheint ein Heft.

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten.

Für unverlangte Manuskripte u. Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1923 by S. Fischer, Verlag.

Jedes Heft
kann durch eine Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden.

Preis Goldmark 2.–

Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Ein grandioser Zukunftsroman
Die Wiedergeburt des Abendlandes

Soeben gelangt zur Ausgabe:

ALFRED DÖBLIN
Berge Meere und Giganten
Roman

1.—5. Auflage / Umfang 37 Bogen / Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 6.50, in Halbleinen Gm. 8.50, in Ganzleinen Gm. 9.—

Der neue Roman Döblins denkt in großartigen Visionen die Zukunft des technischen Abendlandes zu Ende. Er stellt die Veränderung der abendländischen, westlichen Menschheit dar, die zu einem großen Rassengemisch zusammenfließt, unter den Einwirkungen und getrieben vom Geiste der Technik. Die Erfindungen führen eine mechanische Vollkommenheit herbei, die die ungeheuren Menschenmassen reich und müssig werden läßt; sie suchen ihre Energien nach außen zu entladen, werden jedoch im Uralischen Krieg von der östlichen Welt zurückgeworfen. Die rückläufige Bewegung wird allgemeiner und führt raumsuchend zuletzt zu dem ungeheuren Unternehmen der Enteisung Grönlands. Hier fordert das Gewaltigste der Technik die größten Mächte der Natur heraus. Der Kampf dieser beiden feindlichen Gewalten ist das Hauptthema des Buches. Der Mechanik und ihren Trägern, den Giganten, werden in gewaltiger Herrlichkeit Berge, Vulkane, Meere entgegengestellt, — der künstlichen Lebendigkeit das wirkliche Leben der Erde. Das Ringen dieser beiden Großmächte endet mit dem Siege der Natur, es bringt kein Erliegen der Menschen, sondern den Triumph eines neuen Menschentypus. In das verworrene Treiben, Schaffen und Sehnen der heutigen Menschheit dämmert die Wiedergeburt des Abendlandes herein.

1 Goldmark = 10/42 Dollar

Prospekte stehen zur Verfügung

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

UNTERM KARIBISCHEN MOND

Dramatische Studie von EUGENE G. O'NEILL

Personen:

Yank, Driscoll, Olson, Davis, Cocky, Smitty, Paul — Matrosen des britischen Trampdampfers Glencairn

Lampe, der Lampenwart

Hobel, der Schiffszimmermann

Der alte Thomas, der Deckmaschinist

Der große Klaus, Dick, Max, Paddy — Heizer des Dampfers Glencairn

Bella, Susi, Violet, Pearl — Vier westindische Negermädchen

Der Steuermannsmaat

Außerdem zwei Matrosen, Scotty und Iwan, und einige Leute aus dem Kesselraum

Das Vorderschiff-Hauptdeck des britischen Trampdampfers Glencairn, der vor einer karibischen Insel vor Anker liegt. Der riesengroße tropische Vollmond, halbhoch am Himmel, schüttet klares, blauweißes Licht über das Deck. Die See ist spiegelglatt, und das Schiff liegt völlig reglos.

Links stehen zwei Ladebäume des Vordermastes, um 45 Grad ausgedreht, als schwarze Silhouette gegen den hellen Nachthimmel. Hinten zeichnet sich der dunkle Umriß der Bordschanze deutlich gegen den fernen Streifen der Korallenküste ab, die weiß im Mondlicht schimmert, und auf der die Büschelkronen der Kokospalmen ornamentale Konturen in den Himmel schneiden. Rechts vorn erhebt sich der Aufbau der Mannschaftsback. Eine offenstehende Tür in der Mitte führt zu den Matrosen- und Heizerquartieren. Rechts und links davon zwei geschlossene Türen zu den Quartieren des Bootsmannsmaats, des Schiffszimmermanns, des Meß-Stewards und des Deckmaschinisten — die man die Unteroffiziere des Schiffs nennen könnte. Von beiden Bordwänden her führen kurze Eisenleitern auf den Giebel der Back, dessen Kante rechts zu sehen ist.

In der Mitte der Bühne (und des Vorderdecks), und den meisten Raum einnehmend, ist der breite, etwas erhöhte Würfel der Hauptluke, mit Segelleinen bedeckt und für die Nacht verschalkt.

Digitized by Google

Ein melancholischer Negerchorgesang, leise von sehr weit her, zieht klagend über das Wasser. (Am besten wird der „Mississippi-Boat Song" gesungen.)
Die meisten der Matrosen und Heizer lehnen an der Luke oder sitzen auf ihr. Paul steht mit dem Rücken an der Bordschanze und sein massiger Oberkörper silhouettiert gegen den Himmel. Smitty und Cocky sitzen mit baumelnden Beinen oben auf der Back. Fast alle rauchen Pfeifen oder Zigaretten. Die meisten sind in beflecktes und beschmutztes grau-weißes Leinenzeug gekleidet. Die Heizer tragen nur Hose und Untertrikot. Einige sind barfüßig. Viele tragen Schirmmützen (Zivilmützen).
Wenn sich der Vorhang öffnet, erstirbt eine träge Unterhaltung zwischen den einzelnen Leuten. Wenn es ganz still geworden ist, hört man das klagende Negerlied vom Lande her ganz deutlich.

Driscoll (ein bärenstarker Ire, der vorn auf der Lukenkante sitzt, in reizbarer Laune): Hört nur die Schwarzen. Möchte wissen, ob sie den Trauermarsch ein Lied nennen.

Smitty (ein junger Engländer mit blondem Schnurrbärtchen. Er sitzt oben auf der Back und starrt auf das Wasser hinaus, das Kinn in den auf die Knie gestützten Händen): Ja, es klingt nicht gerade herzerfrischend. (Seufzt)

Cocky (ein runzliger kleiner Mann — waschechter Londoner — mit schütterm grauen Schnurrbart — klopft Smitty auf den Rücken): Erheiter' dich, Schatz. Mach' kein so saures Gesicht. Sie liebt dich ja doch, Herzog.

Smitty (trübsinnig): Halt's Maul, Cocky! (Rückt weg, fällt wieder in seine träumerische Stimmung, starrt zum Land hinüber, woher der Gesang herüberzieht.)

Der große Klaus (ein riesiger deutscher Heizer, rechts auf der Luke ausgestreckt, bewegt eine träge zeigende Hand nach dem Land): Als ob sie jemanden begraben — beim heiligen Christkind, so klingt's.

Yank (ein hübscher, forscher Nordamerikaner, neben Driscoll sitzend): Begraben — was fällt dir ein! Hier graben sie sie nicht ein, Deutscher, sie fressen sie auf, um die Begräbniskosten zu sparen. Dieser Kerl muß ihnen in die unrechte Kehle gekommen sein, und jetzt singen sie Bauchweh.

Cocky: Bauchweh, Unsinn! Wißt ihr nicht, daß die Kerle hier zwei Magen haben wie ein Kamel?

Davis (ein kleiner Dunkelhaariger, der rechts auf der Luke sitzt): Und du hast selbstverständlich beide Magen gesehen?

Cocky (gereizt): Ignorant, über mich brauchst du dich nicht lustig zu machen. Ich habe jedenfalls schon mehr von der Welt gesehen, als du in deinem ganzen Leben sehen wirst.

Max (ein schwedischer Heizer, hinten auf der Luke): Spinn das Garn, Cocky.

Cocky: Und es ist doch wahr! Ich hab's von einem, der bei ihnen Gefangener war, auf den Salomons-Inseln. Bin mal einen Weg mit ihm gefahren. Und der hat was erzählen können, wie es ihm da ergangen ist! Ein komischer Kauz war er — aus Whitechapel her.

Driscoll (bissig): Also grad so ein Londoner Lügner wie du selbst!

Digitized by Google

Lampe (ein fetter Schwede, der auf einem Feldstuhl vor seiner Tür sitzt und mit Hobel gesprochen hat): Wo war das, wo du ihn getroffen hast, Cocky?

Hobel (ein magerer schlenkriger Schotte — spöttisch): Ich möchte schwören, in Neuguinea!

Cocky (trotzig): Justament. Es war in Neuguinea, damals, als ich dort gestrandet war. (Stürmisches Gelächter der anderen.)

Yank (steht auf): Hast du vergessen, was wir dir versprochen haben, wenn du uns noch einmal deine Neuguinea-Märchen aufbinden willst? Die Luke laß zu, Junge, wenn du nicht Wasser schlucken willst.

Cocky (achselzuckend): Wenn ihr euch nicht belehren lassen wollt — (versinkt in hochmütig gekränktes Schweigen.)

Yank (nach dem Ufer zeigend): Hier sind wir in Westindien, nicht in Neuguinea, Hohlkopf. Hier sind sie nicht Menschenfresser — nur gewöhnliche Nigger.

Driscoll (gereizt): Menschenfresser oder keine Menschenfresser, — egal. Wenn sie nur mit dem Lamentieren aufhören täten, das macht ja Zahnweh.

Yank (grinst): Was ist heute mit dir, Drisc? Du bist ja empfindlich wie ein Furunkel.

Driscoll: Einen Saudurst hab ich! Und das schwarze Mensch vom Proviantboot hat geschworen, sie bringt Rum genug für uns alle, wenn sie heut' nacht an Bord zurückkommt.

Der große Klaus (wird aufmerksam, mit lauter, erregter Stimme): Was, das Frauenzimmer bringt Schnaps? Wirklich?

Driscoll (sarkastisch): Schrei' noch mehr. Geh' hin und sag's gleich dem Käptn, und dem Maat dazu. (Alle umringen Driscoll und horchen aufgeregt zu. Driscoll flüstert eindrucksvoll) Sie hat gesagt, sie könnt' es schon an Bord schmuggeln, unten in den Obstkörben, die sie zum Verkauf herbringt.

Der Deckmaschinist (ein alter Graukopf mit einem freundlichen, faltenreichen Gesicht, rechts vorn auf einem Feldstuhl vor seiner Tür sitzend): Die bringt dann auch noch ein paar schwarze Feen mit — oder es müßte sich viel geändert haben, seit ich das letztemal hier war.

Driscoll: Ja, so hat sie gesagt, — zwei oder drei — vielleicht noch mehr. (Ausbrüche allgemeiner Begeisterung)

Cocky: Schwein muß man haben!

Olson: Kinder, Tröppchen und Tröppchen!

Driscoll (abmahnend): 's Maul müßt ihr halten, verstanden! Selbst wenn der Bootsmannsmaat an Land ist. Der Alte hat ihr verboten,

Digitized by Google

Schnaps an Bord zu bringen, oder er kauft einen Dreck von ihr fürs Schiff.

Paddy (ein untersetzter, unsympathischer Liverpooler Ire, schimpft laut): Der Teufel soll ihn holen!

Der große Klaus (fährt auf ihn los): Halt's Maul, Idiot. Was hast du hier zu lärmen? (Zu Driscoll) Du und ich, Drisc, wir sorgen für Ruhe, gelt?

Driscoll: Recht so, für den ersten, der Streit anfängt, gibt's gleich Senge von mir. (Es schlägt drei Glasen.)

Davis: Drei Glasen. Wann kommt sie denn, Drisc?

Driscoll: Jede Minute kann sie jetzt da sein. (Zu Paul, der wieder an der Bootsschanze lehnt) Siehst sie nicht kommen, Paul?

Paul (hinausschauend): Nichts, was wie ein Proviantboot aussieht.

(Alle lassen sich wieder nieder, erwartungsvoll, zünden Pfeifen und Zigaretten an, ruhen schweigend. Von der Küste wieder das traurige Negerlied.)

Smitty (langsam und etwas melancholisch): Wenn sie nur endlich aufhören wollten, zu singen. Es bringt einen auf Gedanken, die besser vergessen bleiben. (Schmatzt) Ein Gläschen wird gut tun, wie?

Cocky (klopft ihm auf den Rücken): Munter, munter, Schatz. Der Rum wird gleich serviert, Herzog. (Gleitet aufs Deck hinab und läßt Smitty allein oben auf der Back.)

Der große Klaus: Sing' uns was, Drice. Dann brauchen wir das Gejammere nicht hören.

Davis: Ein Liedchen, Drisc.

Paddy: Was wir alle kennen.

Max: Was zum Mitsingen.

Olson: „Am Rio Grande", Drisc.

Der große Klaus: Nein, das kennen wir nicht. Aber „Whisky John" — das sing'!

Hobel: „Fliegende Wolken".

Cocky: Nein, „Das Mädel von Amsterdam".

Lampe: Kannst du „Die heilige Anna", das ist schön.

Driscoll: Maul halten, alle miteinander. Ein Lied ist gefällig? Und wenn's dazu kommt, da können sie den Hauptmast nicht vom Besan unterscheiden, außer Yank, und Olson, und ich selbst und Lampe und vielleicht Cocky. Haben die Namen von Liedern gehört, aber kennen keinen Ton und kein Wort davon. Solche Seeleute seid ihr!

Yank: Sing' „Die Mädchen von Java", das kennen wir alle.

(Großes zustimmendes Stimmendurcheinander: Jawohl, — das sing' — das fang' an, Drisc, los doch — usw.)

Digitized by Google

Driscoll: Meinetwegen. Dann singt alle mit! (Stimmt an nach der Melodie des Javatanzes):
In Java ist's warm und in Java ist es schön,
da sieht man am Hafen viel braune Mädchen stehn.
Und weil die Mädchen so warm und weil sie so schön,
drum muß auch der Seemann bald bei ihnen stehn.
Alle: Die Mädchen von Java, die sagen niemals nein,
und einen flotten Seemann, den lassen sie gleich ein!
(Wie der gejohlte Refrain wegstirbt und Driscoll sich zur zweiten Strophe rüstet, hört man einen Augenblick lang in seltsamem Kontrast zu dieser rohen Albernheit das stille, klagende Negerlied vom Ufer her.)
Driscoll: Bei einem Javamädchen, da war ich eine Nacht.
Sie lag in meinem Arm und hat zu mir gesagt:
So oft wie du Süßer in einer einz'gen Nacht
hat noch kein Mann mich jemals so glücklich gemacht!
Alle: Die Mädchen von Java, die sagen niemals nein,
und einen flotten Seemann, den lassen sie gleich ein!
Paul (gerade als Driscoll sich räuspert, um den dritten Vers zu beginnen): He, Drisc! Jetzt kommt die Schwarze, scheint mir. Ein Proviantboot hält auf uns zu. (Alle auf und stürzen zu ihm an die Bordschanze, starren in der Richtung der Küste.)
Yank: Es sind fünf oder sechs in dem Boot, und sie rudern ganz wie Unterröcke.
Driscoll (in wilder Begeisterung): Hurrah, das sind sie gewiß. (Tanzt ein paar Schritte vor Freude.)
Olson (nach einer Pause, in der alle nach dem näherkommenden Boot gespäht haben): Bei Gott, ich sehe sechs in dem Boot, jawohl, meine Herren.
Davis: Ich kann schon die Körbe ausmachen. Dort, mitten im Boot.
Der große Klaus: Was sie wohl bringen? Whisky?
Driscoll: Rum, mein Lieber! Feinsten Jamaica-Rum, daß du dich nach zwei Glas gleich auf den Hintern setzen mußt.
Lampe: Vielleicht bringt sie gar keinen; vielleicht hat sie Angst vor dem Käptn.
Driscoll: Wir brauchen keine kalte Dusche, Lampe. Ich zieh ihr die schwarze Haut über die Ohren, wenn das Luder nicht Wort hält.
Yank: Da sind sie. Hört ihr sie quieken? (Ruft) Ahoi, Kinderchen! (Man hört redende und lachende Frauenstimmen.)
Driscoll (ruft): Sind Sie das, Frau Schwarzhaut?
Eine Frauenstimme: Allo, Hänschen! (Man hört die Frauen hell lachen.)
Driscoll: Na dann schwing' dich, daß du an Bord kommst.
Die Frauenstimme: Kommen schon.

Digitized by Google

Driscoll: Geh mit, Yank, wir wollen den Weibern mit der Ladung helfen. Damit es ihnen gleich gemütlich wird.

Cocky (als die beiden links ab zum Fallreep gehen): Nicht gar so schlau, Drisc. Trink' nicht gleich alles ohne uns aus.

Driscoll (über die Schulter zurück): Grein nicht, Bübchen, kriegst schon noch dein Teil.

Cocky (leckt sich die Lippen): Weiß Gott, daß ich jetzt einen Schluck vertragen kann.

Davis: Und ich auch.

Hobel: Wird schon keiner von uns was umkommen lassen.

Der große Klaus: Ich könnte allein ein Faß austrinken, beim heiligen Christkind.

Cocky: Hoffentlich sind die anderen Jungfern nicht so scheußlich wie die. Sieht wie ein Drehorgelaffe aus. Mit der wär ich's nicht imstande.

Paddy: Wirst noch froh sein, wenn dich eine davon überhaupt anschaut, schieläugiges Aas.

Cocky (zornig): Nanu, und wo hast denn du den Schönheitspreis bekommen? Gorilla!

Paddy (tritt auf ihn zu, bösartig): Sag' das noch einmal, wenn du dich traust.

Cocky (die Hand am Hüftmesser, bellt): Gorilla — so siehste aus! (Paddy schlägt nach ihm, aber die anderen halten ihn auf und trennen die beiden)

Der große Klaus (stößt Paddy zurück): Donnerwetter, Paddy. Willst du es mit Driscoll zu tun bekommen? Keinen Streit.

Paddy (murrt): Von dem alten Deckschrubber laß ich mir nichts gefallen.

Cocky: Lausiger Kohlenschipper! (Driscoll kommt mit einem strahlenden Gesicht zurück. Sogleich ist der Streit vergessen. Alle umdrängen ihn aufgeregt mit neugierigen Fragen: Wie ist's, Drisc? Schwein gehabt? Was hat sie gebracht? Wo sind die Mädels? usw.)

Driscoll (schaut vorsichtig nach der Kommandobrücke zurück): Schreit doch nicht so, um Himmels willen! (Sie werden alle still) Alles in Ordnung, sie hat's dabei. Gleich wird sie hier sein, mit einer oder zwei Viertelflasch'n für einen jeden — drei Schilling die Flasche. Also drängt nicht.

Cocky (entrüstet): Drei Runde! Die beschissene Kuh!

Smitty (lächelt ironisch): Die reine Ausbeutung, wahrhaftig. (Alle drehn sich nach ihm um, überrascht, daß er auch einmal etwas sagt.)

Olson: Das zahlen wir einfach nicht.

Der große Klaus: Die verdammte schwarze Diebsvettel!

Digitized by Google

Paddy: Einfach wegnehmen und gar nichts zahlen.
Alle (erbittert durcheinander): Dieberei! Das ist wahr. Gar nichts zahlen, keinen roten Sechser! usw.
Driscoll (grinst): Zahlen oder bleiben lassen, Herrschaften, ihr braucht ja nichts zu trinken, wenn es euch zu teuer ist. (Schaut wieder nach der Brücke zurück, zieht dann eine Flasche unterm Hemd hervor, wischt sich den Mund und trinkt) Die Flasche hab' ich aus dem Korb gefischt, wie sie grad nicht hergeschaut hat. Ein Rum, Herrschaften! (Reicht die Flasche an Olson, der neben ihm steht) Geh zu, Ollie, kost' und reich' dann weiter. 'sist wenig, aber es spült den Kohlenstaub herunter. Und es kommt genug nach. (Die Flasche geht von Hand zu Hand, alle schmatzen und schnalzen und wischen sich den Mund.)
Davis: Wo bleibt sie nur, Drisc?
Driscoll: Auf der Brücke, beim Alten, Geldgeschäft oder so was.
Davis: Und die übrigen Mädels?
Driscoll: Bei ihr. Fünf hat sie mitgebracht — zwei kleine, saubere Dinger dabei, so weiß wie du und ich, für den alten Trottel und die Off'ziere — vielleicht auch für die Ingenieure. Die andern bringt sie dann mit hier herunter.
Cocky: Ein sauberer Vogel, der Käptn, bei Gott! Wie wir ausgesegelt sind, stand er auf der Brücke und hat dreingesehen wie ein Lamm, und die Gnädige unten im Dock heulte, daß ihr die Augen wegschwimmen. Und die Kinderchen heulen und schwenken die Nastücher. (Ehrlich sittlich entrüstet) Und jetzt macht er sich an eine Negernutte 'ran. Ein schöner Käptn, bei Gott — der alte Bock!
Driscoll: Halt's Maul, Rindvieh! Grad du brauchst dir nicht das Maul zu zerreißen. Um dich flennen in jedem Deixelshafen der ganzen Welt Weib und Kinder — wenn man deine Geschichten glauben wollte.
Cocky (noch immer entrüstet): Das ist was anderes, ich bin nicht Kapitän. Und ich bin nicht richtig verheiratet — ich nicht!
Der große Klaus (schlägt ihn derb über den Mund): Du sollst den Atem anhalten, hörst du nicht? (Cocky weicht schnell zurück) Sag', Drisc, wie sollen wir die Frau bezahlen? Wir haben noch keine Heuer —
Driscoll: Macht nichts! Jedes Mädel hat so eine Liste dabei und wenn ihr was kauft, so schreibt ihr's ein und den Preis dazu und nachher unterschreibt ihr. Und wenn einer nicht schreib'n kann, so schreibt ein anderer für ihn. Aber verstanden: Wenn ihr eine Flasche kauft oder (bedeutsam) Gott behüte für was anderes zu zahlen habt, dann müßt ihr Tabak oder Obst oder sowas einschreiben. Der Schiffer zahlt ihr dann nach der Liste aus Eurer Heuer. Habt ihr verstanden?

Digitized by Google

Alle: Jawohl — klar wie dicke Tinte — aber sicher — schon recht, Drisc, au fein, usw.

Driscoll: Und nicht vergessen, mäuschenstill müßt ihr sein bei dem Suff, sonst kommt der Maat dazu und aus ist der Spaß. (Allgemeine Zustimmung)

Davis (man hört ein albernes Frauenlachen): Kommen sie da nicht? (Alle sehen nach der Brücke)

Driscoll: Da seht den Yank, den Schlankel, schon den Schatz im Arm —, dem pressiert es mächtig, scheints. (Die vier Negermädchen kommen von links, kichernd und tuschelnd. Die vorderen drei tragen Körbe auf dem Kopf. Die jüngste und hübscheste geht hinterdrein, Yank führt sie, den Arm um ihre Hüften, und trägt ihren Korb. Alle vier sind richtige Negertypen, in hellfarbigen, losen Kalikoschürzen, bunte Kattuntücher um den Kopf gewunden. Sie setzen die Körbe auf die Luke nieder und hocken daneben nieder. Die Männer drängen grinsend und feixend zu.)

Bella (die älteste, dickste, erfahrenste und zutraulichste — grinst zurück): Hallo, Jungs!

Die drei andern Mädchen: Hallo, Jungs!

Die Männer: Oh hallo — wie geht's — guten Abend — usw.

Bella (munter): Gute Reise gehabt? Ich heiße Bella, die hier Susie, die nächste Violet und die dort (zeigt auf das Mädchen mit Yank) das ist Pearl. Jetzt sind wir einander vorgestellt.

Paddy (roh): Die Menscher können mich — wo ist der Schnaps?

Bella (scharf): Du bist ein Schwein, daß du es weißt. Nicht so laut sprechen, oder ihr kriegt gar nichts. Ich will mich vom Alten hier nicht rausschmeißen lassen.

Yank (zu Paddy): Jawohl, hier wird nicht gemault. Willst du es mit uns allen zu tun bekommen?

Bella (schnell zurückschauend): Also! Ein paar von den schönen breiten Jungs setzen sich da hinter uns auf die Luke, dann können die Offiziere nicht sehen, was hier vorgeht. (Driscoll und ein paar andere tun wie geheißen. Bella zu Driscoll) Hast du ihnen gesagt, daß sie für alles unterschreiben müssen — und wie sie unterschreiben müssen?

Driscoll: Woll, woll, Schatz — wie heißt du gleich — Bella, Liebste.

Bella: Ollreit. Aber jeder Jung, der seine Flasche hat, geht sofort in die Back hinein. Hier draußen auf Deck wird nichts gesoffen. Ich laß mich in kein Gedränge ein. (Ungeduldiges Murren der Zustimmung): Hab' ich nicht recht, Hänschen?

Driscoll; Recht hast du, Schatz. (Der große Klaus flüstert ihm was ins Ohr. Driscoll lacht dröhnend und patscht sich die Schenkel) Hör' mal, Bella, muß dich was fragen, für meinen Freund da — der ist noch schüchtern, weißt du. Und weils die Damen angeht, werde ich's selber flüstern, damit sie nicht rot zu werden brauchen. (Beugt sich nieder und flüstert ihr ins Ohr)

Digitized by Google

Bella (kurz und bestimmt): Vier Schilling.

Driscoll (lacht): Habt ihr's alle gehört? Das Trala kostet vier Schilling.

Paddy (wütend): Gerede und Gerede. Ich will endlich was zu trinken.

Bella: Alles sicher, Hänschen?

Driscoll (nachdem er sich umgeblickt hat): Schiff klar. Jetzt laß aus, Bella.

Bella: Na denn los, Mädels. (Die Mädels greifen in die Körbe und holen von unten unter dem Obst jede eine Viertelflasche heraus. Vier Seeleute treten an und nehmen die Flaschen) Sei ein guter Junge, Lampe, hol' uns ein Licht. (Lampe ab in sein Quartier und kommt mit einer Kerze zurück. Die Kerze geht von Mädchen zu Mädchen, während die Männer für ihre Flaschen unterschreiben) Immer Zigaretten oder Tabak oder Obst anschreiben. Jungs, vergeßt das nicht, der Preis ist drei Schilling. Und mit den Flaschen in die Back. Steht hier nicht herum und trinkt nicht im hellen Mondschein. (Die vier Seeleute ab in die Back, vier andere treten zum Flaschenempfang an. Paddy stellt sich vor Pearl, die neben Yank sitzt, der noch immer seinen Arm um sie geschlungen hält)

Paddy (mürrisch): Gib' schon. (Sie reicht ihm eine Flasche heraus, er greift schnell zu und will damit weg.)

Yank (scharf): He du! Wo hast du die Flasche gefunden? Du hast noch nicht unterschrieben.

Paddy (mürrisch): Kann nicht schreiben.

Yank: Dann tu' ich's für dich. (Schreibt in Pearls Liste) Aber hier wird nicht gemogelt, zu allerletzt bei meinem kleinen Guckauge, nicht solange ich da bin — hab' ich nicht recht, Katze?

Pearl (grinst): Ja, mein Herr.

Bella (sieht, daß auch die nächsten vier bedient sind): Also fort in die Back, Jungs. (Aber Paddy hebt störrisch die Flasche in den hellen Mondschein und schluckt einen langen Zug daraus. Bella kreischt) Seht doch nur den! Seht das Schwein! (Paddy drückt sich in die Back) Der will mir Scherereien machen. Jetzt ist Schluß! Wir gehen alle hinein, Jungs, dort sind wir sicher, kommt, Mädels. (Die Mädchen nehmen ihre Körbe auf und folgen Bella, zuletzt wieder Pearl mit dem an ihr angeschmiedeten Yank. Wie sie an die Tür kommen, dreht sich Pearl aus Yanks Arm einen halben Schritt zurück und sendet einen langen Blick nach Smitty, der noch immer auf der Back sitzt, das Kinn in den Händen, ins Leere starrend.)

Pearl (winkt ein Händchen hinauf): Kommen mit, hübsches Jung. Du mir gefallen.

Smitty (blickt auf, kühl): Ach ja. Ich möchte auch um eine Flasche bitten. (Kommt die Leiter herab und folgt ihr in die Back)

(Auf Deck bleibt nur der Deckmaschinist, vor seiner Tür sitzend, gelassen Pfeife rauchend. Aus der Back dringt das gedämpfte Stimmengewirr, aber das traurige Lied von der Küste her ist wieder zu hören. Nach einer Weile kommt Smitty wieder aus der Back heraus und macht die Tür hinter sich fest zu. Er schauert zusammen und schüttelt sich wie vor etwas Widerlichem. Hebt die Flasche an die Lippen und schluckt lange. Der

Digitized by Google

Deckmaschinist sieht ihm unbewegt zu. Smitty geht mit schleppenden Schritten zur Luke, sitzt dort nieder, dem Deckmaschinisten gegenüber. Der Gesang von der Küste kommt jetzt sehr deutlich über das mondbeglänzte Wasser.)

Smitty (nachdem er eine Weile gelauscht hat): Ein verfluchtes Lied. (Nimmt einen zweiten tiefen Schluck aus der Flasche) Was meinst du, Maschinist?

Der Deckmaschinist (ruhig): Ganz nett, so sanft und einschläfernd.

Smitty (lacht gequält): Einschläfernd! Wenn ich — nüchtern — lang zuhören würde, würde ich nie mehr einschlafen.

Der Deckmaschinist: Nicht doch. Gar keine so schlechte Musik. Ich finde, es klingt hübsch — so leise und traurig — als ob man Sonntags vor der Kirche die Orgel von drinnen hört.

Smitty (etwas ungeduldig): Ich sage ja nicht, daß es schlechte Musik ist. Gewiß nicht. Ich meine nur die gräßlichen Erinnerungen, die einem das verfluchte Ding zurückruft — weiß selbst nicht, warum. (Trinkt hastig wieder)

Der Deckmaschinist: Hast du's schon mal gehört?

Smitty: Nein, nie im Leben. Aber irgendwas ist dran, was mich denken läßt an — an — na — der Teufel hol's! (Zwingt sich zu lachen)

Der Deckmaschinist (spuckt gelassen den Pfeifensaft aus): Ja, sind recht merkwürdig — die Erinnerungen. Mich plagen sie nicht sehr.

Smitty (sieht ihn einen Augenblick prüfend an — mit unterdrücktem Groll): Nein — dich wohl nicht.

Der Deckmaschinist: Nicht, als ob mir alles glatt gegangen wäre im Leben. Aber ich hab's immer gleich ausgestrichen und dann dran vergessen.

Smitty: Aber wenn du es nicht ausstreichen könntest aus dem Gehirn? Wenn es dich jagt und hetzt, ob du wachst oder schläfst — was dann?

Der Deckmaschinist (gleichmütig): Dann würde ich mich auch besaufen — ganz wie du.

Smitty (lacht scharf): Ein guter Rat. (Er trinkt wieder und verrät schon die Wirkung des Alkohols. Sein Gesicht ist rot, und er spricht hastig und unbeherrscht) Wir sind zwei verirrte Schäfchen, nicht, Maschinist? Verdammt jetzt und in alle Ewigkeit, wie? Und Gott sei solchen wie uns gnädig! Ist's so, Maschinist?

Der Maschinist: Ja, vielleicht, weiß nicht. (Nach einer Pause) Warum fährst du eigentlich zur See? Du bist nicht dazu bestimmt gewesen.

Smitty (lacht haltlos): Daran hat mein Freund hier in der Flasche schuld, Maschinist.

Der Deckmaschinist: Ich hab zu meiner Zeit auch mein Teil ge-

Digitized by Google

trunken. (Wehmütig überzeugt) Und das war eine schöne Zeit, damals. Kann jetzt nichts mehr vertragen. Der Doktor hat mir gesagt, ich muß aufhören oder krepieren. (Spuckt zufrieden aus) Also habe ich aufgehört.

Smitty (mit albernem Lächeln): Dann trinke ich einen für dich. Gesundheit, altes Haus! (Trinkt)

Der Deckmaschinist (nach einer Pause): Da ist irgendwo ein Mädchen in der Geschichte — wie?

Smitty (steif): Wie kommst du darauf?

Der Deckmaschinist: Na, das ist immer so, wenn ein Mann sich von Musik rühren läßt. (Zieht ein paar Züge aus der Pfeife) Und sie hat dann gesagt, sie hat mit dir wegen dem Suff gebrochen — und du sagst, du säufst, weil sie mit dir gebrochen hat. (Spuckt gemütlich) Eine komische Angelegenheit, die Liebe, nicht?

Smitty (erhebt sich, mit betrunkener Würde abweisend): Ich ersuche dich, deine Nase nicht in meine Angelegenheiten zu stecken, Deckmaschinist.

Der Deckmaschinist (unangefochten): Das ist jedermanns Angelegenheit, wovon ich spreche. Ich habe es auch oft durchgemacht. (Gemütlich) Ich habe ihnen dann immer ein paar Ordentliche hinter die Löffel gelangt, bin ausgegangen und habe mich noch mehr besoffen. Und wenn ich dann wieder heimkam, haben sie mir irgendeine Leibspeise gekocht gehabt. (Zieht an der Pfeife) Nur so kann man mit ihnen auskommen, wenn sie anfangen Männeken zu machen. Das hast du wahrscheinlich noch nie probiert?

Smitty (geschwollen): Man schlägt niemals eine Frau.

Der Deckmaschinist (friedlich): Nein. Und deshalb hat man dann Erinnerungen, wenn man Musik hört. (Smitty würdigt ihn keiner Antwort und schweigt grollend. Davis und das Mädchen Violet kommen aus der Back und schließen die Tür hinter sich zu. Er taumelt ein wenig und das Mädchen lacht kreischend)

Davis (zieht sie nach links): Hier rüber, Rose, oder Jasmin, oder Tulpe oder Reseda, oder Veilchen oder was dein verteufelter Blumennamen ist. Dort hinten kann uns keiner sehen. (Ab links)

Der Deckmaschinist: Da hast du Liebe auf den ersten Blick — und drin in der Back kannst du mehr davon haben. Und das macht keine Erinnerungen.

Smitty (ernstlich abgestoßen): Halt's Maul, Maschinist, du bist ekelhaft. (Nimmt einen langen Schluck.)

Der Deckmaschinist (philosophisch): Wird wohl ganz darauf ankommen, was du früher gewohnt warst.

(Pearl kommt aus der Back. Während sie in der Tür ist, dringt wieder Stimmenwirrwarr

Digitized by Google

heraus. Sie macht die Tür fest zu, sieht sich nach Smitty um, der auf der Luke sitzt, geht zu ihm hinüber, setzt sich neben ihn und legt den Arm um seinen Hals.)

Der Deckmaschinist (feixt): Na, jetzt kommt die Liebe für dich, Herzog.

Pearl (streichelt Smittys Wange): Na, hübsches Jung? (Smitty schiebt kühl ihre Hand langsam zurück) Was machen du hier so ganz alleine sitzen?

Smitty (mit einem zerrissenen Lächeln): Ich denke nach und — (schüttelt die Flasche) trinke, um nicht mehr nachzudenken. (Trinkt und lacht rührselig. Die Flasche ist drei Viertel leer)

Pearl: Mussen nicht soviel trinken, hübsches Jung, weißt du? Wird sonst morgen große, große Kopfwehweh haben.

Smitty (trocken): Wahrhaftig?

Pearl: Sicher. Ich wissen. (Sehr kokett, girrend) Warum von mir weglaufen, hübsches Jung? Dich gern haben. Die andern Jungs nicht gern haben. Sie gleich greifen. Du nicht. Du ein Kavalier. Ich das verstehen. Ich gleich auf den ersten Blick erkennen, was Kavalier.

Smitty: Danke für das Kompliment. Gut gemeint, aber falsch. Ich bin auch nur Pack und (selbstquälerisch scharf) — und ein Schweinehund.

Pearl (rätschelt seinen Arm): Nein, du nicht sein. Ich weiß besser . . du Kavalier. (Eindringlich) Ich nicht mit die andern Männer gehen wollen, aber (sie lächelt ihm verführerisch dicht ins Gesicht) mit dir ja. (Er schiebt sie angewidert weg. Sie schmollt) Mich gar nicht gern haben, hübsches Jung?

Smitty (etwas verlegen): Ich bitte um Entschuldigung. Ich wollte wirklich nicht unhöflich sein. (Seine Höflichkeit ist betrunken förmlich) Ich bin etwas angesäuselt.

Pearl (wieder lächelnd): Also mich doch gern haben — ein klein bißchen?

Smitty (gleichgültig): Ja, doch, warum denn nicht? (Lacht plötzlich krampfhaft, faßt sie um die Taille und drückt sie an sich) Warum denn nicht? (Schrickt vor dem Frauenkörper schaudernd zurück, löst seinen Arm schnell und trinkt. Pearl sieht ihn forschend an, verwirrt durch sein merkwürdiges Betragen. Da fliegt die Backtür auf und Yank kommt heraus. Der Wirrwarr schreiender, grölender und singender Stimmen dringt noch lauter und heftiger durch die offenstehende Tür. Yank torkelt zu Smitty und Pearl hinüber.)

Yank (blinzelnd): Wer zum Teufel — ach so, du, Smitty, der Herzog. Jedem anderen hätte ich eine ins Gesicht gepfeffert, der mir meine Dame ausspannt — aber da du's bist — (rührselig) Kamerad ist Kamerad, und was ich habe, darf jeder Kamerad auch haben. (Hält seine Hand hin) Einschlagen, Herzog. (Smitty schüttelt ihm zeremoniell die Hand) Du und ich sind Freunde. Hab' ich nicht recht?

Smitty: Recht, Yank. Aber mit dem Mädel da irrst du. Da ist nichts. Sie wollte gerade zu dir in die Back zurück. (Pearl sieht ihn an und Wut glänzt in ihren Augen.)

Digitized by Google

Yank: Wirklich?

Smitty: Wort darauf!

Yank (faßt ihren Arm): Na, dann komm, meine Perle. Wir wollen mit der Bande noch eins trinken. (Schleppt sie zur Tür, wo sie sich einen Augenblick von ihm freischüttelt und rasend vor Wut nach Smitty umdreht)

Pearl (zu Smitty hinüber): Schwein! Du kannst mich — (stürzt in die Back, wirft die Tür krachend zu)

Der Deckmaschinist (nachdem er ein Weilchen ruhig ausgespuckt hat): Sie ist in dich verliebt. Sie sind alle gleich, weiß, braun, gelb oder schwarz. Und nur ein paar Tüchtige hinter die Löffel macht sie lenksam. (Smitty lacht nur bitter und trinkt wieder; sitzt dann vor sich hinbrütend, die fast geleerte Flasche krampfhaft in der Hand. — Der Lärm hinter der geschlossenen Backtür schwillt an, und plötzlich fliegt die Tür auf und die ganze Bande, von Driscoll angeführt, strömt auf Deck. Alle sind sehr betrunken und manche schleppen noch ihre Flaschen mit herum. Auch die Mädchen sind beschwipst, und nur Bella ist ganz nüchtern. Sie versucht vergeblich in hysterischer Aufgeregtheit, die Männer zur Ruhe zu bringen. Pearl lehnt in Yanks Arm, trinkt wiederholt schnell aus seiner Flasche und lacht dann jedesmal schriller. Als letzter kommt Paul mit einer Ziehharmonika. Er stolpert auf die Luke hinauf, sein Instrument unterm Arm.)

Driscoll: Jetzt spiel' eins auf, du quadratschädliger Deckschrubber, einen richtigen gepfefferten turkey trot, fixkreuznocheinmal!

Yank: Den neuesten von Barbary Coast in Frisco!

Paul: Kann's nicht, aber will's versuchen.

Yank: Man fest, Jung, fang schon an! (Davis und Violet kommen aus ihrem Versteck zurück und gesellen sich zu den übrigen. Der Deckmaschinist sieht allem mit nachsichtig verschlossener Miene zu. Smitty sitzt und starrt vor sich hin und scheint nichts und niemanden zu bemerken)

Der große Klaus: Tanzen? Ich tanze nicht. Ich saufe! (Tut wie versprochen und bricht in ein albernes, dröhnendes Gelächter aus)

Driscoll: Dann scher' dich aus dem Weg, du Trumm, daß wir Platz haben. (Klaus setzt sich auf die Luke. Alle, die nicht tanzen wollen, tun ebenso oder lehnen sich an die Bordwand.)

Bella (fast weinend, weil sie die Leute nicht in der Back halten und nicht zur Ruhe bringen kann): Um Christi willen, Jungs, schreit nicht so! Ihr bringt mich in des Teufels Küche!

Driscoll (erwischt sie um die Hüfte): Jetzt heißt es tanzen, du Negerbraut. (Jemand läßt eine Flasche fallen, die auf Deck zersplittert)

Bella (hysterisch): Jetzt fangen sie so an, jetzt fangen sie so an! Der Käptn wird's hören. Oh Gott oh Gott!

Driscoll: Und wenn dich der Deixel holt! Fest im Takt! jetzt schwing dich! (Paul beginnt einen Tanz zu spielen „My big beautifull doll", wobei immer da und dort ein Ton ausbleibt. Vier Paare beginnen zu tanzen — den alten Turkeytrot mit Schulterzucken und Schieben, wie man es in den Hafenkneipen sieht. Der Tanz wird noch grotesker durch die allgemeine Trunkenheit, die jeden gegen jeden taumeln macht. Zwei Matrosen fassen sich unter, springen mit herum, indem sie absichtlich die Tanzenden anrennen. Als Yank und Pearl auf ihrer Runde an Smitty vorbeikommen, schlägt

Digitized by Google

sie diesen plötzlich mit aller Kraft mit der flachen Hand ins Gesicht und lacht bösartig gellend dazu auf. Smitty springt mit geballten Fäusten auf, aber wie er sieht, daß ihn das Mädchen geschlagen hat, sitzt er wieder nieder und lächelt schief. Yank lacht stürmisch.)

Yank: Aua! Die hat gesessen, Herzog.

Driscoll (wirft seine Kappe nach Paul): Schneller, du Frosch! (Paul gibt sich alle Mühe, schneller zu spielen, wobei nur die Musik noch mehr zu Schaden kommt)

Bella (stemmt sich gegen Driscoll): Loslassen, ich kann nicht mehr! Du trittst mir fortwährend auf die Füße, du Ochse! (Sie ringt, aber Driscoll hält sie fest)

Driscoll: Warum hast du auch so große Füße, verflucht nocheinmal! Immer flott, Frau Schwarzhaut! Wirst schon wieder lachen. (Wirbelt sie mit schierer Kraft weiter in der Luft übers Deck. Cocky, der mit Susi tanzt, kommt bei der Luke vorbei, auf deren Kante Paddy neben dem großen Klaus sitzt. Paddy streckt seinen Fuß vor und das betrunkene tanzende Paar stürzt darüber krachend zu Boden. Cocky springt auf, das Gesicht weiß vor Zorn, und rennt auf Paddy los, der ihn sogleich niederschlägt. Driscoll schlägt Paddy über den Kopf, und Klaus haut Driscoll eine. Im Nu ist die allgemeine Holzerei im Gang. Auf dem Deck ist ein Klumpen von Männern, die in ihrem Suffzorn blind aufeinander losdreschen, jeder jeden, obwohl im allgemeinen doch so etwas wie eine Schlacht zwischen Matrosen und Heizern vor sich zu gehen scheint. Die Mädchen kreischen besessen, flüchten auf die Luke hinauf, wo sie sich entsetzt zusammenkauern. Dann blitzt ein hocherhobenes Messer weiß im Mondschein auf und ein langer Schrei gellt.)

Davis (irgendwo im Gedränge): Der Maat kommt, drückt euch! (Alles stürzt in die Back, im nächsten Augenblick ist niemand mehr auf Deck außer: die vier Mädchen auf der Luke; Smitty, der sich noch immer verstört die Wange reibt; der Deckmaschinist, der ruhig die Pfeife rauchend auf seinem Feldstuhl sitzt; und Yank und Driscoll mit zerbeulten Gesichtern und zerrissenen Hemden — niedergebeugt neben Paddy knieend, der lang gestreckt und reglos zwischen ihnen auf Deck liegt. Durch die Stille kommt klagend der langsame Gesang vom Ufer.)

Driscoll (hastig flüsternd): Wer hat ihn gestoch'n?

Yank (verdonnert): Wie soll ich das wissen? Ich habe nichts gesehen. Sicher Cocky. (Der Steuermannsmaat, ein großer, starker Mann in blauer Uniform, kommt von links.)

Steuermannsmaat (unwillig): Was ist denn hier los, warum der Krach? (Sieht den Mann auf Deck liegen) Donnerwetter, was ist das? (Kniet schnell bei Paddy nieder)

Driscoll (stottert): Wir haben allesamt — — — einen kleinen Streit gehabt — nichts Ernstes — und da — ich weiß nicht —

Steuermannsmaat (hat Paddy umgerollt und die Stichwunde in der Schulter entdeckt): Messerstecherei, wahrhaftig! (Holt eine elektrische Taschenlampe aus der Tasche und besieht die Wunde) Zum Glück nur ins Fleisch — er muß schwer auf den Schädel gestürzt sein, davon ist er bewußtlos. Das da ist nur ein Kratzer. Tragt ihn achtern, ich werde ihn verbinden.

Driscoll: Zu Befehl. (Er und Yank heben Paddy an Schultern und Füßen hoch und tragen ihn links ab hinaus. Der Steuermannsmaat steht auf, sieht sich um und entdeckt jetzt erst die Mädchen auf der Luke.)

Steuermannsmaat (überrascht): Nanu, und das da? (Geht zu den Mädchen

Digitized by Google

hin) Geht sofort in die Kajüte, holt euer Geld und schert euch fort. Wenn's nach mir gegangen wäre, dürftet ihr überhaupt nicht — (er tritt auf eine Flasche, bückt sich, hebt sie auf, riecht daran) Ach so, Rum natürlich! Daher der Krach! Ich hab' mir schon gedacht, daß sie alle komisch aus dem Munde riechen. (Barsch zu den Mädchen) Jetzt braucht ihr nicht mehr um Geld gehen. Ihr kriegt nichts. Ich werde euch lehren, Schnaps an Bord zu schmuggeln und Unfrieden zu stiften.

Bella: Aber, Herr Offizier —

Steuermannsmaat (streng): Das war abgemacht. Wenn Rum, kein Geld.

Bella (entrüstet): Ich schwör' bei Gott, ich habe doch überhaupt keinen —

Steuermannsmaat (heftig): Lügenmaul! Riskiere du hier keine Lippe, oder ich mache früh eine Anzeige an Land und lasse dich einsperren.

Bella (unterwürfig): Ach bitte, Herr Offizier —

Steuermannsmaat: Jetzt raus da und kein Wort mehr. Sputet euch oder ich mache euch Beine. Die beiden andern warten schon drüben. Hoppla! (Die Mädchen rennen links ab, der Steuermannsmaat folgt ihnen, nachdem er dem Hilfsmaschinisten zugenickt, Smitty aber wie Luft übersehen hat)

(Vollkommene Stille. Das Negerlied schwillt klagend über das Wasser. Smitty lauscht. Dann seufzt er schwer, einen Seufzer, der fast ein Schluchzen ist)

Smitty: Oh mein Gott! (Trinkt die Flasche leer und wirft sie hinter sich)

Der Deckmaschinist (spuckt ruhig aus): Noch Erinnerungen? (Smitty antwortet nicht. Es schlägt vier Glasen. Der Deckmaschinist klopft seine Pfeife aus) Na, 's ist Zeit, in die Klappe zu kriechen. (Öffnet seine Kabinentür, aber kehrt sich noch einmal nach Smitty um, freundlich) Drin in der Back hört man nichts — von der Musik, meine ich — und wahrscheinlich gibt's da auch noch etwas zu trinken. Gute Nacht. (Macht die Tür hinter sich zu)

Smitty: Gute Nacht, Maschinist. (Steht dann schwerfällig auf, reckt sich, taumelt und geht langsam mit hängenden Schultern in die Back ab. Wieder Stille. Der große Mond leuchtet heller. Und das Negerlied geistert klagend von fern her, als ob das Licht des Mondes Klang geworden wäre.)

Vorhang

Einzig berechtigte Übertragung von Gustaf Kauder.
Den Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuskript gedruckt.

Digitized by Google

DIE GEISTIGE ERNEUERUNG DER DEUTSCHEN HOCHSCHULEN

von

JOHANNES M. VERWEYEN

Die Problematik der bisherigen Bildungsstätten, ihrer Ziele und Methoden, blieb in unseren Tagen nicht auf die unteren und mittleren Schulen beschränkt. Auch Hochschulpädagogik und Hochschulreform sind uns vertraute Worte geworden. Reformer des Staates und der Gesellschaft, der Kirchen und nicht an letzter Stelle der Schulen, erheben ihre Stimmen und werben um Anhang. Daß dabei die Schule mit ihren besonderen Aufgaben eine besondere Wichtigkeit unter allen reformerischen Bemühungen beansprucht, dies folgt aus dem Wesen der Schule als einer Stätte, an der die Jugend und damit die kommende Generation ihre geistige Formung empfängt. Daß die Hochschule mit ihren besonderen Zielen eine besondere Frage der Erneuerung darstellt, ergibt sich ohne weiteres.

Die Idee der Selbstbesinnung des akademischen Menschen führt zu dem Problem, aus welchen Quellen man die Erneuerung des geistigen Lebens an unseren heutigen Hochschulen erhoffen darf. Dabei ist die Reformbedürftigkeit als Tatsache vorausgesetzt. Letztere begegnet kaum einem grundsätzlichen Widerspruch, mögen auch die einzelnen Gruppen verschiedene Wunschbilder der Reform aufweisen. Solche Reformfragen weisen schließlich weit hinaus über gewisse äußere Umlagerungen in dem Gesellschaftskörper der Hochschulen. Sie deutet im tiefsten Grund auf den Geist, wenn anders es dieser ist, der alle Formen und Reformen lebendig macht. Die besten äußeren Formen bleiben gleichsam zum Tode verurteilt, wenn sie nicht durch einen besseren Geist zum Leben erweckt werden. Aus welchem Geiste also, lautet unsere Frage, dürfen wir die Erneuerung unserer Hochschulen erhoffen?

An erster Stelle: aus dem Geiste des umfassend verstandenen Wahrheitsdienstes.

Es ist der Beruf unserer Hochschulen, der Wahrheit, der Erkenntnis der Wirklichkeit zu dienen. Dieses Ziel des akademischen Menschen birgt die Grundforderung des Strebens nach dem Allgemeingültigen, folglich nach Überwindung des Ichsüchtigen, des rein Persönlichen, Subjektiven. Darin ist enthalten die Bereitschaft zu der Ausrichtung

Digitized by Google

aller Gedanken an Sachverhalten, Tatsachen und Gesetzen. Darin gründet das Ethos der sachlichen Bestimmtheit, des Respektes vor den Tatsachen. Mit solcher Grundhaltung des wissenschaftlich erkennenden Menschen ist unvereinbar das starre Festhalten an liebgewordenen Meinungen sowie die Neigung, dem Wunsche die Vaterschaft des Gedankens anzuvertrauen. Student sein heißt dem sprachlichen Ursinn des Wortes nach: Suchender sein, um Erkenntnis, um die gedankliche Erfassung der Wirklichkeit immer strebend sich bemühen. Daher begreift die Idee des rechtverstandenen Studiosus in sich höchste Lebendigkeit und Jugendfrische, das Gegenteil aller greisenhaften Verkalkung und doktrinären Erstarrung in allzu festen Denkformen, welche ohne Beweglichkeit sind und darum unfähig, einen neuen Tatbestand in sich aufzunehmen. Diese und ähnliche den Zusammenhang von Wissenschaft und Charakter betreffenden Forderungen sind von überzeitlicher Bedeutung für alle, die sich lehrend oder lernend in dem Reiche der Wahrheit bewegen.*

Aus den überzeitlichen Wesenszügen des wissenschaftlich, allgemeingültig und systematisch, erkennenden Menschen ergeben sich gewisse besondere Postulate für unsere gegenwärtige Zeit. Eine überlieferte Gepflogenheit läßt die Studierenden gleicher geistiger Herkunft und Zielsetzungen im Umkreise des akademischen Lebens sich zusammenschließen zu bestimmten Gruppen und Verbänden zum Zwecke der gemeinsamen Pflege ihrer Lebensgüter. Der darin sich äußernde Trieb nach Gemeinschaft quillt aus einer Naturanlage des Menschen, aber er ist nicht ohne Gefahr für geistiges Wachstum, sofern er keinen Gegentrieb bereit findet, der die Enge des Kreises Gleichgesinnter weitet durch die lebendige Berührung mit gegensätzlichen Strömungen. Gerade der geistige Austausch mit anders Denkenden, Fühlenden und Wollenden erprobt die eigene Art, ihre Stärke wie ihre Schwächen. Welche Bereicherung und Verlebendigung würde es für akademische Sondergruppen bedeuten, wenn diese es sich angelegen sein ließen, mit anders gerichteten Gruppen und ihren Vertretern in ruhiger, wahrhaft akademischer Weise, in lebendiger Rede und Gegenrede Gedankenaustauch zu pflegen! Solche Befreundung des Gegensätzlichen auf der Grundlage gemeinsamen Wahrheitsstrebens — nicht im Sinne eines matten und schlaffen Kompromißlertums, sondern im Sinne großzügiger

* Die Frage der pädagogischen Reform des Lehrbetriebes an den Hochschulen wird in einem besonderen Kapitel behandelt werden.

Digitized by Google

gegenseitiger Erfassung — würde eine stete Verjüngung gewährleisten und allen selbstgefälligen, mehr von Einbildung als Ausbildung zeugenden Dünkel aus jenen Sondergruppen verbannen.

Auch die Politik hat in jüngster Vergangenheit gruppenbildend unter den Studierenden zu wirken begonnen. Von dieser Politisierung her erwachsen dem akademischen Menschen unleugbar große Gefahren, schwere Hemmungen seiner im ethischen Sinne des Wahrheitsdienstes verstandenen akademischen Freiheit. Aber zugleich leiten sich von dort her ebensoviele neue Aufgaben zur Rettung und Vertiefung dieser Freiheit. Die Gefahren liegen in einer vorzeitigen Festlegung des geistigen Auges und der Willensrichtung auf bestimmte Parteiziele. Die entsprechende Aufgabe besteht in der Erhaltung und beständigen Weitung des freien Blickes für die Mannigfaltigkeit politischer Möglichkeiten und Gegebenheiten, in der Bewahrung der Unbefangenheit gegenüber dem politischen Gegner. Die Bezwingung solcher geistigen Aufgaben setzt die ruhige Erfassung der gegnerischen Eigenart voraus. Dies also ist die Bestimmung des politisierenden und vielfach politisierten heutigen Studenten, daß er schon an der Hochschule in dem Gewoge leidenschaftlicher Partei-Wallungen eingedenk bleibt des akademischen Ethos, welches ihn auf die Rettung des Stiles vornehmer Sachlichkeit verpflichtet. Nur eine so gestimmte akademische Jugend würde die Gewähr bieten, in späteren Lebenstagen öffentlicher Wirksamkeit als Hüter der Sachlichkeit in öffentlicher und politischer Tätigkeit wirksam zu werden und das Volksganze vor dem Gifte geistloser Parteileidenschaft zu bewahren.

Der im weitesten Wortsinne politische Beruf des akademischen Menschen unserer Tage lenkt den Blick auf eine zweite Quelle der Erneuerung unserer Hochschule: Auf den Geist eines vertieften Gemeinschaftsdienstes. Hochschule und Volk sind zwei Pole, die sich gerade in den Wirrnissen der Gegenwart mit besonderer Sehnsucht suchen. Geistige Führer des Volkes zu sein, pflegt den jungen Akademikern als hohe Bestimmung zugerufen zu werden. Aber ist es nicht nachgerade ein offenes Geheimnis, daß die eigentliche Führung des Volkes den Akademikern während des letzten Menschenalters immer mehr entglitten ist? Dies bietet nichts Überraschendes. Denn wer kann zum Führeramte reifen, ohne das Volk zu kennen und den Pulsschlag der Zeit zu verstehen! Wie auf einer weltentrückten Insel

Digitized by Google

der Seligen floß das Leben auf den Hochschulen dahin, indessen draußen in der Welt unabhängig von ihnen, vielfach im Gegensatz zu ihnen, neue Kräfte sich regten und formten. Student und Arbeiter blieben allzu lang durch große Klüfte getrennt und entfernten sich, statt sich immer mehr zu verstehen. Längst zählte es in England und Amerika zur normalen Ausbildung eines Studierenden, daß er einige Zeit in den Settlements, den innerhalb der Arbeiterviertel gelegenen Siedlungen verbrachte, um aus lebendiger Anschauung heraus Leben und Treiben, Gesinnung und Denkweise der handarbeitenden Volksgenossen kennen zu lernen. Die sozialstudentische Zentrale in M.-Gladbach begann vor dem Weltkrieg in Deutschland ein verheißungsvolles Werk sozialer Schulung der jungen Akademiker, blieb aber wesentlich auf katholische Kreise beschränkt. Nach dem Weltkrieg schuf die Not der Zeit den Typus des Werk-Studenten, der zur Ferienzeit unter Arbeitern lebend dem Schicksal Dank wissen darf für die Gelegenheit, sein geistiges Gesichtsfeld auf diese Weise zu weiten und zur Überwindung der Klassen- und Standesbefangenheit innerhalb des Volksganzen wirken zu können. Solcher praktischer Kursus lebendiger Berührung zwischen Akademikern und Arbeitern kann durch keine noch so erfolgreiche Beschäftigung mit theoretischer National-Ökonomie ersetzt werden. Er führt im günstigen Falle durch soziales Erlebnis zur sozialen Erkenntnis, daß kaltes Herrentum und warmes Menschentum zweierlei sind.

Nicht aus feudalem, sondern aus sozialem Geiste quillt Genesung unserer kranken Zeit. Feudale Restbestände, soziale, besser: antisoziale Atavismen werden an mehr als einer Stelle innerhalb der Civitas academica sichtbar. Sie zu beseitigen ist nicht zum wenigsten der soziale Beruf der Sondergruppen, die den Namen Korporationen tragen. Verrät es sozialen Sinn, wenn ganze Häuser mit mehreren Stockwerken in diesen Jahren größter Wohnungsnot für gesellige Zwecke solchen Gruppen reserviert bleiben? Zeugt es von einem Organ für die Seele des arbeitenden Volkes, wenn solche Gruppen in den Morgenstunden an belebten Plätzen ihre Mitglieder zu einem werktägigen Schoppen versammeln, indes das werktätige Volk sich bei harter Arbeit befindet? War es ein Zeichen vorurteilsfreien akademischen Denkens, als eben diese Gruppen das Betreten der Mensa academica mit farbigen Abzeichen untersagten? Als sei die Höhe des Wechsels ein Kriterium des Ranges unter den akademischen Bürgern!

Digitized by Google

Über asoziale, vollends antisoziale Bierphilister, die sich in dumpfer Kneipatmosphäre wohl fühlen, wird der eherne Gang der Zeit hinwegschreiten. Auf dem Grunde veralteter Formen des Studentenlebens reifen schwerlich solche Führergestalten, nach denen die soziale Not unserer Tage ruft. Rechtverstandener „Corpsgeist" mit der Pflege guter Formen, edler, nicht ins Unnatürliche verzerrter „Manieren" in Ehren. Aber er muß das ganze Corpus academicum umfassen und durchdringen, wenn der Gemeinschaftsgeist triumphieren soll. Ritterlichkeit und wahre Vornehmheit finden im Leben des heutigen jungen Akademikers schon dort Gelegenheit zu vorbildlicher Bewährung, wo jene dem ausländischen Geschmack unverständliche, „barbarische" Unsitte sich breit macht, daß Jünglinge in den Bahnen ihre Plätze behalten und Frauen in nächster Nähe stehen lassen.

Bildung verpflichtet. Akademische Bildung verdoppelt das Maß der Verpflichtung. Auch die Aristokratie des Geistes ohne soziales Vorzeichen hat, gemessen an der idealen Forderung, dem Kulturgewissen unserer Zeit, keine Existenzberechtigung.

So gilt es die Erneuerung der Hochschulen durch die lebendige Kraft der allseitig ausgedeuteten Gemeinschaftsidee.

Welche Rolle aber darf der republikanische Geist beanspruchen bei diesem Werke der Reform? — Die deutschen Hochschulen stehen bei einem großen Teile unserer Volksgenossen — und darüber hinaus — mit Recht in dem Rufe, Stätten der Reaktion, des Nationalismus und Militarismus zu sein. Noch hat man hüben wie drüben nicht die Kundgebung der 93 deutschen Hochschullehrer aus der Kriegszeit vergessen. Nur ein paar deutsche Professoren gaben ihre Unterschriften zu den Manifesten der „deutschen Liga für Menschenrechte", des Bundes „Neues Vaterland". Der Gegensatz Monarchie und Republik spaltet unleugbar die Dozenten- wie Studentenschaft unserer Hochschulen. Es sind darin enthalten die Gegensätze zwischen dem alten und neuen Deutschland, zwischen Potsdam und Weimar, zwischen Autokratie und Demokratie, um nicht zu sagen, zwischen Herrentum und Menschentum. Die theoretische Frage der besten Staatsform ist es kaum, welche die Schärfe des Gegensatzes zwischen monarchistischen und republikanischen Studenten hervorruft. Hier wie auch sonst scheint vielmehr jene stimmungsmäßige Schätzung obzuwalten, welche das Alte preist, weil es alt, das Neue bemängelt, weil es neu ist — und umgekehrt. Solche gefühlsmäßige Haltung pflegt die Vorzüge des alten und die Nachteile des neuen Systems mit unkritischer Ein-

Digitized by Google

seitigkeit hervorzukehren. Es ist nicht schwer, den relativen Vorzug des monarchischen Prinzips als der Gewähr einer gewissen Stetigkeit und Ordnung des Staatslebens, der „Unabhängigkeit" der Regierung vom Parlamentarismus geltend zu machen. Von aller theoretischen Entscheidung dieses Problems abgesehen, ist die Entwicklungstendenz in der Richtung Republik und Demokratie als Tatsache unleugbar. (Ich bin kein Empirist und bete das Factum brutum nicht an. Aber darum konstatiere ich gleichwohl Entwicklungstendenzen als Tatsachen und nehme auch die gegebene Situation unseres Landes zum Ausgangspunkt der Frage nach dem, was sein soll.) Auch Deutschland hat der Demokratie Tribut gezollt. Die aus der gegebenen Situation unseres Landes herausgestellte Frage lautet demnach: Was bedeutet für uns Deutsche der Gegensatz jener beiden Staatsformen, die Rückkehr der einen sowie die Fortsetzung und der Ausbau der anderen? Die verschiedene Beantwortung dieser Fragen gibt auch den verschiedenen studentischen Gruppen ein entscheidendes Gepräge.

Das Konstruktionsprinzip der heutigen deutschen Monarchisten ist mehr oder weniger „wilhelminisch", irgendwie dünkelhaft, gespreizt und herrschsüchtig, autoritätslüstern. Der heutige deutsche Republikaner ist dementsprechend seiner Idee nach antiwilhelminisch im staatlichen und strukturellen Sinne überhaupt. Das bekannte wilhelminisch-monarchistisch geräuschvolle Säbelgebahren hat noch heutigen Tages an deutschen Hochschulen sein symbolisches Äquivalent und sinnt auf „Revanche wider den Erbfeind", wie die ausdrückliche Formel einer studentischen Geheimkorrespondenz lautet. Das studentische Prinzip des „Schlagens", soviel es auch der Stählung und Bezeugung des Mutes, dem „forschen" Wesen dienen mag, es nährt den Gewaltgeist unter Menschen und Völkern, befördert die Überschätzung des Militärischen. Alle Ideen von Völkerversöhnung und Weltfriede sind in diesen Reihen grundsätzlich in Acht und Bann getan („verpönt"). Es triumphiert das feudale autokratische Prinzip, der rücksichtslose Wille, „Herr im Hause" zu sein oder wieder zu werden. Von solchem Geiste erwarten wir keine Erneuerung unserer Hochschulen, sondern ihren Verfall, ihr Zurücksinken in die Nacht und Barbarei eines neuen Weltkrieges.

Republikaner sein, heißt demgegenüber im gegebenen Augenblick deutscher Geschichte: die „Grundrechte" jedes, der Menschenantlitz trägt, respektieren, das aktive und passive Wahlrecht jedes Staats-

Digitized by Google

bürgers anerkennen, seine Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Freiheit der Rede, der Forschung, der Lehre und des Lernens, jeder Volksgruppe, soweit sie mit den Rechten der übrigen im Einklang, freie Bewegung sichern, jedem Mißbrauch der Macht die Fehde ansagen. Auch die Republik ist kein Allheilmittel gegen menschliche Unzulänglichkeit, des Ausbaues ebenso fähig wie bedürftig. Republik und Demokratie gehören zusammen; aber den Weg zu ebnen von dem demokratischen Prinzip der Methode zu einer neuen sozialen Aristokratie als dem Ziele, zu einem Führertum der Sachkundigen und „Besten", der „Geistigen", bleibt das hohe Ziel, die „ewige" Aufgabe republikanischer Staatsform. Mit solcher Zielsetzung ist monarchisches Gebahren unvereinbar: die grundsätzliche Überspannung der Autorität und Macht, jedwedes „persönliche Regiment", vollends ein Byzantinismus mark- und rückgratloser Liebediener des Monarchen. Nicht monarchistisches, autokratisches, sondern republikanisches, sozial-aristokratisches Wesen dünkt uns eine Quelle der Erneuerung an unseren deutschen Hochschulen. Vor einigen Menschenaltern war dieser Geist lebendig in einem die Zeichen der Zeit verstehenden „Burschentum". Das jetzige entgegengesetzte Verhalten der gleichen Gruppen drängt den Vers eines Studentenliedes mit entsprechender Sinngebung in die Erinnerung: „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden!"

Wahrheitsdienst, Gemeinschaftsdienst, Staatsdienst also deuten auf drei Quellen geistiger Neubelebung unserer Hochschulen. — Wissenschaft und Willenschaft sind zweierlei, sofern Erkenntnis nicht nach Wünschen und Neigungen fragt. Aber in anderer Hinsicht ist Willenschaft, verstanden als Kultur der Persönlichkeit, als Ganzheit und Geschlossenheit des Wesens, eine Gewähr erfolgreicher Pflege auch der Wissenschaft, der Hineinbeziehung ihrer Werte in das Ganze des Lebens. Der wissenschaftliche Mensch bleibt ein Fragment, das über sich hinausweist auf die Idee der seelisch leiblichen Vollendung, auf die Totalität der Kultur, die „Körperkultur" einbegriffen.

Ein auf ein solches Ziel gestimmtes Geschlecht jüngerer wie älterer Akademiker darf jenes Wort sich zum Leitsatz wählen, das Thukydides in der Grabrede des Perikles prägte: Philosophoumen aneu malakias, wir streben nach Geistesbildung ohne Verweichlichung. Wir wollen eine, aller Schlaffheit und Mattigkeit abholde, willensstarke Pflege geistiger Güter. Nur eine so gerichtete neue Generation verbürgt uns die Regeneration deutscher Hochschulen.

Digitized by Google

PSYCHOLOGIA BALNEARIA

oder

GLOSSEN EINES BADENER KURGASTES

von

HERMANN HESSE

II.

Tageslauf

Wenn ich es unternehme, den üblichen Verlauf eines Kurtages zu beschreiben, so wähle ich dazu billigerweise einen durchschnittlichen Tag, einen Tag ohne extremen Charakter, so einen halb bewölkten, halb blauen Normaltag ohne besondere Ereignisse von außen und ohne besondere Vorzeichen und Bezauberungen von innen. Denn natürlich gibt es hier, und zwar nicht nur für nervöse Literaten, sondern für die ganze Schar der Ischiatiker, je nach Stand und Verlauf der Kur Tage voll Beschwerden und Depression, und leichte sanfte Tage des Wohlergehens und der aufblühenden Hoffnung, Tage, an denen wir hüpfen, und solche, an denen wir elend dahin schleichen oder hoffnungslos im Bett liegen bleiben.

Mag ich mir nun aber auch alle Mühe mit dem Konstruieren eines wohltemperierten Durchschnittstages, eines normalen bürgerlichen Plusminustages geben, ein für mich peinliches Geständnis bleibt mir dennoch nicht erspart, denn jeder Tag, und gar ein Kurtag, fängt leider mit einem Morgen an. Es hängt bei mir vermutlich mit meinem tiefsten Mangel und Laster, dem schlechten Schlafen, zusammen, und entspricht auch sonst in jeder Hinsicht meinem Wesen, meiner Philosophie, meinem Temperament und Charakter, daß ich mit dem von so viel wunderschönen Gedichten gepriesenen Morgen gar nichts anzufangen weiß. Es ist eine Schande, und es fällt mir schwer, es zu gestehen, aber welchen Sinn hätte das Schreiben, wenn nicht der Wille zur Wahrheit dahinter stünde? Der Morgen, die berühmte Zeit der Frische, des Neubeginns, des jungen freudigen Antriebs ist für mich fatal, ist mir verdrießlich und peinlich, wir lieben einander nicht. Dabei fehlt es mir nicht am Verständnis, am Einfühlungsvermögen für jene strahlende Morgenfreude, wie sie in manchen Gedichten von Eichendorff und von Mörike so erweckend und hell erklingt, ich empfinde in Gedichten, auf Gemälden und in der Erinnerung den Morgen ebenso poetisch, und aus der Kindheit her ist

Digitized by Google

mir etwas wie halbverwischte Erinnerung an echte Morgenlust geblieben, obwohl ich seit sehr vielen Jahren gewiß an keinem einzigen Morgen wahrhaft froh gewesen bin. Und auch in das klingendste Bekenntnis zu frischer Morgenlust, das ich kenne, in den von Wolf komponierten Eichendorff-Vers „Der Morgen, der ist meine Freude" höre ich einen fernen Mißton klingen, denn so wunderbar es klingt, und so sehr Eichendorffs Morgenstimmung mich überzeugt, ich kann an Hugo Wolfs Morgenfreude doch nicht recht glauben und finde, er habe sich da eine wehmütig poetische, sehnsüchtige, nicht erlebte Morgenverherrlichung gestattet. Alles, was mein Leben schwer und heikel und zu einem gefährlichen, ja häßlichen Probleme macht, spricht am Morgen überlaut, steht übergroß vor mir. Alles, was mein Leben süß und schön und außerordentlich macht, alle Gnade, aller Zauber, alle Musik, ist am Morgen fern und kaum mehr sichtbar, klingt kaum noch wie Sage und Legende herüber. Aus dem allzu seichten Grabe meines schlechten, kurzen, oft unterbrochenen Schlafes erhebe ich mich am Morgen, nicht beflügelt mit Auferstehungsgefühlen, sondern schwer, müde und zaghaft, ohne jeden Schutz und Panzer gegen die einstürmende Umwelt, die meinen empfindlichen Morgennerven all ihre Schwingungen wie durch einen heftigen Vergrößerungsapparat mitteilt, mir ihre Töne durch ein Megaphon zuheult. Erst von Mittag an wird das Leben wieder erträglich und gut, und an glücklichen Tagen wird es am Spätnachmittag und Abend wunderbar, strahlend, schwebend, innig durchglüht von zartem Gotteslicht, voll Gesetz und Harmonie, voll Zauber und Musik, und entschädigt mich golden für die tausend und tausend bösen Stunden.

An andrem Orte denke ich gelegentlich zu sagen, warum das Leiden an Schlafmangel und an diesem Morgenweh mir nicht bloß als Krankheit, sondern auch als Laster erscheint, warum ich mich seiner schäme und dennoch empfinde, daß es so sein muß, daß ich diese Dinge weder wegleugnen noch vergessen, noch von außen her „heilen" darf, sondern ihrer als des Antriebes und immer erneuerten Stachels für mein eigentliches Leben und seine Aufgabe bedarf.

Dies eine nun hat der Badener Kurtag für mich vor den Tagen des gewohnten Lebens voraus: während der Kur beginnt jeder Tag mit einer wichtigen, zentralen Morgenpflicht und Aufgabe, und diese Aufgabe ist leicht, ja angenehm zu erfüllen. Ich meine das Bad. Wenn ich morgens erwache, einerlei um welche Stunde es sei, so steht als

Digitized by Google

erste und wichtigste Aufgabe vor mir nicht etwas Lästiges, nicht Ankleiden oder Turnen, oder Rasieren, oder Postlesen, sondern das Bad, eine sanfte, warme, reibungslose Angelegenheit. Mit einem leichten Schwindelgefühl richte ich mich im Bett auf, setze durch einige vorsichtige Übungen die eingerosteten Beine wieder in Betrieb, stehe auf, werfe den Schlafrock über und schreite langsam durch den halbdunkeln, schweigenden Korridor zum Lift, der mich durch alle Stockwerke bis in den Keller zu den Badezellen führt. Hier unten ist es sehr schön. In den steinernen, sehr alten, sanft hallenden Gewölben herrscht beständig eine wunderbare weiche Wärme, denn überall rinnt das heiße Wasser der Quellen, ein heimliches, wärmendes Höhlengefühl überkommt mich hier jedesmal, wie ich es als kleiner Knabe hatte, wenn ich mir aus einem Tisch, zwei Stühlen und einigen Bettvorlagen oder Teppichen eine Höhle errichtet hatte. In meiner reservierten Badezelle erwartet mich das tiefe, in den Boden versenkte, gemauerte Bassin voll heißen, eben aus den Quellen geronnenen Wassers, ich steige langsam hinein, auf zwei kleinen Steinstufen, drehe die Sanduhr um und tauche bis zum Kinn in das heiße strenge Wasser, das ein wenig nach Schwefel riecht. Hoch über mir, am Tonnengewölbe meiner massiv gemauerten Zelle, die mich sehr an eine Klosterzelle erinnert, fließt Tageslicht dünn durch ein Fenster mit matten Scheiben; dort oben, ein Stockwerk höher als ich, hinter dem Milchglas, liegt die Welt, fern, milchig, kein Ton von ihr erreicht mich. Und um mich her spielt die wunderbare Wärme des geheimnisvollen Wassers, das da seit tausend Jahren aus unbekannten Küchen der Erde rinnt und beständig in schwachem Strahl in mein Bad nachströmt. Nach der Vorschrift soll ich im Wasser meine Glieder möglichst viel bewegen, Turn- und Schwimmbewegungen ausführen. Pflichtgemäß tue ich dies auch, einige Minuten lang, dann aber bleibe ich regungslos liegen, schließe die Augen, schlummere halb, sehe dem stillen steten Rieseln der Sanduhr zu.

Ein welkes Blatt, durchs Fenster hereingeweht, ein kleines Blatt von einem Baum, dessen Name mir nicht einfällt, liegt am Rande meines Bassins, das sehe ich an, lese die Schrift seiner Rippen und Adern, atme die so merkwürdige Mahnung der Vergänglichkeit, vor der wir schauern, und ohne welche doch nichts Schönes wäre. Wunderbar, wie Schönheit und Tod, Lust und Vergänglichkeit einander fordern und bedingen! Deutlich fühle ich, wie etwas Sinnliches, um mich her und in mir innen die Grenze zwischen Natur und Geist. So wie

Digitized by Google

Blumen vergänglich und schön sind, Gold aber beständig und langweilig, so sind alle Bewegungen des natürlichen Lebens vergänglich und schön, unvergänglich aber und langweilig ist der Geist. Zu dieser Stunde lehne ich ihn ab, sehe den Geist keineswegs als ewiges Leben, sondern als ewigen Tod, als das Erstarrte, Unfruchtbare, Gestaltlose, das nur Gestalt und Leben werden kann unter Preisgabe seiner Unsterblichkeit. Das Gold muß Blume, der Geist muß Leib und muß Seele werden, um leben zu können. Nein, in dieser lauen Morgenstunde, zwischen Sanduhr und welkem Blatt, will ich nichts vom Geiste wissen, den ich zu andern Zeiten sehr verehren kann, ich will vergänglich, will Kind und Blume sein.

Und daß ich vergänglich bin, daran erinnert mich, nach einer halben Stunde Liegens in der warmen Flut, der Augenblick des Aufstehens. Ich klingle dem Wärter, er erscheint und legt mir ein durchwärmtes Badetuch bereit. Und jetzt erhebe ich mich im Wasser, und da fließt das Gefühl der Vergänglichkeit mir schwächend durch alle Glieder, denn diese Bäder ermüden sehr, und wenn ich mich nach einem Bad von dreißig oder vierzig Minuten erheben will, so gehorchen Knie und Arme nur langsam und mühsam. Aus dem Behältnis gekrochen, schlage ich das Tuch mir um die Schultern, will mich tüchtig abreiben, will ein paar energische Bewegungen machen, um mich zu ermuntern, kann es aber nicht, sondern sinke auf dem Stuhl zusammen, fühle mich zweihundert Jahre alt und brauche lange, bis ich mich dazu bringen kann, aufzustehen, Hemd und Schlafrock wieder anzuziehen und zu gehen.

Ich gehe langsam, mit weichen Knien, durch die stillen Gewölbe, hinter deren Zellentüren da und dort das Wasser rauscht, zur Schwefelquelle hinüber, welche unter Glas zwischen gelblich beschlagenem Gestein sprudelt und kocht. Eine rätselhafte Geschichte ist von dieser Quelle zu berichten. Auf dem Rande ihrer steinernen Fassung stehen, zur Benutzung für die Gäste, stets zwei Wassergläser, vielmehr, das ist eben die Geschichte, sie stehen nicht da, sondern jeder Gast, wenn er dürstend zur Quelle kommt, muß die Erfahrung machen, daß die beiden Gläser schon wieder verschwunden sind. Man schüttelt alsdann den Kopf, soweit eben ein Kurgast nach dem Bade eine solche Bewegung auszuführen vermag, man ruft nach Bedienung, und es erscheint bald der Hausdiener, bald der Kellner, bald ein Zimmermädchen oder eine Badewärterin, bald der Liftboy, und sie alle schütteln ebenfalls den Kopf und begreifen nicht, wohin nun schon wieder diese

Digitized by Google

unheimlichen Gläser gekommen sind. Eiligst wird jedesmal ein neues Glas gebracht, der Gast füllt es, trinkt es aus, stellt es auf den Stein und geht — und wenn er in zwei Stunden wieder kommt, um nochmals einen Schluck zu nehmen, ist wieder kein Glas da. Von den Angestellten, welchen diese rätselhafte Glasgeschichte verdrießlich ist und Mehrarbeit macht, stellt jeder seine eigene Erklärung für das Schwinden der Gläser auf, welche jedoch alle nicht überzeugend wirken. Der Boy zum Beispiel meinte naiv, die Gläser würden eben häufig von den Gästen mit in ihr Zimmer genommen. Als ob sie da nicht täglich von den Zimmermädchen wiedergefunden werden würden! Kurz, die Sache ist unaufgeklärt, und nur mir allein ist es schon acht oder zehnmal passiert, daß man mir ein neues Glas holen mußte. Da unser Hotel etwa achtzig Gäste hat, und da diese Kurgäste, seriöse ältere Leute mit Gicht und Rheumatismen, vermutlich keine Gläser stehlen, so nehme ich an, daß es entweder ein pathologischer Sammler oder aber ein nicht menschliches Wesen, ein Quelldämon oder Drache ist, welcher die Gläser wegnimmt, vielleicht um die Menschen für die Ausbeutung der Quelle zu strafen, und vielleicht findet einst ein im Kellergewölbe irrgelaufenes Sonntagskind den Eingang zu einem verborgenen Schachte, wo ganze Gebirge von Trinkgläsern angehäuft stehen, denn nach meinen vorsichtigen Berechnungen müssen in einem einzigen Jahre mindestens zweitausend Gläser sich dort ansammeln.

An dieser Quelle nun fülle ich mir ein Glas und trinke das warme dickliche Wasser mit Vergnügen. Meist sitze ich dabei schon wieder und kann dann nur schwer den Entschluß zum Wiederaufstehen finden. Ich schleppe mich zum Lift, angenehme Vorstellungen von erfüllter Pflicht und verdienter Rast im Hirn, denn mit dem Baden und Trinken habe ich tatsächlich die wichtigsten Vorschriften des Tages erfüllt. Dagegen ist es noch früh am Tage, höchstens sieben oder halb acht Uhr, manche Stunden sind noch bis Mittag, und ich gäbe alles dafür, wenn ich einen Zauber wüßte, Morgenstunden in Abendstunden zu verwandeln.

Für den Augenblick allerdings kommt mir wieder die Kurvorschrift zu Hilfe, die mich nach dem Bade nochmals ins Bett befiehlt. Meiner dösigen Bademüdigkeit entspricht dies sehr, aber um diese Tageszeit hat das Leben im Hotel längst begonnen, die Dielen krachen unter den hastigen Tritten der Zimmermädchen und Frühstückträgerinnen, und die Türen fliegen. Da ist an Schlaf, außer für Minuten, nicht mehr zu denken, denn jene Antiphone sind noch nicht erfunden, die das überwache, raffinierte Ohr des Schlaflosen wirklich völlig schützen.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger ist es angenehm, sich nochmals hinzulegen, die Augen nochmals zuzutun, noch nicht an all die dummen Vorrichtungen zu denken, die der Morgen von uns verlangt; das dumme Anziehen, das dumme Rasieren, das dumme Krawattenflechten, das Gutentagsagen, das Lesen der Post, das Sichentschließen zu irgendeiner Tätigkeit, das Wiederaufnehmen der ganzen Lebensmechanik.

Indessen liege ich im Bett, höre die Zimmernachbarn lachen, schimpfen, gurgeln, höre die Korridorklingel rasseln und das Personal laufen, und sehe bald, daß es keinen Zweck hat, das Unvermeidliche länger hinauszuschieben. Wohlan denn, friß Vogel! Ich stehe auf, ich wasche mich, ich rasiere mich, ich führe alle jene komplizierten Evolutionen aus, welche erforderlich sind, um in die Kleider und Schuhe hineinzukommen, ich würge mich in den Hemdkragen, stopfe die Uhr in die Westentasche, schmücke mich mit der Brille, alles mit dem Gefühl des Sträflings, der die Ordnung dieser vorgeschriebenen Verrichtungen seit Jahrzehnten kennt, und weiß, dies dauert lebenslänglich, es nimmt niemals ein Ende.

Um neun Uhr erscheine ich, ein bleicher, lautloser Gast, im Speisesaal, setze mich an meinen kleinen runden Tisch, begrüße stumm das hübsche, fröhliche Mädchen, das mir Kaffee bringt, streiche eine Semmel mit Butter, stecke eine andre in die Tasche, schneide die daliegenden Briefumschläge auf, konstatiere, wie jeden Tag, einige neue deutsche Briefmarken, durch Überdruck hergestellt, stopfe das Frühstück in meinen Schlund, die Briefe in meine Rocktasche, sehe im Korridor einen gelangweilten Kurgast herumstehen, der sich mit mir zu unterhalten wünscht und schon von weitem einladend lächelt, auch schon zu reden beginnt, dazu noch französisch, renne ihn kurz entschlossen über den Haufen, murmele „Pardon“ und stürze auf die Straße hinaus.

Hier und im Kurgarten oder im Walde gelingt es mir nun, in der wünschenswerten Isoliertheit den Morgen vollends herumzubringen. Zuweilen glückt es mir, zu arbeiten, das heißt auf einer Bank im Park, den Rücken gegen die Sonne und gegen die Menschen, einiges von den Gedanken aufzuschreiben, die ich noch von den Nachtstunden her in mir vorfinde. Meistens laufe ich spazieren und bin dann froh über die halbe Semmel in meiner Tasche, denn es ist eine meiner besten Morgenfreuden (der Ausdruck ist allerdings zu heftig), dies Brot zu verkrümeln und an die vielen Finken und Meisen zu verfüttern. Ich denke dabei grundsätzlich nicht daran, daß in Deutschland, ein paar Meilen von hier, auch auf der reichen Leute Tisch

Digitized by Google

kein solches Weißbrot liegt und Tausende gar keines haben. Ich verwehre diesem Gedanken, der so nahe steht, den Zutritt zu meinem Bewußtsein und finde dies Verwehren oft recht anstrengend.

In Sonne oder Regen, arbeitend oder spazierend, irgendwie und irgendwo habe ich schließlich den Vormittag abgewickelt, und es kommt die hohe Stunde des Kurtages, das Mittagessen. Ich kann versichern, daß ich kein Fresser bin, aber auch für mich, der die Freuden des Geistes und der Askese kennt, ist diese Stunde feierlich und wichtig. Aber dieser Punkt fordert eine eingehendere Betrachtung.

Es gehört, wie ich schon in der Vorrede angedeutet habe, zur Gemütsart und Denkweise des nicht mehr jungen Rheumatikers und Gichtbrüchigen, daß er die Unmöglichkeit eingesehen hat, die Welt geradlinig zu verstehen, daß er Sinn und Achtung hat für die Antinomien, für die Notwendigkeit der Gegensätze und Widersprüche. Manche von diesen Widersprüchen nun bringt, ohne an ihre tiefe philosophische Grundlegung zu rühren, das Badener Kurleben mit bewundernswerter Drastik zum Ausdruck. Vieler solcher Gleichnisse könnte man hier entdecken, ich erinnere nur, um etwas recht Banales zu wählen, zum Beispiel an die vielen Ruhebänke, welche überall in Baden aufgestellt sind: sie laden alle die rasch ermüdenden, ihrer Beine nicht recht sicheren Kurgäste zum Absitzen und Ausruhen ein, und allzu gerne folgt der Gast dem freundlichen Wink. Kaum sitzt er aber eine Minute, so ringt er sich entsetzt wieder in die Höhe, denn der menschenfreundliche Errichter all dieser vielen Sitzbänke, ein tiefer Philosoph und Ironiker, hat ihre Sitzflächen aus Eisen konstruiert, und der darauf niedersitzende Ischiatiker sieht sich an der empfindlichsten Stelle seines kranken Leibes einem vernichtenden Kältestrom ausgesetzt, welchen alsbald wieder zu fliehen der Instinkt ihn treibt. So erinnert ihn die Bank daran, wie ruhebedürftig er ist, und mahnt ihn eine Minute später ebenso deutlich daran, daß des Lebens Kern und Quelle die Bewegung sei, und daß einrostende Gelenke nicht so sehr der Ruhe als des Trainings bedürfen.

Viele solcher Beispiele ließen sich finden. Monumentaler aber als in allen andern kommt der Badener Geist, der sich stets in Antithesen bewegt, zur Mittags- und Abendstunde im Speisesaal zum Ausdruck. Da sitzen also Dutzende von kranken Menschen, von denen jeder seine Gicht oder Ischias mitgebracht hat, von denen jeder einzig darum nach Baden gekommen ist, um seine Beschwerden womöglich durch die Kur loszuwerden. Jede einfache, geradlinige, jede jugendlich-

Digitized by Google

puritanische Lebensweisheit nun würde, auf klare und einfache Lehren der Chemie und Physiologie gestützt, diesen Kranken neben den heißen Bädern vor allem eine spartanisch einfache, fleischlose und alkoholfreie, reizlose Ernährung dringendst anraten, womöglich sogar Fastenkuren. So jugendlich, so einfach und einseitig aber denkt man in Baden nicht, sondern seit Jahrhunderten ist Baden ebensosehr wie durch seine Bäder durch seine üppige und köstliche Küche berühmt, und in der Tat gibt es wohl im Lande wenige Orte und Gasthäuser, wo die Leute so gut und reichlich schmausen, wie die Stoffwechselkranken in Baden es tun. Da werden die delikatesten Schinken mit Dezaley, die saftigsten Schnitzel mit Bordeaux begossen, zierlich schwimmt zwischen Suppe und Braten die blaue Forelle, und den reichlichen Fleischgängen folgen wunderbare Kuchen, Puddings oder Cremen.

Frühere Autoren haben diese uralte Badener Eigentümlichkeit verschieden zu erklären versucht. Die hiesige hohe Küchenkultur zu verstehen und zu billigen, ist leicht; jeder der tausend Kurgäste tut es täglich zweimal; sie zu erklären ist schwieriger, da die Ursachen sehr komplexer Natur sind. Einige der wichtigsten nenne ich im folgenden, zuvor aber möchte ich mit aller Entschiedenheit jene platt rationalistischen Begründungen ablehnen, denen man so häufig begegnet. Oft zum Beispiel hört man vulgäre Denker sagen, das gute Badener Essen, das im Widerspruch mit den eigentlichen Interessen der Kurgäste steht, habe sich eben im Laufe der Zeiten so ausgebildet und rühre von der Konkurrenz der verschiedenen Badehotels her, denn Baden sei nun einmal seit alters für gutes Essen bekannt, und jeder Wirt habe das Interesse, hierin hinter den Konkurrenten mindestens nicht zurückzustehen. Diese so wohlfeile und oberflächliche Argumentation hält keiner Prüfung stand, schon weil sie das Problem selbst umgeht und die Frage nach dem eigentlichen Entstehen der guten Badener Küche durch den Hinweis auf Tradition und Vergangenheit abtun will. Und am allerwenigsten kann uns der absurde Gedanke genügen, die Gewinnsucht der Gastwirte sei schuld an dem guten Essen! Als ob irgendein Wirt ein Interesse daran haben könnte, seine Spesen für Metzger, Bäcker und Konditor möglichst zu vergrößern, und gar hier in Baden, wo jeder Besitzer eines Badehotels seinen Gästemagneten, seine große, nie erlahmende Attraktion seit Jahrhunderten unten im Keller liegen hat in Gestalt der heißen Mineralquellen!

Nein, wir müssen wesentlich tiefer graben, um dem Phänomen eine Theorie zu geben. Das Geheimnis liegt weder in Gewohnheiten und

Digitized by Google

Traditionen der Vergangenheit, noch im Kalkül der Wirte, es liegt tief im Grunde des Weltgefüges, als einer der ewigen, als gegeben hinzunehmenden Dualismen und Antinomien. Wäre das Essen in Baden traditionell mager und spärlich, so könnten die Wirte zwei Drittel ihrer Ausgaben sparen und hätten dennoch die Häuser voll, denn ihre Gäste werden nicht vom Essen hierher gezogen, sondern von den Zuckungen ihres nervus ischiaticus hergejagt. Aber nehmen wir nun einmal, probeweise, an, man lebe in Baden rationell, man bekämpfe Harnsäure und Sklerose nicht bloß mit Bädern, sondern auch mit Abstinenz und Fasten — was wäre die mutmaßliche Folge? Die Kurgäste würden gesund werden, und in Bälde würde es im ganzen Lande keine Ischias mehr geben, welche doch, gleich allen Formen der Natur, ihr Recht auf Dasein und Dauer hat. Die Bäder würden entbehrlich, die Hotels müßten verfallen. Und wenn man diesen letztern Schaden auch gering achten wollte oder ersetzen könnte, so würde doch das Fehlen der Gicht und Ischias im Weltplan, das Leerlaufen der köstlichen Quellen keine Verbesserung der Welt ergeben, sondern das Gegenteil.

Nächst dieser mehr theologischen Begründung folge die psychologische. Wer von uns Kurgästen wollte, neben den Bädern und Massagen, neben der Sorge und Langeweile auch noch Fasten und Kasteien ertragen? Nein, wir ziehen es vor, nur halb gesund zu werden und es dafür etwas vergnüglicher und hübscher zu haben, wir sind nicht Jünglinge mit unbedingten Forderungen an uns und andre, sondern ältere Leute, tief in die Bedingtheiten des Lebens verstrickt, daran gewohnt, fünfe gerade sein zu lassen. Und bedenken wir die Frage ernstlich: Wäre es richtig und wünschenswert, daß jeder von uns durch eine ideale Kur vollkommen und ganz geheilt würde und nie zu sterben brauchte? Wenn wir diese etwas heikle Frage ganz gewissenhaft beantworten, so lautet unsere Antwort: Nein. Nein, wir wollen nicht ganz geheilt sein, wir wollen nicht ewig leben.

Allerdings möchte jeder von uns, für sich allein befragt, vielleicht eher ja sagen. Wenn ich, der Kurgast und Schriftsteller Hesse, gefragt würde, ob ich damit einverstanden sei, daß dem Schriftsteller Hesse Krankheit und Tod erspart bleibe, ob ich sein ewiges Fortleben für gut, wünschenswert und notwendig halte, so würde ich, eitel wie Literaten es sind, die Frage vielleicht zunächst bejahen. Aber sobald man mir dieselbe Frage in bezug auf andere stellte, auf den Kurgast Müller, den Ischiatiker Legrand, auf den Holländer von Nr. 64, so

Digitized by Google

würde ich mich sehr rasch zum Nein entschließen. Nein, es ist in der Tat nicht notwendig, daß wir älteren, nicht mehr allzuhübschen Leute, sei es auch ohne Gicht, endlos weiter leben. Es wäre sogar sehr fatal, es wäre sehr langweilig, sehr häßlich. Nein, wir wollen gerne sterben, später. Aber für heute ziehen wir vor, nach den ermüdenden Bädern, nach dem mühsam totgeschlagenen Vormittag, es ein wenig gut zu haben, einen Hühnerflügel abzunagen, einen guten Fisch abzuhäuten, ein Glas Rotwein zu schlürfen. So sind wir, feig und schwach und genußsüchtig, alte, egoistische Leute. So ist unsre Psychologie, und da unsre Seele, die der Rheumatiker und alternden Leute, auch die Seele Badens ist, sehen wir die Badener Eßtradition auch von dieser Seite gerechtfertigt.

Ist es nun genug der Beweise, der Rechtfertigung für unser Wohlleben? Bedarf es weiterer Gründe? Es gibt noch hundert. Ein einziger, sehr einfacher, sei noch genannt: die Mineralbäder „zehren" nämlich, das heißt sie machen hungrig. Und da ich nicht bloß Kurgast und Esser bin, sondern zu andern Zeiten auch den Gegenpol aufsuche und die Freuden des Fastens kenne, beschwert es mein Gewissen nicht, angesichts einer darbenden Welt und zum Schaden für meinen Stoffwechsel drei Wochen lang die Schlemmerei mitzumachen.

Ich bin lange abgeschweift. Kehren wir zum Tageslauf zurück! Ich sitze also an der Mittagstafel, sehe den Fisch, den Braten, das Obst einander ablösen, blicke in den Pausen lange und nachdenklich auf die Beine der servierenden Saaltöchter, alle in schwarzen Strümpfen, blicke nachdenklich, doch weniger lange auf die Beine des Oberkellners. Sie (die Beine des Oberkellners) sind uns Patienten allen ein teurer Anblick, ein großer Trost. Dieser Kellner nämlich, ohnehin ein sehr angenehmer jüngerer Herr, hat einst an äußerst schweren und schmerzhaften Rheumatismen gelitten, so daß er nicht mehr zu gehen vermochte, und ist durch eine Badener Kur vollständig geheilt worden. Jeder von uns weiß es, manchen hat er es selbst erzählt. Darum sehen wir oft so nachdenklich auf die Beine des Oberkellners. Die Beine der jungen Saaltöchter aber, in schwarzen Strümpfen, sind ganz ohne Kur von selber so schlank und beweglich, und dies dünkt uns noch tieferen Nachdenkens wert.

Da ich für mich allein lebe, sind die Mahlzeiten auch die einzigen Anlässe, bei denen ich meine Mitkurgäste etwas näher kennen lerne. Ihre Namen zwar weiß ich nicht, und ich habe nur mit wenigen

Digitized by Google

ein Wort gewechselt, aber ich sehe sie sitzen, sehe sie essen und erfahre dabei manches. Der Holländer, mein Zimmernachbar, dessen Stimme jeden Abend und Morgen durch die Wand hindurch mich stundenlang des Schlafes beraubt, hier bei Tische spricht er mit seiner Frau so gedämpft, daß ich seine Stimme nicht kennen würde, wäre es nicht von Nr. 64 her. O du sanfter Knabe!

Einige Figuren unsres mittäglichen Theaters erfreuen mich täglich durch die Entschiedenheit ihres Umrisses, durch die Bestimmtheit ihrer Rolle. Es ist eine Riesin aus Holland da, zwei Meter hoch oder mehr und reichlich schwer, eine majestätische Erscheinung, würdig unsre Kurfürstin darzustellen. Ihre Haltung ist prachtvoll, ihr Gang aber läßt zu wünschen übrig, und seltsam kokett und gefährlich, fast beklemmend sieht es aus, wenn sie den Saal betritt, gestützt auf einen zierlich dünnen, spielerischen Stock, den man in jedem Augenblick erwartet brechen zu sehen. Aber vielleicht ist er von Eisen.

Dann ist ein furchtbar ernsthafter Herr da, ich wette, daß er mindestens Nationalrat ist, durch und durch moralisch, männlich, patriotisch, das untere Augenlid etwas rot und hängend wie bei jenen treuen Hunden am St. Bernhard, der Nacken breit und steif, jedem Schlag standhaltend, die Stirn voll Falten, die Brieftasche voll wohlerworbener und genau gezählter Banknoten, die Brust voll einwandfreier, hoher, doch intoleranter Ideale. Einmal in einer furchtbaren Nacht hat mir geträumt, dieser Mann sei mein Vater, und ich stehe vor ihm und müsse mich verantworten: erstens wegen Mangel an Patriotismus, zweitens wegen eines Spielverlustes von fünfzig Franken drittens weil ich ein Mädchen verführt hätte. Am Tag nach jenem tödlichen Traume sehnte ich mich sehr nach dem leibhaften Wiedersehen jenes Herrn, vor dem ich im Traume so sehr hatte zittern müssen. Sein Anblick würde mich heilen, denn stets ist ja die Wirklichkeit so viel harmloser als das Bild unsres Angsttraumes, der Mann würde vielleicht lächeln oder mir zunicken oder einen Scherz mit der Saaltochter machen, oder mindestens durch seine körperliche Erscheinung das Zerrbild meines Traumes korrigieren. Aber als es Mittag war und ich den strengen Herrn beim Essen wiedersah, da nickte er nicht, noch lächelte er, finster saß er vor seiner Rotweinflasche, und jede Falte seiner Stirn und seines Nackens drückte unerbittliche Moralität und Entschlossenheit aus, und ich hatte furchtbar Angst vor ihm, und am Abend betete ich, ich möchte nicht wieder von ihm träumen müssen.

Digitized by Google

Dagegen wie hold, wie lieblich und voll Anmut ist Herr Kesselring, ein Mann in den besten Jahren, sein Beruf ist mir nicht bekannt, aber er muß Hidalgo oder etwas Ähnliches sein. Hellblond wallt das Seidenhaar um seine reine Stirn, zart lockt in seiner Wange das heitere Grübchen, schwärmerisch und entzückt blickt das hellblaue Kinderauge, zärtlich streicht die lyrische Hand über das elegante farbige Gilet. Kein Falsch kann in dieser Brust wohnen, keine unedle Regung den Adel dieser poetischen Züge trüben. Rosig vom Scheitel bis zur Zehe wie ein Mädchen von Renoir, mag Kesselring in jüngeren Jahren wohl den schelmischen Gespielen Cupidos sich gesellt haben, der Holde. Wie aber dieser süße Bursche mich erschreckte und enttäuschte, als er mir einst zur Dämmerstunde im Rauchzimmer eine kleine Taschenkollektion von unanständigen Bildchen zeigte, dafür fehlen mir die Worte.

Der interessanteste und hübscheste Gast, den ich in diesem Saale je gesehen, ist aber heute nicht da, nur ein einziges Mal habe ich ihn hier sitzen sehen, und da saß er mir gegenüber an meinem kleinen runden Tisch, eine Abendstunde lang, mit den braunen frohen Augen, mit den schlanken klugen Händen, zwischen all den Patienten eine einsame Blume voll Jugend und Glanz. Geliebte, komm wieder, um mit mir von den guten Speisen zu essen und den guten Wein zu kosten, und den Saal mit unsern Märchen und unsrem Gelächter zu füllen!

Wir Gäste kontrollieren einander, wie das in Sommerfrischen üblich ist, nur spielt dabei die Mode und Eleganz eine geringe Rolle. Desto genauer verfolgen wir das Befinden unsrer Mitbrüder, denn in ihnen sehen wir uns selbst gespiegelt, und wenn der greise Herr von Nr. 6 heute einen guten Tag hat und von der Türe bis zum Tisch alleine gehen kann, so freut uns das alle, und alle schütteln wir betrübte Köpfe, wenn wir hören, daß Frau Flury heute das Bett nicht verlassen könne.

Nachdem wir dann eine Stunde lang gut gegessen und einander betrachtet haben, brechen wir ungern dies Vergnügen ab und verlassen den Saal unsres Wohlgefallens. Für mich fängt jetzt der leichtere Teil des Tages an. Bei gutem Wetter suche ich den Hotelgarten auf, wo ich an verstecktem Ort einen Liegestuhl stehen habe, mein Notizbuch und Bleistift und einen Band Jean Paul dabei. Um drei oder vier Uhr habe ich meistens „Behandlung", das heißt, ich muß beim Arzt antreten und werde von seinen Assistentinnen nach

Digitized by Google

den neuesten Methoden behandelt. Ich sitze unter der Quarzlampe, wobei ich das Verlangen habe, die Sonnenkräfte dieser Zauberlaterne möglichst auszunützen und die bedürftigsten Körperteile so nahe wie möglich ans Zündloch zu halten. Einige Male habe ich mich dabei verbrannt. Ferner erwartet mich die unermüdliche Mitarbeiterin des Doktors zur Diathermie. Sie bindet kleine Kissen, elektrische Pole, um mein Handgelenk und läßt den Strom hindurch, während sie zugleich mit zwei ebensolchen Kissen meinen Nacken und Rücken bearbeitet, wobei ich nichts zu tun habe als zu schreien, wenn es zu sehr brennt. Auch besteht — ein Reiz mehr — während dieser Behandlungszeit stets die Möglichkeit, daß der Arzt eintritt und sich ein Gespräch mit ihm ergibt, und wenn auch diese Hoffnung sich an neunzehn von zwanzig Tagen nicht erfüllt, mitgerechnet muß sie doch werden.

Ich entschließe mich zu einem kleinen Spaziergang, und wie ich am Tor des Kurgartens vorbeikomme, merke ich am lebhaften Besuch, daß oben im Kursaal wieder eines der vielen Konzerte sein muß, welche dort immerzu stattfinden und von denen ich noch keines gehört habe. Ich trete also ein und finde im Kursaal ein sehr zahlreiches Publikum versammelt, es ist das erstemal, daß ich das hiesige Kur- und Krankenvolk so in corpore antreffe. Viele hundert Kollegen und Kolleginnen sitzen da auf Stühlen, einige vor einem Tee oder Kaffee, andre mit Büchern oder Strickstrümpfen versehen, und hören einer kleinen Gesellschaft von Musikern zu, welche fern im Hintergrund des Saales heftig spielen. Lange steh' ich bei der Tür und schaue und höre zu, denn kein Stuhl ist frei. Ich sehe die Musiker arbeiten, sie spielen komplizierte Stücke meist unbekannter Meister, und es liegt nicht an der Qualität ihres Spiels, wenn ich diesem ganzen Unternehmen keine Sympathie entgegenbringen kann. Die Musiker machen ihre Sache sogar sehr gut — und eben darum wünsche ich, sie möchten richtige Musik spielen statt all dieser Kunststücke, Bearbeitungen und Arrangements. Und doch wünschte ich auch dieses eigentlich nicht. Es wäre mir um nichts wohler, wenn statt diesem unterhaltenden Auszug aus Carmen oder aus der Fledermaus etwa ein Schubertquartett oder ein Duo von Händel gespielt würde. Um Gottes willen, das wäre noch schlimmer. Ich habe das bei einem ähnlichen Anlasse einmal erleben müssen. Bei schwach besuchtem Saal spielte damals der erste Geiger einer Cafémusik die Chaconne von Bach, und während er sie spielte, notierte mein Ohr folgende

Digitized by Google

gleichzeitige Eindrücke: zwei junge Herren bezahlten einer Kellnerin ihre Zeche und ließen sich kleine Münzen auf den Tisch zählen — eine energische Dame reklamierte in der Garderobe heftig ihren Regenschirm — ein etwa vierjähriger, entzückender kleiner Junge unterhielt eine Tischrunde durch sein hellstimmiges Gezwitscher — außerdem waren Flaschen und Gläser, Tassen und Löffel in Tätigkeit, und eine alte Frau mit schwachem Augenlicht stieß, zu ihrem eigenen heftigen Schrecken, einen Teller mit Gebäck über den Tischrand hinab. Jeder dieser Vorgänge, für sich betrachtet, war ein vollgültiges, meiner Sympathie und Aufmerksamkeit würdiges Geschehnis, dem gleichzeitigen Andringen und Werben so vieler Eindrücke aber fühlte ich mich seelisch nicht gewachsen. Und daran war einzig die Musik schuld, die Bachsche Chaconne, sie war es allein, welche störte. — Nein, alle Achtung vor den Musikern im Kursaal! Aber diesem Konzert fehlte für mich die eine Hauptsache: der Sinn. Daß zweihundert Personen Langeweile haben und nicht wissen, wie sie den Nachmittag herumbringen sollen, das ist in meinen Augen keine zureichende Begründung dafür, daß einige gute Musiker Bearbeitungen aus bekannten Opern spielen. Was diesem Konzert hier fehlte, war bloß das Herz, das Innerste: die Notwendigkeit, das lebendige Bedürfnis, die Spannung von Seelen, wartend auf Erlösung durch die Kunst. Indessen kann ich mich hierin täuschen. Wenigstens sehe ich bald, daß auch dieses eher schwunglose Publikum nicht eine homogene Masse ist, sondern aus vielen einzelnen Seelen besteht, und eine dieser Seelen reagiert auf die Musik mit größter Sensibilität. Zuvorderst im Saal, ganz nahe dem Podium, sitzt ein leidenschaftlicher Musikfreund, ein Herr mit schwarzem Bart und goldenem Kneifer, der wiegt, weit zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen trunken seinen hübschen Kopf im Takte der Musik, und wenn ein Stück zu Ende ist, so erschrickt er, reißt die Augen auf und eröffnet als erster die Salve des Beifalls. Allein mit dem Klatschen nicht zufrieden, erhebt er sich auch noch, tritt ans Podium, weiß sich dem Kapellmeister von hinten bemerklich zu machen und überschüttet ihn, unter andauerndem Beifall der Menge, mit Worten begeisterten Lobes.

Des Stehens müde, und von dieser Veranstaltung weniger hingerissen als der bärtige Enthusiast, denke ich bei der zweiten Pause eben daran, mich wieder zu entfernen, als aus einem Nebenraume her ein rätselhaftes Geräusch mein Ohr erreicht. Ich frage einen

Digitized by Google

benachbarten Ischiatiker und erfahre, daß dort ein Spielsaal sei. Erfreut eile ich hinüber. Richtig, da stehen Palmen in den Ecken und runde plüschene Sitzgelegenheiten, und an einem großen grünen Tische wird, wie es scheint, Roulette gespielt. Ich pirsche mich heran, der Tisch ist dicht von Neugierigen umstellt, zwischen deren Schultern hindurch ich einen Teil der Vorgänge beobachten kann. Mein Auge wird zuerst gefesselt von dem Herrn des Tisches, einem rasierten Herrn im Frack, ohne Alter, mit braunen Haaren und einem stillen philosophischen Angesicht, der eine staunenerregende Fertigkeit darin besitzt, mit nur einer Hand und mit Hilfe einer aparten elastischen Krücke oder Harke Geldstücke blitzschnell von jedem Felde des Tisches auf beliebige andere Felder zu schnellen. Er handhabt die biegsame Talerharke wie ein geschickter Forellenangler die englische Stahlrute, und außerdem kann er Geldstücke im Bogen durch die Luft so schleudern, daß sie auf dem gewünschten Tischfeld niederfallen. Und bei all dieser Tätigkeit, deren Rhythmen durch die Rufe seines jüngeren Gehilfen, welcher die Kugel bedient, beeinflußt werden, bleibt sein stilles blank rasiertes und rosiges Gesicht unter dem braunen, etwas leblosen Haar immerdar gleich still und ruhig. Lange sehe ich ihm zu, wie er unbeweglich sitzt, auf einem eigenen, besonders gebauten Stühlchen mit schräg stehendem Sitz, wie er in dem stillen Gesicht einzig die raschen Augen bewegt, wie er die Talerstücke mit spielender Linken ausschleudert, sie mit spielender Rechten mittels der Harke wieder einfängt und in die Ecken schnellt. Vor ihm stehen Säulen von großen und kleinen Silberstücken, Stinnes kann nicht mehr haben. Immerzu wirft sein Gehilfe den Ball, der in ein beziffertes Loch rollt, immerzu ruft er die Zahl des Loches aus, ladet zum Spiele ein, teilt mit, daß die Einsätze gemacht seien, warnt „rien ne va plus", und immerzu spielt und arbeitet der ernste Herr am Tische. Oft hatte ich dies schon gesehen, in früheren Jahren, in der fernen sagenhaften Zeit vor dem Kriege, in den Jahren meiner Reisen und Wanderungen, in vielen Städten der Welt hatte ich diese Palmen und Polster, diese selben grünen Tische und Kugeln gesehen, und dabei an die schönen schwülen Spielergeschichten von Turgenjew und Dostojewski gedacht, und mich dann wieder anderen Dingen zugewendet. Nur eines fiel mir hier bei näherer Prüfung auf, daß nämlich das ganze Spiel einzig zur eigenen Belustigung des Herrn im Frack betrieben wurde. Er warf seine Taler aus, schob sie von Fünf auf Sieben, von Grade auf

Digitized by Google

Ungrade, zahlte die Gewinne aus, strich die Verlierenden ein — aber alles war sein eigenes Geld. Kein Mensch aus dem Publikum machte einen Einsatz, es waren lauter Kurgäste, meist von ländlicher Herkunft, die mit Freude und tiefer Bewunderung, ebenso wie ich, den Evolutionen des Philosophen folgten und den französischen, kühlen, wie geeisten Rufen seines Gehilfen lauschten. Als ich nun, von Mitleid ergriffen, zwei Franken auf die mir erreichbare Ecke des Tisches legte, richteten fünfzig Augen sich gebannt und weit aufgerissen auf mich, und das war mir so peinlich, daß ich kaum mehr den Augenblick abwartete, wo meine Franken unter der Harke verschwanden, und mich eilig entfernte.

Auch heute wieder bringe ich einige Minuten vor den Schaufenstern der Badestraße zu. Da sind mehrere Ladengeschäfte, in welchen die Kurgäste die ihnen unentbehrlich scheinenden Artikel kaufen können, namentlich Ansichtskarten, bronzene Löwen und Eidechsen, Aschenbecher mit Bildnissen berühmter Männer (so daß der Käufer sich zum Beispiel den Spaß machen kann, täglich seine brennende Zigarre dem Richard Wagner ins Auge zu stoßen) und viele andere Gegenstände, über welche ich mich nicht zu äußern wage, da ich trotz langem Betrachten ihre Artung und Bestimmung nicht zu ergründen vermochte, manche von ihnen scheinen den kultlichen Bedürfnissen primitiver Volksstämme zu dienen, doch mag dies Irrtum sein, und alle zusammen machen sie mich traurig, denn sie zeigen mir allzu deutlich, daß ich trotz allem guten Willen zur Sozialität dennoch außerhalb der bürgerlichen und wirklichen Welt lebe, nichts von ihr weiß und sie ebensowenig je wirklich verstehen werde, als ich, trotz allen meinen langjährigen schriftlichen Bemühungen, mich jemals ihr verständlich werde machen können. Wenn ich in diese Schaufenster blicke, in welchen nicht Gegenstände des täglichen Bedarfs angeboten werden, sondern sogenannte Geschenk-, Luxus- und Scherzartikel, dann entsetzt mich die Fremdheit dieser Welt; unter hundert Gegenständen sind zwanzig, dreißig, deren Bestimmung, Sinn und Gebrauchsart ich nur ganz vage zu ahnen vermag, und ist kein einziger, dessen Besitz mir wünschenswert schiene. Da sind Gegenstände, bei deren Anblick ich lange raten kann: Steckt man das auf den Hut? oder in die Tasche? oder ins Bierglas? oder gehört es zu einer Art Kartenspiel? Es gibt da Bilder und Inschriften, Devisen und Zitate, welche aus mir völlig unbekannten, meiner Ahnung unzugänglichen Vorstellungswelten stammen, und es

Digitized by Google

gibt dann wieder Verwendungsarten mir wohlbekannter und ehrwürdiger Symbole, die ich weder verstehen noch billigen kann. Die geschnitzte Figur Buddhas oder einer chinesischen Gottheit zum Beispiel auf dem Griff eines modischen Damenschirmes ist und bleibt mir rätselhaft, fremd und peinlich, ja unheimlich; ein gewolltes und bewußtes Sakrileg kann es kaum sein — welche Vorstellungen, Bedürfnisse und Seelenzustände aber den Unternehmer zur Herstellung, die Käufer zum Kauf dieser irrsinnigen Gegenstände bewegen, dies ist es, was zu wissen ich so begierig wäre und was ich auf keine Weise erfahren kann. Oder ein modisches Kaffeehaus, wo um fünf Uhr die Leute sitzen! Ich kann es vollkommen verstehen, daß wohlhabende Leute Spaß daran finden, Tee, Kaffee und Schokolade zu trinken und dazu Schlagsahne und teure feine Patisserien zu genießen. Warum aber freie und vollsinnige Menschen sich im Genuß dieser Dinge durch eine aufdringlich einschmeichelnde, übersüßte Musik, durch ein unsäglich enges und unherrschaftliches, banges Sitzen in überfüllten, engen, mit ganz entbehrlichem Putz und Schmuck überladenen Räumen stören lassen, vielmehr warum all diese Störungen, Unbequemlichkeiten und Widersprüche von den Menschen gar nicht als solche empfunden, sondern noch geliebt und aufgesucht werden, dies werde ich nie ergründen, und habe mir angewöhnt, es meiner, wie gesagt, leicht schizophrenen Geistesanlage zuzuschreiben. Aber immer wieder macht es mir Sorgen. Und die gleichen eleganten und wohlhabenden Leute, die in solchen Cafés sitzen, von klebrig süßer Musik im Denken, im Plaudern, beinah im Atmen gehemmt, umgeben von dickem klotzigem Luxus, von Marmor, Silber, Teppichen, Spiegeln, die gleichen Leute hören abends mit angeblichem Entzücken einen Vortrag über die edle Einfachheit des japanischen Lebens an, und haben Mönchslegenden und die Reden Buddhas in schönen Drucken und Einbänden zu Hause liegen. Ich will ja wahrlich kein Zelot und Sittenprediger sein, ich bin sogar gerne für manche ziemlich tolle und gefährliche Laster zu haben, und freue mich, wenn die Leute vergnügt sind, denn mit vergnügten Menschen lebt es sich angenehmer — — aber sind sie denn vergnügt? lohnt sich wirklich all der Marmor, die Schlagsahne, die Musik? Lesen diese selben Leute nicht, bedient vom livrierten Diener und mit Tellern voll feiner süßer Fressereien vor sich, in ihren Zeitungen lauter Berichte von Hungersnot, Aufstand, Schießereien, Hinrichtungen? Steht nicht hinter den Riesenglasscheiben dieser eleganten Kaffeehäuser eine

Digitized by Google

Welt voll blutiger Armut und Verzweiflung, voll Irrsinn und Selbstmord, voll Angst und Entsetzen? Nun ja, ich weiß, alles das muß sein, alles ist irgendwie richtig, und Gott will es so. Aber das weiß ich doch eben nur so, wie man das Einmaleins weiß. Überzeugend ist dies Wissen nicht. In Wahrheit finde ich all dies gar nicht richtig und gottgewollt, sondern verrückt und scheußlich.

Bekümmert wende ich mich jenen Läden zu, in welchen Ansichtspostkarten ausgestellt sind. Hier kenne ich mich schon sehr gut aus, ich darf sagen, daß ich die Ansichtskarten Badens ziemlich erschöpfend studiert habe, alles in dem Bestreben, aus diesem Symptom seiner Bedürfnisse den Durchschnittskurgast und seine Seele noch besser kennen zu lernen. Es gibt in ziemlicher Menge hübsche Nachbildungen alter Badener Veduten, auch alter Gemälde und Stiche mit Badeszenen, aus welchen man sieht, daß in Baden in früheren Jahrhunderten zwar weniger seriös und anständig, vielleicht auch weniger hygienisch als heute, dafür aber entschieden vergnüglicher gelebt und gebadet wurde. Diese alten Bildchen, ihre Türme und Giebel, ihre Trachten und Kostüme, alles macht einem ein wenig Heimweh, obwohl man natürlich keineswegs in jenen Zeiten gelebt haben möchte. Alle diese Städtebilder, Straßenbilder, Badebilder, seien sie nun aus dem sechzehnten oder dem achtzehnten Jahrhundert, strömen ganz leise und sanft jene stille Traurigkeit aus, die von allen solchen Bildern ausgeht, denn alles auf diesen Bildern ist hübsch, auf allen scheint zwischen Natur und Mensch Friede zu herrschen, scheinen Häuser und Bäume nicht im Krieg miteinander zu liegen. Schönheit und Einheitlichkeit scheint alles zu umfassen, vom Erlengehölz bis zur Tracht der Schäferin, vom zinnengekrönten Torturm bis zu Brücke und Brunnen, und noch bis zu dem schlanken Hündlein, das an die Empire-Säule pißt. Man findet Drolliges, Dummliches, Eitles auf manchen dieser alten Bildchen, aber man sieht nichts Häßliches, nichts Schreiendes; die Häuser stehen nebeneinander wie Feldsteine oder wie Vögel, die in einer Reihe auf der Stange sitzen, während in jetzigen Städten fast jedes Haus das andre anschreit, ihm Konkurrenz macht, es wegdrücken möchte.

Und es fällt mir ein, wie einmal meine Geliebte bei einem schönen Fest, wo alles in Kostümen der Mozartzeit herumlief, plötzlich Tränen in den Augen hatte, und, als ich erschrocken fragte, sagte: „Warum muß heute alles so häßlich sein?“ Ich tröstete sie damals damit, daß unser Leben um nichts schlechter, daß es freier, reicher und

Digitized by Google

größer ist als jene es hatten, daß unter den hübschen Perücken Läuse waren und hinter der Pracht der Spiegelsäle und Kerzenleuchter hungernde und unterdrückte Völker, und daß es überhaupt gut sei, daß wir von jenen frühern Zeiten gerade nur das Allerhübscheste, die Erinnerung an ihre heitere Sonntagsseite, übrig behalten haben. Aber nicht an allen Tagen denkt man so vernünftig.

Kehren wir zu den Ansichtskarten zurück! Es gibt da hierzulande eine besondere Kategorie von Bilderkarten, die der Originalität nicht entbehren. Die hiesige Gegend wird vom Volksmund das Rübliland genannt, und nun gibt es verschiedene Serien von Bildern, auf welchen Volksszenen jeder Art dargestellt sind, Szenen aus der Schule, vom Militär, Familienausflüge, Prügeleien, und alle Menschen auf diesen Bildern sind als Rüben dargestellt. Man sieht Rüben-Liebespaare, Rüben-Duelle, Rüben-Kongresse. Diese Karten erfreuen sich großer Beliebtheit, gewiß mit Recht, und doch machen auch sie mich nicht froh. Neben den historischen Ansichten und den Rüblibildern ist als dritte umfangreiche Kategorie diejenige der erotischen Darstellungen zu nennen. Auf diesem Gebiete, sollte man denken, ließe sich etwas leisten, und es könnte durch Bilder dieser Art etwas Rasse, etwas Saft und Blüte in diese öde Welt der Schaufenster kommen. Aber diese Hoffnung mußte ich schon in den ersten Tagen aufgeben. Ich war erstaunt zu sehen, daß gerade das Liebesleben in dieser Bilderwelt sehr zu kurz gekommen war. Alle die Hunderte von Bildern dieser Kategorie zeichnen sich durch eine beklagenswerte Unschuld und Schamhaftigkeit aus, und auch hier fand ich meinen Geschmack dem der Allgemeinheit äußerst schlecht angepaßt, denn wenn jemand mir den Auftrag gäbe, Darstellungen aus dem Liebesleben zu sammeln, ich würde wahrlich ganz andere Bilder bringen als ich sie hier dargeboten finde. Hier herrscht weder das Pathos der reinen Erotik noch die Poesie des halbversteckten Spiels, sondern es herrscht überall eine süß verschämte Verlobungsstimmung, alle die vielen Liebespaare waren sorgfältig und schick gekleidet, die Bräutigame häufig im Gehrock und mit hohem Hute, Blumensträuße in den Händen, manchmal schien der Mond dazu, und unter dem Bilde suchte ein Vers die Situation zu erklären, zum Beispiel:

Du holdes Wesen, bei des Mondes Blinken
Seh in deinem blauen Aug mein Glück ich winken.

Ich war von dieser Kategorie sehr enttäuscht, die Hersteller dieser

Digitized by Google

Postkarten hatten offenbar vom Liebesleben mehr nur den konventionellen und uninteressanten Teil wahrgenommen. Immerhin notierte ich mir einige jener Verse, als Beispiele populärer Dichtung aus unsrem Zeitalter, zum Beispiel diesen:

Mit dem geliebten Wesen Hand in Hand,
Das ist mein Ideal, der Seelen heilig Band.

So wenig meisterlich der Vers uns auch erscheinen möge, er war klassisch im Vergleich mit der Abbildung, die er begleitete. Ein junges Mädchen, dessen Kopf offensichtlich vom Wachsmodell eines Friseurladens entlehnt war, saß auf einer Bank unter Bäumen, und ein junger Herr in sehr gutem Anzug stand vor ihr, damit beschäftigt, seine Glacéhandschuhe an- oder auszuziehen.

Vor diesen Bildern stand ich denn auch heute wieder eine Weile, und da ich dabei Öde und Langeweile empfand, und ein heftig brennendes Verlangen, diese ganze, an sich so schätzenswerte Welt der Konzerte, der Spieler, der korrekten Brautpaare und der Rüblibilder hinter mich zu bringen, schloß ich die Augen und flehte im Herzen Gott um Rettung an, denn wie ich fühlte, war ich nicht weit von einem Anfall tiefer Enttäuschtheit und faden Lebensekels entfernt, welche Anfälle mich zu meinem Jammer immer dann überraschen, wenn ich eben gutgewillt und ernsthaft den Versuch mache, mein Eremiten- und Sonderlingtum abzustreifen und Glück und Leid der Majorität zu teilen.

Und Gott half mir. Kaum hatte ich die Augen zugetan und mein Herz von der Kur- und Rübliwelt abgewandt, voll inniger Sehnsucht nach einem Gruß und Klang aus anderen, mir vertrauteren, mir heiligeren Sphären, da kam mir der erlösende Einfall. Es gab nämlich in unserem Hotel eine entlegene, nicht allen Gästen bekannte Ecke, wo unser Wirt, der viele solche liebenswerte Züge hat, zwei gefangene junge Marder in einem Drahtgefängnis von humanem Umfange hält. Nach den Mardern zu sehen, fühlte ich plötzlich ein Gelüste, gab blindlings nach, lief ins Hotel zurück und suchte das Verlies der Tiere auf. Kaum war ich bei ihnen, so war alles gut, ich hatte genau das gefunden, was ich in diesem kritischen Augenblick brauchte. Die beiden edlen, schönen Tiere, zutraulich und neugierig wie Kinder, ließen sich leicht aus ihrem Schlafloche locken, rannten, von der eigenen Kraft und Gelenkigkeit berauscht, in tollen Sprüngen durch den weiten Käfig, machten wieder am Gitter bei mir halt, atmeten heftig mit rosigen Schnauzen und schnoberten feuchtwarm an meiner

Digitized by Google

Hand. Mehr hatte ich nicht gebraucht. In diese klaren Tieraugen blicken, diese herrlichen bepelzten Meisterwerke und Gottesgedanken zu sehen, ihren warmen lebendigen Atem zu fühlen, ihren scharfen wilden Raubtiergeruch zu riechen, das genügte, um mich vom unversehrten Vorhandensein aller Planeten und Fixsterne, aller Palmenwälder und Urwaldflüsse beruhigend zu überzeugen. Die Marder waren mir Gewähr für das, wofür ja der Anblick jeder Wolke, jedes grünen Blattes Gewähr genug hätte sein sollen; aber ich hatte eben dieser stärkeren Beweise bedurft.

Die Marder waren stärker als die Ansichtskarten, als das Konzert, als der Spielsaal. Solang es noch Marder gab, noch Duft der Urwelt, noch Instinkt und Natur, solange war für einen Dichter die Welt noch möglich; noch schön und verheißungsvoll. Aufatmend fühlte ich den Alpdruck schwinden, lachte mich selber aus, holte für die Marder ein Stück Zucker und schlenderte befreit in den Abend hinaus. Die Sonne stand schon dicht am Rand der Waldberge, von leichtem goldnem Gewölk durchwehtes Blau strahlte hell und kindlich über das Tal meiner Irrungen, lächelnd fühlte ich meine gute Stunde kommen, dachte an meine Geliebte, spielte mit entstehenden Versen, spürte Musik, spürte Glück und Andacht durch die Welt wehen, warf anbetend alle Last des Tages von mir und schwang mich, Vogel, Falter, Fisch, Wolke hinüber in die frohe, vergängliche, kinderhafte Welt der Gestaltungen.

Von diesem Abend, an dem ich spät, müde und glücklich heimkehrte, will ich hier nicht berichten. Meine ganze Ischiatiker-Philosophie möchte mir dabei aus dem Leime gehen. Glücklich, müde und singend kam ich nachts zurück, und siehe, auch der Schlaf floh mich heute nicht, auch er, der so scheue Vogel, kam vertraulich und nahm mich auf blauem Flügel ins Paradies. (Wird fortgesetzt)

HOFMANNSTHAL IN UNSRER ZEIT

von

RUDOLF PANNWITZ

Wird man in einer wählenden Zeit Österreichs drei Dichter nennen, so wird der Name Hofmannsthal unter ihnen sein. Er wird nicht wie Grillparzer und Stifter, aber als der Dritte bei ihnen

Digitized by Google

stehn. Damit ist weniger gesagt als mit einer Verherrlichung, mehr doch als es heute klingen mag. Ein Zweites schließt daran. Wollte man Hofmannsthal mit George vergleichen, so vergliche man ein Lustschloß mit eingebauter Kapelle mit einem dorischen Tempel oder ein junges Wunder mit dem alten Gott; unterläßt man aber so Falsches, so wird man Hofmannsthals fünfzigsten Geburtstag als Feiertag bleibender deutscher Dichtung begehen können.

Hofmannsthal ist als Individuum wurzellos, als Kultur verwurzelt. Die Mischung der Rassen, Stände und Zeiten seiner österreichischen Heimat ist in ihm zum Schicksale geworden, aber zu keinem persönlichen, sondern zu einem elementarischen. Er sagt in jedem seiner Werke wie eine seiner Gestalten: Mir graust, ich will nicht vor den Spiegel treten, in dem ich ganz mich sehen muß. So ist seine Dichtung zugleich Flucht vor der wirklichen Wirklichkeit und Liebe zum unendlichen Leben. So ist er ein Rück- und Abgewandter und doch leidenschaftlich Mitgehender. So ist er ohne Zentrum, aber seine Peripherien bilden viele Zentren, die zu geheimer Figuration sich verschlingend eine Einheit ahnen lassen und eine Einung möglich machen. Daher stammt sein Verhältnis zum Sozialen. Er bedarf der Atmosphäre, um sich in ihr aufzulösen, zu erlösen, zu finden. Er ist nicht Erdgeschöpf, sondern Sinn und Geist von Blutketten. Wo Stifter nie die Geschichte eines Einzelnen, immer die einer Geschlechterfolge aufbaut, da rettet er seine ortlose Seele, dort, wo er am tiefsten steigt (in der Erzählung: Die Frau ohne Schatten) in einen wunderbaren Mythos des Zeugung-Geheimnisses selbst. Wo Goethe, in seinen großen Romanen, geistiger Gründer von höheren Menschen-Bünden wird, da deutet er, in Ansätzen, auf die österreichischen Möglichkeiten und sucht in alten und neuen Festen und stillem innigen Wirken doch überhaupt ein Band von Mensch zu Mensch und wenigstens den Glauben an Verbindung und Formen zu erretten und, sei es auch nichts weiter: etwas Freude zu machen. Wo die antike Tragödie die ungeheuer Belasteten, ungeheuer Belastenden grausig und herrlich wie in Säulentrümmer wirft, da regt sichs in seinem nachbebenden Blute bis zum unfaßlichen Grauen, da greift er in die Erinnerungen und Erlebnisse der verfallenden Adelshäuser seines eignen tausendjährigen Reiches, und er wird fähig zu fühlen und widerzutönen — freilich nicht schöpferisch zu verjüngen; die begleitenden Gefühle werden zum Zentralen, und sie sind modern; die Dämonie des Sehens und Träumens zwischen Hellsehen und Irr-

Digitized by Google

traum überwiegt; die Nuancen geben das Maß; Blut und Zeugungskraft zur Tat fehlen, die Gestalten sind der Grausamkeiten, die sie begehn, nicht eigentlich fähig; es ist ein im Blut gelebtes, im Geist ausklingendes und von der Sinnlichkeit gedichtetes schönes, schweres Finale. Und dieses — und alles — hat das Erschütternde, daß es alleinsteht, doch nicht alleinstehn kann. Nicht nur eines Theaters, einer Musik, eines Publikums bedurfte es, sogar einer ganzen Gesellschaft, eines kaiserlichen Hofes von der höchsten Bildung. Denn es ist Spiegel und Spiegelung, Weltreflex aus goldgerahmtem schwarzdiamantenen Glase, der fliegende Schein, der Mensch ohne Zeit, das Leben ein schönes Gespenst.

Was ist Urart und Art dieser Seele? Ein Mittleres zwischen Dionysischem und Bachischem, Dramatischem und Lyrischem, Subjektivem und Gültigem, Unmittelbarem und Reflex; ein Dichter so rein Dichter wie keiner heute, ein Werk, das, durch den Menschen, nicht überall, doch vielfach brüchig bleibt, darin aber all seine Zauber erst entblößt. Das gerade ist das Einzigartige, daß hier „die moderne Seele" als urechte, unmittelbare, ja naive Poesie erklingt — denn Reflex ist nicht Reflexion. Hier fehlt Stil und Manier, hier gibt sich, so wie sie muß, doch mit zartem Geschmack, eine Person. Ein Fühlender und eine Gefühlswelt, eine Rhetorik der Leidenschaften, blitzende Visionen, innere Magie, Verstörungen bis ins Amorphe — aber hilflos, und doch genial, unbewußt und doch beherrschend gedichtet. Eine Doppelstimmung gegenüber dem Tode und Leben, Kultur der Renaissance (ihr letztes Zeugnis!) und Psyche der Décadence (eins ihrer schönsten und gesündesten Phänomene). Ein Traumwandler, der aber Poussin träumt, der sehend und singend die glitzerndsten tönendsten Geschmeide reiht, die ungeheuren Farben fühlt, der nicht ablassen kann, Feste, die nicht mehr sind, zu verherrlichen, Geschenke, die er nicht hat, niemand will, zu vergeuden. Ein Verschwender, ein sich ausströmender, ausblutender, auslachender letzter Aristokrat unter den Poeten. Und das äugelnd, nachgiebig, mitmachend in einer Epoche der Bourgeoisie, der Industrie, des Volksverfalles, des Ständeuntergangs, der Pöbelherrschaft, des unmenschlichen Geizes, der gebärdelosen Ichvertrotzung, der verengernden Selbstbehauptung, der ungroßen unschönen unedlen Gesinnungen, Handlungen, Haltungen, der mangelnden Höflichkeit des Herzens, der verlorenen Hoheit, des ungeborenen Charmes. Dieser Nachgeborene einer Kultur des Lebens und der Seele aber ist selber wie das Geschöpf einer göttlichen Phantasie,

Digitized by Google

nicht wie er selber, ist und ist nicht. Es gleitet, vergleitet ihm alles, der Eisschauer des Vergänglichen erkältet ihn von Augenblick zu Augenblick, er empfindet die zarteste Treue und kultiviert die Untreue, er dichtet immer wieder den Abenteurer, der er nicht sein kann, weil er zu zärtlich-menschlich ist, die Ewigkeit ist ihm nur im Moment, die ewige Jugend in den Berührungen und Verlierungen eines Gasthauses, einer Reise, von Tausendundeinernacht oder — von Balzac. Ein mundgewordner Schauspieler seines versunknen Kindes- und Königtums, büßendirrend um seine preisgegebne Seele und selbst die Liebe, selbst das Leben empfindend als ein schönes Schauspiel, außerhalb seiner selbst liebend, die Liebe, nicht seine Liebe, das Leben, nicht sein Leben, denn wer ist er? er weiß es nicht, andre wissen's noch weniger. Er führt sich auf, einschließlich dessen, daß er in den Spiegel sieht, auf die Zuschauer sieht, den Erfolg als Element braucht, er führt sich auf als das einzige Drama, das er aufführen kann, aber nicht als Drama, sondern als vielgestaltiges, selig-schmerzlich rauschendes Maskenfest. Was der Schauspieler sein möchte und niemals ist: der sich Verlierende in die Gestalten, diese Sehnsucht des Unproduktiven ist der Grund seiner Produktivität. Ein mystischer und eitler Spiegel mit der Fähigkeit, sich spielend zu verwandeln und statt seiner immerfort andere zu zeigen. Aber eine Phantasmagorie wie im Märchen: er steckt doch dahinter und spiegelt sich selber. Er ist nicht eine Seele, ist viele Seelen und kann keine halten und lassen. Ein Granatapfel, der aufbricht, aufbrechend glühenden Saft und in vielen Kammern zahllose herrliche Kerne in dichtgedrängten Lagen zeigt.

Hofmannsthal ist ein zart organisiertes System unzähliger Berührungspunkte. Er würde auseinanderspringen, wagte er's, sich zu vertiefen und konzentrieren. Er würde ohnmächtig versagen, strebte er, sich durchzuorganisieren, auszukristallisieren, mit marmorner Strenge zu monumentaler Dauer zu bauen. Eben im Flusse errafft er sein Teil: ein Teil unvergänglicher Schönheit. So ist der Mensch, so der Dichter. Auf diesem Grunde aber — wenn es ein Grund ist — ragt irgend etwas, was auch darüber hinausgeht. Zum Beispiel ist die Komödie „Cristinas Heimkehr" etwas schlechthin Neues, was es noch nicht gibt, ein Blick nach Halkyonien durch die Hülle selbstwandelnder Gestalten. Ferner ist die Erzählung „Die Frau ohne Schatten" ein durchaus klassisches, meisterhaft geformtes Werk von rätselhafter Tiefe und dabei eine Dichtung von allen Zaubern von Tausendundeinernacht.

Digitized by Google

Wiederum ist „Ödipus und die Sphinx" mit seinen dämonischen Blutrhythmen ein so grausig glühendes Chaos von unerschöpften Möglichkeiten. Und wiederum sind in einigen der Prosaischen Schriften, wie den Aufsätzen über Prinz Eugen, Maria Theresia, Grillparzer, Anfänge, eigene ererbte Kultur zu objektivieren. Wohl ist auch Kritik, und warnend-ernste, gegenüber einer so eigentümlichen, so gefährdeten Existenz notwendig; aber sie geschieht am schönsten, indem auf die bleibenden und herrlichen Werte hingewiesen wird und damit der Wunsch ausgesprochen wird, dem Dichter und Menschen möge es beschieden sein und wohlgefallen, mit reifsten und reinsten Werken fürderhin sich selbst zu vollenden und andere zu beglücken.

ZWEI GEDICHTE

von

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Ein Knabe

I

Lang kannte er die Muscheln nicht für schön,
Er war zu sehr aus einer Welt mit ihnen,
Der Duft der Hyazinthen war ihm nichts
Und nichts das Spiegelbild der eignen Mienen.

Doch alle seine Tage waren so
Geöffnet wie ein leierförmig Tal,
Darin er Herr zugleich und Knecht zugleich
Des weißen Lebens war und ohne Wahl.

Wie einer, der noch tut, was ihm nicht ziemt,
Doch nicht für lange, ging er auf den Wegen:
Der Heimkehr und unendlichem Gespräch
Hob seine Seele ruhig sich entgegen.

Digitized by Google

II

Eh er gebändigt war für sein Geschick,
Trank er viel Flut, die bitter war und schwer.
Dann richtete er sonderbar sich auf
Und stand am Ufer, seltsam leicht und leer.

Zu seinen Füßen rollten Muscheln hin,
Hyazinthen hatte er im Haar,
Und ihre Schönheit wußte er, und auch
Daß dies der Trost des schönen Lebens war.

Doch mit unsicherm Lächeln ließ er sie
Bald wieder fallen, denn ein großer Blick
Auf diese schönen Kerker zeigte ihm
Das eigne unbegreifliche Geschick.

Glückliches Haus

Auf einem offenen Altane sangen
Greise orgelspiegelnd gegen Himmel,
Indes auf einer Tenne, ihm zu Füßen,
Der Schlanke mit dem bärtigen Enkel focht,
Daß durch den reinen Schaft des Oleanders
Ein Zittern aufwärts lief; allein ein Vogel
Still in der Krone blütevollem Schein
Floh nicht und äugte klugen Blicks herab.
Auf dem behauenen Rand des Brunnens aber
Die junge Frau gab ihrem Kind die Brust.

Allein der Wandrer, dem die Straße sich
Entlang der Tenne ums Gemäuer bog,
Warf hinter sich den einen Blick des Fremden
Und trug in sich — gleich jener Abendwolke
Entschwebend, über stillem Fluß und Wald —
Das wundervolle Bild des Friedens fort.

Aus den „Gesammelten Werken" von Hugo von Hofmannsthal, deren erste Reihe in drei Bänden in Kürze im Verlag S. Fischer, Berlin, erscheint.

Digitized by Google

DIE DEUTSCHE WÄHRUNSFRAGE

von

JULIUS HIRSCH

II

Dies ist die traurige Kehrseite dieser Medaille von der „Erhaltung der Substanz" im Sachbesitz: Die 40 Goldmilliarden unserer offenen Ersparnis, innerlich im Kriege schon ausgehöhlt, sind verschwunden; der Grundbesitzer hat des Hypothekengläubigers Kaufkraft, der Fabrikant diejenige seines Obligationärs angeeignet, und was noch weit schlimmer ist:

Die Arbeitskraft ist verarmt und verelendet, damit aber auch die Konsumkraft. Auch diese Konsumkraft ist aber ein volkswirtschaftlicher Aktivposten, insoweit der Wille zur Festhaltung einer erreichten Lebenshöhe Energien zu wirtschaftlicher Leistung und Mehrleistung weckt. Senkt man aber unter trügendem Schein der Geldwertgleichheit diesen Lebensstandard, so senkt man die volkswirtschaftliche und damit die weltwirtschaftliche Kaufkraft. Man hat den Produktionsapparat erhalten und teilweise sogar ausgeweitet, aber zugleich weitgehend die Grundlagen für diesen Produktionsapparat zerstört, indem man die volks- und weltwirtschaftliche Kaufkraft unserer großen Mittelstands- und Arbeiterschicht unter trügendem Schein dauernd senkte und zerstörte. Eine schöne Fabrik und die besten Maschinen sind wertlos, wenn die Kaufkraft fehlt. Sie ist bei uns traurig herabgedrückt.

Der deutsche Beamte, Angestellte und Arbeiter hat im Durchschnitt der letzten zwei Jahre in Gold kaum mehr als ein Fünftel des ausländischen Kollegen erhalten, zeitweilig auch nur ein Zehntel.

Deshalb diese Bilanz: Die Produktion Deutschlands ist gegenüber der Vorkriegszeit zurückgegangen, hat sich seit Ende 1919 bis zum Ruhrkampfe aber an wichtigen Stellen wieder erholen können. Der deutsche Verbrauch ist noch mehr zurückgegangen als die Produktion; er übersteigt unsere Herstellung nicht mehr. Die deutsche Wirtschaft ist als solche — abgesehen vom unglückseligen Ruhrkampf — bilanzmäßig nicht aussichtslos passiv. Doch wurde, was in ihr als Ertrag erarbeitet wurde, eben durch den Währungsverfall vielfach in unwirtschaftliche Verwendung gelenkt.

Der Ruhrkampf hat unserer Wirtschaft einen neuen schweren

Digitized by Google

Blutverlust zugefügt, den Prozeß der langsamen Wiederherstellung unseres Produktionsapparates durch schwere Störungen und Zerstörungen jäh unterbrochen, die Verelendung von Arbeit und Verbrauch noch gesteigert. Um so wichtiger ist, soll die deutsche Wirtschaft sich wieder erholen, daß keine neue Katastrophe der Währung das Volk erschüttert.

Raummangel verhindert eine Erörterung über den Achtstundentag als Ursache des Währungssturzes. Trotz Achtstundentages konnte jedenfalls von April 1920 bis Juni 1921 die Mark leidlich stabil bleiben. Der dann eintretende Sturz beruhte damals zweifellos

3. auf der Passivität der Zahlungsbilanz, insbesondere den baren Reparationszahlungen. Die Folgen des Kohlendiktates von Spa (1920) gingen, dank den von den Bergarbeitern übernommenen Überschichten, noch ohne Schaden für die Valuta ab. Die Lasten des Londoner Ultimatums (1921) waren zu schwer. Sie setzten just in der Zeit schärfsten Rückgangs des Fabrikaten-Absatzes auf dem Weltmarkte ein; damit wurde für uns die Möglichkeit, Devisen aus Ausfuhr zu erhalten, unvermutet verkleinert. Unsere Handelsbilanz wies nur eine Ausfuhr von vier Milliarden auf, eine beträchtlich größere Einfuhr, und als Bemelmans in Cannes die Passivität der Handelsbilanz bestritt und eine kleine Aktivität bei einer herausgerechneten Ausfuhr von sechs Milliarden Goldmark behauptete, konnte Rathenau diese Annahme einer Aktivität damals leicht widerlegen. Nun sollten wir dreieinviertel Milliarden Reparationen zahlen, und wenn auch die Sachleistungen die Hälfte weggenommen hätten, — infolge des Währungssturzes war ihr Goldwert weit niedriger — so wäre die andere Hälfte bei weitem zu schwer gewesen. Ob damals eine Anleihe auf Grund der Erfassung der Sachwerte, wie wir sie vorschlugen, vom Welt-Geldmarkt unterzubringen gewesen wäre, ob nicht, das wäre auszuproben gewesen. Es kam nicht dazu. Der Versuch, eine Milliarde Goldmark (übrigens schon vom Kabinett Fehrenbach angeboten) aus den Deviseneingängen der deutschen Wirtschaft zu leisten, ohne durch Anleihe die Last auf breite zeitliche Grundlage zu verteilen, zerschlug die verhältnismäßige Stetigkeit der deutschen Valuta und warf die Mark vom Juli 1921 bis November 1921 auf ein Fünftel ihres Wertes.

Rathenaus große Leistung war die Umwandlung großer Teile der Goldschulden in Sachleistungen, brachte damit die Schuld in Gold auf eine Schuld in Waren, wollte statt Verkaufsmöglichkeit

Digitized by Google

deutscher Waren auf dem Weltmarkte Verwertungssicherheit deutscher Arbeit in Abtragung der Reparationslasten (produktive Erwerbslosenfürsorge größten Stils mit weitblickenden Zielen!). Das war der Sinn des Loucheur-Rathenau-Abkommens. Und in Cannes, obwohl Briand stürzte und Poincaré bereits an seiner Stelle stand, verhinderte Walther Rathenau durch seine glänzende Verhandlungsleistung die damals schon drohende Ruhrbesetzung und erzielte eine zweimalige Herabsetzung der baren Reparationszahlungen: Von ungefähr 1500 Goldmillionen wurde die bare Zahlung erst auf 720 und hernach auf 500 Millionen Goldmark herabgesetzt. Auf der Heimfahrt sagte ich ihm: „Ihre Leistung ist glänzend, aber daheim wird man nicht zufrieden sein." „Ach", meinte er, „wenn wir für jeden eine Goldmilliarde in bar zurückgebracht hätten, so würden sie noch schelten, weil wir nicht zwei Goldmilliarden mitgebracht haben." Die Valuta war im Sturz. Die Hoffnung auf Genua hinderte noch etwas das Devisenhamstern.

Ob die damalige herabgesetzte Last auch noch ganz untragbar war, wer möchte das mit Sicherheit behaupten? Die heftigsten Gegner gegen die damalige Höhe der Erfüllungssumme waren die Führer unserer Schwerindustrie. Sie haben, nachdem das Unglück der Ruhrbesetzung Deutschland dem Untergang sehr nahe gebracht hat, schließlich allein für das Ruhrgebiet bare Zahlungen übernommen, die für eine Weile fast die Hälfte dessen in Devisen versprechen, was Rathenau zur Vermeidung dieser Besetzung für das ganze Reich übernommen hatte, und was sonst an Geldverlusten eingetreten ist, wird die andere Hälfte sicherlich mindestens erreichen. Immerhin: Auch die damalige Last war sehr schwer (so wie es recht fraglich ist, ob die deutsche Wirtschaft bei der durch die Micumverträge unserer Schwerindustrie übernommenen Belastung überhaupt durchkommen kann). Was überhaupt leistbar ist, das wird jetzt bei bitterlich geschwächter Wirtschaft noch gründlichst geprüft werden müssen. Daß ein Reichsteil sozusagen als „Reparationsprovinz" sehr große Sach- und Geldleistungen machen könne, und daß das übrige Reich dies tragen könne, ist zwar der Grundgedanke der Micumverträge, aber kein Gedanke einer dauernden Bereinigung der europäischen Lage. An Reparationsleistungen werden wir nicht vorüber kommen. Wir brauchen aber nach dem Blutverlust des Ruhrkampfes eine neue Atempause. Der Vertragsgegner braucht eine Anleihe. Wenn wirklich eine dauernde Beruhigung eintreten soll, so muß die deutsche Reparationslast finanziert werden. Hier ist manches verfehlt worden.

Digitized by Google

4. Die Finanzpolitik galt von jeher als der Kern der Währungspolitik. Erzbergers bleibendes Verdienst ist der Versuch, durch scharfe Besteuerung den seit fünf Jahren vollkommen unübersichtlich gewordenen Etat auszugleichen. Daß er dabei zu überaus hohen direkten Steuersätzen ging, war vielleicht allzu gewagt, aber wenn es ein Fehler war, ist dieser fast überall gemacht worden; auch in den Vereinigten Staaten wurde zeitweilig an Steuer bis zu 55 Prozent der hohen Einkommen verlangt. Nach Erzbergers Fall gelang es immerhin, auch mit Hilfe der seit 1920 eingetretenen Ausfuhrabgaben, den ordentlichen Etat leidlich zu decken; der außerordentliche wurde freilich gelegentlich wieder zum Schmerzenskind. Immerhin glaubte das Ministerium bis zu dem Augenblick, wo der scharfe Marksturz im Sommer 1921 eintrat, den Etat balanzieren und noch einen Höchstbetrag von ungefähr 30 Milliarden Papiermark (damals ungefähr 2 Milliarden Goldmark) für Reparationslasten einschließlich Besatzungskosten, Clearing usw. aufbringen zu können. Hierauf zielte insbesondere die Finanzreform des Sommers 1921 ab, die durch Erhöhung einer Anzahl von Steuersätzen ein solches Ergebnis zu erreichen versuchte. Daß mit diesen Mitteln allein nicht durchzukommen war, und daß man insbesondere die Steuergesetzgebung auch der Gefahr fallender Währung anpassen mußte, ist damals in der Denkschrift über die Erfassung der Sachwerte nachdrücklich klargelegt. Dieser Kampf um die Finanzierung der Reparationslast ist ein trauriges Kapitel. Er wurde zum Parteikampf und inzwischen finanzierte uns die Notenpresse, deren Lauf durch den Verlust Oberschlesiens noch beschleunigt wurde.

Das Verlangen, den entschuldeten Besitz in Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehrswesen durch eine Reichsschuld zu belasten und diese zu Reparationsanleihe und Etatsdeckung zu verwenden, wurde beantwortet durch den ersten Gegenstoß der Industrie, ihr Kreditangebot von eine Milliarde Goldmark. Den Reichswirtschaftsrat sucht im Entwurf Hachenburg dafür eine Grundlage zu schaffen, inzwischen rückt die Industrie von ihrem Angebot ab und verwies in neuem Gegenstoß auf die Eisenbahnen, die Goldwert genug darstellen (Hinweis auf Privatisierung!). Nach Cannes das Steuerkompromiß vom Januar 1922. Weitere starke Erhöhung der Verbrauchssteuern, aber auch eine Goldmilliarde Besitzbelastung. Trauriger Handel zwischen der sich nunmehr bildenden bürgerlichen Arbeitsgemeinschaft (Führung Dr. Becker-Hessen) und der Linken des Reichstags; traurigeres

Digitized by Google

Ergebnis. Man wandelt die Goldmilliarde in eine „feste Papiermarksumme“ um. Im Jahre 1922 erneute Versuche, dem Verfall der Reichseinnahmen durch den Währungsverfall durch Goldsteuern entgegenzuwirken. Einziger Erfolg: Zeitweilige Erhöhung der Ausfuhrabgaben (die von der Regierung Cuno auf Verlangen der alten „Wirtschaft“ am 1. Januar 1923 wieder abgebaut wurden). Dann der Versuch, der Geldentwertung durch ein „Geldentwertungsgesetz“ (Dezember 1922) wenigstens etwas zu entsprechen, und der Versuch der Linken, alle Steuern wenigstens nach Art des Goldzoll-Aufgeldes auf Goldgrundlage zu stellen. Die Finanzierung des Reichs geschieht weiter durch Inflation. Und bald auch die Finanzierung des Ruhrkampfes. Man hat den Reichsfinanzminister Hermes wegen der Nichtfinanzierung des Ruhrkampfes bitterlichst gescholten. Zwar tat er nichts anderes als Helfferich im Weltkriege und als alle Minister, die unübersehbare Kriege zu finanzieren haben. Aber freilich: Daß gar nichts geschehen ist, um im Kampf mit der größten Militärmacht der Welt wenigstens nicht in der eigenen Papierflut zu ersticken, daß man die Papiermark massenhaft neudrucken und sie zugleich zu „stützen“ versuchte, daß man gar noch die Ausfuhrabgaben, die Kohlensteuer aufhob und nach und nach immer größere Teile der deutschen Privatwirtschaft einfach mit dem letzten, kaum sichtbaren Rest der Kaufkraft der Papiermark ernährte, das bleibt ein Passivposten, nur nicht gerade für den einen Minister. Die erwähnte Einheitsfront im Reichstage hat ihr gerüttelt Maß Anteil daran. Kam noch hinzu

5. Die falsche Kreditpolitik der Reichsbank. Gemeinsam mit dem Reichsverband der deutschen Industrie und insbesondere mit dem jüngst verstorbenen Jordan Mallinckrodt hatten wir seit 1920 eine Loslösung des Industrie- und Devisenkredits von der Reichsbank und Übertragung auf ein selbständiges Institut erstrebt. Damals erklärten Reichsbank und Privatbanken, daß das deutsche Bankwesen jeder nur möglichen Kreditbeanspruchung vollkommen gewachsen sei. Seit 1921 gelangten immer wiederholte Anregungen an die Reichsbank, bei fallender Währung steigenden Zinssatz zu fordern. Aus „Schonung des Wirtschaftslebens“ glaubte sie unbedingt einen Zinssatz beibehalten zu müssen, der keinerlei Prämie für die nach allgemeiner Auffassung (und nach derjenigen der Reichsbank) starke, zu erwartende weitere Markentwertung enthielt. So verlor die Reichsbank die Herrschaft über den Geldmarkt. Seit Mitte 1922 löste sich die private Zinsbildung von den Zinssätzen der Reichsbank ab. Seit Ende 1922 war neben

Digitized by Google

dem Reichsbankkredit nur noch ein ganz kleiner Teil des immer kleiner werdenden Geldmarktes auf der Rechnungsgrundlage Mark gleich Mark zu haben, und wer solche Kredite hatte, konnte privatwirtschaftlich gar nichts Gewinnbringenderes tun, als Devisen oder Einfuhrwaren dafür zu kaufen. Jegliche Bemühung, diesem Übel zu begegnen, war vergebens. Noch im Mai 1923 unterstützten im Markstützungsausschuß des Reichstags Vertreter aller bürgerlichen Parteien diese Kreditpolitik der Reichsbank, und erst als eine — bis dahin vergeblich allen Amtsstellen und den meisten Parteien vorgelegte — Tabelle in aller Weltöffentlichkeit bekannt wurde, wonach ein Kaufmann lediglich durch Kredit bei der Reichsbank in eineinhalb Jahren durch immer wieder neues Entleihen und Zurückzahlen von 100000 Dollar über $1^1/_4$ Million Goldmark rein netto verdienen konnte, kam die Erkenntnis, daß auch die Reichsbank nur mehr wertbeständige Kredite geben dürfte.

6. Der Währungssturz durch Selbstentzündung ist durch solche Kredite mit finanziert worden. Der Vorgang ist dieser: Sehr lange merkt die Masse der Menschen nicht, daß eine Währung fällt und verfällt. Sie schreit über Preissteigerungen. Dann sucht sie einen Ausgleich, und, immer noch gehemmt durch die Vorstellung des Geldes als festen Wertmaßstabes, freut sich der Gewerkschaftsführer, wenn er eine „hohe" Lohnsumme herausgeholt hat. Zuerst merken die mit dem Außenhandel in Verbindung Stehenden und die Grenzbewohner den ungeheuren Unterschied der Kaufkraft der ausländischen Währung gegenüber der inländischen; sie empfinden zuerst den Wert der Wertbeständigkeit. Sie zuerst treten die Flucht aus dem Papiergelde an. Diese Flucht bedeutet Kauf von Auslandswährung gegen Inlandgeld, bedeutet an sich durch diesen Kauf weiteren Sturz. Das geht dann in zwei Formen vor sich: Entweder kauft man Dollars oder man kauft Kupfer, weil dessen Preis sich mit dem Dollar bewegt. Früher lehrten wir: Sinkende Währung hemmt die Einfuhr. Jetzt muß man hinzufügen: Wenn nicht das Vertrauen so weit gestürzt ist, daß jeglicher Auslandwert besser erscheint als Inlandgeld. Sonst steigert sinkende Währung noch den Import. So war's in Deutschland zuerst im Winter 1919/20, dann im Sommer 1921 und dann fast ununterbrochen seit Sommer 1922. Wer konnte, flüchtete aus der Mark in den Dollar, in Kupfer, in Sachwerte. Diese Flucht aus der Mark bedeutete eine Mehrnachfrage am Markte der fremden Zahlungsmittel, so daß nun dieser Zustand

Digitized by Google

geschaffen war: Die deutschen Einnahmen an Auslands-Zahlungsmitteln sollten nicht nur den Bedarf für die notwendige deutsche Einfuhr, nicht nur die noch zu zahlenden Reparationszahlungen decken, sondern obendrein immer weitergehend auch noch fremde Zahlungsmittel bringen für die innere Sparanlage und zuletzt geradezu für den inneren deutschen Geldverkehr. Denn immer weitergehend vollzog sich der innere Warenverkehr zuerst auf der Grundlage der Berechnung nach einer ausländischen Währung. Bei schnellem Fall der Valuta genügt aber die Dollarberechnung nicht mehr, sie führt zur Zahlung in ausländischer Währung. So riß im letztem Stadium der „Währungssturz durch Selbstentzündung" die Valuta mit hinunter, entwertete das Inlandgeld. Keine Steuerleistung konnte dem folgen, das Loch in den Etatseinnahmen mußte durch immer mehr Papiergeld ausgefüllt werden — und so drangen immer neue Papiermassen in den Verkehr, eine Stütze für privatwirtschaftlich begreifliche, täglich neue Versuche, den letzten Rest der Mark Kaufkraft in ausländische Zahlungsmittel umzuwandeln! In Goldmark umgerechnet war pro Kopf des deutschen Staatsbürgers vorhanden im Frieden ungefähr 90 Goldmark, Ende 1919 51 Goldmark, 1. Oktober 1922 14 Goldmark und Anfang November 1923 ungefähr eine Goldmark.

Der Betrag an deutschem Papiergeld, täglich in Massen sich erneuernd, war dem Goldwerte nach belanglos geworden. Eine neue Währung zwang sich auf.

DIE VERLORENEN JAHRE

Erinnerungen von

ARTHUR HOLITSCHER

Wenn ich heute auf die sechs Jahre nach dem Abiturium zurückschaue, erkenne ich weniger mein eignes Leben wieder, vielmehr das Leben einer kleinen Schar mit mir in dieselbe Fron, denselben „Beruf" zusammengespannter Menschen, die, ihrer Sklaverei vollbewußt, doch im Gefühl einer, durch die Zugehörigkeit zur Bankwelt, den Finanzen gehobenen sozialen Stellung ihr Tagewerk vollbringen.

Der Beruf des Bankbeamten hat ja manche Ähnlichkeit mit dem

Digitized by Google

des Juristen; wer nicht recht weiß, wozu er taugt, wird auch Bankbeamter werden können. Er festigt seinen Platz in der Gesellschaft. Es ist ein gehobener Stand, eine pensionsberechtigte Familie kann gegründet werden; zudem gehört weniger Studium dazu, in einer Bank zu sitzen und einen subalternen Posten auszufüllen, als zur Juristerei, und noch geringere eigene Initiative.

Im übrigen sind es zum Teil unglückliche, durch wirtschaftliche Zustände ebensosehr, wie durch den schwach entwickelten Instinkt der Selbstbehauptung an die tägliche Schreibtischarbeit gekettete Menschen, die die Mehrzahl der neuen Kollegen bilden. Einige wenige haben in dem Bankwesen ihren wirklichen Beruf. Das sind die Ausnahmen. Sie avancieren, sitzen bald in Prokuristen- und Direktionszimmern wie die Gymnasialprofessoren in jenem Zimmer, in dem der Lehrkörper die Pausen des Unterrichts verbrachte. Sie blicken mit nicht immer verhohlener Verachtung auf die untere graue Herde herab, auf diese mehr, minder streberhafte, liebedienernde Herde der Untergebenen, die über Papierhaufen, unter Gasflammen täglich 10 bis 12 Stunden hindurch ihre Pflicht erfüllen. Was sie von all diesen, auf Gehaltserhöhung, auf die Chance des übereinander weg in die Höhe Kommens, oder aber auf friedliches Vegetieren in rührend kleinbürgerlichen Grenzen erpichten Galeerensträflingen halten, entlädt sich zuweilen in denkwürdigen Aussprüchen — wie jener es war, den die Wiener Bankvereinsbeamten aus dem Mund ihres Direktors Bauer vernommen und den späteren Generationen weitergegeben haben: der Beamte sei eine Ware, die man auf die Straße schiebt, wenn man billigere beschaffen kann. Es ist die Zeit vor der Organisation und die Arbeiter haben längst schon die ihre, während der intellektuelle Mittelstand, die Kopfarbeiter sich noch gegen die Organisation sträuben . . .

Ich sehe ihn noch vor mir (es war kurz vor Paris), den Machthaber, diesen mageren, harten Duodeztyrannen, Verschwender und Lebemann, in dem Spiegelsaal des ehemaligen Fürstenpalastes in der Herrengasse. Seiner unbeschränkten Macht und Würde bewußt, trete ich ihm unter die Augen: ich will Urlaub, habe keinen Anspruch auf ihn, bekomme ihn dennoch, denn ich habe Protektion!

Jedoch, so schien es mir, die Vorgesetzten waren im Grunde ebenso unselbständige, der eigenen Vision ihres Lebens, der Sicherheit des bestimmten Willens und Triebes ermangelnde Leute, wie wir aus der grauen Herde schwächlicher und des Zwangs bedürftiger Existenzen, die für die Sicherheit ihrer täglichen Notdurft Bedrückung und Über-

Digitized by Google

mut schweigend hinnahmen. In manchen sahen wir große, von Machtinstinkten erfüllte Matadore des Welthandels, die sogar der Regierung Vorschriften machen, sie ihre Gunst und Ungunst fühlen lassen konnten, heimlich das Volk regierten — aber sie trugen ja ihre Verantwortung kollektiv; sie waren, wie wir, Namenlose, ebenfalls Diener einer großen, anonymen Gesellschaft, in der ein Faktor den anderen kontrollierte, in einer fiktiven Gemeinschaft des gemeinsamen Interesse, und über denen, obzwar sie sich Direktoren, Präsidenten nannten, höhere Wesen wie Aufsichtsräte, Aktionäre, Generalversammlungen und Mehrheiten thronten!

Unten verlaufen meine Jahre, inmitten der grauen Herde der simplen, leidenden, schlecht bezahlten, bilanztüchtigen sprachenkundigen Zahlenschreiber, Kontokorrentführer, eingekeilt in die triviale, mehr tragische als komische, verknöcherte, verschüchterte, verbitterte und hoffnungslose Herde. Ich bin jahrelang Kollege, Kamerad und Leidensgefährte, bis ich mich eines Tages, getragen durch die Gunst der wirtschaftlichen Umstände, die jene andern nie erfahren werden, befreien und meines Weges gehen kann — da hassen sie mich plötzlich, mit einem wilden, schrecklichen Haß, ohnmächtig und wütend, auch darum, weil da einer eigenmächtig einem Zwang entronnen ist — einem Zwang, der sie nie loslassen wird, weil er außer in den wirtschaftlichen Verhältnissen tief innen in ihrer Natur begründet ist — sie zu den Sklaven macht, die sie sind, ob sie wollen oder nicht, ob sie anders könnten oder nicht.

Der Pedant ist noch der Glücklichste unter ihnen. Ratlos und unruhig wird er nur in den Stunden, in denen Amt und Pflicht pausieren. Da schafft er sich selber Pflichten und Zwang, um weiterleben zu können. Mit dem Sonntag weiß er nichts anzufangen; da erlegt er sich Naturgenuß, Körperübung, Kunstgenuß auf, so wie er die Zeiten der Geschlechtsbetätigung und des Badens reguliert und festgelegt hat. Sein Leben verläuft nach Regeln; jede Unregelmäßigkeit rächt sich unmittelbar; das Unvorhergesehene ist der Feind; was seinen Stundenplan durchbricht, zerbricht den Zustand von Glückseligkeit, in dem er dahinlebt, — zerbricht ihn selbst: am Tage nach seiner Pensionierung wird er sterben. —

Herr Brück hatte aus dieser Weltanschauung ein System konstruiert; er gab mir dieses System zu lesen, es war nach Paragraphen eingeteilt und ich erinnere mich besonders an einen: „Hast du einen Gebrauchs-

Digitized by Google

gegenstand, der dir zusagt, erprobt, so kaufe einen Vorrat, dann hast du eine Sorge weniger". Herr Brück zeigte mir darauf seinen Hosenträger, eine komplizierte Vorrichtung aus Riemen und Gelenken zusammengesetzt, von der er eine große Anzahl daheim im Schrank aufgestapelt hatte. Herr Brück war ein gebildeter Mann und auf fünf oder sechs illustrierte Lieferungswerke abonniert, die ihm alle vierzehn Tage heftweise zugetragen wurden. Darunter war ein Werk über die Beschaffenheit der Erde, eines über die Sitten der Völker, und eines mit etwas pornographischen Inhalt, das sofort in Herrn Brücks Schreibtischschieblade verschwand. Die Hefte konnten bis zur Mittagspause besichtigt werden, man durfte sie aber nicht selber berühren, sondern Herr Brück zeigte sie einem, allerdings nicht aufgeschnitten; das besorgte er zu Hause. —

Herr Hirsch war ein ausgesprochener Gegensatz zu Herrn Brück. Er war, solang ich ihn kannte, und wir saßen zwei Jahre lang Tisch an Tisch, mit Plänen, Exposés, Kalkulationen und Entwürfen beschäftigt, die ihn außerhalb seiner Bankpflichten bis spät in die Nacht hinein in Anspruch nahmen. Einmal war es eine Silbermine in Siebenbürgen, einmal eine neuentdeckte bulgarische Ölquelle, einmal sogar ein argentinisches Bergwerk, dessen Ausbeutung durch eine Aktien-Gesellschaft vorzubereiten Herr Hirsch sich monatelang bemühte. Woher er Kenntnis von diesen fantastischen Bodenschätzen erlangt, wer ihm das umfangreiche Material für seine Kalkulationen gegeben hatte, das konnte ich nie erfahren. Auch gab es nie Photographien, sondern immer nur Ziffern zu sehen; aber alles stimmte in vollendeter Weise; auch die bescheidene Provision für Herrn Hirsch war in die chimärische Bilanz des ersten Geschäftsjahres einbezogen. Jedesmal, wenn Herr Hirsch sein Exposé, in vielen Exemplaren vervielfältigt, an die Finanzautoritäten des Erdballs versandte, schwärmte er mir vor: was er nun mit dem Vorschuß auf seinen immerhin in die Hunderttausende gehenden Anteil, seiner ehrlich erarbeiteten Maklergebür beginnen werde: eine Villa für sich und seine Familie, Aussteuer für seine Schwester, Reisen . . . und immer begannen diese Phantasien mit dem gleichen Auftakt — beim Austritt aus der Bank den Vorgesetzten unverblümt ins Gesicht zu sagen, was man von ihnen hielt! Frug ich Herrn Hirsch, weshalb er seine Pläne denn nicht der Direktion unserer Bank, der neugegründeten Budapester Aktiengesellschaft vorlege, dann rümpfte er die Nase und erklärte: diese armseligen Dilettanten seien ja unfähig, ein solch groß an-

Digitized by Google

gelegtes Unternehmen zu begreifen und auch zu wenig kapitalkräftig, um es durchzuführen. In einer bestimmten Weise hatte Herr Hirsch sogar recht, denn unser Präsident war wohl ein Dilettant zu nennen — es war der Graf Stephan Tisza, der später, als die Bank ruiniert war und liquidierte, seine Rolle in der ungarischen Politik spielte, jene Note an die Serben erließ, die den Weltkrieg eröffnete und der dann in den ersten Tagen der ungarischen Diktatur erschossen wurde.

Wer hätte den Mut gefunden, Herrn Hirsch's Lebenslüge zu zerstören? Er ertrug die ihm widerwärtige Arbeit und Last seiner Existenz nur durch die Verfertigung jener Exposés und die Hoffnung: diesmal werde es glücken. Es hätte Mut dazu gehört, hätte man ihm sagen wollen: seine Unternehmungen seien ja schon dadurch widerlegt, daß ein solch lebensuntüchtiger Mensch wie er sie den großen kühnen Unternehmern zu suggerieren versuchte! —

Aus dem Schattentanz der Jahre tauchen hier und dort Menschen mit leidendem romantischen Schimmer um ihr bedrücktes Leben auf, die, ins Räderwerk des Getriebes geraten, ihr eigenes Dasein auf unwirklichen Ebenen zu führen suchen, bis das Schicksal sich an ihnen rächt. Jener Direktor, in dessen Villa auf dem Felsen über Fiume man solch gute Kammermusik hörte; merkwürdige Menschen kamen zu ihm, ich begegnete dort dem Erzherzog Johann Orth; der Direktor selber war ein heimlicher Dichter, dabei, hörte man, fanatischer Anhänger einer kleinen Sekte, einer obskuren protestantischen Glaubensgemeinschaft; was aber nicht verhinderte, daß er fortwährend in Kalamitäten mit Frauen verstrickt blieb, ein schöner Mann mit den Allüren wienerischer Ritterlichkeit, von der Art meines Onkels, des Syndikus. Wenn das englische oder amerikanische Kriegsgeschwader unten im Hafen lag, war die Kolonie beim Direktor versammelt, denn er war englischer Konsul; Offiziere der Schiffe kamen, brachten Abenteuer aus Indien, aus der Südsee mit, erzählten von Australien und tanzen mit den Misses im Mondschein auf der Terrasse; dann revanchierten sie sich und man wurde zu Picknicks und Tanzabenden an Bord eingeladen, tanzte auf Deck unter Flaggenschmuck und es wurden einem in der Messe die Raritäten der sagenhaften Völker Polynesien, Ceylons, der vielen kleinen Inseln des Archipels gezeigt; man erhielt auch solche geschenkt; man konnte berühmte Leute bewundern, deren Namen mit Ehrfurcht genannt wurden, wie jenen Kontreadmiral, um dessen ordensbedeckte Brust die Legende niedergeschlagener Meutereien schwebte, oder jenen wunderschönen

Digitized by Google

ergrauten Flaggschiffkommandeur, der hinkte, und von dem es hieß, er sei im Sudan verwundet worden, aber es stellte sich heraus, daß sein Gebrechen nur von einer Tenniskugel herrührte. Immerhin waren in Fiume die Berechnungen, die man für Reis, Zucker und Kaffee, Zimt und anderes Gewürz anstellen mußte, durch lebendige Kunde von den Kolonien, aus denen die Bank Schiffsladungen einführte, erleichtert und erhöht. . .

Kollege Weihrauch war Swedenborgianer. Kollege Bing Koranforscher. Kollege Lantos war Theosoph und hat unter weißen Rosen und beim Schein hundert brennender Kerzen sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, weil er, ungefähr um dieselbe Zeit, um die seine aus der Ferne Geliebte einen anderen heiratete, beim Avancement übergangen worden war . . . auch von jenem Fiumaner munkelte man ähnliches, als er starb . . . aber den Tod des armen Lantos habe ich selber mit erlebt, Schicksale, letzte Monate und Tod dieses reinen, zarten, empfindsamen, zur Kriecherei zu ehrlichen, zur Selbstbehauptung zu schwachen, allzu leicht verletzbaren, das Leben zu schmerzlich durchschauenden jungen Menschen, der in den verlornen Jahren mein Freund gewesen ist und der vertanen Zeit — wie mein Schulkamerad, den wir zärtlich Bobolo nannten, durch seine Freundschaft der langen Zeit der Schulfron, des Schulunglücks, gleichsam Sinn und Rechtfertigung gegeben hat! —

Von meinem Freunde Bobolo erwähnte ich, als ich seinen Kosenamen zum erstenmal niederschrieb, daß er das verzärtelte Kind seiner Eltern gewesen sei, als ein Prinz erzogen, doch in unerwarteter Weise schlagkräftig und tüchtig, auch wenn es sich nicht um seine eigene persönliche Sicherheit handelte. Seine Kindesjahre verflossen in mancher Beziehung ähnlich wie die meinen, doch war seine Jugend eine glückliche, meine die Parodie einer Jugend. Auch er fühlte sich in Budapest im Exil, wurzelte im Deutschen. Auch er stand jahrelang, wie ich glaube, sogar noch länger als ich unter der Aufsicht eines Hauslehrers. Doch wie tief fühlte ich den Abstand zwischen unseren Leben, sooft ich die Wohnung seiner Eltern betrat! Bobolos Vater war Leiter des größten ungarischen Bankinstituts in Budapest. Seine Mutter, eine ewig aufgeregte Dame, hatte in ihrer Jugend zur Bühne gehen wollen, ans Burgtheater, wenn ich nicht irre, war aber ihrem Gatten gefolgt und sprach, auch wenn ein Kind, wie ich, vor ihr saß, mit Wolter-Tönen und Tragödinnenallüren von dem Miß-

Digitized by Google

geschick, in dem Barbarenlande leben zu müssen (am liebsten in französischer Sprache, die sie meisterhaft beherrschte). Sie korrespondierte mit vielen bedeutenden Menschen und hatte einen Schatz von Briefen gesammelt, unter anderen von der Bettina, die sie aber in einem Anfall von Schwermut allesamt verbrannte, als ihr Mann starb und sie erfuhr, daß sie verarmt waren. Sie vergötterte ihren Sohn und überhäufte ihn mit aller Liebe und Sorge, die eine Mutter überschwenglicher Natur ihrem einzigen Kind zuwenden kann. Bobolo ging langgelockt, in dunklem Samtwams und Kniehosen, schönen Schuhen und einem Spitzenkragen zur Schule, ein Prinz fürwahr, und hatte, als ich ihn zum erstenmal traf, mit seinen Eltern schon auf Reisen in Frankreich, in Venedig gelebt. Bei ihm wohnte Herr Professor Leodegar Falge, nachmaliger Fürstlich Windischgrätzscher Bibliothekar, ein junger Gelehrter von großem Wissen, hochfliegenden Wünschen für seinen Schüler, und einer wohldurchdachten Auffassung in bezug auf alle Fragen der Erziehung.

Beklagte ich mich bei meiner Mutter über meine ewig wechselnden Tyrannen, so bekam ich dies zu hören: Und dein Freund Bobolo!? und Herr Falge!? Sie wußte nicht, welcher Unterschied zwischen meinem und meines Freundes Los bestand. Bobolo wurde gewissermaßen zum Gelehrten, zum Forscher, zu einem etwas abseitigen, seinem Lieblingsfach, der Geschichte ergebenen Spezialisten, Chronisten und Sammler erzogen. Er sprach in vollendeter Weise englisch, französisch und italienisch und wurde von Herrn Falge in der Literatur dieser Sprachen gründlich unterwiesen, so daß er neben dem wirren und unnützen Wust, den die Schule uns eintrichterte, mit einer weit über das Maß des Üblichen ragenden Bildung das Gymnasium verließ. Etwa um die selbe Zeit starb sein Vater, er mußte ein Brotstudium ergreifen, es war — selbstverständlich — das juristische und sein Lebensweg schien vorgezeichnet. Ein ehemaliger Untergebener seines Vaters, jetzt selbst Direktor einer großen Bank, hielt dem jungen Juristen eine Stelle in seinem Institut frei, damit war die Familie der dringensten Sorgen enthoben, das Leben meines Freundes aber vernichtet. —

Mit demselben Ernst und der gleichen Gründlichkeit, die auf der Schule sein Lieblingsstudium gekennzeichnet hatten, wandte sich mein Freund nun der Wissenschaft des Sozialismus zu. Er wurde in der jungen Bewegung des Landes Lehrer und Führer der für das öffentliche Wirken besser veranlagten Altersgenossen, und auch der älteren, gleich geliebt und angesehen im Proletariat wie in den Kreisen der

Digitized by Google

aufwachsenden, in die Aufgaben der Zeit hineinwachsenden bürgerlichen Jugend. Das Glück der Freundschaft dieses erlesenen Menschen begleitet mich bis heute durch mein wechselvolles, von Mißgunst, Mißgeschick und von der Einsicht des eigenen, oft elenden Versagens bedrücktes Leben, eine gerade, rein in die Höhe steigende Flamme. —

Es war die Zeit, um die aus Deutschland die Kunde vom Realismus in der Literatur kam, mit Zola, Ibsen und Dostojewsky als Erweckern, Initiatoren und Geburtshelfern.

Gerhart Hauptmann, „Bjarne P. Holmsen", das heißt Arno Holz und Johannes Schlaf und John Henry Mackay waren die ersten Namen, die zu uns drangen.

In der kleinen Buchhandlung des guten Freundes der Gymnasiasten, Rossitscheck, lagen die Bücher dieser jungen, sonst noch unbekannten Autoren neben Büchners „Kraft und Stoff", dem eben erschienenen „Rembrandt als Erzieher", von dem alle Welt sprach, der Stuttgarter „Neuen Zeit", die Kautsky herausgab und den ersten grünen Heften der „Freien Bühne" aus Berlin.

Ja, hier, auf einmal, hier, zum erstenmal sprach das Leben zu mir, das Leben, so wie es in Wirklichkeit war, wie es mich innerlich traf und anging, mit all seiner Qual um die geringen Dinge, die sich so hoch übereinander türmen, daß der Ausblick sogar versperrt ist zu den großen, gewaltigen des Menschenschicksals. Die Qual der fruchtlosen Auflehnung gegen das Gewöhnliche; Johannes Vockerats Verhängnis; Albert Schnells Untergang; das kleine nutzlose Leiden der Primitiven, Olle Kopelke, die Familie Selicke; das Programm der mikroskopisch deutlich wiedergegebenen Einzelheit des seelischen Vorgangs, als Erlösung von Qual, Leiden, Erkenntnis, Notwendigkeit, Gebundenheit, Tod. Eine kurze Novelle von Mackay war es besonders, die dieser neuen Kunst des Wahren und Menschlichen den Weg zu erschließen schien: „Da erinnerte er sich plötzlich . . ." und einzelne Szenen des „Friedensfestes", die mir als vollendete Meisterschöpfungen ewig denkwürdig erschienen.

Der gewaltige Eindruck dieser neuen, heutigen, mir so eindringlich das eigene Wesen widerspiegelnden Kunst beherrschte mich bald gänzlich. Mit sentimentaler Feierlichkeit, mit geheimer, mystischer Abschiedszeremonie stellte ich den „Trompeter von Säckingen", „Ekkehard" und „Hugideo" in einen entfernten Winkel meines Bücherschrankes, den ich mir für mein erstes in der Bank verdientes Geld hatte bauen

Digitized by Google

lassen. Die transparenten Butzenscheiben waren längst von meinem Fenster geschabt, das auf den Korridor des Elternhauses ging, und ich hätte hier wohl die tagaus tagein vorübergehenden Gestalten des Alltagslebens genauer betrachten können von jetzt ab — wäre mein Tag nicht von früh bis spät unter der Gasflamme im Bureau abgerollt. —

Irgendwie aber fühlte ich bald, daß mich die „Einsamen Menschen", die Erzählungen Mackays, die „Familie Selicke" nicht tief genug berührten; daß bei wiederholtem Lesen die Bewunderung des Technischen immer mehr überwog, das Letzte, Ergreifendste ausblieb oder sich verflüchtigte. —

Eines Tages begann in der „Freien Bühne" ein aus dem Norwegischen übersetzter Roman zu erscheinen. Schon nach den ersten, unvergeßlichen Sätzen stellte sich in mir das Bewußtsein ein, daß ein entscheidendes Ereignis in meinem Leben stattgefunden habe. Es war mehr als aufdämmernde Erkenntnis, als Aufhorchen der Seele — ein fast physisch erschütternder Vorgang der Entzückung, ein Drang, zu schluchzen, ein Glück mitten in Einsamkeit und Bedrängnis bemächtigte sich meiner, verursacht durch ein paar bedruckte Seiten einer Zeitschrift.

Der Roman hieß: „Hunger" und sein Verfasser Knut Hamsun. Die Übersetzerin war Marie von Borch. —

Ich vermag nur schüchtern anzudeuten, welch elementares Erlebnis dieses Buch für mich geworden ist. Ich kann mir aber auch in dieser Distanz eines Menschenalters genaue Rechenschaft über die Ursachen meiner Erschütterung geben. „Hunger" rührte an verborgene Quellen; der Stil, die pathologische Eindringlichkeit der Darstellung von Erlebnissen eines durch seelische ebensosehr wie durch physische Entbehrung zur Verzweiflung getriebenen, dabei übersensitiven und dem Lebenskampf ratlos und ohne Schutz gegenüberstehenden Menschen betraf mein eigenes Schicksal — und wie ich später, im Laufe der Jahre, erfuhr, das Schicksal meiner ganzen Generation. Denn ein Lebensalter lang hat Hamsun uns unaufhörlich beschenkt, mit Seelengut überschüttet, und nichts vermag die Dankbarkeit zu schildern, die dem noch heute Lebenden aus so vielen Leben seiner Zeitgenossen entgegenströmt.

Der Kontakt dieses tief verwandten Intellekts mit meinem labilen, durch Schmerz und den als hoffnungslos erkannten Kampf verstörten Gemüt erweckte auf beglückende Weise Lebensenergien, Kräfte, Entschlüsse in mir; Fähigkeit und Wärme wurden wach, zugleich der

Digitized by Google

Mut, aus dem verborgenen Bezirk des Gefühls in die gefährliche Welt der gestalteten Wesen hinüber zu treten. Ich kann noch heute Sätze, ja einzelne Worte aus jenem Buch bezeichnen, die die Fesseln lokkerten, lösten. —

Diese unerhört eindringliche, in die Tiefen greifende Wirkung eines Kunstwerks war aber nicht allein aus der individuellen Not eines Menschen zu erklären, der ein Gegengewicht sucht und findet gegen die Bedrückung des Lebens, sondern aus einem sonderbaren Motiv: der geographischen Isolierung der Stadt, in der ich lebte, der verkümmerten Zivilisation dieser Stadt, die eine fast hysterisch sentimentale Beziehung zu allem Großen, Geistigen konstruierte, das aus dem Westen bis hierher herüber drang. —

Nirgends in der Welt, so glaube ich, konnte sich eine Szene abspielen, als die, die ich schildern will und deren Zeuge ich ungefähr um die gleiche Zeit war, in der Hamsuns Werk mir bekannt wurde. Ibsen besuchte Budapest. Man lud ihn ins ungarische Nationaltheater, um ihm im „Puppenheim" die ungarische Nora, Emilie Markus, zu zeigen. Als der Dichter abreiste, standen etwa dreißig Personen auf dem Bahnsteig. Plötzlich warf ein ältlicher Mann, Angestellter an einem kleinen deutschen Lokalblatt, sich vor Ibsen nieder und küßte ihm, mit tränenüberströmtem Gesicht, wie ein Kind stammelnd, die Hände. —

Ein Freund meines Vaters beging Selbstmord. Mein Vater hatte mit diesem Freund vor Jahren folgendes erlebt. Sie waren zusammen aus der Provinz, wo mein Vater Geschäfte abgewickelt hatte, nach Budapest zurückgefahren. Der Freund meines Vaters, Kaufmann wie er, stand vor dem Bankrott. Wiederholt hatte mein Vater ihm geholfen. Nachts, im Abteil des Schnellzuges, legten sie sich schlafen. Im Halbschlaf bemerkte mein Vater, wie aus seinem Mantel seine Brieftasche zu Boden glitt, der verzweifelte Mensch sie aufhob, Geld aus ihr nahm, sie behutsam zurücklegte und sich bis Budapest schlafend stellte. Mein Vater sagte nichts. Er und der Dieb blieben jahrelang noch eng befreundet und mein Vater hat ihm bis an sein Ende geholfen. Er hatte über diese Geschichte kein Wort verlauten lassen, erst jetzt erfuhr ich sie durch meine Mutter, zufällig.

Aus dieser Geschichte wollte ich eine längere Erzählung machen und gab die Arbeit erst nach Monaten auf, weil ich einsah, daß mein Können nicht hinreichte, um aus der Anekdote in das Allgemeine,

Digitized by Google

Tragische zu gelangen, um aus der geliebten Gestalt meines gütigen Vaters eine objektiv gesehene Figur herzustellen.

Die Novellen und Skizzen, die ich im Band „Leidende Menschen" veröffentlichte, waren einfacher. Sie behandelten unkomplizierte Stoffe, Situationen, aus denen sich die Vorgeschichte ergab, zumeist Episoden aus dem Leben vom Schicksal geschlagener Menschen, Armer, Krüppel, oder vom Gewissen allzu schwer Belasteter, Gezeichneter.

Am fünfundzwanzigsten Hochzeitstag meiner Eltern überreichte ich den Nichtsahnenden das schmale Büchlein, das ich bei Pierson in Dresden für 300 Mark hatte drucken lassen und dessen erste Exemplare genau an dem feierlichen Tage eingetroffen waren. Die Überreichung des Angebindes wirkte auf meine Eltern wie ein Donnerschlag. Niemand hatte ja je außer meinem Freunde Bobolo eine Silbe über meine nächtlicher Weile ausgeübte Schriftstellerei erfahren.

Da war besonders eine kurze Erzählung: ein Arzt tötet sein neugeborenes Kind, das mit sichtbaren Anzeichen hereditärer Syphilis belastet zur Welt kommt, die das Entsetzen meines Vaters erregte. Eine andere, die das Problem behandelte ob ein junger Chirurg, der an einer Patientin die Operation eines Uterus-Karzinoms vorgenommen hat, recht tat, die gelähmte Frau zu heiraten, wurde von der Familie für die Ausgeburt eines durch und durch perversen Gehirns erklärt. —

Mein Vater stimmte bald dem Urteil meiner Mutter zu: ein solches Buch und vor allem der Umstand, daß ich freie Zeit genug fand, um so etwas zu verfertigen, müsse meiner Banklaufbahn horrenden Abbruch tun, mich vor meinen Vorgesetzten in ärgster Weise diskreditieren; sie verwünschte ihre Nachgiebigkeit, mit der sie mir gestattet hatte, meine in jedem Jahr mit drei Wochen bemessenen Ferien auf Auslandsreisen, die mich bis Paris und London geführt hatten, zu verbringen. Besonders die letzte Reise, die ihren Niederschlag in einer Pariser Novelle gefunden hatte, erschien meiner Mutter gefährlich, denn wenn ich früher für Wien als dem idealen Ort, an dem ich zu leben wünschte, schwärmte, hatte jetzt Paris die Stelle Wiens eingenommen.

Die Gefährlichkeit der Lektüre Hamsuns ging ihr nicht auf. In meinem ersten Entzücken und Überschwang hatte ich „Hunger" meiner Mutter zu lesen gegeben — allein sie war damit nicht über die einleitenden Seiten gekommen. —

Das Büchlein „Leidende Menschen" aber schaffte mir den Weg nach Wien. Ein Jahr nach seinem Erscheinen heiratete meine Kusine

Digitized by Google

Malvine, die in St. Emerich an der Theiß meine Spielgefährtin gewesen, einen freundlichen Wiener, der, als er das Büchlein gelesen hatte, in wenigen Tagen meine Eltern zu überreden verstand und mir an einer Wiener Bank zur letzten Etappe meiner verlorenen Zeit verhalf. Was mein eigner Wille und das Mitansehn meiner täglichen Not durch all die Jahre meiner Jugend bei meinen Eltern nicht bewirkt hatte, wurde Ereignis durch einen freundlichen Gedanken und wenige gute Worte, die ein Fremder an meine Erstlingsarbeit verschwendete.

Ehe ich aber von meinem Wiener Jahr spreche, muß ich von dem Ursprung und Erwachen des sozialen Bewußtseins berichten, das, wie in mir, sich zur gleichen Zeit in jungen Menschen meines Umkreises ankündigte und die Entwicklung unserer Leben bestimmte.

Wie in den meisten Bürgerhäusern, hatten es die Dienstboten in meinem Elternhaus nicht allzu gut. Die Köchin war unter den dreien die bevorzugte Person, denn mein Vater war in kulinarischen Dingen anspruchsvoll. Die Stubenmädchen wechselten oft. Beim peinlichen Vorgang des Saubermachens und Hantierens mit Eßgeschirr ging zuweilen etwas in die Brüche und der „Schaden" durfte laut Vertrag vom Lohn abgezogen werden, was zu Schreckensszenen, Drohungen und mutwilligen Zertrümmerung kostbaren Meißner Porzellans führte. Das Küchenmädchen aber war ein bedrängtes Geschöpf; es kam meist vom Lande, hatte ungeschlachte Manieren, Heimweh und wurde von den beiden Vorgesetzten wie von der gnädigen Frau tyrannisiert. Diese letzte verachtete Dienstbotenkategorie war es auch, die im Haushalt am öftesten wechselte. Der „Zubringer", eine Großstadterscheinung übelster Art, ein Taugenichts von einem Kerl, der als Vermittler zwischen dem Gesindebureau und den „herrschaftlichen Häusern" fungierte und für jede vermittelte Stelle von den armseligen Geschöpfen Sold bezog, brachte die Dienstboten ins Haus. Sie wohnten in einem verschlagartigen, durch einen Vorhang abgetrennten Raum des Durchgangszimmers von der Küche zum geräumigen Speisesaal. Die Speisekammer war stets verschlossen, die Schlüssel in Verwahrung meiner Mutter. „Verrechnen" war ein oft hochnotpeinlicher Vorgang; der Friede der Mahlzeiten durfte mit Rücksicht auf meinen Vater nicht gestört werden, alle Konflikte wurden vorher und nachher ausgetragen.

In einer Versammlung, die die junge sozialdemokratische Partei

Digitized by Google

Ungarns veranstaltete — ich ging zuweilen dorthin, um meinen Freund sprechen zu hören — sprach einmal solch ein armes, enterbtes Geschöpf über seine Not. Es sprach stockend, selbst verwundert über seinen Mut, das getretene Wesen suchte nach einem Ausdruck seiner Qual, viele lachten, manche wurden ernst.

Ich habe erst später begriffen, warum die Dienstbotenfrage, die den Bürgerssohn zuerst das Wesen der Klassenungerechtigkeit lehren sollte, so wenige Rekruten ins Lager des Proletariats hinüberlenkt — und als ich die Ursache erkannte, sah ich zugleich auch die Notwendigkeit des Klassenkampfes ein.

Das Temperament meiner Mutter riß sie, nicht lange nach jener Versammlung, bei Tische hin. Ganz gegen den Brauch kanzelte sie das servierende Mädchen ab. Ich ergriff die Partei des Mädchens, sagte ihr: „Antworten Sie doch! Sie brauchen sich Beleidigungen keineswegs gefallen zu lassen! Sie sind ein Mensch wie wir!"

Als das bestürzte Mädchen zitternd und wortlos hinauslief, da hatte ich es mir mit den Dienstboten ebenso gründlich verdorben, wie mit meinen empörten Eltern. Ich hatte die Heiligkeit des Familientisches beschmutzt! Die Geschwister wuchsen heran, ich war, wenn möglich, in noch verschärfter Weise der Ausgestoßene. Wochenlang saß ich schweigend bei Tische. Wenn ich, mit dem letzten Bissen im Munde, davonging, verbitterte sich die Stimmung bis zur Unerträglichkeit. Jedermann fühlte heraus, ich selbst nicht zuletzt, daß ich den Auftritt nicht so sehr aus Mitgefühl mit dem Mädchen, sondern aus Auflehnung gegen meine Mutter verursacht hatte. —

In Paris begannen die Anarchisten ihre Attentate. Die Propaganda der Tat wurde, mitsamt dem Sozialismus, gegen den in Deutschland der Sturm der Bismarckschen Regierung sich erhoben hatte, wie Jahre zuvor der Nihilismus, das Schreckgespenst des Bürgertums.

Welche Kraft lenkte die Bombenwürfe der Anarchisten? Welche Motive hatte die Symbolik der Folge ihrer Handlungen? Woher stammte dieser ungezügelte, elementare, individuelle Haß gegen die Gesellschaft: aus dem persönlichen Schicksal dessen, der die volle Verantwortung seiner Tat trug oder aus einem System, aus der Kollektivität? Hatte er Organisation, Aktionsplan, kühle Berechnung zur Voraussetzung? Das war unwahrscheinlich.

Die Romantik, die jene Taten in Paris umwitterte, übte auf die Phantasie einen starken Reiz.

Digitized by Google

Ich hatte die Theorie des Marxismus aus Kautskys popularisierender Schrift empfangen, die Schriften Lassalles, seine Reden vor den Arbeitern, Bebels „Frau", Plechanows „Anarchismus und Sozialismus", eine Reihe von Artikeln der „Neuen Zeit", Broschüren: „Der Katechismus des Sozialismus", dann solche von Stern, Mehring, Bernstein und Bracke durchgelesen. Ich las vieles, was mein Freund Bobolo mir empfahl und fand es meinem Denken fremd. Die Kassettengeschichte Lassalles fesselte mich mehr als der überwiegende agitatorische Teil seiner Schriften. Wie ich ein schlechter und unaufmerksamer Leser philosophischer Schriften war, so rebellierte mein Gehirn gegen die Verarbeitung von Systemen und Paragraphen in einer Materie, zu der ich ein rein gefühlsmäßiges Verhältnis hatte. Die direkte explosive Art des Sichrechtschaffens, wie die Anarchisten es ausübten, war mir verwandter, als die langsame Evolution durch den wissenschaftlichen Sozialismus; das Destruktive näher als der langwierige Aufbau mit seinem schwerfälligen Apparat bürgerlicher Reformen, Parlament, Wahlrecht, Gewerkschaftsarbeit. Was meine soziale Revolte bestimmte, war ja eben die Versklavung in den traditionellen Organisationen, die ich schon erlebt hatte: Familie, Schule, Bank. Die Autorität, unter deren Fuchtel Geburt, Kindheit, Jugend, Reife, das ganze Leben sich abzuspielen schien — sie war der Feind. Durch jene theoretischen Schriften, mehr noch aber durch Besuche der Versammlungen, Gespräche mit meinem Freunde, lernte ich auf dem Grunde dieser Autorität die kapitalistische Hörigkeit erkennen, die das Verhältnis, das Familieninteresse, die Dominationssucht der Eltern über die Kinder ebensosehr bestimmte, wie durch die Schule die Erziehung zum gehorsamen Staatsbürger, Steuerzahler, das Festgeschraubtsein in der Klasse, in der man geboren war.

Gerade weil ich mich so schwach, so unfähig fühlte, aus dem Zwang der Autorität herauszuschlüpfen, die Fesseln des Drills, der Versklavung abzuschütteln — gerade darum verlockten jene Pariser Individual-Sozialisten mit so mächtigem Ruf zur Freiheit. Sie waren frei! Sie hatten es nicht nötig, um die Autoritäten, denen der Einzelne so rettungslos verfallen war, zu bekämpfen — sich sofort wieder, oder besser gesagt: zum Überfluß noch, unter das Gebot neuer Autoritäten, der Parteihäuptlinge, der Gewerkschaftsführer, der aufoktroierten politischen Disziplin zu begeben. Was war das für eine Freiheit, für ein Kampf, der von Disziplin zu Disziplin führte? Es schien, als könne die Menschheit gar nicht genug Zwang erdulden, da sie

Digitized by Google

ja, um einer Tyrannei zu entgehen, sich sofort eine neue anschaffte!

Irgendwo hatte ich Diderots Vers:

„La nature n'a fait ni serviteur, ni maître,
Je ne veux ni donner, ni recevoir des lois!"

zitiert gefunden und ich hatte ihn mir aufgeschrieben. Ich kannte kein Wort, das mich hätte tiefer berühren, zu vollerer Zustimmung hinreißen können! Es entsprach dem eigensten intuitiven Gebot, dem primitiven Drange im Menschen, der göttlichen Revolte, die in dem geknechteten Individuum dieser gesellschaftlichen Zusammenhänge latent lebt. Ein „Sesam öffne dich!" waren diese einfachen Worte.

Nicht mehr, so wenig wie möglich mehr gehorchen müssen!

Wie plausibel und suggestiv waren die Taten der Pariser! Sie wiesen auf die Punkte hin, wo der Feind war: die Börse, das Parlament, die Stätten des Luxus, des Amusements. Gewiß werden sie ihre Bomben in die Kirche werfen, in die Verwaltungsgebäude der Justizpflege, der geistigen Versklavung, die Unterrichtsministerien! Sie legten wirklich das Torpedo unter die Arche, wie der alte Revolutionär es verlangte! Stockmann war Anarchist, wie viele seiner Gestalten noch. Raskolnikow, die Helden des Germinal, Moritz Jäger, alle aus künstlerischem Drang entstandene Gestalten, alle aus demselben Drang schaffenden Menschen — meine eigenste Familie!

Eins kam noch dazu: ich vermochte mir rein persönlichen Kontakt und Einvernehmen mit den freien, idealistischen Persönlichkeiten der Pariser Bewegung, Emile Henry, Ravachol, Vaillant, dem ehrwürdigen Reclus, Jean Grave, dem Heiligen, weitaus leichter vorzustellen als mit den Proletariern in den Versammlungen, in denen Bobolo sprach. Ich fühlte gemeinsam mit ihrer Sache und vermeinte mit ihnen durch ein Fluidum der gemeinsamen Revolte verbunden zu sein. Aber auf ewig kam ich, aus der Bourgeoisie stammender, verbitterter Bürgersohn, mir von der großen, anonymen Masse getrennt vor, dieser durch halbbegriffene, falschverstandene Parolen: den Lohnkampf, den sie begriffen, den Freiheitskampf, der über ihren Horizont ging, zusammengetriebenen Masse von Halbbauern — den Kéri bá's, obzwar sie in der Großstadt, in den Fabriken hausten!

(Wird fortgesetzt)

Digitized by Google

HERMANN STEHR

Zu seinem 60. Geburtstag am 16. Februar 1924

von

ARNOLD ZWEIG

I

Nicht mehr als der Versuch einer Ortsbestimmung können diese Sätze werden, bei diesem Anlaß geschrieben und an diesem Orte. Denn die Leser der „Neuen Rundschau" brauchen nur die Bände aufzublättern oder die Hefte, die sich in Jahren und Jahrzehnten gesammelt haben, Jahresringe am Baume der deutschen Moderne, um in ihnen ganz früh das „Letzte Kind" zu finden, den Jahrgang 1904 unvergeßlich skandiert durch den „Begrabenen Gott", andere Hefte durch Novellen („Die Großmutter"), bis schließlich der Bogen dieser Existenz eines großen deutschen Erzählers und einer Zeitschrift vorderhand mit dem „Heiligenhof" und den „Krähen" auf dem Heutigen fußt. Seit dem „Schindelmacher" neun Bücher. Dazwischen vergeht langsam ein Leben. Neun Begegnungen Hermann Stehrs mit dem deutschen Leser. Wie verliefen sie? Er gewann für sich die Besten; solche, denen das Glück der Bücher und die gnadevolle Bezauberung durch erdichtetes Leben vom Wesen her zugänglich und zugeordnet ward; er wurde nicht bemerkt von der wertblinden Masse dieser unheilbar schmökernden Nation, deren kurzsichtige Augen auf allem mit Inbrunst haften bleiben, was sie weg von sich selbst führt, weg vom Deutschen, weg vom Menschen, ins Absurde und Alberne, ins Unmögliche und barbarisch Schlechte, wenn nur so gemacht und erfunden, daß für kurze Weile eine Surrogatwelt zustandekomme, in der die entgleisten Instinkte statt des Schicksals eine geschickte Schiebung, statt mitlebender Menschen kitschige Popanze und statt der Welt ein filmartiges Arrangement schwelgerisch ausschlürfen können. Dickens, Zola, Tolstoi hatten eine Welt von Lesern, und als Februar-März 1899 Kipling in New York auf den Tod darniederlag, riefen in London die Zeitungsboys ihre Ware einzig mit dem Schrei „Latest reports of Rudyard Kipling", gaben die Zeitungen jeden neuen Krankenbericht in Extrablättern, konnte die „New York Sun" bestätigen, es gäbe keinen lebenden Menschen, „für den ein ganzes Gemeinwesen (community), Ärzte, Kaufleute, Rechtsanwälte, Seeleute, Soldaten, Polizisten, Heizer und

Digitized by Google

Liftjungen, Eckensteher und Arbeiter, aller Alter, Größen, Arten und in allen Lebenslagen, persönliche Angst und die Mitbetroffenheit gefühlt haben würden, wie sie in diesem Lande während Rud. Kiplings Krankheit gefühlt worden ist." Dieses Land — Amerika. Keinesfalls Deutschland bei Erkrankungen von Gestaltern ähnlichen Ranges. Das liegt gewiß auch an den Dichtern; zuerst und zuletzt aber in der Gesinnung einer Lesewelt, in deren Gesichtskreis ein Dichter — letzte Beweise Strindberg und Wedekind — erst mit dem Augenblick tritt, wo vom Schornstein der Zeitungen die schwarzen Rauchfahnen der Nekrologe über Land wehn. Möge also Hermann Stehr in diesem Reiche noch langehin so unbekannt bleiben wie ers bis zu diesem seinen Sechzigsten ist: von jedem seiner Bücher ein paar tausend Exemplare — aber in den besten Händen, den gültigen Urteilen, den dankbarsten Herzen.

2

Man trifft auf eine Dichtung von Stehr fast ohne auf sein Wort zu treffen: so sehr dient sein Wort. Ohne jede Selbstherrlichkeit, ohne den Glanz, den es bei anderen Dichtern empfängt, denen das Sagen ebenso lustvoll wie das Gesagte ist, unterwirft es sich jener seiner Funktionen, die „Gestalten" heißt. Stehrs Prosa hat nicht den strömenden oder hämmernden Rhythmus jener lyrisch-musikalischen Poeten, die das zu Gebende mit dem Tonfall von Seiten, Absätzen, Perioden empfangen; sie hat den Rhythmus, der im Ablauf der Geschehnisse liegt, keinen eigenen des Klanges und der Sinne. Denn sein Wort dient, indem es gesehene Gestalt offenbart. Es ist Träger der Phantasie, nicht der Form. Es entnimmt seine Besonderheit nicht einer akustischen Begabung des wortehörenden Ohres, sondern der Gestalt sehenden Einbildungskraft. Von Stehrs Worte, das doch allein den Dichter offenbart, kann also nur gesprochen werden, indem man von seiner Phantasie, seiner Gestaltung, seiner Kunstart spricht; und wo es als besonders, farbig, streng, schlicht gelöst oder gekrampft bemerkt wird, läßt es damit Eigenschaften des Gestalters selbst sehen, nicht des Vortrags; es öffnet sich fortwährend nach ihm hin. Es ist überaus persönlich im Ton, aber ohne eigenen Reiz zu entfalten wie Gottfried Kellers oder Fontanes Ton und Vortrag; und so wird ein persönlicher Stil geboren indem nichts anderes beabsichtigt wird, als das treue und mühevolle Aussprechen gesehen-gehörter Gestalten, Vorgänge, Bewegungen. Stehr spricht eine Welt aus, die

Digitized by Google

durch ihn ins Wort drängt; er hat mit ihr so viel zu tun, sie tritt so ehrfurchtschaffend und großartig in ihn, daß er nichts anderes als ihr Zeuge sein kann. Er erfährt seine Welt wie eine Offenbarung; er spricht wie ein genauer Zeuge. Dies ist die notvollerhabene Haltung jenes einen Typs von großem Epiker, der Wort für Wort mit der Beteuerung bekräftigen kann, so und nicht anders habe er es gesehen. Gesehen, nicht erfunden; erlitten, nicht geformt. Stehrs Wort schon bezeugt, daß dieser Dichter innerlich vom Religiösen herkommt. Und seine Treue geht so weit, daß er Tonfall, Alltagsrede, Dialekt nachbildet, weil so und nicht anders der gemeinte Mensch in ihn eingetreten ist: mit seinem ganzen Alltag erfaßt und mit aller Zufälligkeit der Rede, die unter solchem Aspekt beides rechtfertigt Zufälligkeit und örtlich-landschaftliche Bedingtheit.

3

Seine Phantasie ist, indem sie so das Landschaftlich-Unwesentliche mit in die Gestaltung einbringt, ganz aufs Wesentliche gerichtet. Damit ist sie die Phantasie eines Dichters, der das Herz der Dinge erschließt, und nicht die eines Naturalisten, der ihre Rinde beschreibt. Mit dieser ungestümen und bindenden Richtung aufs Wesentliche hin schließt sie Stehr an die Reihe der anonymen Märchendichter, die große symbolische Gestalten schaffen, indem sie einfach sich und andern zur Freude einen wahren erfundenen Vorgang berichten: den König, den Wolf, den Jüngsten dem alles wohlgerät, die Königstochter, die Stiefmutter. Diese Phantasie sieht das Innere der Menschen unpsychologisch, nämlich wesensmäßig, das Innere der Welt unrealistisch, nämlich märchenrichtig, das Innere der Geschehnisse religiös, nämlich schicksalhaft. Niemals wird diesem Dichter zustoßen, daß er, was der gegenwärtigen Generation ununterbrochen widerfährt, die ethischen Qualitäten der Vorgänge verletzt, das Niederträchtige als großartig, das Alberne als heroisch, das Abnorme als Gefordertes empfindet und vorträgt; stets aber wird er noch das Niederträchtige und Abnorme mit der ganzen ernsten Güte dessen umfassen, der nicht zum Richter bestellt ist, sondern zum Lossprecher durch das Wort. Seine Phantasie hebt aus ihm selbst die Dinge der Welt und geht nicht erst zu ihnen hin; daher ist sie von so makelloser Ursprünglichkeit überall, wo sie sich ins Innere wendet, oder das Äußere, die geschaffene Welt, beseelt. Da sie hier wahrhaftig in ihrem Elemente sich bewegt, im Seelischen

Digitized by Google

nämlich, von innen her Durchleuchteten, schafft sie Menschen, gibt Ereignisse von ihrer zartesten Wurzel an oder hebt eine wogende Atmosphäre über Stücke der Erdrinde, die mit ihren Steinen, Gewächsen und Menschen darauf hin- und herkriechend, wie ausgestochen mit dem Spaten und zum Betrachten unter ein schicksalöffnendes Mikroskop gestellt, dem Auge des Betrachters aufgeschlossen werden. Und immer läßt sie im Geschöpf wie einen trübglimmenden Kern ein Stückchen unsterblicher Sehnsucht nach jener Stelle im Universum aufglühn, in der alle Disharmonien seiner Existenz sich zum Akkord zurechtfinden. Daß dadurch kaum eines von ihnen auch außerhalb des Werks, in dem es lebt, lebendig bleibt, mag sein. Chadschii Murad ist eine Gestalt, deren wir uns erinnern ganz unabhängig von den Situationen, die er im Roman durchlebt und die wir leicht vergessen; Gestalt eines Erzählers, der von außen und oben mehr als von innen her auf sie hinsieht, indem er erzählt. Der „Klumpen" Karl Exner des „Begrabenen Gottes" bleibt lebendig nur gebunden an seine Situationen im Buch; in ihnen allerdings kann er dauernd gegenwärtig sein. Er ist als Gestalt nicht frei, so gut wie keine von Stehrs starken Gestalten ist es — wenn nicht jene Greisin der machtvollen „Großmutter", die vom Kampfe gegen das Leid der Welt Verjüngung und Lebensdauer empfängt. Stehrs Figuren bleiben zu sehr mit ihm verbunden, wir hören es am Ton, mit dem er von ihnen erzählt, und in dem jene Ergriffenheit mitschwingt, die, wenn sie auch nur um einen Schatten zu stark ist, die Gestalten entdeutlicht, weil sie aus dem Epischen herausrücken ohne ins Lyrische hinüberzutreten. Und da Stehr, wo er nicht ergriffen ist, zur Belebung überhaupt nicht kommt, so daß er unlebendig erzählt und unfesselnd, wo er mit Distanz oder Spott erzählen müßte, bleibt die Welt, in der seine Gestalten leben, rechts und links von Gefahr umgrenzt.

4

Er erliegt ihr so selten, weil er ein wirklicher Erzähler ist. Das Epische in seinen Romanen und Novellen gründet nicht in der Überschau, die er über Ereignisse und Menschen hat, sondern in einem märchenerzählenden Instinkt, in seinem wundervollen Wissen um die inneren Gesetze, denen sie von einem bestimmten Anfang zu einem mit ihm gesetzten Ende folgen müssen. Darnach entfaltet er sie und breitet sie hin. Was Erzählen heißt, könnten von ihm viele lernen, die berühmter sind als er ... Der Kern seiner Überlegenheit ist die

Digitized by Google

Gläubigkeit des Dichters. Wer gut erzählen will, muß vor allem selber glauben können, was er andern mitteilen will; es muß ihm widerfahren sein. Stehr ist seine Welt widerfahren, darum kann er sie berichten. Und sie muß ihm so widerfahren sein, daß sie sich ihm aufschließt, nämlich von jenem Punkte her, von dem alles begann. Groß erzählen heißt von Anfang an erzählen; dieser Anfang aber muß auf der Schicksalslinie seines Helden liegen und so, daß von ihm her, wenn die Ereignisse sich entfalten, sie immer neu Aufschluß, Bestätigung und Rechtfertigung erfahren. So erzählt man wesentlich, so erzählt Stehr. Dazu muß der Dichter den immerwachen Sinn für das spezifische Gewicht der Vorgänge besitzen, denen er durchs Wort Gestalt gibt; das Tast- und Taktgefühl für das Kleine und das Große, wovon Tonstärke abhängt, Wortwahl, alles. Wer, um Grausamkeit zu zeichnen, einen Wald von Gekreuzigten oder Gefolterten aufrichten muß, kann ganz leise in den Augenwinkeln des Wissenden spöttischen Blicken begegnen, denn die eigentliche Grausamkeit des Menschen vollzieht sich in einem leisen und banalen Wortwechsel etwa zwischen einem Postdirektor und seinem Sekretär; und einem Menschen, der in ein Zimmer tritt, um eine unbedingt notwendige Gehaltsaufbesserung von seinem Chef zu erlangen, donnert der Herzschlag seines Schicksals in den Ohren. Das erzählen, heißt erzählen; und wozu taugte die ganze Magie des epischen Wortes, wenn nicht zur Aufhellung der Welten, an denen der beschäftigte Mensch vorüberrennt, außer sich und in sich? So erobert der Erzähler Stück für Stück durchhellte Wahrheit aus dem Chaos der Unwissenheit des Beschäftigten über die wahre Welt. Er ist, Stehr ist Träger jenes Erkenntnisorgans, mit dem die Menschheit über sich und die Welt aufgeklärt wird; das Wissen des Menschen erweiternd und damit seine Verbundenheit, seine Güte und sein Erbarmen nicht zuletzt für sich selbst, wirkt er ein zugleich philosophisches und frommes Werk.

5

Sein Mittel dazu: die Form. Sie ist, weil er Künstler ist, sein einziges; weil er nordischer Deutscher ist, eine dumpf-organische, fast irrationale Gegebenheit. Sie folgt aus dem Auftrag, der ihm jeweils von innen her widerfährt, wie eine Fatalität. Er entscheidet über Gelingen und Fehlschlag so, daß zwischen einem Werke und dem folgendem kaum eine Brücke von Gemeinsamkeit bleibt: auf den

Digitized by Google

„Heiligenhof", der ein dauernder deutscher Roman ist, folgt unmittelbar „Die Krähen", zwei Novellen, in denen fast keine bleibende Zeile steht — obwohl Stehr die große epische Form des Romans ebenso zugeordnet ist, wie die engere der Novelle, wovon das „Letzte Kind" zeugt und die „Großmutter". So hat seine Form die innere Notwendigkeit, und wie die des Grases und des Baumes entfaltet sie sich nach Gesetzen, die aber nur seelische sind und nicht auch intellektuelle. Dies ist die Komponente, die ihm fehlt, und an deren Mangel er leidet. Ungeistig aber ist sie damit nicht; im Gegenteil: mit ihr, die ja gebunden ist an Wort, Fantasie und Gestaltung, vergeistigt er, was ihm gelingt. Ihm ist gegeben, sich zu identifizieren, ohne das Zentrum zu verlieren, von dem aus er die Dinge sieht: die Vorbedingung des Künstlers, der Künstler wird, weil er in Formen sieht. Form ist ein wundervolles Problem — für den Denker. Für den Künstler ist sie es ebensosehr oder ebensowenig wie für den Fisch das Schwimmen. Er kann darüber auch reflektieren, kann sein Tun durch Denken verbessern; zuerst und zuletzt aber muß er, um Fisch zu sein, erst einmal schwimmen. Stehr erzählt, auf seine Weise; und seine Form kann das nicht haben, was er nicht hat und seine Welt nicht.

6

Diese Welt aber: was hat sie? Sie hat die ungeheure Entdeckung des Mitmenschen, der sich auf der Erde müht, der Natur, deren ein Teil er ist, und die ihn trägt indem sie über ihn wegsieht. Sie hat für das Zusammentreffen und Nebeneinander der Menschen den Schicksalston. Sie hat für die Not des Menschen und für seine Sehnsucht eine überwältigende Fülle von Nuancen und Verkörperungen. Eine Welt der Bedrängnis, der inneren Fülle, der alle Ventile mangeln; eine Welt des Krampfs und Kampfs von Seelen in Einsamkeit. Eine Dörflerwelt ist es und Gebirglerwelt, nicht dessen Welt, der auf Bergen schweift, sondern dessen Welt, der mit dem Härtesten auf Erden um sein täglich Brot kämpft: mit den Steinen für den Leib und mit den Herzen für die Seele. Das Lastende, das Duldende, das nach außen Passive macht ihre Alltagsluft; Gelassenheit und Heiterkeit sind Seltenheit in ihr. Von der beglückenden Mozartkomponente der Welt fehlt ihr ein voller Strahl; das Gewinnende, das Lustvoll-Schweifende des Südens ist in ihr nicht einmal zu Gaste. Dabei ist sie nicht etwa eine Welt voller „Sünde"; Freiheit der Seele ist in ihr überall, aber nicht die des Lachenden, sondern die dessen, der das

Digitized by Google

Unvollkommene des irdischen Daseins wissend und still an seine Brust zieht. Nur das Leid kennt in ihr einen harten Überschwang, und seine Überwindung durch das herrliche Begreifen. Es ist die Welt eines religiösen Dichters, der wahrhaft religiös und wahrhaft Dichter ist, indem er den Menschen ansieht, vergeistigt und gestaltet; eines deutschen Dichters Welt, der nicht durch die erhaben-intellektuelle Form des Geistes, sondern durch seine allbeseelende und ringende in die Zone der Gestaltung, der Erlösung vom Übel dringt. Diese Welt bringt ihre besonderen Gefahren mit: Stehr erliegt ihnen manchmal, jeder Mensch erliegt den seinen. Sein Wort hat als Gefahr den Biedermannston, der peinlich ist, weil er das Weite beschränkt, seine Phantasie den Kunstmärchenton, der sie verkitscht, sein Vortrag die „Ergriffenheit", die ranzig macht, sein Künstlertum eine gewisse Unterscheidungslosigkeit, seine Form die Formlosigkeit und seine Welt das Eigensinnige des Sektierers. Mit diesen Gefahren kämpfend wächst man, und um so höher, je langsamer man wächst.

7

Der sechzigjährige Stehr ist noch immer durchdrängt von einer Fülle, die ihn jung erhält. Und in der Art, wie Herman Stehr den Deutschen gab, was er bisher zu geben hatte, liegt fast eine Bürgschaft weiterer Gaben und weiteren Wachsens. Er, der viele Irrtümer mit ihnen teilte, all dieses leidvoll-schuldvoll-schuldlose Verwirrtsein vor den Aufgaben des Menschen, dem zugewiesen ist, das Leben auf der Erde ordnend zu durchgeistigen, Leben zu führen und nicht zu erleiden, er ist für sie symbolischer als er weiß und als sie kaum von ferne ahnen. Aber wenn überhaupt von einem sittlich hingebrachten Dasein Macht der Läuterung ausgeht, wird um das Werk von Hermann Stehr eine Aura deutscher Erneuerung wachsen, jener Reinigung durch den Kampf mit den Gewalten der eigenen Seele, die im Schaffen des Dichters sich vollzieht, dem Chaos Ordnung abkämpft nach noch unmißbrauchten Impulsen, die aus dem Religiösen ringend emporgeholt wird, und für die dankbar eine große, verschüttete Nation sich zu diesem Dichter eines Tages ganz gewiß bekennen wird.

Digitized by Google

FERDINAND LASSALLE UND SOPHIE VON HATZFELDT

von

S. SAENGER

I

Lassalle in dem rätselhaften Glanze seines Aufstiegs, in der Sinnlosigkeit seines plötzlichen und vorzeitigen Untergangs, der ihn vor der Erfüllung jäh ins Dunkel reißt, in dem von stärkstem Persönlichkeitsdrang durchsetzten Ringen um einen allgemeingültigen Lebensinhalt, in der Großartigkeit seiner historischen Geste, in der Stärke seiner Denkenergie, aber auch in der Maßlosigkeit seiner egozentrischen Triebe und der Dämonie seines Ichwillens ist noch immer mehr als ein kostbares Einzelschicksal. Er ist von der Geschichte noch immer nicht verschlungen. Ja um sein Leben ist eine Legende erblüht, die ihm immerfort Scharen Neugieriger zuführt und sogar das Riesenwerk Marxens verdunkelt. Wenige noch lesen seine Werke und Schriften. Sein Heraklit ist ein schwer verdauliches literarisches Kuriosum, ein Feuerstrom von Gedanken, der in das Streckbett hegelischer Dialektik gepreßt wird. Sein System der erworbenen Rechte ist zwar eine tiefsinnige Unterkellerung des revolutionären Prinzipes in der Geschichte, aber sicher kein Lockmittel für literarische Feinschmecker oder die politischen Herdentiere. Seine Gerichtsreden, die von juristischem Scharfsinn bersten, sind ohne den hohen schmetternden Klang seiner pathetisch geschwellten Stimme eine erstorbene Welt. Seine Flugschriften und Werbereden sind im einzelnen vielfach inspiriert und verraten den genialen Instinkt des geborenen Politikers, aber sie haben ihr Werk doch getan. Einzeln genommen, sind alle diese Leistungen fern von Vollendung, einige von ihnen sind sogar kaum noch genießbar, nachdem ihr Ideengehalt sich dem Geist der Zeiten ‚einverseelt' hat. Aber ihr Bekenntnischarakter lebt, sie zeigen, wie es in diesem gewaltig brausenden Kopfe aussah. Ein bewußter Nationaldemokrat und Einheitsfanatiker, hat er die deutsche Arbeiterbewegung durch seinen Anhauch in Fluß gebracht. Ein bewußter Aristokrat seinem Distanzgefühl und Lebensstil nach, ist er als Politiker im demokratischen Daseinsstrom untergetaucht und hat er die Idee des Volkstums nach Fichtes Vorbild mit sittlichem Pathos verkündet, aber zugleich von völkischer Verengung

Digitized by Google

befreit und dadurch veredelt. Auf einen Generalnenner gebracht, machen diese Dokumente in Wort und Tat daher doch den Eindruck des Gemußten und wecken die Vorstellung eines unerschöpflichen Kraftzentrums, das irgendwo im verborgenen weiterexistiert und weiterwirkt. Darauf beruht das Legendarische des bloßen Namens. Es ist kein Wunder, daß mit der Entfernung von seiner Zeit das Interesse an ihm wächst. Die Fülle der seither erlittenen Zwergpolitiker nicht nur sondern das intensiver werdende Gefühl, daß weltgeschichtliche und zumal deutsche Aufgaben zum Teil wieder in der Form, wie Lassalle sie schaute und zu verwirklichen träumte, Heutigen und Zukünftigen zufallen könnten, lenkt immer von neuem den Blick zu dem allzu früh Vollendeten zurück.

2

So erklärt sich das gesteigerte Interesse an Lassalles Nachlaßschriften, deren vierten Band soeben Professor Gustav Mayer mit unüberbietbarer Treue herausgegeben hat (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin; 1924). Die mit Marx gewechselten Briefe füllen den dritten Band; sie verdienen eine eingehende Betrachtung, die über schärfste Gegensätze in beider Charakteren, Denkweisen und politischer Grundeinstellung aufklären wird. Er soll besonders betrachtet werden. Der vierte Band bringt endlich den Briefwechsel mit Sophie von Hatzfeld, läßt endlich hellstes Tageslicht auf das so sorgsam behütete Geheimnis dieser Wahlverwandtschaft fallen, über deren Tiefe, Stärke und .. Reinheit wir alle doch bisher keine rechte Vorstellung hatten. Zu Lebzeiten des großen Agitators, und auch später bis fast auf diese Stunde, haben gemeiner Klatsch und die widerlichsten Formen interessierter Verleumdung sein Verhältnis zu der um zwanzig Jahre älteren Frau ins Gemeine und Triviale herabzuzerren gesucht, man vermochte nicht sich vorzustellen, daß andere als erotische Motive, daß mehr als eine rein sinnliche Rauschbenommenheit dem von wissenschaftlichem und politischem Ehrgeiz größten Stiles getriebenen Feuerkopf das Opfer von acht Jugendjahren zugunsten der alternden Frau abgerungen haben konnten. Als der vom Bewußtsein seiner besonderen Mission erfüllte Jüngling die Aristokratin kennen lernte, die im Käfig einer unwürdigen und ihre Frauenehre besudelnden Ehe schmachtete, war Lassalle von seiner gelehrten philosophiegeschichtlichen Arbeit am Heraklit wie besessen. Das Werk, an dessen Vollendung Männer wie Boekh und Alexander

Digitized by Google

von Humboldt lebhaften Anteil nahmen, sollte ihm mit einem Schlage einen Platz in der vordersten Reihe der europäischen Denker erobern helfen, es wartete nur noch der letzten Feile —: da lernt er durch Oberst Graf Keyserling zufällig die noch schöne und interessante Gräfin kennen und tritt freiwillig mit Leib und Seele, mit seinem ungeheuren Energiebesitz, mit dem kettensprengenden Trotz seines Temperamentes, mit dem ganzen Reichtum seines Scharfsinns und seiner Dialektik, ja mit seiner Freiheit und seinem Vermögen in ihren Dienst.

Die Gräfin hatte lange geschwankt; ihre Brüder rieten vom Äußersten ab, um den Skandal zu vermeiden. Immer neue Versprechungen sollten die Ehe mit dem ausschweifenden und sinnlos verschwenderischen Gatten wieder leimen, immer neue Enttäuschungen und Demütigungen jagten aber Sophie, die in der Leidensschule dieses Jammers zur starken Persönlichkeit herangewachsen war und einem seltenen menschlichen Format allmählich entgegenreifte, in eine unerträgliche Unruhe und sie beschloß den endgültigen Kampf. Im Scheidungsprozeß und beim Ringen um ihren jüngsten Sohn Paul — der Majoratserbe und die Tochter waren der Mutter entfremdet und geraubt worden — und die ihr zukommende Rente wurde Lassalle nun ihr Generalbevollmächtigter. Bald teilt er mit seiner Mandantin den gleichen Haushalt. Er organisiert gegen die mächtige und bedenkenlose Gegenpartei, auf deren Seite die einflußreiche Familie, ja der Hof steht, einen richtigen Advokatenbetrieb, in dem die Ausspäher und Geheimagenten nicht fehlen. Er beißt sich durch einen Weichselzopf ineinander verfilzter Prozesse hindurch. Er wandert in die Gefängnisse, versitzt dort die aufregenden Tage der leidenschaftlich ersehnten Revolution und entwickelt sich zu jenem sprühenden und in funkelnder Schlagfertigkeit strahlenden Gerichtsredner, der in der revolutionären vormärzlichen Atmosphäre diesen Fall eines vergewaltigten Einzelschicksales ins Typische einer feudal infizierten Klassenjustiz zu erheben strebt und dadurch den Zusammenhang mit seiner besonderen politischen Aufgabe herstellt. Der Vorgang ist einzig, nicht nur weil er mit Exzentrizitäten überladen ist. Die achtjährige Ablenkung von der graden Linie seiner Berufung ist für Lassalles ganzen Lebensgang bis zum tödlichen Duell um einer minderwertigen Frauensperson willen — Helene von Dönniges — bezeichnend. Als geistreicher aber skandalsüchtiger Abenteurer, als der er, von außen gesehen, in die Geschichte hineinspaziert war, muß Lassalle ganz naturgemäß den

Digitized by Google

meisten Zeitgenossen erschienen sein. Familie und Freunde waren zuerst entsetzt, den bewunderten Genius in die Sackgasse einer so bedenklichen Tagesberühmtheit geraten zu sehen, wenn auch der gütige Vater (dem Ferdinands ganze Liebe gehörte) bald verstand und verzieh. Marx und Engels, die großen Londoner Verbannten, glossierten spöttisch Lassalles Zeit und Kraft fressenden Minnedienst an einer Aristokratin. Das elementare ritterliche Rechtsgefühl, das nachweislich schon im Knaben sich regte, dieses zügellose aber gleichzeitig gehirnlich doch wieder ungemein stark organisierte Temperament bis in die letzten Fibern durchtränkte und das Eintreten für die verfolgte und geschädigte Frau wesentlich motivierte, haben wenige in der ihm zukommenden Bedeutung erkannt. Aber war nur Hingabe an die „Sache" der Gräfin im Spiel? Alle Erfahrung sprach gegen diese Auffassung, Lassalle sagt es selber in einer seiner Gerichtsreden. Nun hellt der Briefwechsel die letzten Rätsel auf.

3

Daß der heißblütige Jüngling die in der Vollreife ihrer Schönheit prangende Aristokratin, als er sie kennen lernte, leidenschaftlich geliebt, daß die begehrenswerte, von ihrem lasterhaften Mann verschmähte und betrogene Frau sein Gemüt und seine Sinne in den Anfängen der Beziehung ganz erfüllt hat, ist nicht mehr zu bezweifeln: Sophie von Hatzfeldt war Lassalles erste und einzige Liebe, das Wort in dem sublimiertesten Sinne genommen. Die naheliegende Vermutung wird in einem späten Briefe (9. September 60) in der Form eines schmucklos registrierenden Bekenntnisses bestätigt. Die Werbung um den Besitz der verehrten Frau verlief glücklos, alle Anzeichen sprechen dafür, daß Lassalle vor Gericht und vor dem Berliner Polizeipräsidenten — der auf Grund allerhöchster Intervention, und um das öffentliche Sittlichkeitsempfinden(!) zu beschwichtigen, dem Freundespaar den gleichzeitigen Aufenthalt in der Hauptstadt nicht bewilligen wollte — die Wahrheit sagte, als er das Bestehen eines erotischen Verhältnisses zwischen ihm und der Gräfin heftig ableugnete. Die Beziehung nahm also gleich von vornherein jene Form geistiger und seelischer Solidarität an, die zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Selbstlose Hingabe bestimmte den Himmelsstürmer, der Bedrängten beizuspringen, ihre Angelegenheit in seine ‚junge aber starke' Hand zu nehmen und für sie zu kämpfen ‚bis zum Tode'; in einer Revolte auf eigene Faust, weil sich ihm in dem Mikrokosmos des

Digitized by Google

besonderen Falles die ganze soziale Misere der Zeit enthüllte. Der bändereiche Briefwechsel ist Beweis für diesen idealistischen Ausgangspunkt des Verhältnisses; der sinnliche Reiz Sophiens war sofort überklungen und in die Sphäre schenkender Freundschaft abgedrängt; ‚amoureuse' Ergüsse wird man vergebens in ihm suchen. Er bestätigt auf das vollkommenste schon Bekanntes, so das erschütternde Testament der Gräfin aus den ersten Prozeßjahren, worin sie über das Heer ihrer Widersacher und Verleumder, sogar über die ihr entzogenen Kinder Verwünschungen schüttet, ihre Liebe aber zwei Menschen zuteilt: ‚Noch einmal segne ich mit der wärmsten mütterlichen Liebe meinen Sohn Paul, ebenso den Herrn Ferdinand Lassalle, der wie der beste Sohn an mir gehandelt hat, und den ich wie meinen Sohn betrachtete'. Diese Gesinnung bildet den Hintergrund der Briefe.

Das heiße stürmische Blut des Mannes tobte sich in allerhand anonymen Gleichgültigkeiten nebenher aus, nur hätte, wie dieser Briefwechsel sehr deutlich macht, eine böse ansteckende aber nicht geheilte Krankheit, die in den letzten Lebensjahren die immer stärker ausbrechende Reizbarkeit Lassalles verschuldete und ein paralytisches Ende verhieß, aus diesem Nebenher später die Hauptsache gemacht ... Doch selbst da, wo sein nach voller ganzer Liebe sich verzehrendes Gemüt Anschluß suchte, wie bei Frau Lina Duncker oder der anmutreichen jungen Russin Sophie Sontzoff, um die er vergebens in Aachen warb, schiebt sich mitten im Bekenntnis von selbst Sophie Hatzfeldt als der unverrückbare Eckpfeiler seines Innenlebens vor. ‚Sie steht vor mir', schreibt Lassalle 1860 an die eifersüchtige Lina Duncker, ‚wie meine eigene Geschichte, meine eigene Entwicklung, mein eigener Charakter. Sie ist mein eigenes noch einmal verkörpertes Ich. Sie ist identisch mit allen Gefahren und allen Triumphen, allen Ängsten und allen schweißtriefenden Arbeiten, allen Leiden, Anstrengungen und Siegesgenüssen, kurz mit allen Emotionen, die meine Seele je durchgemacht hat. Sie ist identisch mit meiner Seele selbst. Was ist Seele? Das in eine Einheit zusammengefaßte Ganze, der Brennpunkt der gesamten Masse von Eindrücken, die man je erfahren. Nun siehst du, das ist sie also mir.' Die Geschichte dieser Seelengemeinschaft: das ist dieser Briefwechsel.

4

In Ruhe und Bequemlichkeit hat sie die beiden nicht gebettet. In Lassalles Adern brauste der Sturm, und Sophie von Hatzfeld hat das Gnadengeschenk solcher Freundschaft und Seelengemeinschaft, die

Digitized by Google

geistig das Letzte hergab und . . . beanspruchte, nicht wie Nektar gegeschlürft. Der Mann war in dieser tragisch gefärbten Intimität genau so herrsch- und eroberungssüchtig wie draußen im Kampf des Lebens. Diese Briefe sind darum kein Bericht von Liebkosungen. Die beiden ringen miteinander, zerren aneinander. Ferdinand klagt an, berichtigt Auffassungen, schulmeistert zuweilen die äußerlich und innerlich beherrschte Frau bis zur Unerträglichkeit, während sie in Haltung und Verkehrston nie ihre Herkunft verleugnete und dadurch schließlich doch das wilde Ungestüm des ungebärdigen Mannes bezähmte. Lassalle war auf Sophiens Sohn Paul eifersüchtig und konnte nicht recht verstehn, daß der Boykott der Klasse, in die sie hineingeboren war, die gräfliche Frau trotz alles durch sie erlittenen Unrechts schmerzen mußte. Der Bruch stand oft vor der Tür. Sie ‚hatte nicht viel davon', wenn er — abwesend — ihr die Zusammengehörigkeit und Unentbehrlichkeit immer wieder brieflich bezeugte, in Wendungen von erschütternder Aufrichtigkeit, die verraten, wie dieser rastlos denkende, planende, wollende Mann sich im Bedürfnis nach menschlicher Wärme und unbedingter Ergebenheit einer seinen Höhenflug miterlebenden Seele verzehrt. Wegen eines gewissen Wilhelm Rüstow, eines früheren preußischen Offiziers, der als unbefriedigter deutscher Demokrat und bürgerlicher Revolutionär zu Garibaldi nach Italien entflohen war und dann in Zürich ein kümmerliches Dasein fristete, trat zeitweilig der Bruch mit Sophie wirklich ein. Sie war zu ihm in Beziehungen getreten, die Huldigungen des noch stattlichen Mannes taten der alternden und kränkelnden Frau wohl, die zur Ergänzung ruhigere Nerven brauchte als Lassalle besaß. Hier liegt übrigens ein sexuelles Phänomen vor. Lassalle war, nach allen Bekundungen seiner Zeitgenossen, auch körperlich, um nicht zu sagen: als Geschlechtstier, ein ungewöhnlich gut geratenes Exemplar seiner Gattung. Anständige Mittelgröße; schlank und feingliedrig; ein in Zucht gehaltener Leib; die Körperhaltung mit reifenden Jahren vom Willen zum Stil und vom Haß gegen plebejische Zappeligkeit beherrscht; endlich das Fluidum des fabelhaft modellierten Kopfes: der Eindruck der sichtbar aus Reih und Glied tretenden Gesamterscheinung auf Frauen muß außerordentlich gewesen sein, vielleicht gar wegen des überbetonten Selbstbewußtseins, das Männer oft erkältete oder abstieß. Im Salon hat Lassalle nachweislich bezaubert, je differenzierter seine Bevölkerung war. Und diesem Mann hat Sophie einen Rüstow vorgezogen. . . . Aber der Bruch blieb Episode. (Über die Einzelheiten und den unmittelbaren

Digitized by Google

Anlaß des Vorgangs begehen auch diese Briefe keine Indiskretionen; Lassalle hat den Verkehr mit dem erfolgreichen Nebenbuhler nicht abgebrochen!) Zu ihrem ‚lieben guten Kinde' entfloh ihr Letztes und Tiefstes. Der Sohn, die Schwester Sophiens, die in Berlin wohnende Gräfin Klara von Nostitz, später dieser deutsche Garibaldianer, eine glücklose, unerlöste, zerquälte Natur, die für den später begangenen Selbstmord prädestiniert schien, — sie konnten das große Erlebnis dieser reinen Freundschaft nicht verdrängen, ja kaum berühren. Im Strome der Vorstellungen und Gefühle war jeder dem anderen der Fixpunkt. Wund gerieben waren sie beide, nicht nur die aus dem gottgewollten Kurs geworfene Frau, sondern auch Lassalle, dem die mit Ehrgeiz überheizte Maschine nicht schnell genug lief, der mit der ‚Wut des Wollens', die vernichtend war, wollte: sie streben doch stets zueinander zurück. Ohne Sophie gab es für ihn keinen wahren Genuß des Herzens, keine wirkliche Befriedigung; sein Verkehr mit anderen Frauen hatte, selbst in seinen höheren Formen, andersartige Funktionen zu erfüllen. Aber es bleibt in ihm der Stachel der Vereinsamung, die Pein des Getrenntseins, wahrscheinlich auch (es finden sich tief vergrabene Andeutungen) die nie verglommene Bitternis des Verschmähtseins als Mann, — vielleicht verschmäht, wer weiß denn? um atavistischer Klassen- und Rassengefühle willen. Diese ekstatische Natur dringt auf Ausschließlichkeit der Zueinandergehörigkeit, sie will den einzigen Menschen, dem sie ganz gut ist, ohne Hintergedanken und Bedingtheiten auch ganz besitzen. Während er von früh bis spät, an die Galeerenketten seiner Arbeit gekettet, die Erkenntniswelt durchstürmt, verschmachtet er nach dieser ausschließlichen erfüllenden erlösenden Liebe: kein Wunder, daß ihn da oft auch Zweifel an Sophiens Freundschaftstreue anfechten. Daher das Leitmotiv dieses Briefwechsels, die Zweifelsklage und, als Echo, das beschwichtigende Treugelöbnis. Als der Gräfin Schwester gestorben war und Worte der Freundschaft die kalt und regungslos Daliegende nicht mehr erreichen konnten, ruft Lassalle Sophien zu: es müsse doch auch einmal der Moment kommen, wo einer von ihnen dem anderen nicht erreichbar sein werde; wie furchtbar werde in dem Überlebenden der Schmerz über jeden Augenblick vermeidbar gewesener Trennung sein. ‚Ich zittere und weine heftig, indem ich diese Worte hinschreibe . . .' Diesem ergreifenden Ansturm erliegt fast die vom Leben zermürbte Frau, die der superlativische Lassalle als Briefschreiberin neben Goethe stellt; sie bittet den Ungestümen immer wieder, ihr gut, freundschaftlich, vor allem nachsichtig zu schreiben

Digitized by Google

und den ihr gebliebenen Kräftevorrat nicht zu überschätzen. Sie gehörte ihm ja, freilich in der für sie physisch eben noch ertragbaren Form. —

Dieser Rahmen umfängt einen nicht nur biographisch reichen Inhalt. Ein ungemein bewegtes Zeitbild entrollt sich, der Geist des wahrhaftigen Lebens quillt ihm aus den Poren. Wer wissen will, wie das Menschliche dieser stärksten politischen Persönlichkeit neben Bismarck beschaffen war, wird zu diesem Nachlaßband greifen müssen.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Pan-Europa im bürgerlichen Geist

Ich habe Coudenhove-Kalergis merkwürdiges Exposé einer „paneuropäischen Union" („Pan-Europa", Verlag Pan-Europa, Wien) gelesen: und ich bin wirklich geradezu erschrocken über soviel psychologische Naivität bei soviel Geist und angesichts so entscheidender völkerpsychologischer Erfahrungen, wie sie der Krieg und die Nachkriegszeit jedem von uns doch aufgedrängt haben mußte.

Mit einer fast suggestiven Kraft, wie magnetisch herbeigezogen, tauchte in mir hinter den Umrissen von Coudenhoves Pan-Europa die Umrisse eines anderen, gegensätzlichen Pan-Europa auf: Clémenceaus Versailler Friedensvertrag, — der doch auch der paneuropäische Entwurf eines Rationalisten war; nur eben: ein höllisches Pan-Europa, während Coudenhoves Pan-Europa aus irgendeinem geometrischen Paradies zu stammen scheint. Beide haben ein Gemeinsames: sie haben keine Erde, sie sind „erdlose" Kalkulationen. Beide Umrisse glitten schattenhaft in mir durcheinander: aber Clémenceaus blieb, Coudenhoves verblaßte. Es war eine höchst anmutige „Überblendung" — wie man diese hübsche Pointe, das Durcheinandergleiten antithetischer Szenenbilder, im Film nennt.

Und Coudenhoves Pan-Europa? Ein Strafverfahren von heute, das nicht strafen, sondern vor allem pädagogisch einwirken will — ohne aber den Indeterminismus, die These von der Willensfreiheit, ohne die es ja überhaupt keinen Strafprozeß gäbe, aufzuheben.

Hier haben wir das Débacle des bürgerlichen politischen Denkens in Reinkultur. Wir sind umringt, überdeckt, erstickt vom massivsten, animalischesten politischen Determinismus in der ganzen nichtbürgerlichen Welt. Marx: das Bewußtsein wird vom wirtschaftlichen Sein, vom Hunger, bestimmt. Der Nationalismus: der Wille wird vom erotischen Sein, von den irrationalen Elementen der Liebe und Leidenschaft bestimmt (bis hinab in die sexuellen Sphären der nationalen Reinzuchtverbände mit ihren adamitischen Freiluftorgien). Dazwischen: wir Bürgerlichen mit unseren dünnen indeterministischen Späßchen, mit unseren Staatsverträgen, maskierten Zivilprozessen und Strafverfahren, die die These vom freien, willensbegabten Menschen ganz primitiv, als ob wir noch nie von einer Physiologie, von einer Psychoanalyse gehört hätten, auf den Staat projizieren: ein tragischer Anthropomorphismus.

Müssen wir also geistig ersticken?

Nein. Wir müssen aus der Klemme — einen Zentralpunkt machen. Den fluktuierenden irrationalen Elementen können wir, aus unseren eigenen Fonds, die rationalen hinzufügen; doch wir dürfen nicht die irrationalen wegnehmen: unser ist die Synthese des ganzen Menschen, des ganzen Staates, der allerdings irrational und unfrei im Tiefsten, doch immer wieder, nach einem mächtigen, geistbiologischen Zwang, die Vernunft gegen den Trieb, die Freiheit gegen die Unfreiheit aus seinem Geistleib aussondert — zu einem unbekannten Ziel.

Wir wollen den Fall Coudenhove ganz präzise definieren: die Politik mit irrationalen Erwägungen fehlt ihm durchaus nicht völlig. Aber Rationales und Irrationales ist nicht organisch ineinander verschränkt, sondern beinahe systematisch geschieden: der aktivistische Kern, Organisation von Pan-Europa und Aufruf zu Pan-Europa, ist mit rationalem Indeterminismus wie gepanzert. Der Rest bleibt

Digitized by Google

außerhalb: die Drohungen und schwarzen Prophezeiungen, wenn Europa sich nicht zu Pan-Europa entschließen sollte, der negative Teil also, ist mit einer richtigen organischen Konsequenz zu Ende gedacht. Wer der genialen Harmonisierung von moralischer Forderung und wirtschaftlichem Naturgesetz, Sein-sollendem und Kommen-müssendem in Marxens internationalistischer Klassenpolitik nachgeht, wird diesen Riß durch Coudenhoves politisches Gewebe doppelt klar sehen, doppelt schmerzlich fühlen.

Über Pan-Europa also bleibt das eigentliche, abschließende, pan-politische Buch noch zu schreiben.

Toposophie

Als bürgerlich-politisch in diesem eben umrissenen edlen Sinn empfinde ich die gleichzeitig so peniblen und präzisen, wie visionären und breitsynthetischen Versuche einer seelischen Organisation von Menschengruppen auf topographischer Basis, die Josef Ponten seit Jahr und Tag unternimmt. Ich sehe hier Ansätze zu nichts Geringerem als zu einer neuen Philosophie, einer Philosophie der Topographie, von ferne anknüpfend etwa an Humboldts „Kosmos" und an George Forster, gegensätzlich zu Hippolyte Taine, der die Landschaft in das Einzelindividuum hineindestilliert: ein wahrhaft deutscher, im besten Sinn deutscher Versuch, die Hierarchie der Menschengruppe ganz eng und schmiegsam um die Erde zu legen, wie die Haut um den Körper.

Dieser Josef Ponten also wendet, in einer neuen Zeitschrift, „Der neue Strom", sein höchst interessantes und produktives Verfahren auf den Rhein und die Gliederung seiner Uferlandschaft an. Der politische Sinn eines solchen Versuches sei mit Pontens eigenen Worten definiert:

„Ein Flußsystem ist eine breite auf die tiefste Linie hin orientierte Organisation eines flachmuscheligen Raumes, die mit dem Staate ihrer Abhängigkeitsbildungen durch Flüsse, Nebenflüsse, Bäche, Rinnen und Rinnsale bis hinauf in die Quellen einen meist sehr großen Landraum einem sinn- und zweckvollen System der Abhängigkeiten der Teile vom Ganzen und der Teile voneinander unterwirft. Nicht nötig, das mit wirtschaftlichen kulturellen sozialen technischen Hinweisen zu beweisen; hier kommt es mir nur auf das Gemütliche an. Das Gemüt wird von einem solchen gewußten oder erahnten logisch-biologischen Zusammenhang ergriffen und antwortet darauf mit einem Gefühle, einer Vorstellung, einem Erlebnis von Einheit."

Ich finde diese Problemstellung in doppelter Hinsicht ganz ausgezeichnet:

Vorerst, da wir eben noch keine bürgerliche Pan-Politik zu unserem Pan-Europa haben, so scheint es mir eine höchst fruchtbare und bemerkenswerte Vorarbeit, mit Hilfe dieses sozusagen topo-sophischen Verfahrens ein paar Landschaften und Landschaftspartikel Europas zu bestimmen, die gewissermaßen schon ihrer geologischen Struktur nach einen natürlichen Quellboden des künftigen Paneuropa bilden. Ein solcher Boden ist Pontens „Rhein". Hören wir, was der Dichter selbst darüber sagt und was niemand schöner und präziser ausdrücken könnte:

„Das ist nun das neue Problem: der Rhein, ein deutscher Fluß, ja: der deutsche Fluß, ist auch ein übernationaler, der übernationale Fluß! Außer ihm gibt es keinen, nicht in Europa, nicht in Außeneuropa, der durch drei so mächtige Staaten wie Schweiz, Deutschland und Holland fließt, einen vierten so bedeutenden wie Frankreich als Anrainer hat und in den eine fünfte Weltmacht wie England so tief hineinreicht, für das Köln ein englischer Umschlagplatz und Binnenhafen werden mag, wie es im Mittelalter

Digitized by Google

schon einmal war. Der Rhein ist ein Sinnbild für die Sendung der Deutschen (die eine der Juden ähnlich sein mag): den Nationalismus zuerst zu überwinden. Der Rhein ist ein Sinnbild für ein neues Europa, ein Übereuropa (das dann hoffentlich ein wirkliches Europa statt des gegenwärtigen Kako-ropa wird, wenn einen bitteren Scherz zu machen hier erlaubt ist), einen Großstaat Europa."

Mit höchster Behutsamkeit geht Ponten zu Werke. Er stellt die These auf: was sich in der Ära des Nationalismus, also heute, zusammengefunden hat, wird wohl für absehbare Zeit nicht auseinanderzulösen sein, auch wenn die Erde unter den Menschen es noch so dringend fordert. Deshalb gibt er Elsaß-Lothringen als Ganzes verloren. Doch, seien wir ein wenig kühner, beileibe nur, weil es sich so schön von Pan-Europa träumt, nicht, weil greifbare Hoffnungen vorhanden wären, — — fügen wir in Pontens Ideengebäude ein Zitat aus einem Leitartikel der „Ere Nouvelle" von Charpentier ein, der die neutrale Rheinrepublik, jedoch unter Einbeziehung eines neutralisierten Elsaß-Lothringen verlangt (ein Opfer, genau so schwer für Frankreich wie für Deutschland): wenn das irgendeinmal diskutabel würde, was hätten wir dann? Den ersten wichtigsten, entscheidendsten Schritt zu Pan-Europa.

Dies zuerst. Doch Pontens Verdienst geht darüber hinaus. Wir kennen Maurice Barrès' blendendes Propagandabuch „Le Génie du Rhin". Ich möchte es, in seinem wichtigsten Teil, eine Art „Dämonologie" des Rheines nennen, wie ja der letzte, ältere Barrès überhaupt im wesentlichen nur noch ein Sprachrohr der Elementargeister war, in deren Stimmen sich die Stimmen der Toten unter der Erde mischen. Diese Elementargeister des Rheines also sollen, nach Barrès, den gallo-keltischen Elementargeistern verwandter sein, als den finstern germanischen. Wir kennen auch die Antwort unseres Ernst Bertram auf dieses Buch: „Der Geist des Rheines und le Génie du Rhin" (bei Cohen-Bonn). Wir kennen, drittens, die merkwürdig haßgetränkte, sich selbst überspannende Ideologie des Wolters-Elzeschen Sammelwerkes: „Der Rhein" (bei Hirth-Breslau). Beide bekämpfen und treffen sich mit Barrès auf derselben Fläche: auf der Fläche der Dämonologie und des Ahnenkults. Beide wachsen — von den geistigen und künstlerischen Qualitäten soll hier nicht gesprochen werden — als richtige Stechpflanzen aus hartem traditionalistischem Boden.

(Insbesondere der starre, forcierte germanische Welt-Erlösungsglaube der Stefan-George-Schüler Wolters und Elze erscheint mir wie ein fast pathologisches Ressentiment gegen die dichterische Vergangenheit ihres Meisters George, dessen Ahnen doch wirklich nicht nur Hölderlin und Goethe, sonden auch Mallarmé und Samain heißen; dasselbe Ressentiment, das wir in des Engländers H. St. Chamberlains deutschen Kriegsbüchern so antipathisch empfanden.)

Allen dreien entgegen — Barrès, Bertram und Wolters-Elze — ruft Ponten in seinem Essay ganz neue Stimmen auf, aus dieser selben Erde, aus der Erde der Rheinufer. Die Stimmen unter der Erde, die Stimmen der Elementargeister und der toten Ahnen mögen feindselig und haßvoll sein — — über ihnen wölbt sich die fruchtbare, sonnenbeschienene Erdoberfläche, und Ponten hat diese Fläche selbst redend gemacht, in der Sprache ihrer tausend Falten und Fältchen und Einbuchtungen und Aufhöhungen: und diese Sprache ist freundlich und sonnig und fruchtbar — es ist die Sprache der Zukunft, des Blühens, der heranwachsenden Generationen

Digitized by Google

— wie jene dort die Sprache der Toten, des Dunkels, der Vergangenheit ist.

Ich wünschte aufrichtig, daß Ponten in seinen Bemühungen fortfahre. Er könnte für das friedliche Zusammensein der Menschen etwas Ähnliches leisten, wie das, was der jüngere Barrès für das isolierte Individuum geleistet hat: er könnte in dem wirren Durcheinander „Europa" noch mehrere verstreute Edelsteine, „psychotherapeutische Stationen" am Wege zu Pan-Europa finden, die sich zu einer leuchtenden Mosaik zusammenfassen ließen. Es wäre das erste wahrhaft organische Buch des kommenden Pan-Europa.

Tochter des Ruhmes

Ich schlage Herrn Ponten als nächste wichtigste Station vor: das Becken der Moldau. Er streift das Thema schon in seinem Rhein-Essay. An der Hand eines kleinen eben erschienenen Buches von dem Prager Literaturhistoriker Arne Novák (auch in deutscher Sprache: Verlag Josef Flesch, Prag) seien diese Linien im großen nachgezeichnet. Das Buch Nováks wird nicht durchwegs verwendet — es ist mehr orientierend als disponierend — sondern zum Teil anhand der Quellen selbst ergänzt.

Das geistige Schicksal der Menschengruppe im Moldaubecken ist, ebenso wie das deutsche, das typische Schicksal eines Volkes, das im Zentrum eines Erdteils liegt.

Wie das deutsche: doch noch intensiver. Die Tschechen waren die weitaus längere Zeit hindurch unterworfen: geistige Wogen von Süd, Ost, West, Nord, die von der deutschen politischen Selbständigkeit doch irgendwie aufgefangen wurden und nachher erst gewissermaßen mit organischer Allmählichkeit in das mineralische Gefüge einsickern durften: sie sind, Woge für Woge, über die wehrlosen Tschechen hinweggeströmt, haben diesen herrlichen, eigenwüchsigen Boden oft für Jahrzehnte lang ganz überschwemmt. Das böhmische Becken ist europäisch-geistesgeschichtlich so etwas wie das passive Spiegelbild zum aktiven Deutschland.

Eine streng italienisch gerichtete Früh- und Hochrenaissance, bestimmt durch den Luxemburger Karl IV., den Freund und Gastgeber Petrarcas und Rienzos, und von dem menschenscheuen, halbirren habsburgischen Italomanen Rudolf II., der seine Burg mit Corregios, Tizians, antiken Gemmen und Münzen, italienischen Architekturstücken, humanistischen Werken, alchymistischen Alraunen und Instrumenten wahllos vollpfropft. Da bricht der nationale Vulkan durch die dünne Rinde: als sich die dumpfen Wolken klären, steigt der strahlende glühende Meteor aus dem Krater, Amos Comenius. Und dieser, zusammenfassend die chemisch-geologischen Einwirkungen der vorhergegangenen Jahrhunderte in seiner geistchemischen Zusammensetzung, dieser tchechische Nationalheros ist schon, wie H. G. Wells feststellt, ein pan-europäischer Faktor ersten Ranges, von Dimensionen, die sich nur an Leibniz messen lassen, keineswegs an den verkleinerten Nachfahren des XVIII. Jahrhunderts. Er fixiert einen absoluten Endpunkt tschechischer Geistesentwicklung, den dieser Geist in seiner Gesamtheit heute noch lange nicht erreicht hat: doch, da er einmal fixiert ist, einmal erreichen muß und wird.

Das Feuer wird erstickt, mit entsetzlichen, echt habsburgischen Löschmitteln. Es folgt ein habsburgisch-spanischer Barock. Dann, mit der Verlegung des habsburgischen Zentralpunktes, ein deutsch-wienerisches Bürger-Rokoko unter Joseph II., doch zugleich die deutsche bürgerliche Humanistik unter Herder und Goethe und die Wiener Volksbühne — und an diesen beiden Punkten setzt die

Digitized by Google

geistige nationale Selbstentwicklung, diesmal friedlicher als vorher, wieder ein: Dobrovsky, Jungmann und Palacky kommen offenkundig durch Herder hindurch, der Vater der tschechischen nationalen Bühne, J. K. Tyl, noch offenkundiger durch Raimund und Nestroy hindurch zu ihrem nationalen Ich. Im XIX. Jahrhundert kreuzen sich noch russisch-panslawistische und – mit der französisch-russischen Allianz – besonders starke französische Strömungen.

Wie ist die heutige Situation?

Die „Tochter des Ruhmes" – dies ist der Titel des nationalen Epos von Kollár, der ersten großen neuzeitlichen Nationaldichtung der Tschechen – sie hat heute viele begabte und zwei geniale Söhne: Bezruc und Brezina. Doch alle sind noch viel zu stark in oppositioneller Luft erwachsen, sie sind – auch Brezina, der allmenschliche Mystiker — produktiv nur im nationalen, nicht im europäischen Sinn. Dies ist aber, an der Geistesgeschichte des Moldaubeckens gemessen, erst nur eine halbe Erweckung. Die ganze bedeutet es erst, wenn das Genie eines Volkes seine ganze Geistesgeschichte, Freud und Leid, in sich aufnimmt, verarbeitet und repräsentiert.

Dann würden die Schranken von selbst fallen. Das wahre Genie der Tschechen wird, seiner tiefsten historischen Bestimmung nach, nichts anderes tun können, als dem erhabenen Geist des Amos Comenius die Hand zu reichen.

Il fascio

Der bekannte Romanist Karl Voßler leitet, in einem, soeben auch in Buchform (bei Hueber, München) erschienenen Vortag über „Das heutige Italien" den Faszismus vor allem von Mazzini her, dem Denker einer europäischen Union mit dem Brennpunkt Rom. Politisch sieht er in dem Faszismus die starke Reaktion auf einen schlaff gewordenen katholischen Liberalismus, der (wenn wir Voßler richtig ergänzen) seine ideologischen Wurzeln einerseits in der Bewegung um Manzoni, andererseits in der demokratisch-sozialen Wendung der Kurial-Politik unter Leo XIII. finden läßt. Das lebenslose Epigonentum, unter Giolitti, ist abbruchsreif; wird abgebrochen.

Aber der Faszismus – das übergeht Voßler leider fast ganz — stammt nicht nur von dort her, sondern bezieht die ideologischen Wässer, die seine Äcker befruchten, ebensogut und vielleicht noch mehr aus den pariser „lateinischen" Sammelbecken, von den Theorien der „Action française", den Büchern der Maurras, Massis, Barrès und Léon Daudet (trotz allen ephemeren politischen Gegensätzen). Die jungen faszistischen Dichter und Literaten zumindest zeigen eine fast in den Wortlaut präzise Parallelität.

Das Programm: „Unione, agione, forza!" und der Weg dazu: Erwecken des sportlichen Geistes, körperliche Ertüchtigung der Jugend, Durchdringung des Schulunterrichtes mit stärkstem nationalem Selbstbewußtsein, Weckung der auf Kampf und Abenteurerlust gerichteten Instinkte: das steht fast wörtlich so auch in Massis' berühmter Schrift „Unsere jungen Männer von heute", ist als pädagogische Quintessenz fast aus jedem Buch von Maurras herauszudestillieren.

Doch der italienische Faszismus scheint allmählich über diese Maße hinauszuwachsen.

In einem sehr interessanten Kapitel seines eben erschienenen Buches „Il fascio" verfolgt Fritz Schotthöfer die Metamorphose des italienischen Faszismus von Landschaft zu Landschaft. In den agrarischen Landschaften ist er eine Kleinbauernbewegung; in den kleinbürgerlichen spielt er zwischen kleinbürgerlicher und sozialpatriotischer Politik; in den Industrieregionen

Digitized by Google

Norditaliens ist er eine, übrigens sehr starke Arbeiterbewegung. „Europe nouvelle" beziffert die Mitgliederzahl aus Arbeiterkreisen mit zwei Millionen; das Organ ist „Lavoro d'Italia". Das sieht allerdings ein wenig anders aus, als die schmale marxistische Theorie, die diesen Faszismus einfach als „Kleinbürgerbewegung" abtut. Woher käme dann die Kleinigkeit von zwei Millionen Proletariern?

Nun: das „wissenschaftliche" System des Marxismus war insofern seit jeher ein höchst subjektives Werkzeug in der Hand seines Urhebers, als es seinem ebenso genialen wie hochmütigen und von sich selbst höchst eingenommenen Erfinder jede Handhabe geboten hat, um tief-menschliche, tief-geistige Gegensätze (Bakunin, Proudhomme) sehr von oben herab und oft ziemlich skrupellos abzutun. Es wird niemals zureichen, um eine ernsthafte ideologische Krise in der Entwicklung der marxistischen Bewegung selbst hinreichend auszudeuten. Ganz gewiß nicht, um zu bemerken, daß hier eine sehr starke lateinisch-sozialistische, antimarxistische Proletarierbewegung, angelehnt an Sorels Syndikalismus, ihre ersten Blüten treibt. Sie statuiert: „Sämtliche Klassen sind notwendig, insofern, als jede von ihnen eine der Aufteilung der Fähigkeiten nach hierarchischer Rangordnung, die für die rationelle Organisation der Arbeit und Produktion unentbehrlich sind, entsprechende Funktion ausübt." (Edmondo Rossonini, „L'Europe Nouvelle".) Sie organisiert den Kampf des Syndikats gegen über- und nebengelagerte Syndikate, durch Teilstreiks, auch durch Waffengewalt, wenn sich jenes hinaufdrängende Syndikat innerlich soweit entwickelt hat, daß es, zum Vorteile der nationalen Produktivität, freien Raum zur Expansion seines Geltungsgebietes braucht; verwirft aber den internationalen Klassenkampf und den politischen, internationalistischen Generalstreik gegen die Nation, der als Sorelsches „Mythos", als dynamische Quelle, als imaginärer Endpunkt einer langen nationalen organischen Entwicklung am fernen Horizonte steht.

Wir sehen: eine ungeheure Wandlungsfähigkeit der faszistischen These. Wohin führt der Weg? Im Dezember 1923 bedarf Mussolini keines Vertrauensvotums; er löst die Kammer auf, und überläßt der ganzen Nation das Urteil über seine Wirksamkeit.

Er laviert? Gewiß, er laviert. Italiens Politik, die äußere wie die innere, laviert fast immer — aus psychologisch-historischen Gründen, die Karl Voßler überzeugend analysiert: Rom ist noch immer der stolze Weltbeherrscher, doch Italien hat seit fast einem Jahrhundert so gut wie niemals wirklich entscheidend auf dem Schlachtfeld gesiegt. Nationaler Stolz und doch ein tief sitzender Zweifel: das ist der seelische Humus für die extreme faszistische Bewegung einerseits, doch andererseits auch für jenes typisch-italienische Schwanken, für jene, manchmal nicht unbedenkliche Über-Elastizität, die Renan, in einem Augenblick nicht ganz berechtigter Bitterkeit, in den etwas groben Satz zusammengefaßt hat: „L'Italie trahira toujours!"

Dies die Schattenseite. Doch heute steht die Sache so, daß ein Mann wie Giovanni Gentile, der hegelianische Denker, der Genosse des milden, europäischen Humanisten Benedetto Croce, im Kabinett das Unterrichtsfach übernommen hat. Der einstweilige Schlußpunkt ist: das Abkommen mit Sowjetrußland — der Faszismus erkennt den Bolschewismus als diplomatischen Partner an!

Paradox, wie? Natürlich ist das Problem damit noch lange nicht erledigt. Aber rein motorisch ist das alles doch sehr interessant: der internationalistische Bolschewismus biegt

Digitized by Google

und schlängelt sich durch die „neue ökonomische Politik" (Nep) hindurch bis zum nationalen Staatskapitalismus; der nationale Faszismus, vom andern Ende der Welt her, biegt und schlängelt sich durch alle Parteischattierungen hindurch bis zur radikal-sozialen Arbeiterbewegung; und von da bis dort gibt es heute schon so etwas wie einen ganz schmalen fußbreiten Steg. Natürlich noch lange nicht der Steg einer endgültigen pax Europaea — — sicher aber der erste gute welthistorische Witz zu diesem Thema!

Gallia omnis est divisa in partes.

Frankreich ist und bleibt das wichtigste Problem.

Der Neoklassizismus, seit Kriegsende die Pariser Kunst und Literatur beherrschend, scheint einen Teil seiner nationalen Stoßkraft eingebüßt zu haben. In „Nouvelles Littéraires", der literarischen vox populi von Paris, taucht, aus Anlaß eines Interview mit Laserre, dem krass-antiromantischen Theoretiker, dem Schüler Maurras' und Seillières, der Schatten einer offenbar sehr starken neoromantischen Bewegung auf, als dessen bedeutendste Männer die jungen Schriftsteller Marcel Bouteron, René Descharmes, Jules Marsan und, als geistiger Mittelpunkt, Henri Girard genannt werden. Nun ist die „Romantik" in Frankreich natürlich noch lange kein Internationalismus, sie kennt sogar unter Umständen sehr scharfe, nationalistische Töne, — man denke an den Victor Hugo nach 1870 — aber ganz bestimmt ist die französische Romantik die im europäischen Sinn weit biegsamere These. Sie beruht nicht auf der strengen, fast hierarchischen Grundformulierung von dem lateinischen als dem einzig aufbauenden Geist, dem Zentralgeist Europas, eindeutig bestimmt zur Hegemonie über Europa; sie weist mildere, gallische und keltische Züge auf; sie erlaubt allergnädigst auch den „romantischen" Schatten eines Rousseau, Victor Hugo, Michelet, ihre humane Stimme zu erheben.

Überhaupt: die „Wälle gegen Osten" scheinen in dieser Saison nicht mehr die große Mode zu sein. Man trägt das nicht mehr; ebenso, wie man den Winter-Ulster dieses Jahr ohne Spange, legère, trägt. Es scheint weiter, daß man das letzte Buch von M. Barrès, „Dante, Pascal et Renan", das Dante als „une des pierres du barrage sacré, qui s'oppose à l'envahissement du germanisme intellectuel" feiert und Renan, mit einem kühnen Saltomortale, von seinem streng nationalistischen Enkel, dem heldenmütigen Psichari, her erklärt, — es scheint, daß man dieses Buch bei allem berechtigten Respekt vor dem großen Toten ein wenig belächelt hat. (Sehr lustig pointiert die „Nouvelle Revue française" bei diesem Anlaß die kleine Verwirrung, die die diesjährige Renan-Feiern gestiftet haben, indem für M. Anatole France der „Renan revanchard" einfach nicht existierte, für M. Poincaré wieder der germanophile Renan, so daß sich der bedauernswerte Tote der staunenden Nation wirklich höchst chamäleonisch-buntscheckig präsentiert hat.)

Die jungen Prosaiker, ein Mac Orlan, ein Morand, sind journalistisch-kosmopolitisch eingestellt, sie sehen, wie Curtius notiert, in Gobineau, dem Vielgereisten, ihren Meister. Gobineau war, dank seiner von Bayreuth apperzipierten arischen Rassentheorie, bisher in Deutschland weitaus bekannter als in Frankreich; sein herrischer, an der italienischen Renaissance geschulter Kosmopolitismus spielt in einen neuen, europäisch-amerikanischen Dichtertypus hinein, der, mit starker, journalistisch gefärbter Gegenwartslust begabt, blutvolle Kerle wie einen John Reed, einen Jack London, einen Wells

Digitized by Google

zutage fördert, ein männlicher Typus, der bei der künftigen Gestaltung Europas ein entscheidendes Wort mitsprechen wird: das Wort eines geistigen Gestalters, das das Europa von morgen (zum erstenmal seit Petrarca) wohl oder übel wird anhören und beachten müssen.

Zu Neujahr wittert die Nase schüchterne Morgenlüftchen: die Aussprache im Elysée, noch stärker unterstrichen in seiner verständigungsfreudigen Tendenz durch den offiziösen Kommentar der Pariser Regierungspresse. Vielleicht sind die Lüftchen längst verflattert, wenn diese Zeilen erscheinen. Doch: wir haben sie gewittert. Wir haben sie auf der Zunge geschmeckt. Man kennt das schöne Sprichwort vom Löwen, „der einmal vom Blute geleckt hat". Er läßt nicht mehr davon. Nun denn: wir haben am Anti-Blute geleckt. Es schmeckt sehr süß. Wir lassen nicht mehr davon.

Willy Haas

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Zwei Sechzigjährige

Am 9. Februar wird Oskar Bie sechzig Jahre. Sein literarisches Bild hat sich zum guten Teil in unserer Zeitschrift geformt, die er fast dreißig Jahre geleitet und in kluger Arbeit zu einer europäischen Revue gesteigert hat. So gilt unser Glückwunsch ihm und uns zugleich: da Dank und herzliche Bejahung seiner Leistung auch Vertrauen und Zukunftsfreudigkeit zu unserer Sache bedeutet; zur Fortführung eines Werks, dessen entscheidende Phase von ihm geformt wurde; zu geistiger Gewissenhaftigkeit und kritischer Führung, deren Bedeutungen um so größer werden, je unsicherer die seelische Haltung und je maßloser die Erschütterungen des europäischen Menschen.

Bies Wesensmitte ist die Musik und ist es in den letzten Jahren immer mehr geworden; nicht nur als Gegenstand des Schriftstellers, sondern auch in tieferem und schicksalhafterem Sinne: als Welt-Wissen und Welt-Erleben, als Dasein, das wie kein anderes Zufälligkeiten und Zeitlichkeiten ausschaltet und aufblüht als heiterer Organismus von eigener Logik und Güte. In Bies Schriften ist dieses Wunder vollbracht: daß sie nicht nur Musik darstellen, sondern selbst in größtem Maße Musik sind. Der unendliche Bereich der Übergänge vom Ich zur Welt, die Farben der Tänze und Klänge und jene letzte metaphysische Sinnhaftigkeit, die Mozart und Beethoven zu Gestaltern in Bezirken macht, in denen das Wort macht- und hilflos ist: dies alles ist unter der leichten Hand dieses Schriftstellers Realität geworden, wie sie zuvor es nicht gab. In seinem Opern-Buch nennt Bie die Musik „unser größtes Glück, aber sie ist kein Glück ohne Reue". Sie besitzt auch die Widersprüche des Lebens, die polaren Spannungen aller Wirklichkeit und das kämpferische Gegenüber von Inhalt und Form. Einmal aber in die Mitte des Lebens gerückt und zur Musik der Welt gesteigert, beherrscht sie das Dasein mit einer Macht, die alle Provinzen erreicht und erkennt. So führt auch Bies Musikalität über die Musik weit hinaus und bezieht Tanz, Malerei, Theater und Dichtung in ihre Herrschaft ein. Nerventum und Instinkt für die Wahrhaftigkeit der Klänge, Rhythmen, Worte sind sichere Erkenntniswerkzeuge. Bie ist nicht grüblerisch, problematisch, abstrakt. Er hat das nicht nötig.

Bie erkennt, indem er sich hingibt. Seine Hingabe ist grenzenlos und optimistisch. Sie ist Glaube an den Menschen und Dankbarkeit für die Kunst, immer erneutes Entzücken über die Tatsache dieser klingenden, singenden, tanzenden Sterne zwischen Erde und Gott. Sie gibt ihm Jugendlichkeit und den Mut des Kampfes für Junge. Sie gibt ihm auch die Meisterlichkeit der Sprache. Bie ist neben Kerr wohl der einzige deutsche Kritiker, der eine dichterische Sprache schreibt, voll Heiterkeit, Anmut und persönlichem Gepräge. Sie ist mozartisch

Digitized by Google

zart, von mildem Schalk, lieber Ironie, bunt, flink, hell, lustvoll und sinnenfreudig und doch wieder nachdenklich: Erkenntnisse formulierend, die nicht der Abstraktion, sondern blühender Körperlichkeit entstammen. Sie ist aber auch frei von Lyrismus und selbst in der Begeisterung nie unkontrollierbarer Überschwang, sondern stets von klarem Blick und großem sachlichen Wissen geführt.

Oskar Bie ist vielen Generationen ein Kritiker von geistigem Werte. Es geht ihm nicht um Doktrinen, doch um die Ehrlichkeit der Überzeugung und die Stärke des Könnens. So bleibt er jung und doch seiner selbst sicher, überzeugungstreu keiner Lehre, aber seiner Religiosität: dem Glauben an die Kunst. Unser Glückwunsch ist Bitte um lange Dauer dieses gütigen Menschentums und Werks und herzliche Dankbarkeit dem immer hilfsbereiten väterlichen Freund.

Auch Samuel Saenger wird am 17. Februar sechzig Jahre. Als Junius-Chroniqueur bestimmt er das politische Gesicht unserer Zeitschrift. Er ist Publizist aus Leidenschaft, kritisch im Instinkt und im Wort, von jenem seltenen Verantwortungsgefühl durchdrungen, das dem deutschen politischen Schriftsteller immer mehr verloren gegangen ist. In den brutalen Machträuschen der Großbourgeoisie, die die Tagespresse fast ausnahmslos sich und ihren Wirtschaftsinteressen dienstbar gemacht hat (soweit sie nicht der feineren, aber noch blinderen Diktatur des Parteibonzentums unterstellt ist), wird die politische Tribüne immer mehr umzäunt und verdunkelt. Und doch ist die publizistische Persönlichkeit, das sachlich überlegene Wort, der freie und wissende Blick gerade in der Republik wichtigste und ernsteste Ausprägung tätigen Geistes. "There are now in this country, we may say, but two modes left in which an individual mind can hope to produce much direct effect upon the minds and destinies of his countrymen generally: as a member of parliament, or an editor of a London newspaper." So schrieb vor etwa sechzig Jahren John Stuart Mill. Heute und in Deutschland ist die Zeitschrift weit mehr Stätte des "individual mind" als das Parlament. Saenger treibt Politik aus der Erkenntnis der großen Situationen und Zusammenhänge, aus klugem Wissen um die formenden Mächte in Staat und Gesellschaft und aus einem Humanismus heraus, der nie leere Beschwörungsformel, sondern stets Wille und kritisches Denken ist. Umfassendes, philosophisch gefestigtes Wissen und künstlerisches Sehen, das die großen geschichtlichen Gewalten ebenso wie die leisen Zartheiten seelischen Lebens umspannt, beherrschen seine Arbeiten, die unseren Lesern ja seit langem vertraut und wertvoll sind.

Dem Mitarbeiter und Freund die herzlichsten Glückwünsche der „Neuen Rundschau".

Rudolf Kayser

Thomas Manns „Felix Krull"

Das „Buch der Kindheit", der erste Abschnitt der „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull", erscheint nun in der Sammlung „Der Falke", ein Vorbote und Versprechen des noch unvollendeten Werkes. Und doch wirkt das Fragment — in seiner anspruchslosen Abbreviatur — über seinen inhaltlichen Kern hinaus bedeutungsvoll. Es ist heute nicht gleichgültig, auf welchem Weg wir — nach seinem jahrelangen Schweigen — den ersten deutschen Romancier zu finden haben. Es ist nicht gleichgültig, in seinem Weltbild eine Wandlung zu entdecken, die unmittelbar sich ins Sprachliche übersetzt und im Stil Ausdruck findet. Thomas Mann, den wir verlassen

Digitized by Google

haben, stand im Begriff, die übersteigerte Subjektivität des Erlebnisses dadurch ins Allgemeingültige und Formhaft-Entpersönlichte zu führen, daß er für jedes Seelische das Symbol der Natur, für das Geistige also das Gleichnis gab („Tod in Venedig"). Diese gleichnishafte Schilderungsart erlaubt seiner Sprache das Zeichnerische, Vollendete, Unüberbietbar-Gewählte, jene höchste Kultur, die man fälschlich als klassizistisch mißverstand, während sie in Wahrheit Ausdruck dieser seltsamen schöpferischen Absicht ist: das höchstpersönliche psychologische Detail durch das Objektiv-Anschauliche zu symbolisieren, ohne aber der Nervigkeit und Subjektivität dadurch an Echtheit und Frische etwas zu rauben.

Der „Felix Krull", wie er uns vorliegt, beweist, daß der Dichter diesen Weg, auf dem er sich selbst mit dem Höhepunkt des „Tod in Venedig" zugleich den Endpunkt dieser Gestaltungsmöglichkeit gesetzt hat, nicht mit einer Wiederaufnahme dieser Form fortsetzt!

Im „Felix Krull" ist die problematische Einstellung echt Thomas Mann geblieben, in diesem Kindheitsbüchlein vielleicht in seiner inhaltlichen Weite noch ein wenig abgeschwächt. Aber hier ist unmittelbar, aus dem Verhältnis der Dinge selbst, die Objektivität gefunden worden; hier ist das Weltbild aufgelöst in einen Parallelismus der Spannungen, die nur, aus dem Material geholt, diesen Naturen, Personen, Figuren eignen. Gerade die Ich-Erzählung erhöht die Köstlichkeit des Reizes: nicht mehr den Dichter, sondern das Weltbild selbst ausgebreitet zu finden. Die Einfälle, oft an der Grenze des Flüssig-Witzigen, Burlesken und Übermütigen, tragen ihre Ironie in sich; wenn in den „Buddenbrocks" der Dichter ironisierend das Leben spiegelte, so gibt er es hier selbst, in seiner Totalität — als Ironie. So wird dies Büchlein ein bedeutsames Dokument und über die Fülle seines inhaltlichen Reichtums hinaus ein Versprechen des Werkes und ein Auftakt für den „Zauberberg"-Roman — (dessen Erscheinen wir nunmehr begründet erwarten dürfen).

Otto Zarek

Lichtwarks Reisebriefe*

Man ist oft versucht, Lichtwark etwas abzubitten, weil man ihn früher unterschätzt zu haben glaubt. Seine Heimaterei langweilte uns. In der Jugend will man etwas anderes. Und seine ganze organisierte Art von Kunstbetrachtung ging uns gegen die Haare. Liest man nachher seine Äußerungen zu Fragen der Kunst, bestätigen hundert Einzelheiten das ungemein Bedingte seiner künstlerischen Möglichkeiten. Seine Urteile haben fast immer eine kompakte Majorität hinter sich und bewegen sich in bürgerliche Niederungen. Ein Schulmeister mit englischer Bügelfalte. Das Hanseatische gerbte die Ledernheit, sorgte für kernige Form. Über den Inhalt des Kunstdirektors ist nicht viel zu sagen. Er hat die wichtigsten Dinge unserer Zeit übersehen und belanglose wichtig genommen.

Trotzdem hat man ihm unrecht getan und gedenkt heute seiner mit Beschämung. Er wächst bei dem gegenwärtigen Niveau der Menschheit zu einem Halbgott. Das Berufsmäßige bleibt auch heute mehr als bescheiden, dagegen gewinnt der Nutzen, den er seiner Gemeinde brachte, die Wirkung des Menschen in dem Kunstdirektor, den Nimbus einer Trophäe aus vergangenen Tagen der Blüte. In dem Organismus, der uns ärgerte, erkennt man noch etwas anderes außer der

* herausgegeben von Gustav Pauli, Verlag Georg Westermann, Hamburg.

Digitized by Google

Stütze des erfolgreichen Funktionärs. Den Apparat umgaben Regungen, die der Spezialisierung widerstanden und einen Menschen mit Lebenstüchtigkeit und Freude am Leben frei ließen. Der Mangel an hervortretenden Einzelheiten ergibt sich als Vorzug. Ein runder ausgeglichener Mensch steht vor uns. Neben dem Macher, der mit Umsicht seinen Pflichten nachkam, wirkte eine noch lebendigere Energie, die sich auf das Werden richtete und die Erscheinung betrachtete, ohne zu fragen, ob sie Kunst war oder nicht.

Der Kunstmann fiel auf Ordnungen bedenklicher Art. Sein Prinzip, die reichste Stadt Deutschlands mit Werken kleiner Eingeborener abzufinden, war verfehlt. Für Runge und Oldach hätte er Rembrandt und Tintoretto haben können. Hamburg besaß die Mittel, eine Galerie von Meisterwerken universellen Ranges zu erwerben, und diese hätte nicht schlechter zum Stil der Handelsstadt gepaßt als die Hamburger Maler-Schule. Hier war Platz für einen Bode. Und es hätte, wenn man moderner sein wollte, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gekostet, dem fruchtbaren Wirken Tschudis eine Parallele zu schaffen, die nicht nur für Hamburg, sondern für Europa wesentlich geworden wäre. Das wurde verpaßt. Gelegenheiten von denkbar günstiger Konstellation blieben ungenutzt. Nur der Mensch verpaßte sich nicht. Man spürt das Versäumnis nicht als Schranke eines Toren oder als die Fessel kümmerlicher Armut. Er hatte seine Idee, und mochte sie klein oder groß sein, er wirkte bedeutend mit ihr und blieb lebendig. In dem einmal gewählten Kreis machte er seine Sache vorbildlich. Es lag Selbstzucht in der Beschränkung der Peripherie. Größere Ausdehnung des Feldes hätte ihn genötigt, sich Kompetenzen anzumaßen, die ihm entgingen, und die unausbleibliche Anlehnung an besser gerüstete Kollegen wäre mit Trübung seiner Verantwortung verbunden gewesen. Das lag ihm nicht. Er mußte jeden Zoll seines Wirkens selbst erleben und erwirkte für die Gesittung seines Kreises mehr als hundert Eklektiker, denen jede Nuance der Kunst vertraut ist. Er brachte nicht nur Bilder in sein Museum, sondern das Bild, ein Ganzes, in dessen Mitte er stand.

Die Briefe dieses regsamen Reisenden, der nie die nordische Nüchternheit verliert, aber sie nur zu benutzen scheint, um sich für seine Freuden stets bei gleicher Frische zu halten, sind eine willkommene Gabe. Ein noch größeres Vergnügen bereitet die Vorrede Paulis. Er hat mit der sehr eingehenden Arbeit seinem Vorgänger in der Kunsthalle ein schönes Denkmal gesetzt. Solche Prosa findet sich nicht oft bei uns, am wenigsten bei solchen Gelegenheiten. Pauli erreicht den Takt und die Würde, die einst die Antrittsreden der französischen Akademiker auszeichneten, und ersetzt das Pathos des gesprochenen Wortes durch strengere Sachlichkeit. Zu der Kameradschaft des Berufs tritt die Verwandtschaft der Hanseaten. Die doppelte Verpflichtung wird klassisch erfüllt und Lichtwarks Persönlichkeit restlos erschöpft. Dazu gehört die diskrete Andeutung der Beziehungen zur Umwelt, die sich keineswegs auf das Kunstgebiet beschränken. Sie sind besonders geeignet, die Lücke, die Lichtwark gelassen hat, deutlich zu machen.

Julius Meier-Graefe

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

APR 9 1924

DRITTES HEFT MÄRZ 1924

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

930

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Thomas Mann, Okkulte Erlebnisse
Franz Werfel, Claudio Monteverdi (Novelle)
Hermann Hesse, Psychologia Balnearia III
Gustave Flaubert, Unveröffentlichte Briefe an Louise Colet
Arthur Holitscher, Verdüsterte Stadt — Stadt im Licht
August Müller, Geldschleier und Wirtschaftsbild
Junius, Politische Chronik
Willy Haas, Europäische Rundschau

S. FISCHER / VERLAG A.-G.
Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Monatlich erscheint ein Heft.

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten.

Für unverlangte Manuskripte u. Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.

Jedes Heft
kann durch eine Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden.

Preis des Heftes Goldmark 2.—, für das Ausland Schweizer Franken 2.50, umgerechnet in die Währung des betreffenden Landes nach dem jeweils gültigen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.

Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

DIE WERKE VON

ARTHUR HOLITSCHER

DER VERGIFTETE BRUNNEN
Roman / Geheftet Gm. 3.—

DER GOLEM
Ghettolegende / Geheftet Gm. 2.—

AMERIKA HEUTE UND MORGEN
Reiseerlebnisse
14. Auflage / Mit 63 Abbildungen
Geheftet Gm. 6.—, in Halbleinen Gm. 8.—

BRUDER WURM
6. Auflage / Geh. Gm. 1.—, geb. Gm. 1.80

SCHLAFWANDLER
Erzählung / Steif geheftet Gm. —.80

DREI MONATE
IN SOWJET-RUSSLAND
15. Auflage / Geh. Gm. 2.—, geb. Gm. 3.50

AN DIE SCHÖNHEIT
Trauerspiel / Geheftet Gm 2.—

DAS SENTIMENTALE ABENTEUER
Novelle / Geh. Gm. 2.—, geb. Gm. 3.—

WORAUF WARTEST DU?
Roman / Geh. Gm. 2.—, geb. Gm. 3.—

GESCHICHTEN AUS ZWEI WELTEN
2. Aufl. / Geh. Gm. 2.—, geb. Gm. 3.—

ADELA BOURKES BEGEGNUNG
Roman / 5. Auflage
Geheftet Gm. 4.—, gebunden Gm. 5.50

REISE DURCH
DAS JÜDISCHE PALÄSTINA
10. Aufl. / Mit 15 Abbildungen und einer Karte
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.50

1 *Goldmark* = 10/42 *Dollar*

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

OKKULTE ERLEBNISSE

von

THOMAS MANN

Während die Welt voll ist von Problemen, durch deren Erörterung der Schriftsteller oder Redner sich vielleicht ein öffentliches Verdienst erwerben könnte; geistigen, künstlerischen, sittlichen, gesellschaftlichen Problemen, deren Würde und Wichtigkeit demjenigen zugute kommt, der sie behandelt, — unterstehe ich mich, vor Sie zu treten mit einem Thema, das ich selbst gar nicht umhin kann, als schrullenhaft, abwegig, gewissermaßen ehrlos zu empfinden, und durch dessen Wahl ich zweifellos das geringschätzige Befremden der meisten von Ihnen errege. Aber wählt man sein Thema? Nein, man schreibt und redet von dem, was einem auf den Nägeln brennt — von nichts anderem, möge das andere auch würdigste Wichtigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen, das aber, was einem den Sinn gefangen hält, reiner Unfug sein. Und mir nun ist das ehrsame Konzept verdorben durch Eindrücke so intrikater Natur; ich bin in Verwirrung gesetzt durch persönliche Erfahrungen und Beobachtungen, die zugleich in dem Grade läppisch und in dem Grade unerklärlich sind (wenn es Grade der Unerklärlichkeit gibt), daß ich nicht darüber hinweg komme, daß ich mich für die Beschäftigung mit den lauteren, der Sphäre gesunder, wenn auch verfeinerter Menschenvernunft angehörigen Themen, mit denen ich so viel mehr Ehre einlegen könnte, für den Augenblick wenigstens verdorben finde. Ich sage „verdorben", denn es ist wirklich und deutlich eine Art von Verderbnis, die ausgeht von der Welt, die mir im Sinne liegt, dem wahrscheinlich nicht tiefen, aber untergründigen, trüben und vexatorischen Lebensgebiet, mit dem ich mich leichtsinnigerweise in Berührung gesetzt: eine Verführung fort von dem, was mir obliegt, zu Dingen, die mich nichts angehen sollten, die aber gleichwohl auf meine Phantasie und auf meinen Intellekt einen so scharfen, fuselartigen Reiz ausüben (fuselartig im Vergleich mit dem Wein des Geistes und der Gesittung), daß ich wohl verstehe, wie man ihnen

Digitized by Google

lasterhafterweise verfallen und über einer monomanischen, närrisch-müßigen Vertiefung in sie der sittlichen Oberwelt auf immer verloren gehen kann.

Es ist nicht anders: ich bin den Okkultisten in die Hände gefallen. Nicht gerade den Spiritisten — obgleich sich, wie ich glaube, auch solche in der Gesellschaft befanden, an welcher ich neulich teilnahm. Immerhin muß man da unterscheiden. Die spiritistische Lehrmeinung ist nicht nur nicht obligatorisch in der an Zahl nachgerade gar nicht mehr so geringen internationalen Gelehrtengemeinde, deren Mitglieder sich Okkultisten nennen, weil sie dem Studium von Phänomenen ergeben sind, die — vorläufig — mit den Gesetzen der uns bekannten Naturordnung in Widerspruch zu stehen scheinen, sondern jene Art, gewisse Rätsel zu „erklären", die Geistertheorie also, wird von vielen dieser Forscher sogar mit der Geste wissenschaftlicher Solidität und Strenge abgelehnt, obgleich, wie man hinzufügen muß, das Mittel, dessen sie sich zur Erzeugung der okkulten Vorgänge bedienen, die supranormale oder jedenfalls anormale Veranlagung gewisser, menschlich und geistig übrigens in der Regel durchaus nicht besonders hochstehender Personen — obgleich, sage ich, dieses Mittel, der Somnambulismus der sogenannten Medien, jeden Augenblick ins Transzendente und Metaphysische hinüberspielt. Aber Metaphysik ist natürlich nicht Spiritismus und namentlich: dieser ist nicht jenes. Das ist ein Niveau-Unterschied solchen Grades, daß er zum wesentlichen Unterschiede wird, und nichts ist begreiflicher, als daß philosophische Metaphysik sich den Spiritismus vom Leibe zu halten trachtet. In der Tat ist Spiritismus, der Glaube an Geister, Gespenster, Revenants, spukende „Intelligenzen", mit denen man sich in Beziehung setzt, indem man eine Tischplatte anredet, und zwar nur, um die größten Dummheiten zur Antwort zu erhalten — in der Tat also ist Spiritimus eine Art von Gesindestubenmetaphysik, ein Köhlerglaube, der weder den Gedanken idealistischer Spekulation gewachsen, noch des metaphysischen Gefühlsrausches im entferntesten fähig ist. Ein Meisterwerk des metaphysischen Gedankens ist „Die Welt als Wille und Vorstellung". Das klassische Opus metaphysicum der Kunst besitzen wir in Wagners „Tristan und Isolde". Man braucht an so hohe Intuitionen nur zu erinnern, um die ganze klägliche Unwürde dessen begreifen zu lassen, was sich Spiritismus nennt und was nicht sowohl Metaphysik als eine Sonntagnachmittagszerstreuung für Köchinnen ist.

Digitized by Google

Ist aber Menschenwürde ein Wahrheitskriterium? In gewissem Sinne: ja. Einen Mann, dessen Tun und Trachten sich an der Grenze des okkulten Gebietes bewegt, Herrn Krall aus Elberfeld, bekannt durch seine Zöglinge, die „rechnenden Pferde", hörte ich sagen: „Wenn es Geister gibt, so hat man allen Grund, sich ein recht langes Leben zu wünschen, denn abgeschmackter, kindischer, ratloser, verworrener und erbärmlicher könnte nichts sein, als die Existenzform dieser Wesen, ihren angeblichen Manifestationen nach zu urteilen." Das erinnert an die berühmte Äußerung, die der Schatten des Achill am kimmerischen Strande, anläßlich der spiritistischen Séance des Odysseus, tut. „Nichtig und sinnlos" nennt der Pelide das Dasein der Verstorbenen, und der heidnische Sinn mag immerhin solche Vorstellungen vom Leben nach dem Tode hegen, ohne zugleich an diesem Leben als Wahrheit, Glaubenssatz, Tatsache irre zu werden. Dagegen wird der christlich geborene Menschengeist sich schwer entschließen, ein Jenseits anzunehmen, in dem es blöder, nichtsnutziger und armseliger zuginge, als auf der uns bekannten Ebene; und wenn, wie es ja nicht selten begegnet, eine „Intelligenz" sich vermittelst des Tisches als der Geist des Aristoteles oder Napoleon Bonapartes in menschliche Gesellschaft einführt, die Verlogenheit dieser Behauptung aber durch hundert Albernheiten, Bildungsschnitzer und offenbar hochstaplerische Flausen belegt: dann genügen Geschmacksgründe, um das Urteil zu rechtfertigen, sie sei nicht nur nicht Aristoteles oder Napoleon, sondern sie sei überhaupt nicht, sie tue nur so, als ob sie wäre, und ein Eingehen auf solches Getue sei unter aller humanen Würde.

Das alles wäre nun schön und gut, wenn nicht immer ein Zweifel bliebe, ob dem Begriff der Würde und des guten Geschmacks ausschlaggebende Rechte zukommen, dort, wo es sich um Wissenschaft, um die Erforschung der Wahrheit, also um jenen Prozeß handelt, in dem die Natur durch den Menschen sich selbst ergründet. Würde gibt es nur in der Sphäre des reinen Geistes, zu dessen Provinzen die Metaphysik im Sinne erkenntnistheoretisch-transzendenter Spekulation gehört; wenn aber Metaphysik empirisch wird, wenn sie sich herbeiläßt, oder die Verpflichtung zu fühlen beginnt, oder der Verführung unterliegt, dem Weltgeheimnis experimentell auf die Spur zu kommen — und das tut sie im Okkultismus, da dieser nichts ist als empirisch-experimentelle Metaphysik — so darf sie nicht darauf rechnen, ihre Hände rein zu halten, ihrer Haltung Würde zu wahren, außer derjenigen, die ehrlichem Wahrheitsdienst unter allen Umständen

Digitized by Google

gewahrt bleibt; sie muß sich vielmehr darauf gefaßt machen, es mit viel Schmutz und Narretei zu tun zu bekommen. Denn im Mediumismus und Somnambulismus, der Quelle der okkulten Phänomene, mischt sich das Geheimnis des organischen Lebens mit den übersinnlichen Geheimnissen, und diese Mischung ist trüb. Hier nämlich handelt es sich nicht länger um Geist, Niveau, Geschmack, um nichts in Kühnheit Schönes; hier ist Natur im Spiel, und das ist ein unreines, skurriles, boshaftes und dämonisch-zweideutiges Element, gegen welches der Mensch, geistesstolz, emanzipatorisch-gegennatürlich gesinnt seinem Wesen nach, sich vornehm zu verhalten liebt, indem er seine spezifische Würde darin sucht, zu vergessen, daß er ein Kind der Natur so gut wie ein Sohn des Geistes bleibt. Gleichwohl hieße es der Naturforschung, dem Wissen um die Natur überhaupt auf mittelalterlich-hierarchische Art jede menschliche Würde und Wichtigkeit absprechen, wollte man es der Metaphysik aus humanen Gründen ernstlich verwehren, experimentell zu werden, das heißt also Okkultismus zu treiben. Als ob nicht die exakte Naturwissenschaft selbst an einem Punkt hielte, wo ihre Begegnung mit der Metaphysik unvermeidlich wird! Die Tatsache, daß ich von der Lehre des berühmten Herrn Einstein sehr wenig weiß und verstehe (außer etwa, daß dennoch die Dinge eine „vierte Dimension" besitzen, nämlich die der Zeit) hindert mich so wenig wie jeden anderen intelligenten Laien, zu bemerken, daß in dieser Lehre die Grenze zwischen mathematischer Physik und Metaphysik fließend geworden ist. Ist es noch „Physik", oder was ist es eigentlich, wenn man sagt (und man sagt heute so!), die Materie sei zuletzt und zuinnerst nicht materiell, sie sei nur eine Erscheinungsform der Energie, und ihre „kleinsten" Teile, die aber bereits weder klein noch groß sind, seien zwar von zeiträumlichen Kraftfeldern umgeben, aber sie selbst seien zeit- und raumlos?

Genug der Theorie! Kommen wir zu meinen Erlebnissen... Sie haben zur Voraussetzung die Bekanntschaft mit einem Mann, über den die Meinungen noch vor kurzem so gründlich auseinandergingen, daß die einen ihn für einen Scharlatan und betrogenen Betrüger erklärten, die anderen ihn als charakter- und verdienstvollen Forscher und Mit-Initiator einer neuen Wissenschaft ehrten. Er heißt Dr. Albert Freiherr von Schrenck-Notzing. Praktischer Arzt von Hause aus, Spezialist für Nervenkrankheiten, Sexual-Patholog, gelangte er früh, schon vor mehr als dreißig Jahren, auf dem Weg über den Hypnotismus und Somnambulismus zu okkulten Studien,

Digitized by Google

und es scheint, daß er eine Zeitlang dem Spiritismus zugeneigt gewesen ist, während er heute diese Theorie von der Hand weist und zur Erklärung all der Unerklärlichkeiten, die er hervorruft und beobachtet, sich auf unbekannte, aber allmählich zu erkennende Naturkräfte bezieht.

Das Erscheinen seines Buches „Materialisations-Phänomene", ein paar Jahre vor dem Kriege, rief einen voll ausgewachsenen öffentlichen Skandal hervor. Aus der offiziellen Gelehrtenwelt hagelte es Proteste gegen soviel Verirrung, Leichtgläubigkeit, Dilettantismus und Schwindel. Das Publikum, soweit es von der Sache erfuhr, hielt sich den Bauch vor Lachen. Und wirklich, das Buch stellte unseren Ernst auf harte Proben, sowohl durch seinen Text wie durch seine Bilderbeigaben, Photographien, die grotesk, phantastisch und albern anmuteten. Es fehlte nicht an Nachweisen, daß Dr. von Schrenck betrogen worden sei, — was wahrscheinlich mehr als einmal wirklich der Fall gewesen war. Denn das Unglück will, daß die mediale Veranlagung, so echt sie sei, nicht nur nichts gegen schlechte Charaktereigenschaften beweist, sondern, wie es scheint, den Hang zur Mystifikation und die Fertigkeit darin geradezu begünstigt. Jedenfalls sah es Jahre lang aus, als sei Schrenck-Notzing als Gelehrter rettungslos kompromittiert.

Die Jahre gingen. Der Krieg kam und mit ihm kamen unerträumte Umwälzungen und Abenteuer. Der zweite Band der „Materialisations-Phänomene" fand eine vollständig veränderte Atmosphäre vor. Nicht, daß sein Inhalt weniger toll wäre, als der des ersten, oder auch, daß die offizielle Wissenschaft, die Presse, das Publikum, ihm einen geneigteren Empfang bereitet hätten. An Spott und Schimpf war auch diesmal kein Mangel. Aber es scheint, als sei beides weniger kraftvoll, von nicht ganz so behäbiger Zuversicht getragen, wie ehemals, und nicht ohne einen Einschlag von Resignation, von fatalistischem Gewährenlassen. Man hat soviel Ungeahntes hinnehmen, so krasse Dinge über sich ergehen lassen müssen, daß der Entrüstung, die auch jetzt noch aufzubringen man sich bemühte, der rechte Schwung gebrach, ja, daß ihr eine unverkennbare Neigung zum Paktieren beigemischt war.

Ganz ähnlich wie in der Politik gibt es im Verhalten der Wissenschaft zum Okkultismus ein „Rechts" und ein „Links", eine starr konservative und eine radikal-umstürzlerische Gesinnung und Willensmeinung — nebst zahlreichen Übergängen und Abschattungen zwischen den Extremen des verstockten Ableugnens aller rational

Digitized by Google

unerklärlichen, aber immer wieder gemeldeten und verbürgten Erscheinungen, wie Telepathie, Wahrtraum und Zweites Gesicht, und andererseits einer fanatisch-kritiklosen Leichtgläubigkeit die weniger auf gefaßter Ehrfurcht vor dem Geheimnis, als auf inhumaner Gehässigkeit gegen Vernunft und Wissenschaft beruht. Immerhin hat hier, wie am Ende auch in der Politik, die intransigent konservative Haltung ihr gutes Recht für sich, denn zwischen Rechts und Links liegt eine schiefe Ebene, auf der man gar leicht ins Gleiten gerät, und einen einzigen okkulten Fall auch nur als wahr unterstellen heißt seinen kleinen Finger einem Teufel reichen, der fast unfehlbar in der Folge die ganze Hand und den ganzen Mann nimmt. Principiis obsta! Und dennoch ist unverkennbar, daß heute ein gefährlicher Liberalismus im Lager der orthodoxen Wissenschaft Deutschlands einzureissen beginnt — Deutschlands, das bisher als Hochburg des Konservatismus in dieser Hinsicht betrachtet werden durfte. Im Auslande, in England, in Frankreich, war die Nachgiebigkeit längst ohne Frage größer, häufiger gewesen — ich will nicht von Amerika reden, wo unnötig viel Humbug sich den okkulten Studien beigemischt zu haben scheint. Es verfehlte vielleicht nicht ganz seinen Eindruck bei uns, daß Schrenck-Notzings „Materialisations-Phänomene" ins Englische übersetzt wurden; daß die „Society for psychical Research" vor zwei Jahren das Medium, mit dem er früher hauptsächlich experimentiert hatte, eine Person namens Eva C., nach London kommen ließ und einen sehr ernsthaften Bericht über die Sitzungen mit ihr veröffentlichte; daß französische Gelehrte, wie Richet, Flammarion, Gustave Geley, Dr. Bourbon u. a. ihn in seinen Gewagtheiten unterstützten, seine Versuche nachprüften, seine Ergebnisse bestätigten. Kurzum, eine leichte Erschütterung, eine gewisse Demoralisation unserer konservativen, unserer „skeptischen" Phalanx ist ohne Zweifel zu verzeichnen. Es gibt Verräter, heimliche Verräter, bevor sie zu öffentlichen werden. Es gibt Universitätsprofessoren, und zwar keineswegs nur Philosophen und Psychologen, sondern Naturwissenschaftler, Physiker, Physiologen und Ärzte, die, aus der mangelhaften Münchner Straßenbeleuchtung einen überläuferischen Nutzen ziehend, vermummt und verstohlen sich zu den abendlichen Sitzungen des Herrn von Schrenck schleichen, um zu sehen, was ihnen nicht frommt. Denn sie müßten wissen und wissen auch, daß das einzige Mittel, sich intakt zu halten, darin besteht, die Augen zu verschließen und nicht zu sehen. Man ist verloren oder so gut wie verloren, es ist aus mit der Skepsis oder viel-

Digitized by Google

mehr: die Skepsis beginnt, wenn man sieht. Dafür gibt es Beispiele. Ein gesuchter Münchener Augenarzt legte in Gesellschaft das Bekenntnis ab: durch das, was er bei Schrenck-Notzing gesehen, sei er „in der Skepsis sehr vorsichtig geworden". Ein hübsches Wort — wie die bedenklichsten Worte die hübschesten sind. Denn das ist in der Tat die wahre Skepsis noch nicht, die sich nicht auch gegen sich selber kehrt, und ein Skeptiker, so schien mir immer, ist eigentlich nicht, wer nur das Vorschriftsmäßige glaubt und seine Augen vor allem hütet, was seine Tugend gefährden könnte, sondern wer, populär gesprochen, verschiedenes für möglich hält und gegebenenfalles nicht, um des Wohlanstandes willen, das Zeugnis seiner gesunden Sinne verleugnet.

Was mich betrifft, so hatte ich Zeit meines Lebens in Fragen des Okkultismus theoretisch ziemlich weit „links" gestanden, hatte also, im Sinn jenes weiter gehenden Skeptizismus, das Verschiedenste für möglich gehalten, ohne mich übrigens persönlich irgendwelcher praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Übersinnlichen rühmen zu können. Mein Interesse war eine theoretische Sympathie, welche diese Dinge wohlwollend auf sich beruhen ließ. Ich empfand und äußerte wohl gelegentlich den Wunsch, einer Séance beizuwohnen, aber es wurde nichts daraus, und daß nichts daraus wurde, lag denn doch wohl an mir.

Und nun? Und kürzlich? — Sie müssen mir erlauben, die Sache ganz so zu erzählen, wie sie sich zutrug. Besuch meldete sich, ein Herr, Künstler, Maler, Zeichner, von einem humoristischen Blatt beauftragt, meine Karikatur zu zeichnen. Nur zu! Er zeichnete mir eine schiefe Nase, und ein Wort gab dabei das andere. Gott weiß, wie wir auf Herrn von Schrenck-Notzing kamen. Ob ich gehört hätte, daß er mit einem neuen Medium arbeite, fragte mein Gast, während er mich mit dem Stift verspottete. Es sei ein junger Mensch, ein halber Knabe, Willi S. mit Namen, Zahntechniker seines Zeichens und dabei ein physikalischer Tausendsassa, mit dem Schrenck ganz tolle Erscheinungen zeitige. Er habe ihn entdeckt, ihn nach München kommen lassen, ihm Unterkunft und berufliche Anstellung verschafft, außerdem eine Summe für ihn hinterlegt, unter der Bedingung, daß Willi ausschließlich mit ihm „sitze". Seit einem Jahr schon arbeite er mit ihm und habe ihn psychisch so weit abgerichtet, daß Willi, anders als die meisten Medien, einen beständigen Wechsel der an den Sitzungen teilnehmenden Personen vertrage, fast ohne je zu enttäuschen. Dies sei aus Gründen der

Digitized by Google

Propaganda wichtig für Schrenck. — Ob man wohl einmal dabei sein könne, fragte ich. — Das hielt der Maler gar nicht für ausgeschlossen. Er kannte Schrenck, und er hatte für seine Person den gleichen Wunsch. Ich solle ihn machen lassen; er werde meine Zuziehung in die Wege leiten.

Und so geschah's. Es folgten telephonische Verabredungen; und eines Winterabends um acht Uhr, gegen Weihnachten, befand ich mich mit meinem Satyriker auf der Trambahnfahrt zur Séance — aufgeräumt unternehmend und neugierig wir beide, in einer Verfassung zwischen Übermut und Nervosität, die mich — ich bitte jedermann wegen des Vergleiches um Verzeihung — ein wenig an die Stimmung junger Leute erinnerte, die sich zu ihrem ersten Besuch bei Mädchen anschicken.

Das palaisartige Haus des Baron von Schrenck ist in bevorzugter Stadtgegend, in unmittelbarer Nähe des Karolinenplatzes, gelegen. Wir kamen an, und ein Diener führte uns durch ein steinernes Vestibül und einige Stufen hinan auf einen Vorplatz. Während wir ablegten, hieß der Hausherr uns mit der leichten und etwas kühlen Liebenswürdigkeit des Aristokraten willkommen und ließ uns danach in ein mäßig großes Bibliothekzimmer eintreten, wo wir die übrigen Teilnehmer an der bevorstehenden Sitzung schon versammelt fanden. Nur einer von ihnen war mir bekannt — ich begrüßte ihn, indem ich meine Verwunderung unterdrückte, ihm hier zu begegnen. Es war Professor G., Zoolog und eifriger Sportsmann, Skiläufer, Segler und Hochtourist, bartlos, jünglinghaft seiner Erscheinung nach, obgleich gewiß Mitte vierzig, ein Naturbursch und Freiluftmensch — nie hätte ich gedacht, daß er nach dem Verborgenen trachte. Es wurde vorgestellt. Ich war erfreut, die Bekanntschaft Emanuel Reichers zu machen, des berühmten Schauspielers und Bindestrich-Amerikaners, der eben in Deutschland weilte. Auch die Hauswirtin und Pflegemutter des Mediums, eine Witwe in mittleren Jahren, namens Frau P., war anwesend. Ferner ein polnischer Maler, blond, rasiert, liebenswürdig und hart redend mit warmer Stimme. Dann dieser und jener Angehörige der Schwabinger Intellektuellen-Sphäre. Das naturwissenschaftlich-medizinische Element hielt dem laienhaft-geistigen beiläufig die Wage. Es war da ein zweiter Zoologie-Professor, von sanftem, ungesellschaftlichem Gelehrtentyp; ein junger Arzt aus der Schweiz; ein ebenfalls noch jugendlicher deutscher Mediziner, Assistent an einem Münchner Krankenhaus, der einen Apparat für Blutdruckmessung mitgebracht

Digitized by Google

hatte; eine „Spezialistin für Nervenmassage", blond und lustig . . . Mehrere der Anwesenden waren Neulinge, auch Reicher, der es jedoch nicht auf okkultem Gebiete überhaupt, sondern nur in diesem Kreise zu sein schien.

Etwas abseits von der Gesellschaft hielt sich das Medium, Willi S. Auch mit ihm machte der Baron mich bekannt, indem er ihn scherzend, in der deutlichen Absicht, auf Selbstbewußtsein und Stimmung des jungen Menschen zu wirken, als „die Hauptperson" bezeichnete. „Das ist die Hauptperson, wissen Sie", wiederholte er, für sein teures und heikel-organisches Instrument um freundliches Entgegenkommen werbend. Als ob das nötig gewesen wäre in meinem Fall! Mein Wohlwollen war grenzenlos, und ich ließ es mir angelegen sein, den Künstler das merken zu lassen, ihn gewiß zu machen, daß in mir kein Feind und böser Aufpasser, kein Skeptiker jener Art sich eingefunden habe, die auf nichts als Entlarvung und triumphbrüllende Überrumpelung bedacht ist. Ich war ein positiver Skeptiker, ein Skeptiker, der seine Freude daran hatte, wenn etwas gelang — das sollte er wissen. Betrug? Zwischen Betrug und Wirklichkeit gab es viele Zwischenstufen, und irgendwo waren sie eins. Vielleicht handelte es sich um eine Art Naturbetrug, die ebenso gut als Realität anzusprechen sein mochte? Ich war gekommen, um, ohne mir selbst etwas vorzumachen, zu sehen, was zu sehen sein würde, — nicht mehr und nicht weniger. Ich wechselte einige Worte mit Willi S., in dem Wunsch, einen Eindruck von seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Ich fand einen Achtzehn- oder Neunzehnjährigen, brünett, nicht unsympathisch und ohne jedes phänomenale Merkmal, von offenbar schlichter Herkunft, süddeutsch-österreichischen Dialekts und von anständig freundlichem Wesen, der aber kein Bedürfnis verriet, durch eifrige und wortreiche Höflichkeit für sich einzunehmen. Einsilbig vielmehr beim Antworten auf sachliche Erkundigungen, schien er im Zustand einer gewissen Spannung und unterdrückten Erregung befangen, einer Art von Lampenfieber offenbar, das sich mit der natürlichen Schüchternheit seiner Jugend vereinigte und dem Verständnis leicht zugänglich war.

Ich verließ Herrn Willi, der von dem jungen Kliniker zu einer Blutdruckmessung eingeladen wurde, und folgte der Aufforderung des Hausherrn, mich im anstoßenden Laboratorium umzusehen. Das war ein geräumiges Zimmer, unordentlich angefüllt mit photographischen Apparaten und solchen für Magnesium-Blitzlicht, Stühlen und Tischen, auf denen allerlei Gegenstände, wie zum Beispiel eine Spieldose, eine

Digitized by Google

gestielte Tischglocke, eine Schreibmaschine, mehrere weiße Filzringe usw. standen und lagen — Dinge, die, banalen Charakters an und für sich, dem jungen Willi bei seinen seltsamen Leistungen dienen, und von denen die Rede sein wird. Auch eine Art von Käfig aus feinem Drahtgeflecht war zu sehen, worin man den Jüngling gelegentlich einer wissenschaftlich-kritisch besonders strengen Sitzung verwahrt hatte, ohne daß man ihn durch diese Vorkehrung hatte hindern können, Unerklärlichkeiten zu erzeugen. Endlich war da das „schwarze Kabinett", an das soviel Gerede und Verdachtsgemunkel sich knüpfte, und dessen frühere Versuchspersonen leidigerweise bedürftig gewesen waren. Ich sah hinein. Es hatte nüchterne Bewandtnis damit. Gleichgültiges Gerümpel stand hinter dem deckenhohen Vorhang, der einen Winkel des Zimmers vom Hauptraum abteilte. Wir würden das Kabinett nicht brauchen, sagte Dr. von Schrenck. Willi brauchte es nicht. Er war stark. Frei saß er im Zimmer bei seinen Taten. Nun, desto besser. Meine positive Skepsis hätte auch das Kabinett in den Kauf genommen, aber desto besser, wenn Willi so stark war. — Wir kehrten in die Bibliothek zurück. Ein Arbeitszimmer mit Schreibtisch stieß andrerseits daran, wo Willi zur Sitzung Toilette machte.

Er macht diese Toilette beileibe nicht allein; er macht sie unter der argusäugigen Kontrolle dreier Personen, des Hausherrn und zweier Assistenten, zu welchen Dr. von Schrenck als Versuchsleiter diesmal mich und die lustige Nervenärztin ernannte. Ganz zu Befehl — obwohl ich mir selbst nicht durchaus als die rechte Persönlichkeit zu solchem Amte erschien. Ich fühlte mich voller Laxheit und Wohlwollen, geneigt, die Überwachung als Formalität zu behandeln. Die Rolle des mißtrauischen Aufpassers liegt mir nicht, sie beschämt mich und widerstrebt meiner Humanität. Niemand erwarte, daß die Menschen ihm ihre beste Seite zukehren, wenn er ihre Schlechtigkeit voraussetzt. Wie komme ich dazu, diesen Jungen, der sich anschickt, Merkwürdiges zu leisten, durch Kundgebung des Verdachts herabzustimmen, er wolle mich betrügen? Ich bin ein Skeptiker, der wünscht, daß etwas zustande kommt ... Aber vielleicht war das die allergründlichste und äußerste Skepsis? Vielleicht war ich, in meiner Lässigkeit und meinem Wohlwollen, der Ungläubigste von allen? ... Das mußte gleichviel sein für den Augenblick. Kostümiere dich, Freundchen, ich sehe zu.

Der Baron wies uns das schwarze, aus einem Stück gearbeitete Trikot vor, worein Willi vom Halse bis zu den Fußknöcheln sich

Digitized by Google

kleiden sollte. Er hielt uns an, es genauer Prüfung zu unterziehen, den Stoff überall zu befühlen, es war ihm an unserem Kritizismus gelegen. Ein Baumwolltrikot, schon gut. Es war keine Spur von Verräterei daran zu bemerken, und Willi zog es über seinen bräunlichen Knabenkörper. Ich fing einen schüchternen und ernsten Blick auf, den er, indem er es anlegte, zu meiner Kollegin, der blonden Ärztin, hinübersandte, die heiter in die Luft blickte . . . Im bloßen Trikot jedoch fror der Bursche erfahrungsgemäß, das war menschlich einleuchtend, und darum gab man ihm einen Schlafrock dazu, einen alten wattierten, seidenen des Barons, ein behagliches Kleidungsstück, das wir ebenfalls gewissenhaft untersuchten, so Taschen wie Futter. Ein gutmütiger alter Schlafrock — schon recht. Er wies aber eine Merkwürdigkeit auf, die der Baron uns erklärte. Er war mit Bändern besetzt, überall, an den Ärmeln, den Säumen, die Nähte hinunter: mit weißen Bändern benäht, und das waren Leuchtbänder, sie waren präpariert, waren mit einer Masse bestrichen, die im Dunkel leuchtete, so daß man die Umrisse von Willis Figur auch bei sehr gedämpfter Beleuchtung genauestens würde im Auge behalten können. Das hieß ich gut und praktisch. Auch um den Kopf bekam Willi diademartig ein Leuchtband geschlungen und alte türkische Pantoffeln an die Füße. So war er fertig; allein da er fertig war, riß er den Mund vor uns auf, sperrangelweit und nach Löwenart, als wollte er uns verschlingen. Dem stand ich ratlos gegenüber, aber mir wurde klar gemacht, daß es sich um die Kontrolle der Mundhöhle handle. Den Teufel auch, da hatte ich um ein Haar die Mundhöhle vergessen! Er hatte schon einen Goldzahn darin, seinem Handwerk zu Ehren. Im übrigen war das eine einwandfreie Mundhöhle. In Gottes Namen, schon recht, man sah ja bis hinter das Zäpfchen. Und wir gingen hinüber.

Freundliches Hallo empfing uns im Nebenzimmer. Die Habitués begrüßten ihren vermummten Willi. Es war eine fröhliche Maskerade, und er selbst, in seinem Talar und seiner Priesterbinde lächelte tölpelhaft gutmütig über seinen Aufzug. Zum Werke denn! Die Gesellschaft ergoß sich ins Laboratorium und hinter uns verschloß der Hausherr die Eingangstür.

Es wurde ernst. Unnatürliches sollte sich in diesem sonderbaren Zimmer ereignen, das einem photographischen Atelier mit Unterhaltungsgegenständen für Kinder glich Ich gestehe, daß leichte Zaghaftigkeit mich anwandelte, ein innerer Widerstand, ein Zweifel, ob

Digitized by Google

ich für meine Person bei diesem Unternehmen denn wohl am Platze sei. Aber da übertrug der Versuchsleiter mir ungebeten die Kontrolle des Mediums, mir und der Hauswirtin Willis, Frau P., und begann sogleich, mich in der praktischen Ausübung zu unterweisen. Sie war praktisch in der Tat, höchst ausgiebig und beruhigend. Dem jungen Mann gegenüber, hatte ich meinen Stuhl nahe an den seinen heranzurücken, hatte seine beiden Kniee zwischen die meinen zu nehmen und seine Hände zu fassen, während seine Handgelenke von der Assistentin gehalten wurden. So war Willi in sicherer Haft, ich gab es zu, und so saßen wir, und sahen uns töricht an, während die Teilnehmerschaft gemächlich plaudernd ihre Plätze einnahm.

Das geschah vor dem Vorhang, in einem unvollkommenen, nur etwa zu drei Vierteln geschlossenen Kreise, an dessen einem Ende das Medium mit uns Kontrolleuren, und an dessen anderem der Hausherr saß. Nicht alle Anwesenden fanden Platz in dieser Reihe; zwei oder drei Personen mußten in die zweite zurücktreten, stehend oder sitzend, nach Wunsch und Laune, darunter der sportliche Zoologie-Professor, der sich zu meinen Erstaunen mit einer Handharmonika bewaffnet hatte. Er war ein Künstler auf diesem Instrument, betätigte sich oft darauf bei Ausflügen und sommernächtlichen Gartenfesten und darum besonders war er hier gern gesehen. Denn das Medium verlangte Musik bei seinen Darbietungen, fast unaufhörlich Musik, das war ein Stimmungsbedürfnis, das man ihm nachsehen, eine Produktionsbedingung, die man ihm vernünftigerweise zugestehen mußte, und Professor G. brachte mit seiner Ziehorgel große Abwechslung in das Programm, das sonst allein von einer Spieldose bestritten wurde, die nur über eine einzige und nicht einmal besonders ansprechende Nummer verfügte . . .

Noch herrschte normale Helligkeit im Raum, elektrisches Weißlicht, und in ihm traf der Baron letzte Anordnungen unter den Versuchsobjekten. Ein Tischchen stand in unserem Kreis, nicht genau in der Mitte, sondern dem Haushern näher als dem Medium, von diesem anderthalb Meter entfernt, wie der Baron mit einem Meterstabe ermittelte, und mehrere Gegenstände waren darauf gestellt: ein rot verhülltes Lämpchen, die Handglocke, ein Teller mit Mehl, ein Schiefertäfelchen nebst einem Stück Kreide. Ein geräumiger Papierkorb war daneben zu sehen, nämlich umgekehrt, den Boden nach oben, und auf diesen hatte man die Spieldose plaziert, eine zweite Spieldose, nicht die konzertierende, die hinter dem Sitz des Barons

Digitized by Google

auf einem Wandbrett stand, sondern eine kleinere, auf welcher Herrn Willis Fähigkeiten sich beispielsweise bewähren sollten. Die Schreibmaschine setzte der Baron irgendwo in seiner Nähe auf den Teppich und verteilte dann noch auf der Bodenfläche des Kreises dahin und dorthin kleine Filzringe, Leuchtringe, genau gesagt, denn sie waren präpariert, wie die Streifen an Willis Gewand, und an einem oder zweien war sogar noch eine längere Leuchtschnur befestigt . . . Mehr noch: auch die größeren Objekte, soweit sie sich irgend dafür eigneten, der Papierkorb also, die Spieldose, die Handglocke, waren mit Leuchtbandstreifen besetzt, dieser Erfindung des Barons, auf die er sich etwas zugute tat, und die er reichlich in Anwendung brachte . . . Das Licht erlosch.

Aber es wurde noch einmal eingeschaltet, da Willi, bei wachen Sinnen noch, in meiner Haft, auf eine Vergeßlichkeit aufmerksam gemacht hatte. „Die Nadeln, Herr Baron!" sagte er. Das war noch eine Vorsichts- und Kontrollmaßregel, an die der Ehrenmann da erinnerte. Der Baron steckte große Nadeln in den Sammetschlafrock, in die Ärmel und in die Schöße: Nadeln mit dicken, weißlichen, selbstleuchtenden Köpfen, wie denn solcher Nadeln auch einige im Vorhang staken, rechts und links von der Spalte, so daß auch dort jede Bewegung im Dunklen sich würde verraten müssen . . . Aufs neue Abknipsen des Weißlichtes. Was an Beleuchtung übrig blieb, war dunkel-rötlicher Schimmer, der von einer rot und schwarz verhüllten Deckenlampe und von der kleinen, ebenfalls abgedämpften Tischlampe einfiel. Es war nicht reichlich, für ein noch unakommodiertes Auge, aber der Baron versicherte, daß er die Erlaubnis zu größerer Helligkeit vorderhand beim besten Willen nicht habe durchsetzen können. „Ich kämpfe um jeden Strahl!" sagte er; „aber dies ist alles, was ich bis jetzt erreichen konnte." Übrigens leuchtete Willi, es leuchteten die Filzringe, die Streifen an den übrigen Gegenständen und die Nadeln im Vorhang. Man übersah im Grunde die Verhältnisse das Schauplatzes. Die Platte des Tischchens war gut erhellt, wie man binnen kurzem fand. — Es wurde um ein wenig Stillschweigen gebeten, und in das Stillschweigen hinein ließ die konzertierende Spieldose, die der Baron in Gang gesetzt hatte, klar und kindlich ihre einzige Nummer ertönen, ein Liedchen, eine kurze, immer gleich wieder von vorn anfangende Melodie, von zierlichen Akkompagnements umperlt. Man wartete. Ich im besonderen wartete, Willis Hände weder zu fest noch zu locker in den meinen.

Digitized by Google

Plötzlich, nach drei oder vier Minuten, zuckt er zusammen. Ein Krampfzittern durchläuft ihn und seine Arme beginnen mit den meinen pumpend-stoßende Vor- und Rückwärtsbewegungen auszuführen. Sein Atem geht kurz und rasch.

„Trance!“ meldet meine kundige Assistentin.

Da war der Junge mir unter den Händen in Trance gefallen! Nie hatte ich bisher diesen Zustand beobachtet, und da ich überzeugt bin, daß das ein Zustand von weit reichender Merkwürdigkeit ist, so wandte ich ihm angelegentlichste Aufmerksamkeit zu. Die Sache ist die, daß während seiner Dauer Willis Ich sich für seine Traumvorstellung in zwei symbolische Personen spaltet, eine männliche und eine weibliche, die er „Erwin“ und „Minna“ nennt. Eine Kinderei. Hokuspokus. Niemand nimmt Erwin und Minna ernst, aber man geht um der Sache willen auf die Grille ein, kennt keinen Willi mehr und hält sich an die Beiden, die ihre abwechselnde Gegenwart auf simple Art zu kennzeichnen wissen. „Erwin“ ist ein Rüpel. Er tut sich durch die robuste Stärke von Willis Krampf- und Stoßbewegungen kund, leistet aber selten etwas Ansehnliches und überläßt den Platz denn auch meistens der sanfter sich gebärdenden und anstelligeren Schwester. Nach dem Urteil meiner Assistentin war sie es auch jetzt, die uns schüttelte und mit unseren Armen pumpte.

„Ist Minna da?“ fragt der Baron.

Ja, sie ist da. Ein einmaliger kurzer und fester Händedruck, den ich von Willi empfange, bestätigt es. Das ist seine Art, zu bejahen. Beim „Nein“ gibt es ein seitliches Hin und her der Hände und des Oberkörpers. Außerdem spricht auch der Somnambule zu den Kontrollierenden rasch und stark flüsternd, auf eine gewisse leidenschaftliche Art, aber mit schwerer Zunge.

Der Baron begrüßte Minna. „Guten Abend, Minna, so und so, es sind gute Freunde hier, du kennst die meisten, ein paar sind neu, aber das macht dir nichts, wie ich dich kenne, nicht wahr?“

Verneinendes Hin und Her.

„Die Kontrolle hat heute der und der, ein Mann voller Sympathie, ein Mann des wärmsten Interesses für dich und dein Können. Du wirst ihm hoffentlich sehr schöne Dinge zeigen?“

Händedruck und kurzes Vorwärtsstoßen des Oberkörpers.

„Ja, sie verspricht es.“ (Albernerweise sagt man unwillkürlich „sie“.)

Digitized by Google

„Gut also, Minna; streng dich an!"

Und die allgemeine Unterhaltung beginnt. Sie muß beginnen, das Medium verlangt es. „Unterhalten!" flüstert es lallend, gegen mein Ohr vorgebeugt, und ich gebe die Parole weiter. Man hat Kette gebildet, sitzt Hand in Hand, vielleicht eine Reminiszenz an spiritistische Gesellschaftsspiele, vielleicht auch eine organische Notwendigkeit, man weiß es nicht. Willi jedenfalls besteht darauf und mahnt häufig flüsternd, die Kette recht fest zu schließen. Auch mein Nachbar zur Linken hält Berührung mit mir, seine Rechte auf meiner Schulter, meinem Arm. Man spricht ins Dunkel, redet, was einem einfällt, während man kaum weiß, wen man neben sich hat. Das ist nicht leicht, das Gespräch reißt immer wieder ab, der Redestoff schrumpft zusammen und geht aus, denn die wahre Aufmerksamkeit ist nicht bei der Not- und Pflicht-Unterhaltung. Dennoch wird uns ein allzu eifriges Ausspähen nach Phänomenen widerraten. Der Versuchsleiter empfiehlt eine „schwebende" Aufmerksamkeit, ohne Gier, ohne hinstarrende Ungeduld, und ein wenig wird sie begünstigt durch die Musik, die sich in das geräuschvoll-künstliche Wortemachen mischt, die Klänge der Handharmonika, die der Zoolog in der zweiten Reihe nun mit Fertigkeit, Fauchen und Dideldum in Bewegung gesetzt hat. Flotte Märsche spielt er, einen nach dem andern, er weiß immer noch einen. Und wenn er aufhört, löst ungesäumt die Spieldose mit ihrem mechanisch perlenden Melodiechen den Orgelbalg ab.

Kuriose Veranstaltung. Ich begreife, daß eine Wissenschaft, die auf sich hält, die an die Würde der Exaktheit, an die nüchtern-sachliche Stimmung des Laboratoriums, die reinlich-abstrakte Arbeit mit Apparaten und Präparaten gewöhnt ist, sich von dieser allzu menschlichen Art des Experimentierens abgestoßen fühlen muß. Dem Laien geht es nicht anders. Sollte er suggestive Stimmung, eine Atmosphäre der Weihe und des Geheimnisses erwartet haben, so findet er sich enttäuscht. Was ihn umgibt, ist eher danach angetan, eine gewisse Geschmacksabneigung und geistiges Mißtrauen durch Erinnerungen an banale Aufpulverungsmethoden der Heilsarmee zu erzeugen. Kordialermunternde Zurufe, die häufig aus der Kette an das Medium oder vielmehr an die amtierende „Minna" gerichtet werden — Hallo, Minna! Mut! nur zugegriffen! Zeig, was du kannst, Minna! — tragen zu diesem Eindruck bei. Etwas Mystisches — und zwar nicht in geisterhaftem, sondern in einem zugleich primitiven und erschütternden, organischen Sinne Mystisches gewinnt die Situation allein durch das ringend

Digitized by Google

arbeitende, unter Stößen sich hin und her werfende, flüsternde, rasch keuchende und stöhnende Medium, dem meine Neugier vor allem gilt, und dessen Zustand und Tätigkeit auffallend, unzweideutig und entscheidend an den Gebärakt erinnert. Sein Kopf ist bald weit zurückgeworfen, bald sinkt er an meine Schulter oder hinab auf unsere Hände, die naß sind von Schweiß, und die ihren Zugriff erneuern müssen, damit sie einander nicht entgleiten. Seine Anstrengungen kommen wehenartig, in Anfällen; es gibt Pausen zwischendurch, Zustände vollkommener Ruhe und Unzugänglichkeit, während welcher er mit seitlich auf die Brust hängendem Kopfe schlafend neue Kräfte sammelt. Das ist Tief-Trance. Dann rafft er sich auf und beginnt seine zeugerisch-kreißende Arbeit aufs neue.

Eine männliche Wochenstube im Rotdunkel, mit Geschwätz, Dideldum-Musik und fröhlichen Zurufen! In meinem Leben war mir nichts Ähnliches vorgekommen. Ich dachte, daß, wenn gar nichts weiter geschehen sollte, der Weg sich immerhin gelohnt haben werde. Und wirklich schien nichts weiter geschehen zu sollen. Das „Kind" blieb aus. Nichts Übernormales wollte sich ereignen. Es gab Solche, die in ihrer Begierde dergleichen schon sehen, schon wahr haben wollten. Zwei Leuchtnadeln staken nicht mehr in Willis Schlafrock, obgleich sie fest und tief hineingesteckt worden waren; sie lagen am Boden, auf dem Teppich, die eine ziemlich weit von ihm entfernt. Man sagte, sie seien „genommen" worden, allein die Möglichkeit, wenn nicht die Wahrscheinlichkeit, bestand, daß sie durch Willis Arbeit herausgeschleudert worden waren. — Wie war es, von ihnen abgesehen, mit den beiden Leuchtringen, die dort hinten unmittelbar vor dem Vorhang lagen? Sie hatten davor gelegen und nicht zum Teile dahinter, sie waren ursprünglich nach ihrem ganzen Umfange sichtbar gewesen, im Laufe der letzten Minuten aber hatte sich das geändert, sie waren nur zu einem Drittel noch sichtbar, der Vorhang war vorgetreten oder die Ringe ihrerseits waren von der Stelle gerückt; und wenn man sie länger in Obacht hielt, — seht, so änderte allmählich die Sachlage sich abermals: sie waren nun wieder ganz sichtbar, frei vor dem Vorhang, nicht unter ihm, und das war ein Phänomen. — Ein unsicheres, klägliches kleines Phänomen. Man mußte es auf sich beruhen lassen. Den kühlen Hauch dagegen hatte ich doch wohl verspürt, der vom Medium her in den Kreis ausgegangen war, und dessen Auftreten anzeigte, daß Erscheinungen sich vorbereiteten? — Nein, rund heraus, ein kühler Hauch wäre mir durchaus will-

Digitized by Google

kommen gewesen, doch war mir nichts dergleichen bemerklich geworden.

Und die Zeit vergeht. Es ist nicht leicht zu beurteilen, wieviel davon schon vergangen ist, aber drei Viertelstunden schätze ich, mögen es wohl sein. Zweifellos hat das Medium gegen Hemmungen zu kämpfen. Man befragt es in diesem Sinn, aber es verneint und müht sich weiter. Man fragt, ob alles in Ordnung ist, und es bejaht. Ich aber glaube ihm nicht; denn mir allein gab ich im Stillen die Schuld an unserer Erfolglosigkeit. Von vornherein hatte ich heimlich bezweifelt, daß meine Natur dem guten Willi bei seiner Arbeit werde behülflich sein können und war jetzt gewiß, daß er diesen meinen Zweifel an der Förderlichheit der Situation in seinem Jenseits teilte. Leugnete er es, so war das bloße Höflichkeit, — obgleich es sonderbar klingen mag, von somnambuler Höflichkeit zu sprechen. Nach meinen Beobachtungen sind in diesem Zustande die Hemmungen der Gesittung und der humanen Rücksicht keineswegs ausgeschaltet, und Willi leugnete nicht einmal unbedingt. Er flüsterte: „Wenn ihr wollt, daß die Phänomene schneller kommen" — Nun? was dann? — Er schwieg. — Ob er eine Pause wünsche. — Stillschweigen. Dann aber fängt er an, mit dem Fuße aufzuschlagen, und man zählt mit. Er schlägt fünfzehnmal. Schön, eine Pause von fünfzehn Minuten. Und man bricht ab für den Augenblick.

Vor Einschaltung des Weißlichtes ließ man dem Medium Zeit, zu sich zu kommen. Er traf wunderliche Vorkehrungen, bestehend in schabenden Bewegungen der Hand und des Armes an seiner Flanke, Bewegungen, die, wenigstens in seiner Vorstellung, dem Wiedereinziehen der ausgesandten, aber noch nicht zur Manifestation gelangten organischen Kräfte dienen. Er erwachte ruckweise, in zwei- oder dreimaligem Aufzucken, und blinzelte blöde ins Licht. Man verzog sich ins Nebenzimmer.

Zigaretten wurden angezündet. Auch Willi, in seinem Kostüm auf dem Sofa sitzend, rauchte die seine. Man besprach die Sachlage. Sie war fern davon, etwas Entmutigendes zu haben. Solch vorläufiges Versagen, die Notwendigkeit, zu pausieren, war keine Seltenheit. Rein negative Sitzungen kamen bei unserem Willi sehr selten vor. Nichts war verloren. Willis Pflegemutter, Frau P., erzählte zur allgemeinen Aufrichtung Geschichten von zu Hause. Sie würden in der Wohnung nicht bleiben können, würden schließlich doch ausziehen müssen, der anderen Parteien wegen. Unerwünschte Dinge ereigneten sich

Digitized by Google

beständig in des Jungen Umgebung, Spontan-Phänomene, Zeichen und Wunder. Es klopfte an die Wände wie mit Fäusten. Hände taten, wozu niemand sie eingeladen. Ein Phantom hatte sich urplötzlich an der Tür des Eßzimmers gezeigt. Die Köchin selbst hatte es gesehen und war mit Gekreisch entwichen. — Alles gut, nur waren wir leer ausgegangen bis jetzt. Der junge Kliniker mit dem Blutdruckapparat nahm eine neue, vergleichende Messung an Willi vor, über deren Ergebnis er sich mit Dr. von Schrenck besprach. Fünfzehn Minuten! Der Baron gab das Zeichen zur Wiederaufnahme der Sitzung.

Überzeugt, daß Willi die Pause vor allem in der Absicht erwirkt hatte, daß nachher die Kontrolle gewechselt werden möge, erbot ich mich dringlich zur Aufgabe meines Amtes. Doch wollte der Hausherr davon nichts wissen. Nein, nicht jeder Laune und Empfindlichkeit Minnas dürfe man nachgeben. Für meine Eindrücke sei es wichtig, daß ich das Medium selbst in Gewahrsam hielt. Allenfalls mochte ich an zweite Stelle treten, an die der Frau P.. Als erster Kontrolleur mochte ein anderer einrücken, Reicher oder Herr von K. — am besten dieser. „Kommen Sie, K.! Reißen Sie, wie gewöhnlich, die Sache heraus!“

Von K., das war der polnische Maler mit der harten Aussprache und der warmen Stimme, ein Mensch von herzlichem und unmittelbarem Wesen, des Mediums Lieblingskontrolleur, letzte Zuflucht der Laboranten, wenn eine Sitzung ergebnislos zu bleiben drohte. Wenn er Willis Hände hielt und seine fröhliche Behandlungstechnik spielen ließ, so kam fast immer etwas zustande. „Grüß Gott, Minna, — was? Da sind wir alten Freunde wieder beisammen! Das wird famos, meine ich, und du bist sicher derselben Meinung. Siehst du, da drückst du mir meine Hände. Schön von dir, schön von dir, aber höre mal, nicht zu stark, au, du kugelst mir ja die Schultern aus, Minna, ist das deine Liebe?“ In diesem Stil. Willi braucht diese Art, und sie hilft fast immer. Rasch war er, nach hergestelltem Rotdunkel, wieder in magnetischen Schlaf verfallen. Die Spieldose perlte, die Handharmonika löste sie ab. Die Geburt nahm ihren Fortgang.

Vorgebeugt, in unbequemer Haltung, ohne Rückenstütze, aber unempfindlich gegen solche Nachteile umklammerte ich Willis Handgelenke, ergriffen von seiner ringenden Mühsal. Er schüttelt uns, pumpt, zittert, wirft und windet sich, flüstert keuchend: „Unterhalten!“ „Die Kette!“ — „Die Kette!“ wiederholt von K. mit spaßhaft-herzlicher Ergebenheit. „Was ist denn? Das kann meine Minna doch

Digitized by Google

wohl verlangen, daß ihr die Kette ordentlich schließt!" Je länger wir sitzen, desto öfter will das immer wieder zur Neige gehende und abreißende Gespräch befeuert sein. Der Baron hilft ihm auf. „Unterhalten, meine Herrschaften! Professor G., Sie schlafen ja. Herr Mann, plaudern Sie?" — „Doch, Baron, ich plaudere nach meinen Fähigkeiten." Man rafft sich zusammen, man redet das Überflüssigste ins Dunkel hinein. Der Schauspieler Reicher hilft sich mit sonorem „Rhabarber, Rhabarber!" Die Musik ist quälend. Man ist des Melodiechens der Spieldose bis zur Gereiztheit müde, doch wenn die Harmonika faucht und orgelt, sehnt man sich nach dem schonungsvolleren Geklingel zurück. Wenn Willi es schwer hat, — wir haben es nicht leicht. Fast eine Stunde ist abermals seit der Pause vergangen. Mein Rücken schmerzt, aber ich achte seiner nicht. Das Medium zuckt aus Tieftrance auf. Es nimmt einen leidenschaftlichen Anlauf und scheint mit seitwärts schleudernden Bewegungen des Oberkörpers stoßweise etwas aus sich herauszujagen. „Brav, Minna!" schmeichelt von K. „Nur zu! Nur heraus damit! Du bist ja drauf und dran, man sieht es genau, nichts fehlt als daß du zupackst, das wird ein Hauptspaß, nochmal so gern werde ich dich haben!" Umsonst. Nichts regt sich. Auch Herrn von K.'s Bonhommie scheint heute nichts auszurichten. Verzicht schleicht sich in aller Herzen. Und ich, ich habe kein Glück mit den Geheimnissen. Ich werde fortfahren, das Verschiedenste für möglich zu halten, gesehen haben aber werde ich nichts. Desto schlimmer für mich. Hartgesottene Materialisten, feindselige Verfechter der Betrugshypothese und zornmütige Ritter der physikalischen Schulgesetze sind hier gewesen und haben gesehen, was sie bis zum nächsten Morgen in ihrer sogenannten Skepsis wankend machte. Und meine Skepsis, die Glaube ist im Vergleich mit der ihren, ein Glaube an nichts und alles — wie soll ich ihn kennzeichnen? — wird sich als unproduktiv-nihilistischen Wesens erwiesen haben. Leichte Bitterkeit, wie man sieht, wandelte mich an. Doch waren die Eindrücke des Abends ja immerhin mitzunehmen gewesen. . . .

Da versuchte der Hausherr ein letztes Reizmittel. Er zog strenge Saiten auf und sprach: „Nein, Minna, alles, was recht ist. Wir sitzen nun über zwei Stunden, du kannst nicht sagen, daß wir es an Geduld haben fehlen lassen. Aber alles hat seine Grenzen. Wir geben dir jetzt noch fünf, noch zehn Minuten. Passiert nichts bis dahin, so machen wir Schluß, und die Herren gehen nach Hause, und mancher von ihnen wird allerdings denken, daß du nichts kannst

Digitized by Google

und nichts vermagst und wird es herumerzählen und die Skeptiker werden sich freuen." — „Aber nein", sagt von K. und sekundiert dem Baron, indem er ihm zu widersprechen scheint. „Aber nein, Herr Baron, was sagen Sie da, sie ist dicht ja daran, das weiß sie ja selbst am besten, immer noch hat sie es selbst am besten gewußt, meine Minna, wenn sie ihr Ärmchen weit genug entwickelt und ausgestreckt hatte, um ordentlich .... Wie? Was sagst du? Still die Musik!! Was hast du gesagt, liebe Minna?"

In seine Worte hinein hat das Medium etwas geflüstert. Die Musik schweigt, wir alle schweigen. Es kommt noch einmal, schwer lallend: „Das Taschentuch!"

„Das Taschentuch!" wiederholt befehlshaberisch von K.. „Sie weiß genau, was sie will, sie wird es schon machen, alles wird sie uns machen, meine Freundin, die Minna ..."

„Selbstverständlich", sagt der Baron. „Wenn es weiter nichts ist, hier ist das Taschentuch." Und er zieht es aus der Brusttasche, sein großes, weißes, nur wenig gebrauchtes Schnupftuch, nimmt es am Zipfel und läßt es neben dem Tischchen zu Boden fallen. Da liegt es, schwach schimmernd sichtbar. Vorgereckt starrt alles darauf hin.

„Den Tisch weiter zurück!" flüstert Willi, dessen Gesicht auf seinen Händen liegt, die wir halten. „So recht?" — Nein, nicht so. Er sieht nichts, aber er weiß in seinem Traum, was geschieht, und daß es noch nicht genau so geschieht, wie er will; ungeduldig korrigiert er das Tun des Barons, als sähe er ihn: Mehr dorthin will er das Tischchen haben, erst etwas links und dann näher zum Hausherrn, so ist es recht. Der Raum zwischen Tisch und Taschentuch ist nun größer ... „Die Kette!" flüstert Willi, und man drückt sich die Hände. „Unterhalten!" flüstert er, und man macht diensteifrig: „Jawohl, jawohl, Rhabarber, Rhabarber." Auch ich wende mich zu meinem Nachbarn, dem Polen, um etwas Gleichgültiges zu parlieren. Ich habe angefangen, zu sprechen, da höre ich jemanden mit künstlicher Ruhe sagen: „Es kommt." Ich werfe den Kopf herum ...

Erinnert man sich an die Stelle im „Lohengrin," erster Akt, wenn nach Elsas Gebet der Chor mit einer Einzelstimme einsetzt: „Seht! Welch seltsam Wunder!"? So ähnlich war es. Das Taschentuch hatte sich vom Boden erhoben und war aufgestiegen. Vor aller Augen, mit rascher, sicherer, energischer und fast schöner Bewegung stieg es aus Schattengründen in den Lichtschein der Lampe empor,

Digitized by Google

der es rötlich färbte, — stieg auf, sage ich, aber das ist nicht richtig, nicht so war der Vorgang, daß es leer und flatternd emporgeweht wäre, es wurde genommen und erhoben, eine tätige Stütze steckte darin, die sich oben in knöchelartigen Erhebungen darunter abzeichnete, und von der es faltig herniederhing; von innen her wurde lebendig damit manipuliert, drückende und schüttelnde Umgestaltungen wurden damit vorgenommen in den zwei oder drei Sekunden, während welcher es frei ins Lampenlicht gehalten wurde, — und dann kehrte es mit ebenso ruhiger und sicherer Bewegung zum Boden zurück.

Das war nicht möglich, — aber es geschah. Der Blitz soll mich treffen, wenn ich lüge. Vor meinen unbestochenen Augen, die ebenso bereit gewesen wären, nichts zu sehen, falls nichts da sein würde, geschah es, und zwar nicht einmal, sondern alsbald aufs neue: Kaum unten, so kam das Tuch schon wieder empor ins Licht, schneller diesmal, als zuvor, und jetzt sah man mit unverkennbarer Deutlichkeit das von innen erfolgende Hinein- und Übergreifen der Glieder eines Greiforgans, das schmäler, als eine Menschenhand, klauenartig erschien. Hinab und wieder herauf . . . Zum drittenmal oben, wird das Tuch von etwas Unsichtbarem kräftig geschwenkt und gegen das Tischchen geworfen, — nicht recht darauf, nicht gut gezielt, es bleibt an der Kante hängen und fällt auf den Teppich.

Bravorufe und laute Lobeserhebungen für „Minna" hatten das Phänomen begleitet, und mehrmals hatte der Baron zu mir herübergefragt, ob ich sähe, ob ich alles gut sehen könne. Gewiß, wie hätte ich das wohl nicht sehen sollen. Ich hätte die Augen schließen müssen, um es nicht zu sehen, — während ich diese meine Augen doch niemals im Leben gespannter offen gehalten hatte, als jetzt. Ich hatte Größeres gesehen auf Erden, Schöneres, Würdigeres. Aber daß etwas Unmögliches, trotz seiner eigenen Unmöglichkeit geschah, das hatte ich noch nicht gesehen, und darum wiederholte ich nur erschüttert: „Sehr gut! Sehr gut!", obgleich mir nebenbei auch ein wenig übel war. Hier hielt ich Willis Handgelenke mit den Trikotärmeln darüber in meinen Händen, und unmittelbar neben mir sah ich seine Knie im Gewahrsam des Polen. Keine Rede davon, kein Gedanke daran, auch nicht der Schatten einer Möglichkeit vorhanden, daß der schlafende Bursche hier hätte getan haben können, was dort drüben geschehen. Wer sonst? Niemand. Es war niemand da, der hätte tun können, und dennoch wurde getan. Das schuf mir gelinde Übelkeit.

Digitized by Google

Die Taschentuch-Elevation, hörte ich sagen, bildet regelmäßig das Eröffnungsphänomen. Der Bann war gebrochen. Das Medium, das während der Geschehnisse sich seltsam still verhalten hatte, richtet sich auf, erzittert und flüstert: „Die Spieldose wegstellen! Die Glocke!“ — „Die Glocke!“ ruft im wärmsten Entzücken von K. „Was ist denn? Wo bleibt die Glocke für meine Minna? Die Glocke auf den Korb! Jetzt sind wir im Zuge!“ Und der Baron folgt der Anordnung. Er entfernt die Spieldose, stellt die Tischglocke auf den Papierkorb. Da steht sie, — ihre Leuchtbandstreifen schimmern im Dunkel, und außerdem gibt ihr Metall einen rötlichen Lichtreflex. Willi führt seine Hände nebst den unsern an seine Stirn. Er seufzt. Da wird die Glocke genommen, — sie wird, unmöglicherweise, von einer Hand genommen, denn womit sonst, als mit einer Hand, kann eine Glocke am Stiel genommen werden? wird aufgehoben, in schräger Lage hochgehalten, kräftig geläutet, im Bogen ein Stück durch den Raum geführt, noch einmal geläutet und dann mit Schwung und Geklapper unter den Stuhl eines der Umsitzenden geworfen.

Leichte Seekrankheit. Tiefste Verwunderung mit einem Anfluge — nicht von Grauen, sondern von Ekel. Laut und unaufhörlich wird Minna belobigt. Ein Neuling ruft: „Unglaublich!“ Ihr Kopf . . . was sage ich. Sein Kopf, Willis Kopf also sinkt schräg zu mir hin, er legt seine Schläfe an meine, wie ein kleines Kind. Guter Kerl, das ist ja fabelhaft, was du da anstellst! Gerührt und achtungsvoll lasse ich seinen Kopf an dem meinen ruhen. Der Baron aber sagt:

„Hier, Minna, habe ich etwas Neues. Du kennst es noch nicht, aber es ist leicht zu benutzen. Es ist eine Druckglocke. Man schlägt von oben darauf, siehst du, so. Dann klingt sie. Tu das auch, Minna. Hier hast du die neue Glocke.“

Und er stellt das Gerät auf den Korb. Erwartung. Und schon hört man es an der Glocke tasten, man sieht nichts, aber man hört, wie unsicher daran gefingert wird. Es nimmt sie, es schüttelt sie leise; das klingt, aber es ist nicht das Wahre.

„Nicht so“, sagt der Baron, „du versteht es noch nicht. Entschuldige mal. Weg da. So wird es gemacht.“ Und er schlägt auf den Knopf. — „Die Kette!“ flüstert Willi an meiner Wange und zittert. Aber der Baron kann ja nicht gleichzeitig Kette bilden und mit der Druckglocke ein Beispiel geben. Das bittet er Minna zu begreifen. Kaum sitzt er wieder, so fängt das Fingern und versuchende Tasten

Digitized by Google

von neuem an. Und endlich gelingt das Kunststück. „Man" hat es heraus, „man" schlägt von oben her auf die Glocke, schwach, kindlich und ungeschickt, aber grundsätzlich ist die Aufgabe gelöst, der Klöppel klingt an.

„Brav, Minna!" ruft der Kreis. „Phantastisch!" sagt jemand. Aber man hat nicht Zeit, sich seinen Empfindungen zu überlassen. Es geht weiter. Kaum hat der Baron die Glocke vom Korbe genommen, fängt dieser zu wackeln an. Es stößt daran, er schwankt, er fällt um, und wie er liegt, wird er genommen und hochgehoben, hochgehoben und in der Luft gehalten; halb aufrecht, im Rotdunkel, mit schimmernden Leuchtstreifen, schwebt er dort vier oder fünf Sekunden lang und purzelt zu Boden.

„Haben Sie es gesehen? Gut gesehen?" fragte der Baron in seinem Stolz. Wir bekannten uns zu unseren Eindrücken. Willi, in Tieftrance, hing seitlich vom Stuhl. Begreiflicherweise ist man ruhebedürftig und sinkt ins Traumlose, nachdem man so angestrengt geträumt, daß außer einem die geträumten Handlungen wirklich geschahen. — Halt! Nachgedacht! Steige in dich und versuche, zu ahnen: Wo ist der Punkt, die magische Wende, da eine Traumvorstellung sich objektiviert und vor den Augen anderer im Raume zur Wirklichkeit wird? — Seekrankheit . . . Zweifellos liegt er nicht auf der Ebene unseres Bewußtseins, unserer Erkenntnisgesetze, dieser Punkt. Wenn irgendwo, so ist sein Ort in jenem Zustande, worin ich den Burschen hier vor mir sehe, und der gewiß eine Pforte ist, — wohin? Hinters Haus, hinter die Welt? . . Aber ich gebe zu, daß das kein Denken ist, sondern eher eine gelinde Form der Seekrankheit.

Die Stockung zu überwinden setzte der Baron die Spieldose in Gang. Auch einen Wechsel in der Kontrolle ordnete er nun an. Von K. und ich wurden abgelöst. Im Dunkel tastete ich mich ans andere Ende der Kette hinüber und fand dort an Reichers Seite Platz, der gleich neben dem Hausherrn saß. Ich hatte das Tischchen vor der Nase. Und kaum bin ich auf meinem Stuhl und habe die Hände meiner Nachbarn gefunden, als es vor meiner Nase an der Spieldose zu fingern beginnt, die auf dem Tischchen steht. Der Baron beeilt sich, das konzertierende Instrument zu stoppen. Und in der Stille, vor meinen Augen, die nichts sehen, kratzt, raschelt und tastet es heimlich dort an dem Hebel der Dose, bemüht, ihn umzulegen. He, du verstecktes und lichtscheu-undenkliches Wesen aus Traum und Materie, was treibst du da vor unserer Nase? . . . Knacks, wird

Digitized by Google

der Hebel gewendet, das Spielwerk geht. „Kommandieren Sie Halt!“ sagt der Baron. Und auf mein Wort wird abgestellt. „Los!“ Und die Dose spielt. Dies einige Male. Man sitzt vorgebeugt und kommandiert das Unmögliche, läßt sich von einem Spuk gehorchen, einem scheuen kleinen Scheusal von hinter der Welt . . .

Ein Pause. Da entsteht allerlei Unruhe unter den Leuchtringen drunten auf dem Teppich. Sie werden hin und her gerückt, von Ort zu Ort geworfen . . . Einer steigt auf, die schimmernde Schnur hängt davon herunter, er wird hochgehalten, durch den Raum geführt, zum Tischchen getragen. Dort will „es“ ihn niederlegen und tut es mit einem Ungeschick, das auf Blindheit schließen lassen könnte, wenn nicht wahrscheinlich Feigheit und Augenscheu der Grund wäre, Furcht, sich allzuweit im Lichtkreis des Lämpchens auf der Tischplatte vorzuwagen: Linkisch, mit einem gewissen Druck, so daß der Filz an dem Holze kratzt, wird der Ring auf die äußerste Tischkante geschoben, grade nur eben so weit, daß er nicht Übergewicht nach unten hat, und dabei stößt „es“ vor blindem, ängstlichem Ungeschick an den Tisch, stößt daran, hart gegen hart, so daß er wackelt. Pfui, hinterweltliche Unnatur, was stößt du da heimlich vor unserer Nase mit scheusäligem Knöchel an dies ehrbare Tischchen? Und wie ich es denke, plautz, fliegt mir ein Ring ins Gesicht; mit Schwung hat man ihn mir hineingeworfen, er fällt hinunter auf meine Knie und von dort zu meinen Füßen hin. Was für ein humoristisches Scheusälchen! Man lacht – und ist doch melancholisch berührt von dem frostigen Übermut eines Etwas, das vielleicht nur eine trübselig-verwickelte Abart des Betruges ist. Aber es ist zivilisiert, wie ich sagte. Es hat mir nicht die Spieldose ins Gesicht geworfen oder die Schreibmaschine, sondern es wählte taktvoll den kleinen, weichen Ring. Man hat Backenstreiche erlebt und anderen Schabernack, so, daß jemandem die Armbanduhr vom Handgelenk geschnallt und im Zimmer umhergeführt, daß selbst jemandem ein Stiefel aufgeschnürt wurde. Aber niemandem, so wird einstimmig versichert, ist je von den Kräften etwas Ernstliches zuleide geschehen, und das beweist intelligentes Zartgefühl. Dennoch ist eine Neigung zur Demoralisation, zum Unfug und planlosem Kraftmeiertum unverkennbar; die Notwendigkeit beständiger Überwachung, pädagogischer Anleitung und Zielgebung besteht ohne Zweifel, wie sich deutlich zeigte, als, nach dem Wurf in mein Gesicht, das Teufelszeug sich daran machte und hartnäckig darauf bestand, die auf dem Tischchen stehende Spiel-

Digitized by Google

dose umzustürzen. Der Baron fürchtete nicht wenig für sein Instrument und bat himmelhoch ihm doch die Schererei zu ersparen, die heutzutage mit einer Reparatur verbunden sei. Umsonst, „es" versteifte sich eigensinnig darauf, das Kästchen umzukippen, auf dem obendrein das Schiefertäfelchen und der Kreidestift lagen, im Begriffe, herunterzufallen und zu zerbrechen.

Da galt es Ablenkung, und der Baron brachte eindringlich die Schreibmaschine in Erinnerung, die dort vor dem Vorhang am Boden stand, mit eingezogenem Papierbogen, fertig zur Benutzung. „Schreibe, Minna", sagte er. „Beschäftige dich nützlich! Wir werden dir zuhören, und dann werden wir die Schrift haben, zum Zeichen, daß wir nicht arme Halluzinierte sind, wie einige deiner Feinde behaupten." Und es hat ein Ohr für verständige Gründe, es läßt ab von der Dose. Wir warten. Und bei meiner Ehre, da fängt vor unsern Ohren die Schreibmaschine dort unten am Boden zu ticken an. Es ist verrückt. Es ist, auch nach allem noch, was zuvor geschehen, verblüffend, lächerlich, empörend durch seine Absurdität, und anziehend durch seine Abenteuerlichkeit bis zum Äußersten. Wer schreibt auf der Maschine? Niemand. Niemand liegt dort im Dunkel auf dem Teppich und bedient das Gerät, — aber es wird bedient. Willis Extremitäten sind gehalten. Mit dem Arm, gesetzt, daß er einen frei machen könnte, würde er bei weitem nicht bis zur Maschine reichen. Auch mit dem Fuß nicht, wenn er einen frei bekäme, und reichte er auch mit ihm bis dorthin, so könnte er doch mit dem Fuße die Tasten nicht einzeln schlagen, sondern nur viele auf einmal niedertreten, — Willi kommt nicht in Betracht. Aber sonst ist niemand da! Was bleibt zu tun, als den Kopf zu schütteln und kurz durch die Nase zu lachen? Es arbeitet scheinbar ganz nach der Kunst, eine Hand schlägt die Tasten, das ist klar, aber ist es wirklich nur eine? Nein, das müssen, wenn man mich fragt, unbedingt zwei Hände sein, die da in Tätigkeit sind: das Getipp geht zu rasch, als daß es nur eine sein könnte, es geht wie bei einer geübten Kontoristin, schon ist die Zeile zu Ende, das Glöckchen schlägt an, man hört, wie der obere fahrende Teil der Maschine mit Geräusch zurückgeschoben wird, die neue Zeile beginnt, sie reißt ab, eine Pause tritt ein.

Da ereignet sich etwas weiter hinten, vor dem dunklen Hintergrunde des Vorhangs, rasch, eilig und flüchtig folgende kleine Offenbarung. Eine Erscheinung tritt dort hervor, ein längliches Etwas,

Digitized by Google

schemenhaft, weißlich schimmernd, von der Größe und ungefähren Form eines Unterarmstumpfes mit geschlossener Hand, — nicht exakt zu erkennen. Es steigt ein paarmal hastig-demonstrativ vor unsern Augen auf und ab, beleuchtet sich, während es das tut, aus sich selber durch einen kurzen, weißen, die Form des Dinges völlig verwischenden Blitz, der von seiner rechten Flanke ausgeht, — und ist weg.

„Da haben Sie eine Materialisation", sagte der Hausherr, indem er mit dem Finger darauf wies. „Es ist ganz gut, daß Sie das noch sehen. Warten Sie, vielleicht macht es uns einen Abdruck!" Und er gab gute Worte, daß Minna ihre Hand im Mehl abdrücken möge, dem Mehle im Teller auf dem Tischchen. Aber ich glaubte keinen Augenblick, daß sie das tun werde, und sie tat es auch nicht, wir warteten vergebens. Es war recht hell auf der Tischplatte, allzu schutzlos hätte das Phantom sich dort unsern prüfenden Blicken ausgesetzt, und das hätte nicht mit dem Bilde übereingestimmt, daß ich mir schon von dem scheu-kecken, flüchtigen, versteckten und vexatorischen Charakter dieser Irrwische gemacht hatte, — einem Charakter, zu unbedeutend, um bösartig zu sein, vielmehr gefällig, aber verschämt und schwach. — Es geschah nichts mehr. Ermüdung, so schien es, hatte Platz gegriffen. Willi flüsterte: „Gute Weihnachten!" Man schloß die Sitzung.

Es war eigentümlich, im nüchternen Weißlicht den Filzring zu meinen Füßen liegen zu sehen, der nicht auf rechte Art dorthin gekommen war. Es war auch merkwürdig, die getippte Schrift auf dem Bogen zu betrachten, die nichts als Unsinn darstellte, zwei Reihen wirr an einander gefügter großer und kleiner Buchstaben, — was mutmaßlich anders gewesen wäre, wenn Willi sich aufs Maschinenschreiben verstünde. Er lag noch schlaftrunken zur Seite über den Arm des einen Kontrollierenden gebeugt. Ich trat zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter und sagte ihm, daß das eine glänzende Sitzung gewesen sei, — worauf er mit verschlafenen Augen und einem gutmütig-melancholischen Lächeln stumm zu mir aufblickte.

Man kehrte allgemach in die Bibliothek zurück, lebhaft das Geschehene besprechend. Es gab Tee, was sehr wohltat. Und alles endete damit, daß Reicher Theatergeschichten erzählte.

Was habe ich denn nun also gesehen? — Zwei Drittel meiner Leser werden mir antworten: „Schwindeleien, Taschenspielerei, Betrug." Eines Tages, wenn die Erkenntnis dieser Dinge weiter vorgeschritten,

Digitized by Google

das Gebiet popularisiert sein wird, werden sie leugnen, je so geurteilt zu haben, und schon jetzt, wenn sie denn also mich für einen leichtgläubigen und suggestiblen Rauschbold halten, sollte das Zeugnis geschulter Experimentatoren, wie des französischen Gelehrten Gustave Geley, sie stutzig machen, der seinen Bericht mit der kategorischen Erklärung schließt: „Ich sage nicht: es wurde in diesen Sitzungen nicht betrogen, sondern: die Möglichkeit zu einem Betruge war überhaupt nicht vorhanden." Das ist durchaus mein Fall, und die so reizvolle wie vertrackte innere Lage ist eben die, daß die Vernunft anzuerkennen befiehlt, was wiederum die Vernunft als unmöglich von der Hand weisen möchte. Das Wesen der geschilderten Erscheinungen bringt es mit sich, daß auch Dem, der mit Augen sah, der Gedanke an Betrug, besonders nachträglich, sich immer wieder aufdrängt; und immer wieder wird er durch das Zeugnis der Sinne, durch die Besinnung auf seine ausgemachte Unmöglichkeit widerlegt und ausgeschaltet.

Aber, wird man mir vorhalten, drei Viertel aller Medien sind Schwindler und als Schwindler entlarvt. — Das ist eine schlimme verwirrende Tatsache — um so verwirrender, als in vielen dieser Fälle, ich möchte annehmen in den meisten, die böse Absicht des Betruges, der dolus fehlt. Ich bin überzeugt, daß auch unser braver Willi, wenn man ihn frei ließe, zu mogeln versuchen und so seine Sache schwer kompromittieren würde; denn es ist glaubhaft, daß er in seinem Traum keinen Unterschied macht zwischen dem, was er mit eigner Hand, und dem, was er auf „andere" Weise tut, und da er den begreiflichen Wunsch hegt, etwas zu leisten, so würde er, unkontrolliert, zugreifen, würde ertappt werden und, wie ich sagte, Verwirrung gestiftet haben, ohne daß tatsächlich gegen die okkulte Echtheit der Phänomene, die zustandekamen, als man ihn gut verwahrt hielt, das Geringste bewiesen sein würde.

Die Angelegenheit, einigermaßen insipid ihren Formen nach, ist ernst genug, um Erklärungen ernsten und selbst feierlichen Charakters zu rechtfertigen. Nachdem ich gesehen, halte ich es für meine Pflicht, Zeugnis dafür abzulegen, daß bei den Experimenten, denen ich beiwohnte, jede Möglichkeit mechanischen Betruges, taschenspielerischer Illusionierung nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen war. Möge man ein solches Zeugnis waghalsig finden: die Vernunft verpflichtet und zwingt dazu, — indem sie selbst freilich sofort danach trachtet, einen Mittelweg zu erspähen und der Alternative von Betrug und

Digitized by Google

Wirklichkeit, sei es auch nur durch ein Wort, zu entkommen. „Gaukelei" ist ein solches Wort, dessen Tiefe durch Trübheit undeutlich gemacht wird. Die Begriffe der Realität und des Truges mischen sich darin, und vielleicht ist das eine Mischung und Zweideutigkeit mit echtem Lebensrecht, die der Natur weniger fremd ist, als unserem biderben Denken. Ich sage also: Bei dem, was ich sah, handelt es sich um eine okkulte Gaukelei des organischen Lebens, um untermenschlich-tief verworrene Komplexe, die, zugleich primitiv und kompliziert, wie sie sein mögen, mit ihrem wenig würdevollen Charakter, ihrem trivialen Drum und Dran, wohl danach angetan sind, den ästhetisch stolzen Sinn zu verletzen, aber deren anormale Realität zu leugnen nichts als unvernünftige Renitenz bedeuten würde.

Übrigens steht ihre wissenschaftliche Erforschung nicht mehr geradezu in den ersten Anfängen; zum mindesten hat die Wissenschaft sich ein technisches Vokabular dafür angelegt, mit dessen Hilfe sich auf anständige Weise darüber reden läßt. Was ich sah, waren telekinetische Phänomene, Erscheinungen der „Fernbewegung", in deren Hervorbringung grade dieses Medium, der junge Willi S. besonders stark ist, und die in engem ursächlichen Zusammenhange mit dem okkulten Naturphänomenen der Materialisation, d. h. der transitorischen Organisation von Energie außerhalb des medialen Organismus, der Exteriorisation also, stehen. Es ist unter verständigen Leuten ausgemacht, daß das Agens, welches die beschriebenen Spielereien vollführt, die Glocke schwingt, das Taschentuch aufhebt, die Schreibmaschine bedient, nicht irgendeine spiritistische „Intelligenz" namens Minna, auch nicht Aristoteles oder Napoleon, sondern das teilweise exteriorisierte Medium selber ist. Nur freilich ist damit für die rationale Zugänglichkeit des Problems sehr wenig gewonnen, — im Gegenteil, an rein gedanklicher Klarheit und Simplizität ist die populär-spiritistische Hypothese der gelehrten bei weitem überlegen, und das okkulte Problem der Exteriorisation und Materialisation offenbart je länger je mehr eine scheinbar geradezu auf Verhöhnung des Menschengeistes angelegte Kompliziertheit. Was Wunder aber, daß dem so ist, da es letzten Endes mit dem angeblich nicht okkulten Problem des Lebens selbst zusammenfällt!

„Das was das Leben beherrscht", hat Claude Bernhard gesagt, „ist weder die Chemie, noch die Physik, noch etwas Ähnliches, sondern das ideelle Prinzip das Lebensprozesses." Ein eigentümlich verschwommenes Wort für einen großen Gelehrten, der noch dazu Franzose war,

Digitized by Google

ein vag nach einem Geheimnis tastendes Wort, welches beweist, daß gerade großes Gelehrtentum die innere Fühlung mit dem Geheimnis niemals verliert und nur Schul-Durchschnitt der Gefahr wissenschaftlichen Dünkels erliegt, uneingedenk, wie wenig vollkommen, wie sehr von Geheimnis und vielleicht nie zu lösendem Rätsel durchsetzt all sein „exaktes" Wissen von der Natur, vom Leben und seinen Funktionen ist. Als gesicherte Tatsache des Okkultismus kann heute gelten, das jenes in der normalen Physiologie wirkende bildende Prinzip in gewissen Fällen teleplastischen Charakter gewinnt, das heißt die Grenzen des Organismus überschreitet und außerhalb seiner („ektoplastisch") wirkt, — nämlich so, daß es aus der exteriorisierten (in ihrem Hervortreten und ihrer Formenbildung übrigens schon ziemlich genau beobachteten) organischen Grundsubstanz Formen, Glieder, körperliche Organe, namentlich Hände, vorübergehend ins Dasein ruft, die alle biologischen Eigenschaften und funktionellen Fähigkeiten normal-physiologischer Gebilde besitzen, biologisch lebendig sind. Diese teleplastischen Endorgane bewegen sich scheinbar frei im Raum, stehen aber allen Beobachtungen zufolge mit dem Medium in physiologischem und psychologischem Rapport, dergestalt, daß jeder durch das Teleplasma empfangene Eindruck auf den medialen Organismus zurückwirkt, — und umgekehrt. Man beachte hier, wie sich die supranormale Physiologie mit der normalen in dem Bestreben findet, die Einheit der organischen Substanz zu erweisen. Denn jenes Fluidum, das, in verschiedenem Dichtigkeitszustande, als amorphe, nicht organisierte Masse den Körper des Mediums verläßt, und aus dem die verschiedenen teleplastischen Organisationen, Hände, Füße, Köpfe sich gestalten, um sich nach ephemerem, aber aller Attribute des Lebens teilhaftigem Dasein wieder aufzulösen und durch den medialen Organismus resorbiert zu werden, — dies Fluidum, diese Substanz, dies Substrat der verschiedenen organischen Bildungen ist einheitlich, undifferenziert; es unterscheidet sich da nicht etwa eine Knochensubstanz von einer muskulären, einer viszeralen, einer nervösen; es gibt nur die eine Substanz, die Basis und das Substrat des organischen Lebens.

Wahrscheinlich bedeutet alles geordnete Denken und Reden über dies abenteuerliche Tatsachengebiet, alles theoretische Interpretieren heute nur voreilige Schein-Klärung. Jedenfalls aber hieße es über das Materialisationsphänomen, wie über das Rätsel des Lebens überhaupt, aufs unzulänglichste denken und reden, wenn man nur seine

Digitized by Google

physisch-materielle Seite ins Auge faßte, und nicht auch die psychische. Es war Hegel, der gesagt hat, daß die Idee, der Geist als letzte Quelle anzusehen sei, aus der alle Erscheinungen fließen; und diesen Satz zu beweisen ist die supranormale Physiologie vielleicht geschickter, als die normale, — ja, sie unternimmt es, den philosophischen Beweis des Primates der Idee, des ideellen Ursprungs alles Wirklichen neben den biologischen von der Einheit der organischen Substanz zu stellen.

Ganz unbelehrter Weise und auf eigene Hand habe ich mir die telekinetischen Vorgänge als magisch objektivierte Traumvorstellungen des Mediums gedeutet. Die gelehrte Literatur gibt mir recht, indem sie mit einer ehrfurchtgebietenden Häufung von Kunstausdrücken erklärt, die Idee des Phänomens, lebendig im somnambulen Unterbewußtsein, mit dem sich übrigens dasjenige der sonst Anwesenden vermische, werde mit Hilfe psychophysischer Energie „durch eine biopsychische Projektion ektoplastisch auf eine gewisse Entfernung hin umgesetzt und ausgeprägt, das heißt objektiviert". Man ruft, mit anderem Worte, eine unerforschte ideoplastische Fähigkeit der medialen Konstitution zu Hilfe, — ein Wort, einen Hilfsbegriff von platonischem Zauber, nicht ohne schmeichelhafte Eigenschaften für das Ohr des Künstlers, der schnell bereit sein wird, nicht nur sein eigenes Handwerk, sondern auch die gesamte Wirklichkeit als ideoplastisches Phänomen zu deuten; ein Wort, ein Begriff bei alldem von genau so trüber Tiefe, wie der von mir vorhin angezogene der „Gaukelei", und kraft seiner foppenden Mischung aus Elementen des Traums und der Realität direkt ins Krankhaft-Widersinnige führend.

Ich will dafür — zum Schluß! — ein einziges, aber schlagendes Beispiel geben. Es ist wiederholt versichert worden, daß die ideoplastischen Gebilde, solange sie eben vorhanden sind, alle Eigenschaften des wirklichen Lebens besitzen. Sie haben sich, wenn sie bei Laune waren, nicht nur sehen und abtasten lassen; man hat ihre objektive Realität nicht nur durch die Photographie und durch Apparate sicher gestellt, die ihre telekinetischen Leistungen registrierten: man hat sie sogar in Gips abgegossen, und zwar so, daß man Hände transzendentaler Herkunft veranlaßte, sich in geschmolzenes, auf warmem Wasser schwimmendes Paraffin zu tauchen. Dadurch bildet sich augenblicklich um das Geisterglied eine Gußform, die in der Luft erstarrt, und aus der keine Menschenhand sich befreien könnte, ohne sie zu zerbrechen. Das teleplastische Organ aber löst

Digitized by Google

sich daraus, indem es sich dematerialisiert, und man gießt den im Laboratorium niedergelegten Paraffinhandschuh mit Gips aus, um einen Abguß zu gewinnen, der die Form der Materialisation in allen Einzelheiten wiedergibt. Wohlgemerkt: die so gewonnenen Handformen wiesen nach Gestalt und Linienlauf keine individuelle Ähnlichkeit mit den Händen des Mediums, noch mit denen eines der übrigen Teilnehmer auf. In einer Sitzung mit Willi S. nun ereignete sich folgende Verrücktheit (und es ist nicht die einzige ihrer Art!). Bei sorgfältigster Kontrolle des Mediums zeigte sich über einem auf dem Tischchen stehenden Block aus grauer Tonerde, „von oben und hinten kommend", ein handartiges, rosa leuchtendes Gebilde mit Vorderarm, das auf der Oberfläche der Tonerde herumhantierte. Nach der Sitzung stellte man sechs flache Eindrücke auf der vorher glatten Oberfläche fest. In dem Nagelbett von Willis linkem kleinen Finger aber und auf dem Rücken des vierten Fingers derselben Hand fanden sich Spuren von Tonerde.

Ich frage Natur und Geist, ich frage die Vernunft, die thronende Logik: Wie, wann und wo war die Tonerde an Willis Finger gekommen? —

Nein, ich werde nicht mehr zu Herrn von Schrenck-Notzing gehen. Es führt zu nichts, oder doch zu nichts Gutem. Ich liebe das, was ich die sittliche Oberwelt nannte, ich liebe das menschliche Gedicht, den klaren und humanen Gedanken. Ich verabscheue die Hirnverrenkung und den geistigen Pfuhl. Zwar habe ich bisher nur einige Flocken Höllenfeuers gesehen, allein das muß mir genügen. Ich möchte freilich einmal, wie das anderen geschehen, eine solche Hand, ein solches metaphysisches Gaukelbild aus Fleisch und Bein in meiner halten. Und vielleicht erschiene auch mir einmal, wie er anderen erschienen, über der Schulter des Somnambulen Minna's Kopf: ein schöner Mädchenkopf von slawischer Bildung und mit lebendig blickenden schwarzen Augen. Das müßte, wenn auch abwegig, so doch sehr seltsam sein. Ich werde also versuchsweise noch ein oder das andere Mal mich zu Herrn von Schrenck-Notzing begeben, zwei- oder dreimal, nicht öfter. Das kann mir nicht schaden, ich kenne mich. Ich bin der Mann der kurzen Leidenschaften, ich werde sehen, daß es zu nichts führt und mir das Ganze für immerdar aus dem Sinne schlagen. Ich will auch nicht zwei- oder dreimal noch dorthin gehen, sondern nur einmal, nur noch ein einziges Mal und dann nie wieder. Ich will nichts weiter, als einmal noch

Digitized by Google

das Taschentuch vor meinen Augen ins Rotlicht aufsteigen sehen. Das ist mir ins Blut gegangen, ich kann's nicht vergessen. Noch einmal möchte ich, gereckten Halses, die Magennerven angerührt von Absurdität, das Unmögliche sehen, das dennoch — geschieht.

CLAUDIO MONTEVERDI

Episode aus dem „Roman der Oper: Verdi" von

FRANZ WERFEL

Die Glocken des Campanile warfen der eben vollendeten Vormittagsmesse noch einige golden berstenden Klangkugeln nach, als der Kapellmeister von Sankt Markus, Nachfolger des göttlichen Gabrieli im Amte, durch die Seitentür des Choraufganges auf die Piazza trat. Claudio Monteverdi, dessen Greisenaugen noch umschmeichelt vom honigfarbenen Dunkel des Tempels waren, zwinkert jetzt, purpurn erblindend, in den vorlauten Frühlings-Sonnenschwall dieses Karnevaldienstags von sechzehnhundertdreiundvierzig. Er schwankt an seinem langen Stock einige Schritte vorwärts wie ein Trunkener, der aus der Schenke tritt, dann bleibt er stehen und geduldet sich, bis seine Augen dem gellenden Licht sich akkommodiert haben. Diese Strahlen, diese Wärme, diese Wonne, die sich durch alle Leiber ergießt, ihn freut sie nicht mehr. Widerwillig fühlte er, wie auch die dürre trockene Blüte seines Körpers sich diesem Zauber entgegendreht und unter Phöbus' Machtgeheiß sich aufrichtet. Warum hält die Gottheit durch solche Erquickung den Verfall auf? Er ist sechsundsiebzig Jahre alt und fällt der Welt gewiß nur zur Last.

Der Alte sieht zum Orologio empor. Es ist noch nicht zehn Uhr. Zwei lange Stunden Müßiggangs stehen ihm bevor, denn die Hauptprobe zur morgigen Repräsentation seiner „Incoronazione di Poppea", welche die Gesellschaft von San Paolo e San Giovanni wie im Vorjahre so auch heuer veranstaltet, findet erst zur Mittagsstunde statt.

Monteverdi spürt schweratmend die stete Müdigkeit seines Herzens, die Beklemmung der Lungen. Soll er denn überhaupt zu jener Probe gehen? Soll er sich nicht lieber krank melden, hinlegen, liegen bleiben, sterben? — Was gehen ihn all diese dummen Theater an, die in den letzten Jahren in Venedig wie Giftkraut gewachsen sind?

Digitized by Google

So war es nicht gemeint gewesen, als der edle Peri, als er selbst vor fast fünfzig Jahren seinen „Orfeo" schrieb. Das alte Schicksal aller Reformierer, Novatoren, Revolteure, ob in freien Künsten oder Gemeinwesen, grinst ihn an: So wars nicht gemeint.

Er hatte die Gedanken der Florentiner Camerata vollstreckt. Der Kontrapunkt, die poesiezerfleischende Imitation der Stimmen war beseitigt, die Seele des Einzelmenschen durfte ertönen. Einige Jahre lang hatte er wirklich geglaubt, unter seinem Anhauch sei die Tragödie der Alten wiedererstanden, Eurydice dem neuen Orpheus zum Lichte des Tages gefolgt. Die Musik war an ihren Platz gewiesen, die Poesie in ihre höchsten Rechte eingesetzt. Nicht war es mehr den Tönen gestattet, der Worte spottend, eigenwillige Bindungen einzugehen, sie waren nur Höchststeigerung der Rede, das sangestrunkene unendliche Recitativo wölbte sich nun über dem hartnäckigen Fundament des Basses und hob den klagenden oder jauchzenden Vers zum Himmel. Nicht anders konnten Äschylus und Seneca ihr Werk geschaffen haben.

Aber rüttle solange du willst Öl mit Wasser zusammen, endlich wird es doch oben schwimmen. Versuche, so weise du auch bist, Tonkunst und Dichtung zu vermählen, immer wird die Musik, die einem leichteren Reiche entstammt, nach ihrem Sinn herrschen. Er, Peri und der Sänger Caccini hatten aus einem Irrtum die Oper erfunden.

Der Mensch, das dumme Tier, hat seine hohen Einbildungen, mit denen die Moira das Wirkliche und Gemeine vollbringt.

Nun war die strenge harte alte Kunst tot. Der Seelengesang, die herrlich-freie Rede des klassischen Dramas sollte die regelstolze Vielstimmigkeit ablösen. Aber was war in der Tat geschehen? Nach einem kurzen Traum kam das Mißverständnis und mit dem Mißverständnis der riesige Erfolg der neuen Kunstrichtung. — „So war es nicht gemeint." — Wie ein von Zwangsherrschaft erlöstes Volk hatte die Musik einen Augenblick lang im Umsturz sich der Befreiung gefreut, aber schon im nächsten Augenblick suchte sie nach neuen Formen, nach neuen Bindungen. Die überlieferten, die königlichen Tafeln waren zerbrochen, und so fiel sie denn der Plebs, der Straße, den bänkelsängerisch-ordinären Naturen anheim.

„Marsyas schindet Apollon," dachte der Alte und machte sich klar, daß er nicht nur an der Befreiung der Muse, sondern auch an der Lockerung der Lüste mitgewirkt habe.

Nicht das Drama, nicht die heroische Erschütterung, die Aristo-

Digitized by Google

teles kündet, hatte eingeschlagen, sondern der dramatische Gesang, der neue Einzel- und Chorgesang, dessen ungeahnt sinnliche Entzückungen die Menge bezwangen. Er selbst, vom Strom mitgerissen, mußte Schritt für Schritt nachgeben. Immermehr, auch in seinen eigenen Werken, zerfiel die Einheit der dramatischen Rezitation in Rezitativ und Arie, er sah sich gezwungen, die dichterische Wahrheit verachtend, den Formen der Straße Raum zu geben. Es wurde so gefordert. Nun schrieb er Dacapo-Arien, fügte leichtsinnige Kanzonetten der Szene an, komponierte wirre Texte wie diese „Poppea", die ihm der Stümper und hohle Versifax von Busenolli geschrieben hatte. Ach, nicht mehr galt es, Dichterwerke durch Musik zu steigern, erhabene Tragödien, wie sie Rinuccini und Strigio ersonnen haben. Das Theater allein herrschte unter der Leitung schlauer Sklavenhändler mit dem Gefolge einer immer weniger musikalischen, immer eitleren, immer verdirnteren Sängerschaft und dem Troß lüsterner Ohrenvöllerer.

Der Alte wie manch anderer Umstürzler hatte den Weg der Enttäuschung, der zur Reaktion führt, gründlich durchmessen. Aber trotzdem er der dramatischen Komposition immer wieder abschwor, trotzdem er vor kurzem zum geistlichen Madrigal seiner Jugend zurückgekehrt war, im innersten Herzen liebte er die Oper mehr als alles andere. Wenn er sich mit letzter Aufrichtigkeit geprüft hätte, wäre er zur Erkenntnis gekommen, daß er sie nicht minder liebe, trotzdem sie diesen Weg vom sinnvollen Musikdrama zum unsinnigen Melodram ging. Sein theoretisches und humanistisches Herz litt wohl, aber sein ganz begrabenes Lebens- und Musikherz freute sich im dunkelsten Winkel.

Die Eifersucht des alten Künstlers, der erleben muß, daß der Nachwuchs ihm den Rang abläuft, war die Hauptquelle, aus der seine Philippiken gegen die Profanierung der wiedergeborenen Tragödie flossen. Er ertrug die aufstrebenden Namen der Cavalli, Ferrari, Sartorio, Legrenzi, Sacrati schwer. Besonders Francesco Cavalli, um 33 Jahre jünger als er, hatte rasch hintereinander einige große Erfolge mit den Opern „Appollon", „Daphne", „Narcisso" gehabt. Die Theater rissen sich um diese Ware. Cavalli war nicht nur hauptschuldig an der Verflachung der Kunst, sondern hatte es sogar in überheblicher Ignoranz versäumt, ihm, seinem alten Vorgänger, Landsmann und ruhmwürdigen Kapellmeister von Sankt Markus, die gebührende Aufwartung zu machen.

Claudio Monteverdi nimmt den großen Hut ab, läßt sein graues

Digitized by Google

Schwedenhaar im Winde flattern und öffnet den weiten kapuzenartigen Mantel, so daß man sein schwarzes Weltpriester- und Gelehrtenwams sehen kann. Langsam, den Stock hell auf das Pflaster stoßend, schreitet er die Piazza hinan.

Sie ist von Müßiggängern, Neugierigen, Geschäftsleuten, Schacherern, Arbeitern übervölkert. Längs der Säulenhallen werden große Kandelaber errichtet, die von Pechpfannen gekrönt sind. Girlanden beginnen schon in hübschen Halbbögen zu schwanken, Fähnchen wehen auf, Teppiche werden nach und nach aus den Fenstern gehängt, langsam kriechen die drei Riesenflaggen auf den Stangen der Republik empor.

Mit jeder Minute wächst die Menge, wächst der Lärm, diese vielstimmigste aller Musiken, aus Kaufs- und Verkaufsgeschrei, Empörungs- und Zustimmungsruf, tausend Liedteilchen, aus Liebesgeflüster und Alltagsschwatz aufstaubend zusammengekehrt.

Wieder wie alltäglich und doppelt heute rüstet die Herrscherin ein Fest. Ringsum werden Estraden und Tribünen aufgebaut, für die Honoratioren und Staatsfunktionäre, für die Nobilität, für die Musikanten. Zwischen den beiden Säulen auf der Piazzetta erhebt sich schon der Scheiterhaufen des närrischen Königs.

Der alte Musiker, der Wiedererwecker der antiken Tragödie, bleibt stehn, blickt umher und sieht das freche, überlaute, unheilige Volk von Venedig. Galle dringt in seinen Mund. Mit dem unvernünftigen monomanischen Haß alter Leute macht er die Stadt für all seine wirklichen und eingebildeten Leiden verantwortlich, für seine Enttäuschungen, für das Heraufkommen eines andern Geschlechts, für sein Alter, für die Verlotterung der schönen Künste, die noch von jedem Zeitalter beklagt worden ist. „Oh urbs vilis", zitiert er Jugurthas Worte aus dem Sallust. Selbst in der Leidenschaft bleibt er Ästhet, Humanist, dem eigenen Wissen schmeichelnd. „O du feile Stadt!"

Aber ausspuckend, setzte er hinzu: „Du Hure mit deinen elf Theatern, ich hasse dich und deinen geilen Pöbel!"

Nachdem er sich also Luft gemacht hat, beginnt er sich, wie allstündlich, aus dieser lauten, unverschämten, liederlichen Stadt wegzusehnen. Immer muß er an die Heimat, an das Kindheitsnest, an Cremona denken, die Stadt, wo er einzig sterben möchte.

Sein Cremona hat allerdings wenig gemein mit dieser Stadt gleichen Namens. Es ist ein phantastischer Ort, in den der Alte all

Digitized by Google

seine sehnsüchtigen Empfindsamkeiten tut, eine Traum-Stadt mit wunderbaren Plätzen, Palästen, und einem beseligenden Himmel, der unverwandelt über einer verschollenen Kindheit steht.

In diesem Augenblick, als hätte seine Sehnsucht die Stadt hergezaubert, hörte er sich angerufen:

„Sior! Sior!“

Ein jüngerer Mensch, der ihn durch die Fenster des Kaffeehauses erkannt haben mochte, rennt mit rudernden Armen heran.

„Ah, mein Gasparo?! Du hier!?“

Gasparo zeigt sich als eine kleine, wirrhaarige, schwarzgekleidete Erscheinung:

„Ehrwürdiger Herr! Euer Freund und mein hochberühmter Meister Nicola hat mich beauftragt, Euch während meiner hiesigen Geschäfte aufzusuchen.“

„Sehr erwünscht! Hocherfreut! Wie geht es daheim in Cremona?“

Der Alte, der kaum ein Viertel seiner Vaterstadt mehr wiedererkennen würde, sagt noch immer „daheim“. Er verwechselt das Traum-Cremona seiner Nächte mit dem Cremona Gasparos. Der Kleine blinzelt angestrengt, um einen Bericht geben zu können:

„So ziemlich beim alten. Das heißt Pomfilia Bertulli ist gestorben, des Apothekers Frau. Ihr kanntet sie doch? Sie starb mit dreiundzwanzig.“

„Was? Schon möglich! Wie denn nicht? Natürlich! Aber Meister Nicola Amati, der dich, Gasparo, zu mir schickt?“

„Ist auf Reisen! In Tirol, in Carnuntum, in der Wildnis, oder wie der Dichter sagt: In Panonias Gauen!“

„So! So! Und was bezweckt diese mühevolle und gefährliche Reise?“

„Er jagt nach gutem Ahornholz, der Herr, nach besonderem Ahornholz, wie wir es in der Werkstatt brauchen.“

Bei dem Worte „Werkstatt“ verschwindet der etwas abwesende Gesichtsausdruck Monteverdis plötzlich und weicht einer nicht verhehlten nervösen Gier:

„Ah, mein Gasparo! Ich fühle, du hast mir etwas mitgebracht, ein Präsent deines Meisters!“

„Erraten, Ehrwürdigster! Nicola Amati sendet Euch zwei seiner neuesten Veilchen zur Auswahl. Ihr werdet staunen.“

„Laß uns gehn! Schnell! Wo hast du Quartier genommen, Gasparo?“

Digitized by Google

„Nicht weit von hier, Sior! Bei einer Witwe, deren Domizil ich einem Ehrenmanne nicht weiter empfehlen würde."

„Gleichgültig! Komm! Komm! Zwei seiner göttlichen Veilchen sendet mir zur Auswahl der bewunderungswürdige, der einzige Amati. Eile, eile!"

Der alte Monteverdi ist ganz verwandelt. Er folgt nicht mehr dem gravitätischen Vorantritt seines Stockes, sondern hält ihn jetzt hoch über den Boden, um ungehindert weiter zu kommen. Seine dünnen sechsundsiebzigjährigen Beine stechen energisch vorwärts.

Wie so viele Menschen, die während des Lebens ihre Liebesmöglichkeiten nicht völlig ausgeschöpft haben, beherrscht ihn im Alter eine Besessenheit. Er ist Cremonenser. Wie ein anderer in Bilder vernarrt ist, so liebt er diese neuen Geigen, welche die großen Geigenbauer seiner Stadt mit unendlicher Kunst, unendlichem Zartsinn und, wie man weiß, mit siebenmal versiegeltem Wissen um heilige rosenkreuzerische Geheimnisse in ihren reinlichen wohlduftenden Werkstätten schaffen.

Er liebt die Geigen nicht nur als Musikinstrumente, sondern als Formen, als vollkommene Geschöpfe, unerreichlicher und unerschöpflicher als Frauen.

Nicola Amati, der letzte der großen Dynastie, Enkel von Andrea Amati, hat dem verehrten Autor des „Orfeo", der „Ariana", des „Ulysse" schon drei seiner schönsten Stücke verehrt, die wie Monstranzen heilig gehalten werden.

Ähnlich wie Monteverdi und seine beiden Vorgänger Peri und Caccini die menschliche, die dramatische Einzelstimme aus dem imitierenden Stimmengeflecht der alten Musik befreiten, so haben die Schöpfer der modernen Geige, die plumpen Formen der Gambe und Armbratsche überwindend, die Stimme des Instruments vermenschlicht und erlöst. Die gleiche Sendung und Bestimmung zur Melodie erschuf in der Violine, in ihrer unbegreiflich schönen, alle Künste übertreffenden Form die reinste Ruhmestat Italiens.

Monteverdi und sein Begleiter sind in der Behausung der zweifelhaften Witwe angelangt. Der Alte, der durch nichts gestört sein will, riegelt das Zimmer hinter sich ab. Wie Schönheiten des Ostens wickelt Gasparo die Geigen aus hundert Floren, Seidentüchern und Brokaten.

Mit zitternden Händen ergreift der Komponist eine nach der andern

Digitized by Google

und legt sie wieder hin, als könnte er das übermenschliche Glück ihrer astralen Last nicht ertragen. Sind sie nicht wie zwei kindliche Geliebte von Sternenwelten niedergestiegen, zwei verklärte Beatricen? Man möchte sie ganz an sich pressen, damit das Herz sie ausschöpfen kann. Aber unterm blinden Druck der Sterblichkeit müßten sie ja zerbrechen. Claudio Monteverdi sieht die holden Schwestern mit zuckenden Mienen an, sein Atem keucht und plötzlich wirft er sich vor den Geigen nieder, aufweinend, aufwimmernd in unerträglichem Glück, unerträglicher Qual.

Er weint, weil die Schönheit ihn furchtbarer rührt als der gekreuzigte Gott.

Gasparo, um den Alten zu beruhigen, schwatzt drauf los: „Ehrwürden! Wir wollen sie ausprobieren. Ich habe ein ganz modernes Stück eigens für Euch eingeübt. Mein Meister hat es so gewünscht. Eine Sonata mit Doppelgriffen."

Monteverdi winkt dem Menschen, er möge schweigen. Dann betrachtet er mit tiefen, wirr hinziehenden Gedanken die Instrumente Amatis. Sie sind nicht sehr groß, süß geschwungen, schmal, die eine hell-gelb lackiert, die andere rötlich. Der Lack bildet wunderschöne, ätherische, übersinnliche Landschaften auf ihren Flächen, als wären die unsichtbaren Landschaften der Musik durch die Schwingung der Geigenmoleküle in einem Zauber-Augenblick gebannt und zum Bild geworden. Er denkt an das Mysterium des Geigenkörpers. So vollkommen, oder kaum so vollkommen, hat Gott allein die Kreatur geschaffen. Große Geheimnisse mußte der Mensch erst kennen, mantische und theurgische Künste zu üben verstehn, in vollkommener Enthaltsamkeit vom Weibe gelebt haben, um die Gestalt der Geige zu ersinnen.

Aus wieviel Elementen besteht das menschliche Wesen? Keine Wissenschaft kann dies unwiderleglich beantworten. Aus dreiundachtzig Elementen besteht der kleine Leib der Violine, von denen ein jedes wie das Wort der heiligen Schrift in dieser und in jenen Welten seine Bedeutung hat. Ist der aufgeopferte, in dreiundachtzig Stücke zerrissene Orpheus hier wieder zusammengesetzt?

Woher denn wirkte so übermenschlich diese Anmut und doch so menschlich? Breite Brust, schmale Hüften, ein langer Hals. Die Entzückung der Schallöcher, dieser Hieroglyphen hoher Wissenschaft, die dünne Feinheit der Zargen, der Schwung des Bodens, der Decke und diese unfleischlichsten reinlichsten aller Eingeweide, Stimmholz und Querstab!

Digitized by Google

Gasparo nimmt eine der Geigen und streicht voll den Akkord Sol-Re-Si-Sol an, indem er den Zusammenklang der tiefen Quintsaiten mit dem oberen Zweiklang verschmilzt. Alles Holz und Metall im Zimmer vibriert. Die kleinsten Teilchen der Materie, jedes einzelne doch ein unendliches Universum mit Sternen, Ätherraum und Geschöpfen, bebt von der heiligen Stimme angerufen. Diese Erschütterung aber ist für den alten Mann zu viel:

„Bringe mir, mein Gasparo, heute abends diese geliebten Geister ins Haus. Wir werden zusammen speisen und dann magst du mir deine Doppelgriff-Sonata vorspielen."

Er kann sich vom Anblick der schönen Geschöpfe nicht losreißen:

„Mit Recht haben die Alten für sie das Gleichnis der Veilchen herangezogen. Veilchenblau, wie dunkle Veilchen blau tönen sie. — Auf Abend! Ich erwarte dich, mein Gasparo!"

Das Mißgeschick will es, daß Claudio Monteverdi, als er auf die Gasse tritt, einem Priester begegnet, der mit dem Messner einen Versehgang tut. Sogleich deutet er es als böses Zeichen. Kalt durchgruselt ihn Schreck. Schweiß juckt seine Stirne. Er ahnt in diesem abergläubischen Augenblick, daß er noch im Laufe desselbigen Jahres sterben muß. Er schwankt, ob er in der Stunde, die ihm noch vor der Theaterprobe bleibt, beichten oder seinen Arzt aufsuchen soll. Nach der furchtbaren Pest von 1630 hat er in tiefer Zerknirschung die niederen Weihen genommen. Dennoch ist er Freigeist geblieben. Er entscheidet sich für die Wissenschaft.

Sein Arzt und Freund, ein nicht unberühmter Medicus Gianbattista Carvagno, wohnt und ordiniert im Ärzteviertel jenseits der Rialtobrücke. Der Mann, des Meisters Altersgenosse, hat seinerzeit am Hof Rudolfs des Zweiten zu Prag die höhere Initiation in den geheimen Wissenschaften erhalten. Von denen allerdings wandte er sich später mit Zorn ab und schmähte sie nun, als ein echter Renegat, über die Maßen. Aus der alchimistischen Zeit hatte er nichts anderes behalten als den langen weißen Sterndeuterspitzbart. Ansonsten war aus dem Adepten verborgener Künste ein Rationalist und Schüler der griechischen Ärzte geworden.

Monteverdi findet den Freund über eine uralte Edition gebeugt. Gianbattista Carvagno, der es liebt, die Leute mit abseitigen Entdeckungen zu überraschen, doziert sogleich:

„So ist es immer. Die unwichtigen Geister haben den Erfolg,

Digitized by Google

die wahrhaft Großen bleiben im Schatten. Dieser Paulus von Nizäa hier ist ein zehnmal größerer Arzt und Forscher als Hippokrates. Er lehrt, daß die Luftbewegung, der Wind, vor allen anderen Einflüssen die Krankheiten erregt . . ."

Der Musiker, der nicht gestimmt ist, einen medizinischen Vortrag über sich ergehen zu lassen, unterbricht den Gelehrten:

„Ich fühle mich sehr, sehr krank. Du sollst mir die reine Wahrheit sagen, Freund! — Werde ich die nächsten Monate überleben?"

„O mein Orpheus, du bist der ausgesuchteste Hypochonder, der mir im Leben begegnet ist. Aber um deine strenge Prüfungsfrage sachgemäß und ohne Ansehung der Person zu erledigen, laß uns die vortrefflichen Auskultationsmaximen dieses spitzbübisch-klugen Kollegen aus Nizäa anwenden!"

Der alte Musiker muß sich der Oberkleider entledigen, wird abgeklopft, abgehorcht, ausgefragt. Nach der Untersuchung hilft Gianbattista dem Freund beim Ankleiden:

„Ich sehe keinen Grund, mein Monteverdi, wessenwegen du nicht hundert Jahre alt werden solltest!"

„Aber ich leide, ich leide. Mein Herz will nicht mehr und der Atem erst recht nicht."

„Eine Krankheit hast du nicht. Alle inneren Übel kommen von der Galle, als da sind: Fieber, Geschwüre, Rheumatismus, Gicht. Deine Galle ist in Ordnung."

„Was also ist es dann?"

„Du leidest an der Natur."

„Was heißt das?"

„Mit der Zeit, — wie das ein Gewährsmann gut ausdrückt, — mineralisieren wir alle. Die Lebenskraft will sich diesem Versteinerungsprozeß anpassen. Das schafft Beschwerden."

Kaum ist der Meister aus dem Zimmer, zieht der Arzt mit trübsinnigem Gesicht einen Folianten hervor und macht in sein Patientenprotokoll unter dem Buchstaben M eine Eintragung. Zuletzt zögert er eine Weile und dann schreibt er in die Rubrik „Kalkül des letalen Ausgangs" mit großen Lettern das lateinische Wort:

„Autumnus."

In der freien Luft erfaßt Monteverdi eine seltsame lichte Wehmut. Ihm ist der Sinn urplötzlich so jugendlich, so liebevoll, daß er sich des peinigenden jahrzehntealten Mißmuts nicht mehr erinnern

Digitized by Google

kann. Hat der Anblick der Geigen, dieser mystischen Engelwesen, ihn also erheitert? Oder ist es der bestimmte Eindruck, daß der Arzt ihn für verloren hält?

Pläne, von denen er sicher weiß, daß er sie nicht mehr wird ausführen können, durchzucken sein Bewußtsein. Er träumt von einem singenden, aufschwebenden Chor von hundert dieser verklärten Geigen. Die Menschenstimme auf der Bühne, die Stimme des zerrissenen und wiedergeborenen Orpheus, die veilchendunkle, die violette Stimme der Geigen umarmen einander.

In seiner paradiesischen Rührung lehnt sich der Alte an die Steinbalustrade der Brücke. Er hört unter sich den ungeheuren Lärm des durch den Karnevalstag aufgepeitschten Lebens. Aber sein tränender Blick sieht noch nichts. Woher doch kommt nach den greisenhaften Verdrießlichkeiten des Morgens diese herrliche Erschütterung? Wer senkt sich auf ihn herab, wer durchdringt ihn? Kaum faßbare Gedanken, denen er einen Augenblick lang Heimstätte sein darf, sendet hell sein Herz empor!

‚Alles ist ein überwältigender Synergismus. Die Welten und die Götter spielen einander in die Hand. Es gibt keine Einsamkeit. Auf den Einzelnen kommt es nicht an. Das Individuum ist ein Irrtum. Aber die höhere Absicht vollbringt mittels dieses Irrtums die Wahrheit, die sie will. Nichts kommt aus uns. Und das ist der Sinn des Wortes: Herr, dein Wille geschehe. Aber wir sind verantwortlich dafür, daß, Herr, dein Wille geschehe! Alle Kunst ist nur Einflüsterung, die wir weitergeben. Wessen Ohr am reinsten hört, dessen Mund wird am reinsten tönen! Oh, Geige sein . . .‘

Claudio Monteverdi breitet seine Arme weit. In diesem Augenblick wächst der Stimmenschall dort unten auf den Wassern des großen Kanals zum Hörnerbraus zum Kartaunenhall einer Seeschlacht. Und der Alte sieht:

Eine Suite von goldüberladenen, scharlachroten, rosafarbenen, weißen, silbernen, silbergrauen, schwefelgelben, safrangelben, kornblumenblauen, schilfgrünen, prälatenfarbenen Staatsschiffen folgt mit hundert Ruderern in den gleichen Farben dem großen voranschäumend hochbordigen Bucentoro, der in seiner schlangensäuligen Prachtkajüte Serenissimum, das Oberhaupt des Staates, führt. Lange Sammet- und Brokatschleppen schleifen die farbengellenden Barken im grünlich aufgepflügten Wasser nach. Der Pomp blitzt vorbei. Die Menge auf beiden Ufern brüllt auf, trunken vom jubelnden Tempo des Zuges.

Digitized by Google

Und jetzt, die lustigen Nachzügler einer stürmischen Heldentat, schaukeln hundert andere Gondeln, Boote, Barken, bekränzt, bewimpelt, fähnchengeschmückt auf dem wild zersplitterten Spiegel. In all diesen Schiffen sitzen maskierte Menschen, die heute morgens, gestern, vorgestern, seit Wochen schon im Mummenschanz Tage und Nächte durchtrubeln. Tausend Theorben, Gitarren, Mandoren, Lauten und rohe Klampfen, tausend heisere, übernächtig verschriene, grelle, schöne Stimmen zupfen und heulen infernalisch gegen die Resonanz der Paläste. Aber auf einmal ist es, als ob die wüste Tausendfalt der Klänge eins würde, zusammenschlüge zu wildem, zu großem Volksgesang. Die aufdampfende Musik überwältigt den Greis:

„Hier unten! Hier unten! Ach, wir waren Gelehrte, wir haben geirrt. Das Leben allein korrigiert. Nicht ich habe recht, sondern hier unten diese vielen, dieses Volk. Synergismus! Dies ist die Entwicklung! Sechs Jahrzehnte lang habe ich geglaubt, daß es in den Künsten auf die Zustimmung der Auserlesenen, der Superklugen ankommt. Aber weit gefehlt! In meinem sechsundsiebzigsten Jahre, heute, habe ich gelernt, daß die Mehrheit, die Gesamtheit das Heil ist. Sie ist eine tiefere, eine magischere Größe als das Individuum, das immer nur Eitelkeit bleibt, als die Minorität, die sich zum Refugium der einzelnen Eitelkeiten bestellt. Sie wollen ihre Theater und lyrischen Opern haben. Das erhabene Recitativo ist ihnen langweilig. Mußten wir nicht von Anfang an Konzessionen machen, unsere Stücke anders enden lassen als die Griechen ihre Tragödien? Sie sind nicht die Griechen unserer Einbildung! Ihr durch keinerlei Spekulation verdorbenes Herz will Dacapo-Arien und Kanzonetten. Entweder schreibe geistliche Musik oder schreibe fürs Volk! Wenn du aber fürs Volk schreibst, lüge nicht! — Die Entwicklung der Dinge ist ihre Wahrheit. Unsere Kritik ist nur der Schmerzruf, den diese Entwicklung unserer langsamen Person entlockt, die zurückbleiben muß.

Vorwärts, mein Francesco Cavalli!

Ich werde aus diesen Erkenntnissen keinen Nutzen mehr ziehen. Damit aber die hochnäsigen Erz-Musici mich für keinen Abtrünnigen und Häretiker halten, will ich davon schweigen. In diesem Volk dort unten ist Gottes Wille mehr als in allen Persönlichkeiten, Theorien und Philosophemen. Welcher Gott es auch sei, ein Sterblicher, ein Sterbender muß sagen: Herr, dein Wille geschehe! Sie ziehen mächtig am Seil, mächtig . . .“

Digitized by Google

Die farbig schaukelnde schallende Welt schwankt vor des Alten Augen, der sie schließt, um dem Schwindel nicht zu erliegen.

Eine halbe Stunde später stand Claudio Monteverdi auf der schmalen und sehr tiefen Bühne des Bezirkstheaters von San Giovannio e San Paolo, wo die Arbeiter schon seit mehreren Tagen an der außerordentlich überladenen und plastischen Dekoration seiner „Poppea" bauten. Ein stutzerhafter Herr mit ausnehmend hohen und roten Absätzen, der Sänger Tiburzio Califano, trat mit exquisiter Verbeugung auf den Alten zu. Die Schnurrbartenden, fettgezwirbelt, stachen zum Auge, kreisrund öffnete sich ein Mündchen:

„Allverehrter! Darf ich Euch mit einem Bittgesuch nahen?"

„Zu Euren Diensten!"

„Ihr werdet bei Dero erhabenen Einsicht in die Dinge der Kunst mir sicherlich nicht zürnen. Aber die Rolle des Lucianus, die Ihr mir zugedacht habt, ist ein wenig mager, nicht recht ausgeführt, sollte man denken."

„Ah? Scheint es Euch so?"

„Dieserhalb und weil mir, ohne mich im entferntesten mit dem strahlendsten Ruhm Italiens messen zu wollen, weil mir die Musen auch ein wenig lächeln . . . Je nun, ich habe als Kompositeur einige nicht unschickliche Versuche gemacht. Der weltberühmte Francesco Cavalli hat mir seine uneingeschränkte Anerkennung ausgesprochen. Zufällig trage ich heute seinen Brief bei mir. Es ist ein Zufall, wie gesagt. Wollt Ihr vielleicht geruhen, Einblick in seinen ehrenvollen Brief zu nehmen?"

„Danke, danke! Glaube Euch aufs Wort! Doch was beliebt?"

„Ich habe zur Partie des Lucianus ein kleines Gesangstück hinzukomponiert, ein angenehmes und erheiterndes Ding, solch ein pezzo staccato, wie man es neuerdings zu nennen liebt. Ich versichere Euch, Ehrwürdigster, es wird dem Werke nur zum Heil gereichen, als Gegenmittel gegen die Monotonie, die sich sonst leicht einstellen könnte. Ich bitte um Eure gnädige Erlaubnis. Die Kollegen sind schon verständigt und die Musiker des Akkompagnements unterrichtet. Ihr könnt ruhig sein!"

Der Greis lächelte angestrengt, als könne er sich im Sinn des Gesagten nicht zurechtfinden. Dann machte er gegen Tiburzio Calfani, den Tenor, eine sehr artige Verbeugung:

„Bitte! wenn es Euch erfreuen kann! Gerne gewährt! Es mag passieren! Tut, was Ihr wollt! Aber höret, junger Maestro, es kommt

Digitized by Google

auf den Einzelnen nicht an, es kommt auf den Einzelnen nicht an. Nur seine irrtümliche Pflicht muß man tun! Jeder! Unnachgiebig! Basta!"

Auf diese Worte hin eilte mit dem ganzen Eifer des Theatertratsches Tiburzio Calfani zu den übrigen Sängern und erzählte, daß es mit dem „Vecchio" nun endgültig aus sei, da die Altersschwäche sein Gehirn schon vollkommen verwirrt habe. Bei der zehnten Wiederholung der Worte Monteverdis hatte sie der Sänger bereits so komödiantenhaft verdreht, daß man den Eindruck haben mußte, sie seien das Gestammel eines Blödsinnigen.

Die anderen empfingen die Neuigkeit, die sie nicht selbst bringen durften, mit gleichgültiger Nichtachtung. Girolamo Squarciabeve, der Vertreter der Baßpartien, spie mitten auf die Bühne:

„Nun werden wir und die verehrlichen Auditoria wenigstens bald von dem langweiligen Zeug erlöset sein."

Ein wenig später aber erstaunte derselbe Squarciabeve samt den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft nicht wenig, als Claudio Monteverdi die Hauptprobe seiner ‚Incoronazione di Poppea' mit klarsten Sinnen und unnachsichtlichem Gehör vom Cembalo aus leitete.

PSYCHOLOGIA BALNEARIA

oder

GLOSSEN EINES BADENER KURGASTES

von

HERMANN HESSE

III

Der Holländer

Lange habe ich mich darum gedrückt, dies Kapitel zu schreiben. Nun muß es sein.

Als ich vor vierzehn Tagen mit Vorsicht und Sorgfalt mein Hotelzimmer Nr. 65 aussuchte, hatte ich im ganzen keine schlechte Wahl getroffen. Das Zimmer, hell und freundlich tapeziert, hat einen Alkoven, in dem das Bett steht, und erfreute mich durch seinen nicht alltäglichen, originellen Grundriß, es hat ein schönes Licht und etwas

Digitized by Google

Aussicht auf Fluß und Weinberge. Ferner liegt es zuhöchst im Hause, es wohnt also niemand über mir, und von der Straße her sind kaum Störungen möglich. Ich hatte gut gewählt. Ich hatte damals auch nach den Zimmernachbarn gefragt und beruhigende Auskunft erhalten. Auf der einen Seite wohnte eine alte Dame, von der ich in der Tat nie etwas hörte. Auf der andern Seite, in Nr. 64, aber wohnte der Holländer! Im Lauf von zwölf Tagen, im Lauf von zwölf bitteren Nächten, ist mir dieser Herr überaus wichtig geworden, ach allzu wichtig, er ist eine mythische Figur, ein Götze, ein Dämon und Gespenst für mich geworden, das ich erst vor wenigen Tagen besiegt habe.

Niemand, dem ich ihn zeigen würde, würde es mir glauben. Dieser Herr aus Holland, der mich seit so vielen Tagen am Arbeiten, seit so vielen Nächten am Schlafen gehindert hat, ist weder ein tollwütiger Berserker noch ein enthusiastischer Musiker, weder kommt er zu unerwarteten Zeiten betrunken nach Hause noch schlägt er seine Frau oder schimpft mit ihr, er pfeift und singt nicht, ja er schnarcht nicht einmal, wenigstens nicht so laut, daß es mich störte. Er ist ein solider, gesitteter, nicht mehr junger Mann, lebt regelmäßig wie eine Uhr und hat keinerlei auffallende Untugenden — wie ist es möglich, daß dieser ideale Bürger mich so leiden machte?

Es ist möglich, es ist leider Tatsache. Die beiden Hauptpunkte, die Grundpfeiler meines Unglücks sind diese: zwischen den Zimmern Nr. 64 und 65 ist eine Tür, eine zwar verriegelte und mit einem Tisch verstellte, aber keineswegs dichte Tür. Dies ist das eine Unglück, es läßt sich nicht beheben. Das zweite, schlimmere: Der Holländer hat eine Frau. Auch sie ist mit erlaubten Mitteln nicht aus der Welt, oder doch aus Nr. 64, zu bringen. Und dann habe ich noch das ungewöhnliche Pech, daß meine Nachbarn, gerade wie ich selber, zu den verhältnismäßig seltenen Hotelgästen gehören, die den größern Teil ihres Tages auf ihren Zimmern zubringen.

Hätte ich nun ebenfalls eine Frau bei mir, oder wäre ich Gesanglehrer, oder hätte ich ein Klavier, eine Geige, ein Waldhorn, eine Kanone oder Pauke, so könnte ich den Kampf gegen meine holländischen Nachbarn mit der Hoffnung auf Erfolg aufnehmen. So aber ist die Lage diese: Das Holländerpaar bekommt von mir während der vierundzwanzig Stunden des Tages keinen Ton zu hören, es wird von mir behandelt wie man Könige und Schwerkranke behandelt, wird von mir unaufhörlich mit der unausdenklichen Wohltat einer

Digitized by Google

vollkommenen, absoluten Stille überschüttet. Und wie erwidern sie diese Wohltat? Sie gewähren mir, indem sie jede Nacht von zwölf bis sechs Uhr schlafen, eine tägliche Schonzeit von sechs Stunden. Ich habe die Wahl, ob ich diese Stunden zur Arbeit oder zum Schlaf, zu Gebet oder Meditation verwenden will. Über die übrigen achtzehn Stunden des Tages habe ich keine Verfügung, sie gehören nicht mir, diese täglichen achtzehn Stunden finden gewissermaßen überhaupt nicht bei mir, sondern nur in Nummer 64 statt. Achtzehn Stunden des Tages wird in Nummer 64 geplaudert, gelacht, Toilette gemacht, Besuch empfangen. Es wird nicht mit Schießwaffen hantiert, noch wird Musik gemacht, noch finden Schlägereien statt, dies muß ich anerkennen. Es wird aber auch nicht nachgedacht, nicht gelesen, nicht meditiert, nicht geschwiegen. Immerzu fließt der Fluß der Gespräche, oft sind vier und sechs Personen dort drüben beisammen, und abends plaudert das Ehepaar bis halb zwölf Uhr. Dann kommt das Klirren von Glas und Porzellan, das Feilen der Zahnbürsten, das Rücken einiger Stühle, und die Melodien des Gurgelns. Dann krachen die Betten, und dann wird es still und bleibt still (das sei nochmals anerkannt) bis in der Frühe etwa um sechs Uhr, um welche Stunde einer der Ehegatten, ich weiß nicht ob er oder sie, sich erhebt und den Fußboden erbeben macht, er geht zum Bade, kehrt bald wieder, inzwischen ist auch für mich die Badestunde gekommen, und von meiner Wiederkehr an reißt der Faden der Gespräche, der Geräusche, des Lachens, des Stuhlrückens usw. nicht mehr ab bis wieder kurz vor Mitternacht.

Wäre ich nun ein vernünftiger, normaler Mensch wie andere, so würde ich mich leicht in die Lage schicken. Ich würde nachgeben, da nun einmal zwei stärker sind als einer, und würde meinen Tag irgendwo anders als in meinem Zimmer hinbringen, im Lese- oder Rauchzimmer, in den Korridoren, im Kursaal, in Restaurants, wie die meisten Kurgäste es tun. Und nachts würde ich eben schlafen. Statt dessen bin ich von der mühsamen, törichten und aufreibenden Leidenschaft besessen, tagsüber viele Stunden allein am Schreibtisch zu sitzen, angestrengt nachzudenken, angestrengt zu schreiben, oftmals nur um das Geschriebene nachher wieder zu vernichten; und des Nachts habe ich zwar eine große, eine glühende Sehnsucht nach Schlaf, aber mein Einschlafen ist ein komplizierter Dämmerungsvorgang, welcher Stunden dauert, und dann ist der Schlaf sehr leise, sehr dünn und spröde, ein Hauch genügt, um ihn zu zerreißen. Und

Digitized by Google

wenn ich um zehn, um elf Uhr noch so todmüde und noch so nahe am Einschlummern bin, es hilft nichts, es reicht nicht nicht bis zum Schlafe, solange nebenan die Holländer ihre Geselligkeit pflegen. Und während ich erschöpft und sehnsüchtig warte, bis die Mitternacht kommt, bis der Mann aus dem Haag mir die Erlaubnis gewährt eventuell einzuschlafen, bis dahin bin ich durch Warten, Zuhören und Denken an die morgige Arbeit wieder so wach und erregt geworden, daß der größte Teil der mir zugebilligten sechs Ruhestunden vorübergeht, ehe ich ein wenig Schlaf finde.

Ist es nötig, es eigens auszusprechen, daß mir wohl bewußt ist, wie unberechtigt meine Forderung an den Holländer ist, mich mehr schlafen zu lassen? Ist es nötig zu sagen, daß ich sehr wohl weiß, daß nicht er an meinem schlechten Schlafe und an meinen geistigen Liebhabereien schuld ist, sondern ich allein? Ich schreibe jedoch diese Notizen aus Baden nicht, um andere anzuklagen oder mich rein zu waschen, sondern um Erlebnisse aufzuzeichnen, seien es auch die seltsam verzerrten Erlebnisse des Psychopathen. Jene andere, verwickeltere Frage nach der Berechtigung des Psychopathen, jene furchtbare und erschütternde Frage, ob unter gewissen Zeit- und Kulturumständen es nicht würdiger, edler, richtiger sei, Psychopath zu werden als sich diesen Zeitumständen unter Opferung aller Ideale anzupassen — diese schlimme Frage, die Frage aller differenzierten Geister seit Nietzsche, lasse ich auf diesen Blättern unberührt; sie bildet ohnehin das Thema fast aller meiner Schriften.

Durch die oben erzählten Umstände also ist der Holländer für mich zum Problem geworden. Nicht ganz erklären kann ich mir, warum ich, in Gedanken und Worten, es immer nur mit dem Holländer, in der Einzahl, zu tun habe. Es ist ja ein Paar, es sind ja zweie. Aber sei es, daß ich aus instinktiver Galanterie der Frau mehr Duldung entgegenbringe als dem Mann, sei es daß die Stimme und der etwas schwere Schritt des Mannes es sind, die mich tatsächlich besonders belästigen, jedenfalls sind es nicht „die", sondern es ist „der" Holländer, an dem ich leide. Zum Teil beruht dies instinktive Übergehen der Frau in meinen Feindschaftsgefühlen und die Mythisierung des Mannes zum Feind und Antipoden aber auf sehr tiefen, elementaren Trieben: Der Holländer, der Mann mit der kräftigen Gesundheit, dem gedeihlichen Aussehen, dem würdigen Auftreten und vollen Portemonnaie, ist für mich, den Outsider, schon im Typus feindlich.

Digitized by Google

Er ist ein Herr von etwa 43 Jahren, mittelgroß, von kräftiger, etwas untersetzter Gestalt, welche den Eindruck von Gesundheit und Normalität macht. Gesicht und Figur sind beleibt und rundlich, doch nicht so daß es auffiele, der große kräftige Kopf mit etwas schweren Augendeckeln wirkt dadurch massig und drückt auf die ganze Figur, daß er auf einem schwach akzentuierten, ein wenig kurzen Halse sitzt. Gesundheit und Körpergewicht machen, obwohl der Holländer sich gemessen bewegt, und vorzügliche Manieren hat, leider seine Bewegungen und Schritte wuchtiger und hörbarer als für seinen Nachbarn wünschenswert ist. Seine Stimme ist tief und gleichmäßig, weder in der Tonhöhe noch in der Stärke viel wechselnd, die ganze Persönlichkeit, neutral betrachtet, wirkt seriös, zuverlässig, beruhigend, nahezu sympathisch. Etwas störend hingegen ist, daß er zu kleinen Erkältungen neigt (was übrigens alle Badener Kurgäste tun), die ihn heftig husten und nießen machen, in diesen Tönen kommt dann ebenfalls eine gewisse Wucht und Kraftfülle zum Ausdruck.

Dieser Herr aus dem Haag also hat das Unglück, mein Nachbar zu sein, tagsüber der Feind, Bedroher und oft Vernichter meiner geistigen Arbeit, einen Teil der Nacht hindurch der Feind und Vernichter meines Schlafes. Nicht an allen Tagen allerdings empfand ich seine Existenz als Strafe und Belastung. Es gab mehrere warme und sonnige Tage, an welchen es mir vergönnt war, meine Arbeit im Freien zu tun; im Hotelgarten in einem verborgenen kleinen Gehölz, die Mappe auf den Knien, schrieb ich meine Blätter voll, dachte meine Gedanken, ging meinen Träumen nach oder las zufrieden in meinem Jean Paul. An allen kühlen und Regentagen jedoch, und deren waren sehr viele, sah ich mich den ganzen Tag hindurch dem Feinde Wand an Wand gegenüber; während ich lautlos und gespannt am Schreibtisch über meinen Beschäftigungen hing, lief nebenan der Holländer auf und ab, füllte die Waschschüssel, spuckte das Becken voll, warf sich in den Sessel, unterhielt sich mit seiner Frau, lachte mit ihr über Witze, empfing Besuche. Es waren für mich oft sehr mühsame Stunden. Indessen hatte ich eine gewaltige Hilfe dabei, nämlich eben meine Arbeit. Ich bin kein Arbeitsheld und verdiene keine Fleißpreise, aber wenn ich schon einmal begonnen habe, mich von einer Vision oder von einer Gedankenreihe erfüllen und bezaubern zu lassen, wenn ich schon einmal, widerstrebend genug, mich auf den Versuch eingelassen habe, diese Gedanken in eine Form zu bringen, dann bin ich in dies Unternehmen verbissen und kenne

Digitized by Google

nichts andres, was mir wichtig wäre. Es gab Stunden, da konnte in Nummer 64 ganz Holland Kirmes feiern, es berührte mich kaum, denn ich war bezaubert und hingenommen von dem einsamen, phantastischen und gefährlichen Geduldsspiel, das mich einspann, ich rannte hitzig mit krampfhafter Feder meinen Gedanken nach, baute Sätze, wählte unter zuströmenden Assoziationen, angelte hartnäckig nach den geeigneten Worten. Der Leser mag sehr darüber lachen, für uns Schreibende aber ist das Schreiben immer wieder eine tolle, erregende Sache, eine Fahrt in kleinstem Kahn auf hoher See, ein einsamer Flug durchs All. Während man ein einzelnes Wort sucht, unter drei sich anbietenden Worten wählt, zugleich den ganzen Satz, an dem man baut, im Gefühl und Ohr zu behalten — während man den Satz schmiedet, während man die gewählte Konstruktion ausführt und die Schrauben des Gerüstes anzieht, zugleich den Ton und die Proportionen des ganzen Kapitels, des ganzen Buches irgendwie auf geheimnisvolle Weise stets im Gefühl gegenwärtig zu haben, das ist eine aufregende Tätigkeit. Ich kenne eine ähnliche Gespanntheit und Konzentration aus eigener Erfahrung nur noch bei der Tätigkeit des Malens. Da ist es ganz ebenso: jede einzelne Farbe zur Nachbarfarbe richtig und sorgfältig abzustimmen, ist hübsch und leicht, man kann das lernen und alsdann beliebig oft praktizieren. Darüber hinaus aber beständig die sämtlichen Teile des Bildes, auch die noch gar nicht gemalten und sichtbaren, wirklich gegenwärtig zu haben und mit zu berücksichtigen, das ganze vielmaschige Netz sich kreuzender Schwingungen zu empfinden, das ist erstaunlich schwer und glückt nur selten.

Es liegt also in der literarischen Arbeit eine so heftige Nötigung zur Konzentration, daß man bei stark gespanntem Produktionstrieb recht wohl äußere Behinderungen und Störungen überwinden kann. Der Autor, welchem nur an einem bequemen Tisch, bei bestem Licht, mit seinem eigenen gewohnten Schreibmaterial, auf besonderem Papier usw. seine Arbeit möglich scheint, ist mir verdächtig. Wohl sucht man instinktiv alle äußeren Erleichterungen und Bequemlichkeiten auf, wo sie aber nicht zu haben sind, geht es auch ohne sie. Und so gelang es mir oft, zwischen mich und Nummer 64 eine Distanz oder Isolierwand hinein zu schreiben, die mich für eine produktive Stunde schützte. Sobald ich aber zu ermüden begann, und dazu trug der angehäufte Schlafmangel mächtig bei, waren die Störungen wieder da.

Digitized by Google

Viel schlimmer als mit der Arbeit stand es mit dem Schlafen. Ich will hier meine, rein psychologisch begründete, Theorie der Schlaflosigkeit nicht darlegen. Ich sage nur, daß jene vorübergehende Immunität gegen Holland, mein Hinweg-Konzentriertsein von Nummer 64 wohl je und je bei der Arbeit gelang, mit Hilfe beflügelnder Kräfte, daß meine Schlafversuche aber dieses Glück nicht teilten.

Der Schlaflose nun, wenn er seinem Leiden eine längere Weile preisgegeben ist, richtet, wie die meisten Menschen es in Zuständen nervöser Übermüdung tun, Gefühle der Ablehnung, des Hasses, ja der Vernichtungslust sowohl gegen sich selbst wie gegen die nächste Umgebung. Da die nächste Umgebung für mich nun einzig aus Holland bestand, häuften sich in mir während der schlaflosen Nächte langsam gegen Holland Gefühle der Abneigung, der Erbitterung, des Hasses an, die sich tagsüber nicht zerstreuen konnten, da die Spannung und Störung ja beständig fortbestand. Lag ich im Bette, durch den Holländer am Schlaf verhindert, fiebernd vor Übermüdung und ungestilltem Verlangen nach Ruhe, und hörte ich nebenan den Nachbar seine satten, festen, soliden Schritte tun, seine festen, strammen Bewegungen machen, seine markigen Töne bilden, dann empfand ich gegen ihn einen ziemlich vehementen Haß.

Immerhin aber blieb mir während dieser Situation stets bis zu einem gewissen Grade die Dummheit meines Hasses bewußt, ich konnte zwischenein immer wieder für Augenblicke über meinen Haß lächeln und ihm dadurch die Spitze abbrechen. Fatal aber wurde es mir, als dieser an sich unpersönliche, nur gegen die Störungen meines Schlafes, gegen meine eigene Nervosität, gegen die undichte Türe gerichtete Haß sich im Laufe der Tage immer weniger neutralisieren und verteilen ließ, als er allmählich immer törichter, immer einseitiger und persönlicher wurde. Es half am Ende nichts mehr, daß ich mir die persönliche Unschuld des Holländers vorhielt und bewies. Ich haßte ihn einfach, und zwar nicht nur etwa in den Augenblicken, wo er mir tatsächlich lästig war, wo mitten in tiefer Nacht sein lautes Schreiten, Reden und Lachen vielleicht in der Tat rücksichtslos war. Nein, ich haßte ihn jetzt ganz richtig, mit dem richtigen, naiven, dummen Haß, mit welchem ein erfolgloser kleiner christlicher Kaufmann die Juden oder ein Kommunist die Kapitalisten haßt, mit jener dummen, tierischen, vernunftlosen und im Grunde feigen oder neidischen Art von Haß, die ich an anderen stets so sehr

Digitized by Google

bedaure, der die Politik, das Geschäft, die Öffentlichkeit vergiftet, und dessen ich mich nicht für fähig gehalten hätte. Ich haßte nicht mehr bloß sein Husten, seine Stimme, sondern ihn selbst, seine reale Person, und wenn er mir, vergnügt und ahnungslos, tagsüber irgendwo begegnete, war es für mich die Begegnung mit einem ausgemachten Feind und Schädling, und all meine Philosophie reichte nur soweit, daß ich meinem Gefühl keine Äußerung gestattete. Sein glattes, frohes Gesicht, seine dicken Augendeckel, seine dicken, frohen Lippen, sein Bauch in der modischen Weste, sein Gehen und Benehmen, alles zusammen war mir zuwider und verhaßt, und am meisten haßte ich alle die unzähligen Anzeichen seiner Kraft, Gesundheit und Unverwüstlichkeit, sein Lachen, seine gute Laune, die Energie seiner Bewegungen, die überlegene Apathie seines Blickes, alle diese Anzeichen seiner biologischen und sozialen Überlegenheit. Natürlich, auf diese Art war es leicht, gesund und guter Laune zu sein und den befriedigten Herrn zu spielen, wenn man Tag und Nacht vom Schlaf, von der Kraft anderer zehrte, wenn man die Rücksicht, das stille Betragen, die Beherrschung seiner Nachbarn immerzu genoß und schluckte, selber aber keine Hemmungen kannte, nach Belieben bei Tag und Nacht Luft und Haus mit Tönen und Vibrationen erschütterte. Möge der und jener ihn holen, diesen Herrn aus Holland! Dunkel erinnerte ich mich auch des fliegenden Holländers — war nicht auch der ein verfluchter Dämon und Quälgeist gewesen? Namentlich aber erinnerte ich mich jener Holländer, welche einst der Dichter Multatuli gezeichnet hat, jener fetten Genießer und Geldsammler, deren Reichtum und satte Bonhomie die Aussaugung der Malaien zur Basis hatte. Braver Multatuli!

Freunde von mir, welchen meine Denk- und Fühlweise, mein Glaube und Vorstellungsleben genauer bekannt sind, vermögen sich vorzustellen, wie sehr ich unter diesem unwürdigen Zustande litt, wie sehr dieser zwanghafte, von meinem Herzen nicht gebilligte Haß gegen einen Unschuldigen mich stören und quälen mußte — und zwar nicht wegen der Unschuld meines „Feindes“ und wegen des Unrechts, das ich ihm in meinen Gefühlen tat, sondern vor allem wegen der Unsinnigkeit meines Gehabens, wegen des tiefen, prinzipiellen Widerspruches zwischen meinem praktischen Verhalten und alle dem, worin mein Wissen, mein Glaube, meine Religion bestand. Ich glaube nämlich an nichts in der Welt so tief, keine andre Vorstellung ist mir so heilig wie die der Einheit, die Vorstellung, daß

Digitized by Google

das Ganze der Welt eine göttliche Einheit ist, und daß alles Leiden, alles Böse nur darin besteht, daß wir Einzelne uns nicht mehr als unlösbare Teile des Ganzen empfinden, daß das Ich sich zu wichtig nimmt. Viel Leid hatte ich in meinem Leben erlitten, viel Unrecht getan, viel Dummes und Bitteres mir eingebrockt, aber immer wieder war es mir gelungen, mich zu erlösen, mein Ich zu vergessen und hinzugeben, die Einheit zu fühlen, den Zwiespalt zwischen Innen und Außen, zwischen Ich und Welt als Illusion zu erkennen und mit geschlossenen Augen willig in die Einheit einzugehen. Leicht war es mir nie geworden, niemand konnte weniger Begabung zum Heiligen haben als ich; aber dennoch war mir immer wieder jenes Wunder begegnet, dem die christlichen Theologen den schönen Namen der „Gnade" gegeben haben, jenes göttliche Erlebnis der Versöhnung, des Nichmehrwiderstrebens, des willigen Einverstandenseins, das ja nichts anderes ist als die christliche Hingabe des Ich oder die indische Erkenntnis der Einheit. Ach, und nun stand ich wieder einmal so völlig außerhalb der Einheit, war ein vereinzeltes, leidendes, hassendes, feindliches Ich. Auch andere waren das, gewiß, ich stand damit nicht allein, es gab eine Menge von Menschen, deren ganzes Leben ein Kampf, ein kriegerisches Sichbehaupten des Ich gegen die Umwelt war, welchen der Gedanke der Einheit, der Liebe, der Harmonie unbekannt war und fremd, töricht und schwächlich erschienen wäre, ja die ganze praktische Durchschnittsreligion des modernen Menschen bestand in einem Verherrlichen des Ich und seines Kampfes. Aber in diesem Ichgefühl und Kampf sich wohl zu fühlen, war nur den Naiven möglich, den starken, ungebrochenen Naturwesen; den Wissenden, den in Leiden sehend Gewordnen, den in Leiden differenziert Gewordnen war es verboten, in diesem Kampfe ihr Glück zu finden, ihnen war Glück nur denkbar im Hingeben des Ich, im Erleben der Einheit. Ach, wohl jenen Einfältigen, welche sich selber lieben und ihre Feinde hassen konnten, wohl jenen Patrioten, welche nie an sich zu zweifeln brauchten, weil an allem Elend und Unheil ihres Landes niemals sie selbst im geringsten eine Schuld hatten, sondern natürlich die Franzosen, oder die Russen, oder die Juden, einerlei wer, nur eben immer ein anderer, ein „Feind"! Vielleicht waren diese Menschen, neun Zehntel der Lebenden, wirklich glücklich in ihrer barbarischen Urreligion, vielleicht lebten sie beneidenswert froh und leicht in ihrem Panzer von Dummheit, oder von äußerst schlauer Denkfeindschaft — obwohl ja auch dies höchst zweifelhaft war, denn

Digitized by Google

wo war ein gemeinsamer Maßstab für das Glück jener Menschen und das meine, für ihre Leiden und die meinen zu finden?

Es war in einer langen, quälend langen Nacht, daß ich diese Gedanken dachte. Ich lag, das Opfer des Holländers, der nebenan hustete, spuckte und auf und nieder lief, heiß und übermüdet im Bett, die Augen von langem Lesen (was wollte ich andres tun?) überanstrengt, und fühlte, daß jetzt diesem Zustand, dieser Qual und Schmach unbedingt ein Ende gemacht werden mußte. Kaum war diese Klarheit, diese Überzeugung oder Entschließung in mir aufgeblitzt, kalthell wie Morgenschein, kaum stand es klar und fest vor meiner Seele: „Dies muß alsbald zu Ende gelitten und zur Lösung gebracht werden", da tauchten zuerst die üblichen vulgären Phantasien in mir auf, wie sie in Augenblicken besonderer Pein jedem Nervösen wohlbekannt sind. Nur zwei Wege, so schien es, konnten aus dieser jämmerlichen Lage herausführen, einen davon mußte ich wählen; entweder mich umbringen oder mich mit dem Holländer auseinandersetzen, ihn an der Gurgel nehmen und besiegen. (Eben hustete er wieder mit imponierender Energie.) Beide Vorstellungen waren schön und erlösend, wenn auch etwas kindlich. Schön war der Gedanke, sich auf irgendeine der üblichen, öfters erwogenen Arten beiseitezubringen, mit dem typischen kindlichen Selbstmördergefühl: „Es geschieht euch recht, wenn ich mir jetzt die Gurgel durchschneide." Schön war auch die andre Vorstellung, statt meiner den Holländer zu packen, ihn zu erwürgen oder totzuschießen, als Sieger über seine brutale, undifferenzierte Vitalität übrigzubleiben.

Diese naiven Phantasien vom Auslöschen entweder meiner selbst oder des Feindes waren indessen schon bald erschöpft. Man konnte sich ihnen eine Weile hingeben, sich in Wunschbilder flüchten, welche aber schnell welkten und ihren Zauber verloren, denn nach kurzem Schweifen durch diesen Irrgarten war der Wunsch entkräftet, und ich mußte mir gestehen, daß diese Wünsche lediglich Exaltationen des Augenblicks waren, daß ich ja weder meine noch des Holländers Vernichtung wirklich und ernstlich wünsche. Seine Entfernung hätte vollkommen genügt. Ich suchte nun diese Entfernung in Bilder zu kleiden, ich machte Licht, nahm das Kursbuch aus der Nachttischschublade und unterzog mich der Mühe, einen lückenlosen Reiseplan zusammenzustellen, nach welchem der Holländer morgen in aller Frühe abreisen und so rasch wie möglich seine Heimat erreichen sollte. Diese Beschäftigung machte mir ein wenig Vergnügen, ich sah den

Digitized by Google

Mann in unheimlicher, kühler Morgenfrühe aufstehen, sah und hörte ihn zum letztenmal in Nummer 64 seine Toilette verrichten, die Stiefel anziehen, die Tür zuknallen, sah ihn fröstelnd zum Bahnhof fahren und abreisen, sah ihn morgens um acht Uhr in Basel mit französischen Zöllnern schelten, und je weiter mein Wunschbild ihn fortspediert hatte, desto leichter ward mir. Aber schon in Paris versagte meine Vorstellungskraft, und das ganze Bild ging wieder in Trümmer, lang, ehe ich meinen Mann an der holländischen Grenze hatte.

Das waren Spielerein. Auf so einfache, so wohlfeile Art war der Feind, der Feind in mir selbst, nicht zu überwinden. Es galt ja nicht, an dem Holländer irgendeine Rache zu nehmen, es galt lediglich eine wertvolle, positive und meiner würdige Einstellung zu ihm zu gewinnen. Meine Aufgabe war ganz klar: ich hatte meinen wertlosen Haß abzubauen, ich hatte den Holländer zu lieben. Dann mochte er spucken und dröhnen, ich war ihm überlegen, ich war gefeit. Wenn es mir gelang, ihn zu lieben, dann half ihm alle Gesundheit, alle Vitalität nichts mehr, dann war er mein, dann widerstrebte sein Bild nicht mehr dem Gedanken der Einheit. Wohlan denn, das Ziel war würdig, es galt, meine schlaflose Nacht gut anzuwenden!

So einfach die Aufgabe war, so schwer war sie, und ich habe wirklich nahezu jene ganze Nacht dazu gebraucht, sie zu lösen. Ich mußte den Holländer verwandeln, ihn umarbeiten, aus dem Objekt meines Hasses, aus der Quelle meiner Leiden mußte er umgeschaffen, mußte zum Objekt meiner Liebe, meines Interesses, meiner Teilnahme und Brüderlichkeit umgegossen werden. Gelang mir dies nicht, brachte ich in mir die Wärmegrade für diese Umschmelzung nicht auf, dann war ich verloren, dann blieb der Holländer mir im Halse stecken, und ich mußte weitere Tage und Nächte an ihm würgen. Was ich zu tun hatte, war lediglich die Erfüllung jenes wunderbaren Wortes „Liebet eure Feinde". Ich war längst gewohnt, alle diese so merkwürdig zwingenden Worte des Neuen Testamentes nicht bloß moralisch zu nehmen; nicht als Befehle, als „Du sollst", sondern als freundliche Andeutungen eines wahrhaft Weisen, der uns zuwinkt: „Probiere es einmal, diesen Spruch buchstäblich zu erfüllen, du wirst dich wundern, wie wohl das dir tun wird." Ich wußte, daß diese Sprüche nicht bloß das Höchste an moralischer Forderung, sondern auch das Höchste und Klügste an seelenhafter Glückslehre enthielten, und daß die ganze Liebestheorie des Neuen Testamentes, neben all

Digitized by Google

ihren anderen Bedeutungen, auch die Bedeutung einer seelischen Technik von größter Durchdachtheit habe. In diesem Falle lag es ja auf der Hand, der jüngste und naivste Psychoanalytiker hätte es nur bestätigen können, daß zwischen mir und meiner Erlösung einzig die noch unerfüllte Forderung stand, meinen Feind zu lieben.

Nun, es gelang, er blieb mir nicht im Halse stecken, er wurde umgeschmolzen. Aber es ging nicht leicht, es kostete Schweiß und Arbeit, es kostete zwei oder drei Nachstunden heftigster Anspannung. Dann aber war es getan.

Ich machte den Anfang damit, mir die Gestalt des Gefürchteten in möglichst scharfer Deutlichkeit vor die Seele zu zwingen, bis keine Hand und kein Finger an der Hand, bis kein Schuh, keine Augenbraue, keine Wangenfalte mehr fehlte, bis ich ihn ganz und gar vor mir sah, ihn innerlich völlig besaß, ihn gehen, sitzen, lachen und schlafen machen konnte. Ich stellte ihn mir vor, wie er morgens sich die Zähne bürstete und wie er nachts auf dem Kissen einschlief, ich sah das Müdewerden der Augendeckel, sah den Hals sich entspannen und den Kopf weich hinabwelken. Wohl eine Stunde dauerte es, bis ich ihn soweit hatte. Damit war viel gewonnen. Etwas lieben, das bedeutet für den Dichter: es in seine Phantasie aufnehmen, es dort wärmen und hegen, damit spielen, es mit der eigenen Seele durchdringen, mit dem eigenen Atem beleben. So tat ich mit meinem Feinde, bis er mir gehörte und in mich eingegangen war. Ohne seinen etwas zu kurzen Hals wäre es wohl nicht geglückt, aber der Hals kam mir zu Hilfe. Ich mochte den Holländer aus- oder anziehen, ihn in Kniehosen oder Gehrock, in ein Ruderboot oder an einen Mittagstisch setzen, ich mochte ihn zum Soldaten, zum König, zum Bettler, zum Sklaven, zum Greis oder zum Kind machen, in jeder noch so veränderten Gestalt hatte er einen kurzen Hals und ein klein wenig vorstehende Augen. Dies Zeichen war sein schwacher Punkt, hier mußte ich ihn angreifen. Lange brauchte ich, bis es mir gelang, den Holländer jünger zu machen, bis ich ihn als jungen Ehemann, als Bräutigam, als Studenten und Schüler vor mir sehen konnte. Als es mir endlich gelungen war, ihn zum kleinen Knaben zurückzuverwandeln, da gewann der Hals zum erstenmal meine Teilnahme. Auf dem sanften Wege des Mitleids eroberte er mein Herz, als ich diesen kräftigen und energischen Knaben seinen Eltern durch diese leisen Anzeichen einer asthmatischen Anlage Sorge machen sah. Auf dem sanften Wege des Mitleids ging ich weiter, und es gehörte

Digitized by Google

wenig Kunst mehr dazu, auch die künftigen Jahre und Stufen zu produzieren. Als ich soweit war, den ganzen Mann, um zehn Jahre gealtert, seinen ersten Schlaganfall erleiden zu sehen, da sprach plötzlich alles an ihm so rührend mit, die dicklichen Lippen, die schweren Augendeckel, die wenig biegsame Stimme, alles gewann Werbekraft, und noch ehe er in meiner intensiven Vorstellung den imaginären Tod erlitten hatte, war sein Menschliches, seine Schwäche, sein Sterbenmüssen mir schon so brüderlich nahe gekommen, daß ich ihn längst liebte und keine Widerstände mehr gegen ihn hatte. Da war ich froh, drückte ihm die Augen vollends zu und schloß meine eigenen, denn es war schon Morgen und ich hing, von meiner langen nächtlichen Dichtung völlig erschöpft, wie ein Gespenst in den Kissen.

Am folgenden Tage und in der folgenden Nacht hatte ich reichliche Gelegenheit, festzustellen, daß ich Holland besiegt hatte. Der Mensch mochte lachen oder husten, er mochte noch so gesund auftreten, noch so dröhnend einherschreiten, er mochte Stühle rücken oder Witze machen, es brachte mich nichts mehr aus dem Gleichgewicht. Am Tage konnte ich leidlich arbeiten, in der Nacht leidlich ruhen.

Mein Triumph war groß, doch genoß ich ihn nicht lange. Am zweiten Morgen nach der Siegesnacht reiste der Holländer plötzlich ab, womit wieder er zum Sieger wurde, und ließ mich sonderbar enttäuscht zurück, da ich für meine schwer errungene Liebe und Unanfechtbarkeit nun keine Verwendung mehr hatte. Seine Abreise, die ich einst so innig herbeigesehnt hatte, tat mir nun beinahe weh.

An seiner Stelle zog in Nummer 64 eine kleine graue Dame mit einem jener gummibeschuhten Stöcke ein, die ich nur selten zu sehen oder zu hören bekam. Sie war eine ideale Nachbarin, nie störte sie mich, nie erregte sie Zorn und Feindschaft in mir. Doch kann ich das erst jetzt, nachträglich, anerkennen. Mehrere Tage lang war die neue Nachbarschaft mir eine ständige Enttäuschung, viel lieber hätte ich wieder meinen Holländer da gehabt, ihn, den ich nun endlich hätte lieben können.

Digitized by Google

UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE AN LOUISE COLET

von

GUSTAVE FLAUBERT

12. August 1846. Dienstag nachmittag

Du würdest selbst einen Toten zur Liebe erwecken. Wie sollte ich Dich nicht lieben? In Deiner Stimme liegt eine hinreißende Gewalt, die Steine bewegen könnte. Deine Briefe packen mich in tiefster Seele. Habe also keine Angst, ich könnte Dich vergessen! Du weißt recht gut, daß man Wesen wie Dich nicht verläßt, Wesen voller Glut, Ergriffenheit und Tiefe. Ich zürne mir selbst, ich möchte mich schlagen, weil ich Dir wehe getan habe. Vergiß alles, was ich Dir in meinem Briefe vom Sonntag gesagt habe. — Ich hatte mich an Deinen männlichen Verstand gewandt, ich hatte geglaubt, Du wärest imstande, Dich selbst aus dem Spiel zu lassen und mich zu begreifen, ohne daß Dein Herz mitspräche. Du hast dort zu viel gesehen, wo soviel gar nicht war, alles, was ich Dir gesagt habe, hat Dir einen übermäßigen Eindruck gemacht. Vielleicht hast Du geglaubt, ich posierte und wollte mich als Hintertreppen-Antony geben. Du nennst mich Voltairianer und Materialist. Gott weiß, ob ich es bin! Du sprichst mir auch von meiner ausschließlichen Neigung zur Literatur, die Dich hätte ahnen lassen sollen, was ich in der Liebe bin. Ich mühe mich vergeblich, zu begreifen, was das heißen soll. Das ist mir ganz unverständlich. Ich habe im Gegenteil für alles eine tiefe Bewunderung, die aus der Naivität meines Herzens kommt, und wenn ich irgendeinen Wert habe, so liegt er in der Fähigkeit, mich an die Allheit zu verlieren, und in der Herbigkeit, die Dich verletzt hat. Laß gut sein, sprechen wir nicht mehr davon. Ich habe verkehrt gehandelt, ich war töricht. Ich habe Dir gegenüber gehandelt, wie ich es zu andern Zeiten mit denen machte, die meinem Herzen am nächsten standen, ich leerte den Sack vor ihren Augen bis auf den Grund, und der beizende Staub, der daraus hervorkam, stieg ihnen in die Kehle. Wie oft habe ich nicht, ohne es zu wollen, meinen Vater zu Tränen betrübt, und er war doch so einsichtig und feinfühlend! Aber er begriff nichts von dem, was ich sagte, er ebensowenig wie Du, wie alle andern. Ich kranke daran, mit einer besonderen Sprache geboren

Digitized by Google

zu sein, die ich allein beherrsche. — Ich bin keineswegs unglücklich, ich bin nicht im geringsten blasiert, alle Menschen finden, ich hätte einen heiteren Charakter, und niemals beklage ich mich. Im Grunde genommen finde ich mich nicht beklagenswert, denn ich begehre nichts und will nichts. Also, ich will Dich nicht mehr quälen, ich werde Dich zart anfassen, wie man ein Kind anfaßt, das man Angst hat zu verletzen, ich werde die hervorschauenden Stacheln in mich selbst zurückziehen. Mit ein wenig Nachsicht verletzt das Stachelschwein nicht immer. — Du sagst, ich grübelte allzuviel; ich selber finde, daß ich mich nicht genügend kenne; jeden Tag entdecke ich etwas Neues in mir. Ich reise in mir wie in einem unbekannten Lande, trotzdem ich mich hundertmal durchwandert habe. — Du weißt mir keinen Dank für meine Aufrichtigkeit (die Frauen wollen, daß man sie täuscht, sie zwingen einen dazu, und wenn man sich weigert, klagen sie einen an). Du schreibst mir, ich hätte mich anfangs anders gezeigt; suche doch in Deinen Erinnerungen. Ich habe damit angefangen, Dir meine Wunden zu zeigen. Erinnere Dich alles dessen, was ich Dir bei unserm ersten Diner gesagt habe; Du riefst sogar: „Also entschuldigen Sie alles! Es gibt weder Gut noch Böse für Sie.“ — Nein, ich habe Dich niemals belogen, ich habe Dich instinktiv geliebt, und ich habe mir nicht vorgenommen, Dir zu gefallen. All das ist gekommen, weil es so kommen sollte. Spotte über meinen Fatalismus, füge hinzu, ich sei rückständig wie ein Türke.

Die Tränen, deren Spuren ich auf Deinem Briefe sehe, diese Tränen, die ich verschuldet habe, möchte ich durch ebensoviele Kelche meines Herzblutes wieder gutmachen. Ich werfe sie mir vor, sie verstärken den Widerwillen, den ich vor mir selbst habe. Wüßte ich nicht, daß ich Dir gefalle, so würde ich mich verabscheuen. — Übrigens ist das immer dasselbe: die, die man liebt, leiden durch uns, oder man selbst leidet durch sie. Wie kannst Du mir nur das Wort vorwerfen: „Ich möchte, ich hätte Dich nie gekannt!“ Ich kenne kein zarteres. — Soll ich Dir ein anderes Wort sagen, das ich diesem gleichstelle? Ich habe es am Tage vor dem Tode meiner Schwester hervorgepreßt, es kam wie ein Schrei aus meiner Brust und erregte allgemeine Empörung. Man sprach von meiner Mutter: „Ach, wäre sie tot!“ Es scheint, so etwas klingt ungewöhnlich oder macht den Eindruck des Seltsamen oder Grausamen. Wie, zum Teufel, soll man sich ausdrücken, wenn einem das Herz zum Springen

Digitized by Google

voll ist? Frage Dich, ob es viele Männer gibt, die Dir den Brief geschrieben hätten, der Dir so wehe getan hat. — Wenige, glaube ich, wären solcher Offenheit der Sprache und einer solchen Selbstverleugnung fähig gewesen. — Diesen Brief, mein Liebling, mußt Du zerreißen, nicht mehr an ihn denken, oder ihn von Zeit zu Zeit wiederlesen, wenn Du Dich stark fühlst. Ja doch, lache; heute bin ich froh, ich weiß nicht, warum; die Süße Deiner Briefe von heute morgen ist mir ins Blut gegangen. Aber komm mir nicht mehr mit Gemeinplätzen wie dem, daß mich der Geldmangel gehindert habe, glücklich zu sein, daß, wenn ich gearbeitet hätte, es mir besser gegangen wäre: als wenn es genügte, Apothekerlehrling, Bäcker oder Weinhändler zu sein, um es auf dieser Welt schön zu finden! — All das ist mir zu oft von einer Unmenge von Spießern gesagt worden, als daß ich es aus Deinem Munde hören möchte, es steht ihm schlecht, dazu ist er nicht da. — Doch ich weiß Dir Dank, daß Du mein literarisches Schweigen billigst. Habe ich Dir Neues zu sagen, und wird es an der Zeit sein, so wirst Du es von selbst erfahren. — Ach, wie gern würde ich große Werke schreiben, um Dir zu gefallen, wie wünschte ich, Dich unter dem Eindruck meines Stils erschauern zu sehen, wenn ich auch nicht nach Ruhm giere (und aufrichtiger als der Fuchs in der Fabel); ich möchte berühmt sein um Deinetwillen, damit ich Dir meinen Ruhm wie einen Strauß zu Füßen legen könnte; er sollte wie eine neue Liebkosung sein, wie ein wohliges Lager, auf dem Dein Geist sich streckte, wenn er von mir träumte. Du findest mich schön; ich wollte, ich wäre es, ich möchte dunkle Locken haben, die auf elfenbeinweiße Schultern fielen, wie bei griechischen Jünglingen; ich möchte stark sein, rein sein; doch wenn ich in den Spiegel schaue und denke, daß Du mich liebst, so finde ich mein Äußeres empörend gewöhnlich. — Ich habe harte Hände, krumme Beine und eine zu schmale Brust. — Hätte ich wenigstens Stimme, könnte ich singen, ja, dann würde die verhaltene Sehnsucht in Tönen ausklingen, die sich so nur in Seufzern lösen kann! — Hättest Du mich vor zehn Jahren gekannt, da war ich frisch und duftend von Jugend und strömte von Leben und Liebe über; doch jetzt sehe ich, wie meine Mannesreife dahinwelkt.

Ich wünsche mir meine Vergangenheit zurück; mir scheint, ich hätte sie aufsparen sollen in einer unbestimmten Erwartung, um sie Dir zu weihen; wenn der Tag gekommen war. Doch ich ahnte

Digitized by Google

nicht, daß man mich lieben könnte; auch jetzt noch erscheint mir das als etwas Unnatürliches. Liebe für mich! Wie seltsam das klingt! Und ich habe wie ein Verschwender, der sich an einem Tage ruinieren will, all meine großen und kleinen Reichtümer fortgegeben.

Mittwochabend, den 16. August 1

Ich werde um vier oder ein Viertel nach vier in Paris anko ...en. Ich werde also vor halb fünf bei Dir sein. — Ich sehe mich schon die Treppe in Deinem Hause emporsteigen; — ich höre das Geräusch der Schelle . . . — Ist die gnädige Frau zu Hause? — Jawohl. — Ach, ich genieße sie schon im voraus, diese vierundzwanzig Stunden. Doch warum muß mir jede Freude auch einen Schmerz bringen? Ich denke schon an meinen Abschied, an Deine Traurigkeit. — Du wirst vernünftig sein, nicht wahr? Denn ich fühle, der Abschied wird mir schwerer werden als das erste Mal.

Mit allem, was ich Schönes im Leben kenne, mache ich es wie die Araber, die sich an einem Tage im Jahre mit dem Gesichte nach Granada wenden und voller Schmerz des herrlichen Landes gedenken, das sie verloren haben. — Heute, vor wenigen Stunden. kam ich zufällig durch die Rue du Collège; ich sah Menschen auf der Freitreppe der Kapelle; es war Preisverteilung; ich hörte den Lärm der Schüler, Bravorufe, Trommel- und Paukenschläge. — Ich trat ein, — ich fand alles wieder, wie zu meiner Zeit; dieselben Behänge an denselben Stellen; ich spürte im Geiste den Geruch der feuchten Eichenblätter, mit denen man uns die Stirne kränzte; ich dachte an die Freudenschauer, die mich an jenem Tage durchzuckten, weil zwei Monate vollster Freiheit vor mir lagen. — Mein Vater war unter den Teilnehmern, auch meine Schwester, die Freunde, die tot, fortgezogen oder anders geworden sind; und ich habe den Ort mit einem gräßlichen Gefühl schmerzlicher Beklemmung verlassen. Auch war die Feier farbloser: es waren wenig Menschen da, im Vergleich zu der Menge, die vor zehn Jahren die Kirche füllte. Man schrie nicht mehr so laut, die Marseillaise wurde nicht mehr gesungen, die ich mit solcher Leidenschaft brüllte und dabei die Bank zerbrach. Das feine Publikum hat den Geschmack an der Feier verloren. Ich erinnere mich, daß es früher voll von elegant gekleidet Frauen war; es kamen Schauspielerinnen und ausgehaltene Frauen und solche mit Titeln hin. — Sie saßen oben auf den Galerien. — Wie war man stolz, wenn man einen Blick von ihnen bekam! — Irgend-

Digitized by Google

einmal werde ich all dies beschreiben. — Die Seele des modernen jungen Mannes, die sich mit sechzehn Jahren in unendlicher Liebe erschließt, die nach Luxus und allem Glanz des Lebens begehrt, diese rauschende und melancholische Poesie des Jünglingsherzens ist eine neue Saite, die noch niemand berührt hat. Ach, teure Freundin, ich will Dir ein hartes Wort sagen, doch es quillt aus der grenzenlosen Sympathie, aus tiefstem Mitgefühl. Sollte sich jemals ein armer Knabe in Dich verlieben, ein Junge, der Dich schön findet, ein Junge, wie ich einer war, schüchtern, sanft, zitternd, der Angst vor Dir hat und Dich sucht, der Dich meidet und Dir nachläuft, sei gut zu ihm, weise ihn nicht zurück, reiche ihm wenigstens Deine Hand zum Kuß, er wird vor Seligkeit vergehen. Verlier Dein Taschentuch, er wird es aufheben und sich damit schlafen legen; er wird sein Gesicht schluchzend hineinpressen. — Der Anblick von oben hat das Grab wieder geöffnet, in dem meine zur Mumie erstarrte Jugend schlummerte; ich habe ihre fade Ausdünstung gerochen, in meiner Seele erklang wieder etwas, das den vergessenen Melodien glich — die man in der Dämmerung wiederfindet, während der langen Stunden, wo der Gedanke durch unsere Erinnerungen schweift wie ein Gespenst durch Ruinen. Nein, siehst Du, niemals werden die Frauen all dies begreifen. Noch weniger werden sie es sagen können, niemals; sie lieben sehr, sie lieben vielleicht mehr als wir, stärker, aber nicht so tief. Und genügt es dann, von einem Gefühle beherrscht zu sein, um es wiedergeben zu können? Ist je ein Trinklied von einem Trunkenen verfaßt? Man muß nicht immer glauben, das Gefühl sei alles. — In der Kunst bedeutet es nichts ohne die Form. — Dies alles soll nur besagen, daß die Frauen, wenn sie auch noch so viel geliebt haben, die Liebe nicht kennen, weil sie zu sehr mit ihr beschäftigt sind; sie haben kein „selbstloses" Verlangen nach dem Schönen. — Für sie muß es stets mit etwas anderm verbunden sein, mit einem Zweck, einer praktischen Frage; sie schreiben, um ihr Herz zu befriedigen, und nicht aus Hingebung an die Kunst, die nur in sich ihren Grund hat und ebensowenig eines Stützpunktes bedarf wie ein Stern. — Ich weiß sehr wohl, daß Du diese Ideen nicht teilst; aber es sind die meinigen. Später einmal werd ich sie Dir klar auseinandersetzen, und ich hoffe, ich werde Dich überzeugen, da Du ja als Dichterin geboren bist. — Ich habe gestern den „Marquis von Entrecasteaux" gelesen. Das ist in einem ausgezeichneten, lebhaften, schwulstfreien Stil geschrieben, es sagt einem etwas, es

Digitized by Google

macht Eindruck. — Ich liebe besonders den Anfang, den Spaziergang, und die Szene, wo sie allein in ihrem Zimmer ist, bevor ihr Gatte kommt. — Ich selber treibe stets ein wenig Griechisch. Ich lese Chardins Reise, um mich weiter über den Orient zu unterrichten und mit einem orientalischen Märchen vorwärts zu kommen, über das ich seit anderthalb Jahren nachsinne. Doch seit einiger Zeit ist meine Einbildungskraft lahmgelegt. Wie könnte sie fliegen, die arme Biene? Ihre Füße kleben in einem Töpfchen mit Eingemachtem, und sie steckt bis zum Halse in der Süßigkeit! Lebwohl, Geliebte, laß Dich in Deinen Gewohnheiten nicht stören, gehe aus, empfange, verschließe Deine Türe nicht den Menschen, die Sonntag bei Dir waren, als ich Dich besuchte. — Ich würde sie sogar gern wiedersehen, ich weiß nicht, warum. —

24. August 1846

Wenn der Abend gekommen ist, wenn ich allein und ganz sicher bin, daß nichts mich stören wird, und wenn alles rings um mich schläft, öffne ich die Schublade der Etagere, von der ich Dir gesprochen habe, ich entnehme ihr meine Reliquien und breite sie auf dem Tische vor mir aus; zuerst die kleinen Pantoffeln, das Taschentuch, Deine Haarlocke; — das Sachet, in dem Deine Briefe sind; ich lese sie noch einmal, ich halte sie wieder in Händen; es geht mit Briefen wie mit Küssen, der letzte ist immer der beste. — Der von heute morgen liegt vor mir, ich habe ihn zwischen meinem letzten Satz und diesem, der noch nicht beendigt ist, wieder durchgelesen, um Dich aus größerer Nähe zu spüren und den Duft Deines Wesens stärker zu atmen. Ich träume von der Haltung, die Du hast, wenn Du mir schreibst, und von den langen unbestimmten Blicken, die aus Deinen Augen kommen, wenn Du die Seiten umwendest. — Du sitzest unter der Lampe, die unsern ersten Küssen leuchtete, und an dem Tisch, an dem Du Deine Verse schreibst. — Zünde sie abends an, Deine Alabasterlampe; betrachte ihren weißen blassen Schimmer und erinnere Dich dabei der Nacht, da wir uns liebten. Du hast mir gesagt, Du wolltest sie nicht mehr benutzen. — Warum das? Sie ist ein Stück von uns. Ich liebe sie.

Die Liebe ist, wie alles andere, nur eine besondere Art zu sehen und zu fühlen. Sie ist ein etwas höherer, ein etwas weiterer Standpunkt, man entdeckt von da unendliche Fernsichten und Horizonte ohne Grenzen. — Du sprichst mir stets von Deinen Schmerzen; ich glaube an sie, ich habe sie mit eigenen Augen gesehen, ich fühle sie

Digitized by Google

mit, was mehr ist. Doch ich sehe einen andern Schmerz, einen Schmerz dort neben mir, der nie klagt, — der sogar lächelt und mit dem verglichen der Deinige, so heftig er auch sein mag, nur ein Nadelstich neben einer Brandwunde, ein Krampf neben einem Todeskampf ist. — Ich sitze in einem Schraubstock. — Die beiden Frauen, die ich am meisten liebe, haben mir eine Kinnkette mit doppeltem Zügel ins Herz gelegt, an der sie mich halten, sie reißen mich bald hierhin, bald dorthin durch Liebe und Schmerz. Verzeih mir, wenn dies Dich wiederum verletzt. — Ich weiß nicht mehr, was ich Dir sagen soll, — ich zögere jetzt; — wenn ich zu Dir spreche, habe ich Angst, daß ich Dich weinen mache, und wenn ich Dich berühre, daß ich Dir wehe tue. Du wirfst mir das Analysieren vor, doch Du selbst legst in meine Worte eine verhängnisvolle Subtilität; Du liebst meinen Geist nicht, seine Raketen mißfallen Dir. Du möchtest mich einheitlicher im Tone, gleichmäßiger in der Zärtlichkeit und der Sprache. Und das bist Du! Du! Du machst es genau wie die andern, wie alle Welt, Du tadelst das einzige Gute an mir, meine Stimmungswechsel und ursprünglichen Wallungen. — Ja, auch Du willst den Baum beschneiden und aus seinen wilden, buschigen Trieben, die nach allen Seiten wachsen, um Luft und Sonne zu haben, ein schönes, gefügiges Spalier machen, das man an eine Wand heftet, und das dann allerdings ausgezeichnete Früchte tragen würde, die ein Kind mit der Hand pflücken könnte. — Was soll ich tun? Ich liebe auf meine Weise; mehr oder weniger als Du? Gott allein weiß es. — Doch ich liebe Dich, laß gut sein, und wenn Du mir sagst, daß ich vielleicht für jede andere Frau dasselbe getan hätte, was ich für Dich getan habe, so wisse, daß ich das für niemand getan habe, für niemand — ich schwöre es Dir — Du bist durchaus die einzige und die erste, für die ich auch nur eine Reise gemacht habe und die ich genug dazu liebte (da Du die erste bist, die mich liebt, so wie Du mich liebst). Nie hat eine andere vor Dir solche Tränen geweint oder mich mit diesem liebevoll traurigen Blick angeschaut. — Die Erinnerung an Mittwoch ist meine süßeste Liebeserinnerung. Um ihretwillen würde ich mich nach dem Leben zurücksehnen, wäre ich morgen alt.

Dank für die Übersendung des Briefes des Philosophen. Ich habe verstanden, wie sie gemeint war. Es ist wiederum eine Auszeichnung, die Du mir erweist, ein Opfer, das Du mir bringen willst. Du möchtest mir sagen: „Noch einer, den ich Dir zu Füßen lege: sieh,

Digitized by Google

wie ich sie alle verschmähe, ich liebe Dich allein.“ — Du schenkst mir alles, mein armer Engel, Deinen Ruhm, Deine Kunst, Dein Herz . . . ., die Liebe der Männer, die Dich begehren; Du verschwendest Deinen Reichtum an mich, um mein Herz zu befriedigen und meinem Stolz Genüge zu tun. — Nun, sei zufrieden: ich bin glücklich, und ich bin stolz auf Dich. — Ja, glücklich; ich wiederhole es — so oft ich an Dich denke, erscheinst Du mir von einer wundervollen Milde.

(Einzig berechtigte Übertragung von E. W. Fischer)

VERDÜSTERTE STADT – STADT IM LICHT

Erinnerungen von

ARTHUR HOLITSCHER

Als ich so weit war, daß ich nach Wien durfte, da war es eine andere Stadt, nicht die Märchenstadt der Kindheit, die mich aufnahm. Früh morgens lief ich von meiner Stube in der Schwarzspaniergasse, gegenüber vom Beethovenhaus, in die Bank, abends trieb ich oft zu später Stunde durch die Gassen todmüde und elend heim in meine Stube. Im Bankverein, in den mich mein Wiener Verwandter hineinprotegiert hatte, fand ich Streberei, Haß, Verleumdungssucht und alle maskierten Eigenschaften subalternen Beamtengeistes in so hohem Maß entwickelt, wie ich es mir in meiner Pester Bank nicht hätte vorstellen können. Unter dem tyrannischen Direktor, dem der Beamte als Ware galt, wucherten all die schmutzigen Instinkte des Emporkommenwollens auf Kosten des Kollegen in die Höhe.

Kam ich noch zeitig genug zur „Burg“, so war ich hundemüde, die Augen fielen mir zu, und ich wußte: obzwar ich mit meiner Tagesarbeit fertig geworden war, saßen die anderen, mit denen ich in ein übelriechendes Hofzimmer zusammengepfercht war, noch weiter über ihren Schreibtischen, um das Wohlgefallen des Herrn Abteilungschefs Brzezina zu erregen. Wenn ich noch zurechtkam, um in Ottakring, Fünfhaus, Rudolfsheim Pernerstorfer, Viktor Adler oder Elbogen sprechen zu hören, oder wenn ich an Sonntagen mit den Arbeiterzügen marschierte, das „Lied der Arbeit“ singend, dann

Digitized by Google

tat ich es halb mechanisch, war nicht mit ganzer Seele dabei, wußte, daß meine Wünsche anderswo ihre Heimat hatten.

In französischen Zeitungen las ich viel über die abflauende Bewegung in Paris. Nach der Hinrichtung Ravachols, Vaillants, Emile Henrys, nach dem Prozeß der Dreißig, war eine Phase der Beruhigung eingetreten. Aber neue Namen tauchten aus ihr auf, mit einem Schimmer menschlicher Größe und Integrität, ähnlich jenem, der wie ein Heiligennimbus die Gelehrtenbrüder Reclus, den Schuhmacher Grave umgab. Solch eine Gestalt war die des Lehrers Paul Robin, der in einem kleinen Ort des Département Haute-Loire, Cempuis, auf freier anarchistischer Grundlage eine neue Schule gegründet hatte.

Es war vielleicht der erste freie Versuch einer Schulgemeinde, lange vor den Experimenten der deutschen Pädagogen, und hatte seine Wurzeln in Fouriers Phalanstère, in Cabets ikarischen Versuchen, in Owen und Proudhon. Unter den Schülern bestand Koëdukation, Schüler und Lehrer bildeten eine einzige Gemeinde, einen Freundeskreis, die Auswahl der Schulgegenstände, die Art des Vortrags, das Abwechseln von Garten-, Feld- und Werkstättenarbeit mit den Lehrstunden, die „Hymne an die Sonne", die die Kinder sangen, statt der durch die bürgerliche, kapitalistische Unternehmer- und Panamisten-Republik profanierten „Marseillaise", alldies schien eine Neugeburt des Gewissens, eine neue Freiheit anzukündigen.

Ich schrieb an Robin und er antwortete mir. Das Unternehmen war durch Staat und Geistlichkeit hart bedrängt, aber durch Geldzuschüsse und nachhaltige Zeitungspolemik hätte es sicher über Wasser gehalten werden können. Dies schrieb mir Robin offenherzig. Er schien in mir einen tatkräftigen Förderer zu vermuten, und als ich ihm wieder schrieb, daß ich nichts zu bieten hätte, als meinen Enthusiasmus und meine bittere Jugenderfahrung, die mich die törichttödliche Methode der heutigen Schule und ihre Wirkung auf meine der Liebe und Kameradschaft bedürftige Kindheit hatte erkennen lassen, da lud er mich nach Paris ein – er lebte, in einer Krise von Cempuis, mit seinen Söhnen in einem Vorstadthäuschen.

Wien hätte, in mancher Hinsicht, die Erfüllung dessen sein können, was ich mir so lange vom Leben in der „Märchenstadt" versprochen hatte. Meine Verwandten waren mit Brahms und Goldmark befreundet, mit Ignaz Brüll verwandt, in ihrem Hause hörte ich die beste Musik und traf mit einem Kreis zusammen, zu dem auch junge Dichter,

Digitized by Google

Hofmannsthal, Specht gehörten, und Arthur Schnitzler, dessen Drama „Das Märchen" einen so starken Eindruck in mir hinterlassen hatte, wie die frühen Werke Hauptmanns.

Im Musikvereinssaal begann Löwe, Bruckners Symphonien zu dirigieren. In der Oper hörte ich zum erstenmal den „Ring" in deutscher Sprache. Das Burgtheater war jetzt ins neue Haus übersiedelt. Es hatte ein schwankendes Repertoire, in dem aber Ibsen bereits Raum fand, soweit seine Werke dankbare Rollen für die alte Garde, die große heroische Garde der alten Burg enthielten. Denn noch standen Mitterwurzer, Lewinsky, Gabillon, Sonnenthal und die Wilbrandt-Baudius auf ihren Posten; und so konnte es geschehen, daß neben den „Stützen der Gesellschaft", den „Kronprätendenten" und „Hanneles Himmelfahrt", solch unwahre und effekthaschende Stücke wie Richard Vossens „Neue Zeit" und Fuldas „Arbeiterschauspiel": „Das verlorene Paradies" als Offenbarungen einer neuen Epoche des Dramas wirken durften! Im Burgtheater spielte um diese Zeit auch Ferdinand Bonn. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich im Laufe von zehn Monaten seinen „Hamlet" gehört habe. Ich lud den Zorn meiner Vorgesetzten auf mich, weil ich um sieben auf meinem Galerieplatz sitzen mußte. Neben Mitterwurzer, den ich zuletzt bei der Erstaufführung von „Klein Eyolf" auf der Bühne stehn sah, habe ich in jenen Jahren Bonn meine stärksten Theatererlebnisse verdanken können. Und im kleinen Josefstädter Theater einem seither verschollenen Komödianten, Maran, der in einer französischen Pantomime einen gespenstischen Buckligen spielte. –

Es hätte mir nicht an Anstoß, Ansporn, Entzücken gefehlt, hätte ich all dieser Genüsse nur froh werden können. Auch an äußerer Ermunterung zur Arbeit fehlte es mir nicht; meine kleine Novellensammlung hatte überraschenderweise eine Anzahl günstiger Besprechungen in Zeitungen und Literaturblättern gefunden; ich erinnere mich einer besonders freundlichen von J. V. Widmann im Berner „Bund". So hätte ich an dem Band „Scheidewege", den ich zur Hälfte fertig hatte, mutig weiterarbeiten können. (Nur eine einzige boshafte und abfällige Kritik meines schüchternen Erstlingsversuchs erschien um diese Zeit, während meines Wiener Jahrs, in einer kleinen Zeitschrift; sie stammte von Salten und ich wurde in ihr ein Ladenschwengel genannt, der in novellistischer Form damit prahlte, daß er ein paar Tage lang in Paris gewesen sei. Das war zynisch und ungerecht und schmerzte tiefer als ein Nadelstich, denn es traf mich in einer chaotischen Zeit

Digitized by Google

des Unglücks und der Widersprüche.) Aber Zustimmung wie Hohn vermehrten nur den Willen, die schwere Last, unter der mein Leben zusammenzubrechen drohte, hinzuwerfen und den Weg zu gehn, den ich mir vorgezeichnet glaubte.

Noch in Budapest hatte ich einen Brief von einem jungen Mädchen aus Wien erhalten, das „Leidende Menschen" gelesen hatte. Der Brief war mit einem Pseudonym unterzeichnet und verriet einen edlen und leidenden Geist, der tiefer und mit größerer Intensität in die Ergründung seines Daseins in der Welt eingedrungen war, als es mir, dessen war ich sicher, jemals gelingen konnte. Dieser Briefwechsel, in dem ich stets aufs neue der Beschenkte war, dauerte ein Jahr lang. Als ich nach Wien übersiedelte, schlug ich eine Begegnung vor. Ich schickte der Unbekannten ein Billet für das Raimundtheater, konnte aber erst, da ich mit meiner Arbeit nicht rechtzeitig fertig wurde, um die Mitte des ersten Aktes kommen. Ich saß etwa eine Viertelstunde schweigend neben einem schönen, dunkeläugigen Mädchen von jüdischem Typus, mit einem blassen Gesicht und wunderbaren Händen – und hatte sofort, nach den ersten Augenblicken dieses stummen Nebeneinanderseins, die zwingende Gewißheit, daß diese in mancher Beziehung hohe Freundschaft unrettbar in die Brüche gegangen sei.

Ich konnte das gut verstehen. Mein Aussehen blieb bis in spätere Jahre befremdlich, Gesicht und Gestalt hatten etwas kindlich Unentwickeltes, Zurückgebliebenes, und die seelische Unsicherheit, in die ich durch meine äußeren Lebensumstände geworfen war, mußte wie ein abstoßendes Fluidum auf Menschen voll Lebenswillen, reger Eindrucksfähigkeit und der Spannkraft der Jugend wirken.

Ich blieb mit dem jungen Mädchen trotzdem noch lange, bis in meinen Pariser Aufenthalt hinein, im Briefwechsel, sah sie aber, einige Wochen nach unserer Begegnung im Theater, im Volksgarten mit einem großen, gutgewachsenen jungen Mann von hübschem, intelligentem Aussehen lustig plaudernd daherkommen, und wich den beiden aus, um dem jungen Mädchen nie wieder zu begegnen. –

Um dieselbe Zeit vernichtete ich den Band Novellen, den ich begonnen hatte und entwarf einen Roman: „Weiße Liebe", dessen Schauplatz ich in Paris erblickte, und den ich nur dort schreiben zu können wähnte.

In dem kleinen Kaffeehaus hinter der Universität, in dem ich nachts

Digitized by Google

vor dem Nachhausegehen meinen schwarzen Kaffee trank, um noch ein paar Stunden lang wach bleiben und schreiben zu können, war einigemale ein junger Mensch mein Nachbar, mit dem ich dadurch ins Gespräch kam, daß er mir den „Figaro" und das „Echo de Paris" herüberreichte, wenn er die Lektüre beendet hatte. Er war Pole, hieß von Zakrzewsky und ich erfuhr nicht, welchen Beruf er ausübte und wovon er lebte. Er deutete an, daß er von seiner Familie wegen irgendwelcher Erbschafts-Manipulationen verstoßen worden sei und nach Brasilien auswandern wolle, das nächstemal aber nannte er Ägypten, dann wieder Mexiko. Er war ein Mensch von phantastischen Anschauungen, in meinem Alter, wußte offenbar von der Welt, in der er herumgestoßen worden war, viel mehr als ich und rühmte sich einer okkulten Kraft über das Schicksal von Menschen mit ungefestigter Weltanschauung. Diese Kraft, so sagte er, ginge so weit, daß er jemand, wenn er nur die nötige Konzentration aufbringe, aus der Ferne, ohne ein Wort an ihn zu schreiben, ohne sich in irgendwelchen Kontakt mit ihm zu setzen, zum Selbstmord treiben könne. Er sagte mir, er habe das Experiment jetzt mit einem Mitglied seiner Familie vor. Er sprach, im Zusammenhang mit den Taten der Pariser Anarchisten, von denen die französischen Blätter berichteten: diese Taten werden von einer zentralen Gewalt, einem starken, direkten Willen veranlaßt, es gibt keine individuelle Handlung, es beruht bei den selbständigsten noch auf einer Organisation, einer zentralen Figur, die im Hintergrund bleibt; es ist nicht Gott und nicht der Teufel, auch nicht, was man den Zeitgeist nennt, es ist ein Mensch, der seine Fähigkeit kennt und auch die Art, sie zu verwerten. —

Eines Tages erklärte er mir, seine Familie habe jetzt Wind von seiner Absicht bekommen, die Polizei sei hinter ihm her, er müsse sich verbergen. Er kam dann nicht mehr ins Kaffeehaus, und ich hörte auch nichts mehr von ihm, obzwar ich ihm meine Adresse angegeben hatte, für den Fall, daß ich ihm in irgendeiner Weise behilflich sein könnte.

Um Weihnachten herum war ich mit meiner Nervenkraft zu Ende. Meine Verwandten schickten mich zu einem berühmten Arzt, der sich dann später in der Psycho-Analyse hervorgetan hat. Er sagte mir: „Ich gebe Ihnen Brom zu fressen, bis Sie dumm sind!" Ich erwiderte: „Geben Sie nur. Ich werfe Ihr Brom zum Fenster hinaus, oder, noch besser, mich selbst." Die Kerze brannte an beiden

Digitized by Google

Enden. Ein kurzer Krankheitsurlaub nach Venedig und Meran half kaum. Es blieb mir nichts übrig, als entweder die Bankarbeit aufzugeben, oder die Nachtarbeit: mein Schreiben. Ich schrieb an meinen Freund, nach Pest, der mich glücklich pries, weil ich endlich in Wien leben durfte. Er hatte mich jahrelang am Rand des Selbstmords hingehen sehn — jetzt war ich reif. Durch Überreizung, Erlebnisse, Einsicht des Nichtweiterkönnens war mein Wille gebrochen.

Unter dem Weihnachtsbaum bei meinen Verwandten fand ich ein Geschenk: ein Buch von Ferdinand von Saar, eins von der Ebner-Eschenbach. Nach den Feiertagen tauschte ich diese beiden Bände gegen Laura Marholms Buch und den neuerschienenen Roman von Knut Hamsun: „Mysterien" ein.

Ich las „Mysterien"; ich strengte mein zerrüttetes, zu Tode ermüdetes Gehirn an, jedes Wort dieses Buches aufzunehmen, wie ein Gnadengeschenk, einen Liebesgruß, eine Botschaft, einen unverhofften rettenden Lichtschein. Zum zweitenmal in meinem Leben entschied ein Werk dieses Dichters über mein Schicksal. —

Eines Abends, zu Beginn des neuen Jahres, kam ich spät aus der Bank. Um noch ein wenig zu gehen, machte ich einen Umweg, ging durch die Innere Stadt, wollte erst über den Ring heim nach meiner Stube in der Schwarzspaniergasse. Auf dem etwa halbstündigen Weg kam ich an vier beleuchteten Turmuhren vorbei. Die erste wies auf ein Viertel vor elf. Etwa zehn Minuten später wies die zweite auf: ein Viertel vor elf. Nach einem weiteren Zeitraum, den ich nicht zu bestimmen weiß, las ich von der dritten, bald darauf von der vierten dieselbe Minute, dieselbe Stellung der beiden Zeiger auf der helleuchtenden runden Scheibe.

Ich erinnere mich genau an den lähmenden Schreck, der aus diesem trivialen Zufall sich meiner bemächtigte, mir durch die Glieder fuhr. Die Zeit stand still. Vielleicht war ich überhaupt längst schon tot. —

Daheim setzte ich mich an meinen Tisch und teilte meinem Vater mit, daß ich bei der Direktion um meine Entlassung einkommen werde. In meiner Lage sei es für mich unwesentlich, wie dieser Schritt zu Hause, von ihm, von meiner Mutter beurteilt werden würde. So bald wie möglich wollte ich nach Paris fahren und ein Buch schreiben. Es werde sich erweisen, ob und wie ich dort leben können würde. — Ich brachte den Brief gleich zur Post. Nächsten Morgen ließ ich mich beim Direktor melden. „Was werden Sie denn

Digitized by Google

anfangen?" frug er mich. „Ich will mich der Schriftstellerlaufbahn widmen." „So, widmen!" sagte er mit ironischer Miene. Ich hatte mich etwas pathetisch ausgedrückt, das war sicher. —

Als ich an meinen Schreibtisch zurückkehrte und meine Kollegen von meinem Entschluß erfuhren, da sagte der eine sofort ohne nachzudenken: „Wenn man wohlhabend ist!" Haß und Erbitterung, der häßliche bittere Neid schlug über meinem Kopf zusammen. Ich blieb, inmitten dieser Atmosphäre, noch die vorgeschriebenen vier Wochen im Amt. —

Einige Tage nach der Absendung meines Briefes kam die Antwort meines Vaters. Sie lautete, wie ich es von dem gütigen, weichen Menschen nicht anders erwartet hatte. Er gab seine Einwilligung zu meinem Entschluß, der seiner Lebensanschauung, den Vorurteilen und Erfahrungsresultaten seiner Klasse diametral widersprach. Der Beruf, den ich erwählte, schien ihm unheilvoll, er sah für mich nur Unglück und Qual voraus. Aber er, der fremdes Leid nicht mitansehn konnte, vermochte es nicht zu ertragen, daß sein eignes Kind ihm Vorwürfe über ein verlorenes Leben mache. Er selber kränkelte in den letzten Jahren, hatte Furcht vor dem Sterben, er konnte es nicht ertragen, daß ich von Not und Tod zu ihm redete. Er sicherte mir eine Summe zu, die er mir monatlich überweisen wollte und empfahl mich dem Schutz Gottes, an den er glaubte. Er bat mich nur, meiner Mutter erst aus Paris zu schreiben, denn er selber bringe den Mut nicht auf, ihr von meinem Entschluß und seiner Zustimmung Kenntnis zu geben. —

So endete für mich diese lange Leidenszeit der Jugend, mit dem hellseherischen Brief meines Vaters, der mir Unglück und Qual voraussagte. Aber kein Gott hätte mich retten können vor dem Verhängnis der Blutvermischung eines gütigen, schwachen Charakters mit einem eigenwillig starren, überlegenen: vor dem Verhängnis dieses jüdischen Schicksals.

Schmerz und Liebe ergreifen mich, wenn ich heute auf den längst vergilbten Brief schaue, in dem jedes Schriftzeichen den erregten Schlag des reinen Herzens meines Vaters beweist.

Über den Boulevard St. Michel geht, im strahlenden Licht, es ist ein Vormittag und Frühling, ein alter Vagabund. Nein, er geht nicht, er stolpert, torkelt, von einem grauhaarigen wüsten Frauenzimmer geführt, vorwärts. Sein alter schäbiger Schlapphut ist ihm halb übers

Digitized by Google

Gesicht gefallen, man sieht noch ein verschwimmendes Auge unter der Krämpe und errät unter dem Hut einen mächtigen zerbeulten Schädel. Aus dem ungepflegten gelben Schnauz- und Knebelbart grinsen Zahnlücken. Der Alte hat einen derben Knotenstock in der Hand, er ist groß gewachsen, mit einem weiten fleckigen Anzug bekleidet, man sieht, der alte Saufbold ist betrunken am hellen Tage. Aber es ist nicht die grelle, zynische Schamlosigkeit des hoffnungslosen Lasters um seine breite, schlotternde Gestalt, sondern es ist eine versteckte, verschüttete, höchst königliche Würde um diesen alten Taugenichts und auch über den verwitterten Zügen seiner alten Gefährtin.

Wie hold ist dieser Morgen. Wie sonnig! Die Tischchen vor den Cafés, dem Harcourt, der Source, sind bereits besetzt. Studenten und junge Mädchen, die Grisetten des lateinischen Viertels, sitzen im Sonnenschein da. Verkäufer gehen von Tisch zu Tisch, Oliven, Fächer, Blumen in Körben feilhaltend. Die Pracht der frühblühenden Gärten breitet sich aus, Tulpen, Hyazinthen, Primeln und Anemonen.

Der alte Vagabund geht vorüber. Von den Tischen springen die Studenten, die jungen Mädchen auf. Sie greifen in die Körbe der Blumenverkäuferinnen und streuen mit vollen Händen die bunten herrlichen Blüten auf den staubigen Asphalt vor die Schritte des Alten und seiner alten Gefährtin. Die beiden schreiten über einen blühenden Pfad vorwärts, unter dem betörenden Licht des Morgens.

„Vive Verlaine!"

Der Ruf, das Geschrei, Jubeln pflanzt sich fort, den Boulevard entlang. Die Kellner kommen aus den Cafés, in ihren blanken Schürzen, die Servietten unterm Arm, stehen da und sehen den gelben Silen vorwärtswanken. Die Blumenweiber lachen und reißen die Augen auf, es ist ihnen nicht bang, sie werden bezahlt werden.

Gestern habe ich meine Stube im vierten Stock des Hôtel de Médicis gemietet, gleich hier nebenan in der Rue „le". Man wird die Gasse auf dem Plan von Paris vergeblich suchen. Es ist die alte Rue Monsieur le Prince, die, als die Revolution mit Monsieur und den Prinzen aufgeräumt hat, vom Volke diesen Namen, die übriggebliebene Silbe zum Namen bekommen hat. Es ist eine hohe und enge Gasse, sie läuft in spitzem Winkel vom Boulevard St. Germain zum Luxembourg-Garten, hier, nahe beim Garten ist mein kleines altes Studentenhotel. Gestern war ich mit einem kleinen Kranz

Digitized by Google

auf dem Montmartre-Friedhof bei Heine, morgen werde ich nach dem Père Lachaise gehn, zu Mussets Grab. Ich werde mir vielleicht einen kleinen Zweig von der Weide über Mussets Hügel reißen und ihn mit nach Hause nehmen –

„Mes chers amis, quand je mourrai,
plantez un saule au cimetière . . .“

Warum geh ich zu Mussets Grab, ich habe doch Baudelaire in meiner Bücherkiste mitgebracht und Verlaine – aber es ist wohl, weil ich früher, auf Urlaubsreisen, bei Musset war, und weil mir, heute besonders, ein Vers Mussets im Ohr klingt, der so lautet:

„Jours de travail, seuls jours, où j'ai vécu
o trois fois chère solitude!“

Nicht weit von meiner Stube, ich brauche nur die Rue de Vaugirard entlang zu gehn, ist das Odeontheater mit seinen Kolonnaden, und vor dem Theater erstreckt sich, weit und duftend im lichten Grün, der Garten des Luxembourg, hell und licht, weit und herrlich, wie mein eben erschlossenes Dasein, wie die Freiheit in der einzigen Stadt – das ist mir der Garten des Luxembourg.

Von Paris sehe ich wenig. Ich gehe wohl ab und zu hinüber ans rechte Seineufer, in die Nationalbibliothek, in die Comédie française, zu Antoine, auf die großen Boulevards, aber ich gehe ungern allzuweit fort von meinem Schreibtisch. Der Luxembourg-Garten ist meine Heimat, wie mein Buch „Weiße Liebe“, das ich zu schreiben begonnen habe, meine Heimat ist. In diesen beiden, dem Garten und dem Buch, lebe ich ein Dasein, an dem die Seele innigeren Anteil hat, als der Körper, diese irdische Existenz, dieses Hienieden.

Wie sehe ich es vor mir, – das kleine Marmorbassin mit den Bänken, vor dem Denkmal der Marie de Médicis, gleich beim Odeontheater – Pärchen sonnen sich dort Hand in Hand, alte Leutchen werfen den bunten Enten Semmelbrocken zu, ein junger Dichter liest Tag für Tag aus demselben Buch Gedichte – ich liebe sie alle, die freundlichen Alten und die weltverlorenen Jungen und die liebenswerten, einschichtigen Sonderlinge, die mit den flatternden Blicken, die alles um sich vergessen haben und die drolligen Tiere im kleinen Wassertümpel – ach, ich kenne jeden Baum und Strauch, jeden Pfad und jede Marmorfigur und jede Blume in dem weiten, duftenden Garten. Ein volles Jahr lang ist der Luxembourg mein Aufenthalt, ich kenne ihn zu allen Jahreszeiten, zu jeder Tageszeit.

Digitized by Google

„o trois fois chère solitude . . ."

Oft ergreift mich ein Fieber der Einsamkeit. Ich müßte wohl, wenn mich die Arbeit, die wie ein Krampf mich packt und schüttelt, aus ihren Klauen läßt, unter Menschen gehn, Menschen aufsuchen, ich bringe es nicht zuwege. Jetzt sind Nadeshda Dtorff und Eugen Herold einander begegnet. Ich kenne das kleine Restaurant, in dem es geschah und ich lasse mir die einfachen Speisen geben, die sie an jenem Abend gegessen haben. Dann gehe ich hinüber in die Studentenkneipe auf dem Boulevard nahe zum Pantheon, wo, ein paar Kapitel später, Castillo auf einem Tisch tanzen wird. Und in die kleine Straße beim Boulevard St. Germain treibt es mich zur nächtlichen Stunde, dort ist ein Haus, in einem hochgelegenen Stockwerk ganz unter dem Giebel ist ein Fenster mit blauem Tuch verhangen, dort wohnt der alte Spiritist Warg. All das sind Dinge, die mich fiebern machen vor beseelter Einsamkeit.

Ich glaube: das ist Leben, Glück, Dasein. Ich bin endlich mein eigener Herr geworden, souverän kann ich kommen und gehn, denken und arbeiten, wozu es mich drängt, nach eigenem, eigenem Gebot. Und doch — —

Und doch, zuweilen ist es mir als sei ich mitten in der Einsamkeit, die ich selber gewählt habe, das Opfer einer unerhörten Qual. Ein Paroxysmus des Schmerzes beherrscht mich, so ganz, so schrecklich, das hat nicht mehr mit der unerhörten Liebespein des dichterisch schaffenden Menschen zu tun, das ist mehr, furchtbar ist es, es ist Anderes, Grausameres. Ich fühle, was es ist. Aus den Jahren der Sklaverei, die jetzt vorüber sind, aus den Jahren der Kindheit, aus dem Mutterleib, aus dem Verhängnis des Bluts, das ich mitbekommen habe, schleppe ich einen Zwang, eine feste, unentrinnbare Kette mit mir; oft klirrt sie hier unter meinen Schläfen, oft stößt sie mir hier oben am Munde die Luft in den Hals zurück, als hätte ich soeben eine Lüge ausgesprochen, mein Herz schlägt tobend rasch und laut, meine Brust schmerzt. Oft sitzt es in den Füßen, die mich durch die Straßen führen, dann muß ich heimwärts eilen, zum Schreibtisch, zur eben verlassenen Arbeit zurück. Zuweilen sitzt es in den Pulsadern meiner Hände, die ich, zum Himmel emporgehoben, ringe.

Es ist mir in solchen Augenblicken, als wäre es mir versagt, mich je an die Freiheit zu gewöhnen. Als sei der Zwang, die Knechtschaft, nur immer in der Form wechselnd, das Antlitz des Bedrückers ver-

Digitized by Google

tauschend, mein Teil von Anbeginn bis ans Ende. Und dann verwühle ich mich, so tief, daß ich daran untergehe, in meine Einsamkeit, die wächst, ungeheuer, alle Geräusche der Welt ertötet, nur um den eintönigen, betäubenden Schrei in der eigenen Brust um so wütender forthallen zu lassen.

Diderots Wort: nicht Diener, nicht Herr — wer könnte es tiefer ausschöpfen, herrlicher erfüllen, als der in der Einsamkeit lebt, seiner Chimäre folgt? Aber mein Erbteil ist Pflichtgefühl, Ordnungssinn, Schwere, Ernstnehmen, Gehorchenmüssen, böses Gewissen ohne böse Tat. Das harte Angesicht meiner Mutter blickt mich durch alle Sekunden meiner selbstgewählten Einsamkeit an, ruhig und unerbittlich — auch habe ich so viele Jahre versäumt und verloren, meine Jahre, meine, ich muß sie nachholen, nicht durch meine Schuld habe ich sie verloren, aber so sind meine Jahre — und das treibt mich zur Arbeit, ehern, mit einer Stahlpeitsche, zurück, wo ich mich auch befinde, zu meinem Schreibtisch in dem kleinen Hotelzimmer zurück, stärker, wenn ich mich in den Wundern der Stadt verliere, stärker, wenn ich den Kunstwerken, die andere vollendet haben, mich gegenüber sehe. Im Schlaf fahre ich auf — dort liegen im Mondschein beim Fenster unbeschriebene Blätter auf meinem Tisch, nie läßt der Alp mich ganz los: was hast du gestern getan, was wirst du heute tun?

Ich müßte leichter leben können. Ich weiß: es würde meinem Buch nützen. Wie viel Arbeit ist vergeblich getan. Ich muß viele, viele Seiten fortwerfen, die aus einem überreizten Gehirn, einem übermüdeten schlaflosen Gemüt geschaffen sind. Das holde törichte selige Hinwandern durch den Luxembourg, das Stillsitzen unter den Bäumen, vor dem kleinen Bassin — plötzlich packt mich der Schrecken des Lebens. Ich treibe heim, wie ein Blatt vom Wind ergriffen, wälze mich in meiner Einsamkeit — da packt mich jählings der Schrecken vor dem Alleinsein, aufs neue stürze ich hinaus, um halben Weges zurückzukehren — und so ist es um mich bestellt, noch heute, fast drei Jahrzehnte nach jenem Jahr in der lichten Stadt.

Dieser unversöhnliche Doppeltrieb: von den Menschen, zu den Menschen — ohne die Harmonie, die göttliche Freiheit der Menschen zu empfinden, deren Seele im Gleichgewicht ist mit dem All, vielleicht sind das gläubige Menschen, gottgläubige Menschen — vielleicht. Ich bin ohne Religion. Ich kenne keinen Gott. Darum vielleicht werde ich von den Dämonen des Blutes besessen — vielleicht ist aber Gott

Digitized by Google

auch nur eine Eigenschaft unseres Blutes — der glücklicheren Blutmischung der anderen — die ich kenne und die ich nicht beneide! Ich erkenne die tiefe Dämonie jener Worte von Diderot — an der Trauerweide im Père Lachaise so gut, wie oben auf dem Montmartre-Friedhof. Fort von Gott geweht, dem Gott der Menschen, dem Gott der Väter — einerlei. Fort von Gott, das ist es und zu keinem neuen, keinem hin.

Langsam werde ich durch Gottes Mühle getrieben werden, mein Leben lang — das aber in Atome gemahlen wird; das Unglück, das Erbteil, die Unrast: nie, nie sein — daß weiß ich jetzt.

In meinem Buch, das ich schreibe, ist wenig von Gott. Ebensowenig in meinem Denken, Tun und Sein. Wenn ich an meinen Vater schreibe, fühle ich so etwas wie göttliche Ruhe, Stille. Auch wenn ich Briefe meines Freundes, des treuen Bobolo erhalte, die zwar, von Resignation beschwert sind, aber Freude darüber ausstrahlen, daß es dem Freunde wenigstens geglückt ist, sein Leben nach seinem Wunsch zu gestalten. Auch eine ältliche Dame, die in Wien lebt, Fräulein Eck, einst Erzieherin meiner Mutter, verschwendet in ihren Briefen Sorge und Güte an mich, an meine Lebensumstände — ich schicke ihr zuweilen ein paar Seiten meines Manuskriptes und sie errät aus ihnen meine Qual und zuweilen mein Entzücken. Auch darin ist etwas wie Glück und Ruhe, Gleichgewicht. Und ich ahne: Gott und Gotterfülltheit ist nicht Metaphysik, sondern etwas Irdischeres, Ethisches, Nächstenliebe, Güte und Herz.

Es gibt Tage, an denen der Apparat des Denkens völlig zu versagen scheint. Dann denke ich an Heimkehr, an Wiederzurück unter das Joch. Ich sehe das traurige Antlitz meines Vaters, der errät, das triumphierende meiner Mutter, die es gewußt hat, und die Jahre, die ich noch zu leben haben werde, verschwimmen vor mir in der Ferne, ich bin einer von der grauen Herde und ich habe keine Hoffnung mehr.

An einem Vormittage, ich war schon über einen Monat in Paris, fuhr ich hinaus in den Vorort, zu Paul Robin.

Ich traf einen alten Mann mit breitem weißen Bart, dessen milde, gütigen Züge und helle Augen hinter den Brillengläsern an Kropotkin gemahnten — ich hatte das Bild des Russen kurz vorher in einer Buchhandlung gesehn.

Da ich sparsam leben mußte, und aus Nachlässigkeit, war ich

Digitized by Google

ziemlich ärmlich gekleidet und machte wahrscheinlich keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck. Zudem kroch ich ja ganz verstört aus meiner Einsamkeit, das mußte Menschen, denen ich mich näherte, wohl auffallen.

Nachdem ich mit Robin ein paar Worte gewechselt und er erfahren hatte, wer ich sei, frug er mich plötzlich, gerade war einer seiner Söhne aus dem Nebenzimmer herausgekommen:

„Vous n'avez pas le sou?"

mit einem solchen Ausdruck, daß ich bald, nach einigen höflichen Worten, Abschied nahm und nie wieder zu ihm ging. –

Unter den Arkaden des Odéon kaufte ich mir jeden Sonnabend die neuen Nummern des „Libertaire" und der „Temps nouveaux". Sébastien Faure war Herausgeber des ersteren, Jean Grave des letzteren.

Zweimal in der Woche hielt Faure in einem ehemaligen Tanzsaal der Rue d'Assas einen Kurs über seine Theorien des Anarchismus ab, ich versäumte keinen Abend.

Faure, ehemaliger Geistlicher, war ein Mann von außerordentlicher Rednergabe und einer zwingenden Kraft der Argumentierung. Ihn zu hören, bedeutete Klärung durch das, was der Franzose „sens commun" nennt. Keine Verstiegenheit – unerbittliche Logik und eine äußerst französische Reinheit der Form. Er zerlegte mit sauberer Präzision den Körper der gegenwärtigen Gesellschaft, zeigte den offensichtlichen Fehler in der Struktur dieses komplizierten Organismus und die Schäden, die ihn am Funktionieren nach dem Gesetz der Vernunft hinderten, auf: die verbrecherische Vergeudung der Kräfte; den Widersinn des Machtprinzips; das göttliche Recht des Individuums gegenüber dem konstruierten des bürokratisch verwalteten und regierten demokratischen Staates. Nachdem er dieses Gebilde in seine Bestandteile aufgelöst hatte, rekonstruierte er ein ideales Gemeinwesen auf breiterer Plattform, ohne anderes Machtprinzip als das der Vernunft, der Notwendigkeit, der Bedürfnisse, und in dieser neuen Welt fehlte kein einziger wirklicher Wert der eben zerlegten, nur schied eine Anzahl vermeidbarer und überflüssiger Bestandteile aus, Rudimente oder Neukonstruktionen und die Gruppierung zeigte in ihrem Resultat ein weitaus reibungsloseres Funktionieren, nach verständlicherem, menschenwürdigem Maßstab. In Faures Zukunftsgesellschaft, die das allgemeine Leid ausschloß, war die Bergpredigt mit mehr als einer Forderung verwirklicht und ich fand in ihrem Aufbau manches, was ich Jahr-

Digitized by Google

zehnte später in den ersten Verordnungen und im Verfassungsentwurf der Russischen Förderativen Sowjet-Republik durchgeführt sah. — Manch eine Konstruktion aus Gedanklichem und Gefühlsmäßigem frappierte mich in Faures Vortrag durch Selbstverständlichkeit und Erkenntnis des logisch Zwingenden.

In den Pausen seines Vortrags, der oft vier Stunden lang, bis spät in die Nacht dauerte, verkauften junge Leute Broschüren von Hamon, Reclus, Malatesta und Kropotkin. Ich las sie alle und war von mancher beglückt. Besonders Kropotkins Darlegungen wirkten auf mein, theoretischen Erörterungen sonst nur widerstrebend folgendes Hirn überzeugend. In der wissenschaftlichen Begründung seinen Systems fand ich die Elemente des Erlebnisses, der ethischen Fundamentierung, das lebendige Bekenntnis zur Revolte und treibenden Kraft, die mich aus den Taten der Dreißig, Henrys, Ravachols und Vaillants ebenso sehr angesprochen hatten wie aus den „Erinnerungen" Kropotkins, die ich schon von früher kannte. Aus der eben verrauschten Epopöe lebte noch manches in dieser Versammlung zu den Füßen Faures. In manch einem unter den Anwesenden fand ich das Faszinierende, die Schönheit und Reinheit aus Emile Henrys Wesen widergespiegelt. Wäre der Bannfluch der Einsamkeit nicht so hart auf mir gelegen, ich hätte mich manchem genähert. Aber solche improvisierten Annäherungen lagen zeit meines Leben außerhalb des Bereichs meiner Anpassungsfähigkeit und ich unterließ sie aus nervöser Scham. Ich saß einigemal neben Russen, es waren junge Studenten und Studentinnen aus dem Quartier. Sie waren die begeistertsten Zuhörer Faures. Offenbar kannte er sie, denn er wiederholte, zu ihnen gewandt, nicht selten ein schwer verständliches Wort und erläuterte es, mitten in seiner Rede. Eine unter ihnen hatte immer ihr kleines Kind am Arm, dem sie, wenn es zu laut und ungebärdig wurde, die Brust gab. Wurde die Versammlung durch die Störung, die das Kind verursachte, ungeduldig und flogen Rufe auf „Assez!" „A la porte!" so wandte sich Faure mit ehrlicher Entrüstung an die Zwischenrufer und verkündete, das Kind habe dasselbe Recht, seine Lust und Unlust zu äußern, wie jeder Erwachsene, und zwar genau, wie es seine Art erfordere und vorschreibe. Dankbar lächelte die junge Mutter zu dem Freund und Lehrer auf der Tribüne hinauf.

Drei Monate lang währte der Kurs Faures in der Rue d'Assas. Gegen Ende des Kurses erschien sein Buch, das sein System resümierte: „La douleur universelle". Was durch die lebendige und eindringliche

Digitized by Google

Art des Vortrags plastisch und überzeugend vor uns erstanden war, hatte in dem Buch vieles von seiner Genauigkeit und Schärfe eingebüßt. — Dagegen wirkte Jean Grave's Büchlein „La société mourante et l'Anarchie" mit der unvergleichlichen Kraft eines Evangeliums. Ich erhielt das Büchlein, zu dem Octave Mirbeau ein Vorwort geschrieben hatte, von Grave selber, als ich ihn in seiner Mansarde in der Rue des Fossées St. Jacques (es war dieselbe Straße, in der Rousseau gewohnt hatte) aufsuchte. Selten habe ich von einem Menschen den Eindruck solch unbedingter, kristallklarer Lauterkeit empfangen, wie von diesem armen Schuster. Eine Welle der Entrüstung erhob sich, als die Polizei seine Zeitschrift „Les temps nouveaux" unterdrücken und ihn selbst verhaften wollte. Es war kaum ein halbes Jahr seit dem letzten der Anarchisten-Attentate vergangen, die die Bevölkerung von Paris in solch hohem Maß aufgebracht hatten. Und doch traten Akademiker, Professoren von Weltruf, Gelehrte und Dichter schützend und protestierend vor diesen kleinen Schuster, von dem es hieß, er sei ein Heiliger, er habe keinen Feind. Grave blieb frei.

Dies war Paris. —

In manchen Anzeichen kündigte sich eine neue Zeit an, eine Ära des Gewissens und der Befreiung schien heranzubrechen. Mächtig regte sich, nach des Kapitäns Dreyfus Verbannung, Protest und der Schrei nach Reformen in der öffentlichen Meinung Frankreichs. Die Geister schieden sich, das Nationale von dem Reinmenschlichen: das Recht des Menschengeschlechts, das in jenem Revolutionsmanifest in Punkten und Paragraphen festgelegt worden war, wurde mit der Auffassung konfrontiert, die die demokratisch-kapitalistische Republik sich um diese Zeit des Bündnisses Frankreichs mit dem Zaren und diese Zeit der Panama-Skandale vom Menschheitsrecht zurechtgelegt hatte!

Die verlorenen Jahre! Sie schienen mir uneinbringlich. Auf meinem Klavier hatte ich eine kleine Reihe von Büchern aufgereiht. Da stand Buckle und Mommsen, Burckhardt und Fourier. Da stand Nietzsche, „Die Geburt der Tragödie", „Jenseits von Gut und Böse" und das Wagner-Pamphlet, Lombroso und Kraepelin. Da stand Lissagarays „Geschichte der Kommune" und Mignet, Carlyle und Kropotkins Werk über die französische Revolution. Da stand neben den beiden Bänden Hamsun Dostojewskys Karamasoff, Baudelaire und Poe. Zehn Bände deutscher Klassiker standen da, und Gottfried Keller und Hermann Conradi.

Nach den ersten Wochen zielloser Hast gab ich es auf, die Weis-

Digitized by Google

heit mit Löffeln in mich hineinzufressen; ich ging, wenn ich mich für ein paar Stunden losreißen konnte, in die nahe Sorbonne, nach Bicêtre zu den Experimentalvorträgen Charcots, hörte, sah und las, was mir für meine Arbeit notwendig schien und war bald resigniert über die Aufgabe, mir autodidaktisch die Grundlagen des Wissens beizubringen, des nötigsten Wissens, um der Zeit und meiner Aufgabe standhalten zu können.

Dann stand unter der Bücherreihe auf dem geöffneten Klavier Berlioz' „Roméo et Juliette", die ersten Stücke von Debussy und die Mazurkas von Chopin; in der Nationalbibliothek las ich ein Buch über die okkulten Proportionen des Notre-Dame-Portals, über das Werk Quentin de la Tours, von dem Pastelle im Hotel Drouot ausgestellt waren, ein mit handschriftlichen Korrekturen versehenen Pere Goriot, Ernest Holles „Homme", ich ließ mich treiben, wohin die Laune mich führte, und der Genuß wurde überwuchert durch das schlechte Gewissen, daß die Zeit drängte, daß sie forderte und daß ich mein an kein systematisches Denken gewohntes Hirn völlig desorganisierte. Doch mein Buch gedieh.

Im Park von Ermenonville, wo Rousseau seine letzten Stunden verlebt hatte, wurde es mir offenbar, daß ich zum reinen, wunschlosen Genuß der Natur nicht geboren war. Würde ich je den Zustand der Seligkeit, des Selbstvergessens im Angesicht der ewigen Schöpfung finden, die alles Wirre, Qualvolle in der Menschenseele löst, zurechtbringt, zu Gott und zum letzten, kindlichen Verstehen des Daseins? Niemals; das sah ich ein. Niemals wird der Wald, das Meer, eine anmutige Hügelkette, die ihre Kontur gegen den Abendhimmel abhebt, mich befreien vom Druck, der auf meinem Leben liegt, mir Erlösung schaffen von der Aura der Pein, des Unglücks, die um meine Schläfen wehte, mich nicht zur Ruhe kommen ließ. Werden Menschen, die Gegenwart von Menschen, eines Menschen, jemals diesen Krampf, diese Besessenheit lösen und von mir nehmen können? In späteren Jahren meiner kurzen Ehe erfuhr ich, daß dies für geringe, karg bemessene Augenblicke möglich werden konnte. Aber um diese verworrene und gepeitschte Zeit meines Lebens, das sich von einem Zwang befreit gleich unter der Stahlpeitsche eines neuen vorwärtsgetrieben sah, wußte ich es noch nicht – ich fand Erlösung nur in der unerbittlichen Betäubung durch Arbeit, Arbeit – und ich hatte den Eindruck: daß mein Buch gedieh.

In den „Mysterien" hatte ich ein Wort gelesen, das mich tief

Digitized by Google

beeinflußte: Nagel sagt von sich, nach einem seiner schmerzhaften Monologe: er sei ein Denker, der nicht denken gelernt hat. Dieses Verhängnis lastet, so glaube ich, auf jedem, dessen Gefühl in den Sphären des Unwirklichen, der Phantasie, der Dichtung — im Sozialen auf der höheren Ebene der Utopie sich abspielt. Ich hatte den „Contrat social" gelesen und vergessen. Fourier aber, der Phantast, gab mir mein Leben lang Entscheidendes. Als ich Jahrzehnte später, im roten Moskau seinen Namen auf der Säule unter den Stammvätern der Russischen Befreiung eingemeißelt fand, begriff ich den Zusammenhang zwischen den freien Bereichen der Erhebung ins Unbegrenzte und dem durch die Schwerkraft bedingten Verharrenmüssen beim Hienieden dieser schweren Welt der Gebundenheit und der Gesetze.

Inmitten widerstrebender Erkenntnisse und Zweifel, Selbstaufgabe und Michwiederfinden arbeitete ich an meinem Werk und es gedieh.

In den ersten Wochen meiner Pariser Zeit las ich im „Figaro" eine kurze Notiz: Hamsun, dessen „Hunger" soeben ins Französische übersetzt wurde, weile ungekannt in Paris und habe sich, da er in tiefstem Elend lebe, dem Magazin du Louvre als Diener verdungen.

Im Louvre-Warenhaus wußte man nichts von Hamsun. Ich fand im Band „Mysterien" die Pariser Adresse von Hamsuns Verleger Albert Langen; an einem Morgen gegen Ende April nahm ich den Omnibus, der vom Odéon abfuhr und sprach in der Avenue de Malesherbes vor. Dort traf ich Wohnung und Bureau in voller Auflösung. Ein Herr gab mir Auskunft und erklärte zugleich, Langen übersiedle mit seinem Verlag in den nächsten Tagen nach München.

Hamsuns Adresse war . . . Rue de Vaugirard, wenige Schritte von meinem Hotel, ich war an seinem Hause wohl ungezählte Male vorübergeschritten. Das Haus, in dem Hamsun wohnte, war ein kleines Studentenhotel, im Erdgeschoß befand sich eine Bierstube mit Damenbedienung, darüber wohnte der Dichter. Ich stieg mit Zagen und Herzklopfen die Treppe hinauf und klopfte an der Tür Nr. 1. Drin hörte ich zwei Stimmen, dann wurde ein schmaler Spalt aufgetan und im Spalt erschien der Kopf Hamsuns. Ich erkannte ihn — wiederholt war ich ihm in einer kleinen Crémerie begegnet, nicht weit von meinem Hotel, wo ich meine Mahlzeiten einnahm. Wir vereinbarten eine Stunde am nächsten Nachmittag und um die bestimmte Zeit saß ich Hamsun gegenüber.

Was mich zuerst und zutiefst an diesem Menschenantlitz gefangen

Digitized by Google

nahm, war der Ausdruck seiner Augen. Ich hatte von Hamsuns Tierblick gehört, aber seine verschleierten, kurzsichtigen Augen, verträumte Augen, die durchdringend zu blicken nicht imstande waren, sahen melancholisch drein. Ich war befangen, meine Stimme eingerostet, immer, wenn ich mich Menschen gegenübersah, denen ich Hohes dankte, stellte sich eine törichte Angst in mir ein, ich könnte in dem Ausdruck meiner Bewunderung Worte gebrauchen, die meinen Jahren widersprächen, ich könnte lächerlich erscheinen, wollte ich meinen Dank in der Form äußern, in der sich mir Worte, Sätze auf die Lippen drängten. Ich sprach also nur von der Zeitungsnotiz, von meiner Erkundung bei Langen, davon, daß ich „Hunger" und „Mysterien" kannte, und daß ich vor kurzem zu schreiben selbst begonnen hatte.

Auch Hamsun schien befangen. Wir sprachen Englisch und meine unvollkommene Kenntnis der Sprache erhöhte die Befangenheit. Ich sagte: ich käme aus Wien und nun fand ich die Möglichkeit, ihm flüchtig zu sagen, wie dankbar ich ihm für die beiden Dichtungen wäre und wie sie das Schicksal vieler jungen Menschen bestimmt und gelenkt hätten.

Hamsun sah mich an und wußte nichts zu erwidern. Dann sprang er auf, holte von seinem Schreibtisch ein Buch, schrieb ein paar Worte hinein und gab es mir. Es war „Pan", Leutnant Glahns Geschichte, das Buch war eben erschienen.

Dann klagte mir Hamsun: seine Übersetzerin, Marie von Borch, habe ihm soeben mitteilen lassen, daß sie fortan nichts mehr von ihm übersetzen werde. Und er wußte auch warum. Felix Holländer hatte ihn in der „Freien Bühne" des Plagiats an Dostojewskys „Spielern" geziehn.

Ich entsann mich, in Wien den Namen Marie Herzfelds gehört zu haben, einer ausgezeichneten Übersetzerin aus den skandinavischen Sprachen. Hamsun hatte sein erstes Drama „Ved rigets port", „An des Reiches Pforten" vollendet. Ich erbot mich, Marie Herzfeld zu schreiben, und sie war es dann auch, die Hamsuns Drama übersetzte.

Wir sprachen von Paris, von Norwegen, wohin er schon in den nächsten Tagen zurückkehren wollte, hoch hinauf in die Wälder, in ein kleines Sommersanatorium — das Leben in Paris hatte ihm sehr zugesetzt, er fühlte sein Lungenleiden sich melden, auch war Paris viel zu teuer.

Ehe ich ging, sagte er mir, er wolle mein kleines Novellenbuch,

Digitized by Google

das ich ihm erwähnt hatte, mit nach Norwegen nehmen, obzwar er der Sprache nicht mächtig war. Und er bat mich, Herzfelds Antwort Langen zu überbringen, bei dem das Drama erscheinen sollte. Dann schüttelten wir uns die Hände. Am Abend ließ ich mein kleines Buch unten im Hotel für Hamsun zurück. — Eine Woche später ging ich mit Marie Herzfelds Brief in die Avenue des Malesherbes.

Langen, ein lebhafter, nervöser junger Mann, nicht viel älter als ich, empfing mich in seinem halb ausgeräumten Arbeitszimmer. Zwischen Kisten und Möbeln standen, aus den Rahmen herausgenommen, einige Gemälde, ich konnte nicht feststellen, welcher Schule, später hörte ich, es seien spanische Primitive gewesen, Gemälde anfechtbarer Echtheit. — Ich gab Langen den Brief und er sagte mir gleich, er habe „Leidende Menschen" bei Hamsun gesehen, es gelesen — ob ich gegenwärtig etwas schriebe — ja? einen Roman? — Titel? — voraussichtlich „Weiße Liebe" — gut! und ob ich ihm das Manuskript nach München schicken wollte, Adresse dort und dort. Alldas in weniger als zwei Minuten.

Von meinem Buch waren noch kaum hundert Seiten geschrieben und ich hatte bereits einen Verleger — Hamsuns Verleger!

Leute kamen, Kisten wurden zugenagelt, fortgeschleppt, ich nahm von Langen Abschied und fuhr heim. Einen Tag später beantwortete ich einen Brief meiner Mutter in einem Ton der Sicherheit und Ruhe, der mich selber überraschte. Auch glaubte ich wahrzunehmen, daß mein Buch besser wurde, daß meine Arbeit leichter vonstatten ging, seit ich wußte, Langen habe „Leidende Menschen" gelesen, es gut befunden und wolle nun mein neues Buch haben. Ich hatte daran gedacht, es Pierson zu schicken, wie die Novellen.

Ich las „Pan". Ich erhielt einen Brief von Hamsun aus den norwegischen Bergen, aus einem Ort nahe dem Gudbrandsdal.

In den nächsten Tagen und Wochen wurde mein Leben leicht. Ich las „Pan" wieder, ich saß auf der Bank vor dem kleinen Teich und las das Buch Hamsuns. Ich ging meiner Wege, ich lachte oft wie ein Narr vor mich hin und mußte mich zusammennehmen. Meine Einsamkeit tat in diesen Tagen weniger weh. Wenn ich durch die Rue de Vaugirard ging, sah ich zu Hamsuns Fenster empor, ich ging nach wie vor in die kleine Crémerie, die Kellnerin bediente mich, sie hatte Hamsun gekannt, ce grand Monsieur blond, un Norvégien, il était toujours seul!

Digitized by Google

Der Sommer kam heran. Ich ging in die beiden Salons, die Abende auf den Boulevards wurden heiß, der Boulevard St. Michel war bis spät in die Nacht ein tobendes Entzücken.

Wie wunderherrlich war der Wald um Montmorency. Im Pré Catelan, vor dem die eleganten Coupés hielten, draußen im Bois, hatte Nadeshda Dtorff jene Zusammenkunft mit Eugen Herold, nach der es mit ihm abwärts ging. Es waren die letzten Kapitel meines Buches. Da kam der Brief meiner Eltern. Ich sollte nach Ostende kommen, es war genug, ich würde hören, was man über mich beschlossen hatte. —

In diesem Jahr war mein Vater auf der Höhe seines kaufmännischen Erfolges. Er bewohnte mit meiner Mutter, Schwester und kleinem Bruder ein Appartement im vornehmen Splendid-Hotel an der Digue. Ein paar Häuser weiter wohnte sein jüngster Bruder Leopold mit seiner Familie.

Ich wurde im salonartigen Wohnzimmer meiner Eltern empfangen und auch Leopold war mit seiner Frau zugegen. Meine Eltern ließen meinen energischen Onkel sprechen. Er machte keine großen Einleitungsphrasen, ging gerade auf sein Ziel los: vom nächsten Monat an keinen Centime mehr.

Ich hatte naiverweise ein paar Seiten meines Manuskripts, die ich für sehr gut hielt, und die am Strand beim Meeresrauschen ihre Wirkung nicht eingebüßt hatten, mitgebracht. Ich gab sie dem Onkel zu lesen, dann meiner Mutter; sie warf nur einen Blick auf die Blätter und wiederholte: keinen Centime mehr.

Ich sagte nur soviel: ich habe in Paris Freunde gewonnen; nicht Hamsuns Namen, nicht den von Langen. Ich überlegte: hundert ersparte Franken lagen auf der Bank, ich konnte meine hübsche Säulenlampe verkaufen, Bücher, Kleider. In zwei Monaten ist mein Buch fertig.

Ich sah meinen Vater beim Kamin sitzen, die Nägel kauend. Er ließ die anderen sprechen. Ich wollte mich zu ihm setzen — seit seinem Brief, den er mir, noch nach Wien, in die Bank geschrieben hatte, waren ja nur ein paar Monate verflossen. Ihm die Hand drücken. Bei ihm ein paar Minuten sitzen. Vielleicht ihm von einem neuen Romanentwurf sprechen, obzwar ich ja wußte, er konnte nichts davon verstehen, nichts davon halten ... es war die seltsame Geschichte jenes jungen Monomanen, der vor ein paar Wochen

Digitized by Google

aus dem Salon Champs Mars die kleine aus Silber, Stahl und Marmor verfertigte Doppelfigur Melusinens und des Ritters von Jean Dampt gestohlen hatte, in einer ekstatischen erotischen Entzückung, und der sich, als man ihn faßte, das Leben genommen hatte.

Aber ich blieb stehn, in der Mitte des Zimmers, nahm meine Manuskriptseiten wieder an mich und schwieg.

Am Nachmittag lag bei der Post meines Vaters ein Brief meiner Pariser Bank, der an mich gerichtet war und den mein Vater irrtümlich öffnete. Er betraf meine hundert Franken. Mein Vater las, war gerührt . . . Ich bin überzeugt, dieser Zufall hat mehr für mich getan, als alle Romanentwürfe der Welt.

Abends ging ich lange weit draußen in den Dünen die Küste entlang. Ein paar Sätze aus meinem Buch strömten rhythmisch in mir, eine Melodie von Grieg, aus der Brandung mir entgegen, immer wieder dieselben Töne.

Nächsten Morgen reiste ich ab, ohne meiner Familie Lebewohl zu sagen; den Abend zuvor hatte ich Vater auf Stirn und Mund geküßt, wie ich es als Kind vor dem Schlafengehn getan hatte.

In Paris eröffnete ich meiner Hotelwirtin, daß ich das billigste Zimmer, oben unter dem Dach, beziehen wollte. Das Klavier hatte ich abbestellt. Die gute Frau wollte von alldem nichts wissen. Ich sollte in meinem Zimmer bleiben, das Klavier werde sie selber bezahlen, die Mahlzeiten aus ihrer Küche hinaufschicken, sie wußte, ich war kein Müßiggänger — „vous me payerez, quand vous serez riche!“

Im Oktober war das Buch fertig. Ich wollte nach Wien, für kurze Zeit nach Pest zurück. Ihre Drohung, mich hungern zu lassen, hatten meine Eltern diesmal doch nicht ausgeführt.

Mein Manuskript hatte ich Albert Langen zugeschickt. Er lud mich ein, ihn auf der Rückreise in München zu besuchen.

(Wird fortgesetzt)

Digitized by Google

GELDSCHLEIER UND WIRTSCHAFTSBILD

von

AUGUST MÜLLER

Der Grad der Geldinflation, der für eine Volkswirtschaft erträglich ist, hängt von dem Charakter der betreffenden Volkswirtschaft und ihrer Geldverfassung ab. Geld ist eine Anweisung auf Güter oder Leistungen; von Inflation spricht man, wenn die Geldschöpfung — welcher Art das Geld ist, besagt nichts für den allgemeinen Begriff der Inflation, die auch bei über das zulässige Maß hinaus ausgedehnter Ausgabe von mit Gold gedeckten Noten eintreten kann — die Grenzen überschreitet, die durch die Möglichkeit der Volkswirtschaft, auf Vermehrung der Geldscheine mit Erhöhung der Gütersumme oder der Leistungen zu antworten, gezogen sind. Dann entsteht „zusätzliche Kaufkraft", die wie ein Irrlicht über einen Sumpf in der Zirkulation umherirrt und die Preise erhöht. Das ist ein klarer Sachverhalt, in den aber gerne allerhand hineingeheimnist wird; eine Neigung, die sich aus dem Umstand erklärt, daß der nach Marx allen Waren anhaftende „Fetischcharakter" bei der „Ware Geld" ganz besonders rätselhafte Eindrücke auf naive Seelen bewirkt. Die ersten Inflationisten großen Stiles, die Jakobiner, hatten, als man die Vernichtung der Druckplatten zur Herstellung der Assignaten beschloß, 43 bis 45 Milliarden Assignaten gedruckt, von denen etwa 32 Milliarden im Umlauf gewesen sein sollen. Man muß sich hier mit Schätzungen begnügen, weil man offenbar in der französischen Revolution kein Bedürfnis nach einer ganz genauen Notenemissionsstatistik besaß. Der Kurs der Assignaten betrug im Dezember 1796, als man die Einstellung des Assignatendrucks beschloß, 0,52 vom Hundert des Wertes eines Silberlivre. Die Preisentwicklung der Assignatenzeit wird in ihrer ganzen Harmlosigkeit durch die Tatsache beleuchtet, daß Taine den Schieber Mayer in die Weltgeschichte gebracht hat, weil er für ein Mittagsmahl für zehn Parlamentarier 300000 Livre in Assignaten verauslagte. Im heutigen Deutschland kosten die gleichen Anlässe mehr und keine Kokotte würde bei uns die Aufmerksamkeit der Historiker oder auch nur der Verfasser von Polizeiberichten erregen, wenn sie gleich einer französischen Kollegin 480000 Livre für eine Pendule anlegen würde. Das Frankreich der großen Revolution war eben ein Land mit vor-

Digitized by Google

wiegend naturalwirtschaftlichem Charakter, dessen Verdauungsfähigkeit für Inflationsnoten viel geringer ist als die eines vollkommen in der Geld- und Kreditwirtschaft steckenden Landes. Das zeigt sich auch bei einem Vergleiche zwischen Deutschland und Rußland, obwohl aus noch zu erörternden Verschiedenheiten der Entwicklung in beiden Ländern die Frage nicht nur rein wirtschaftlich betrachtet werden darf, vielmehr eine in beiden Ländern anders geartete Wirtschaftsethik auch die Währungsentwicklung stark beeinflußt hat.

Der Radikalismus, der den Bolschewismus auszeichnet, fand wirtschaftlich seinen stärksten Ausdruck in dem Vorgehen gegen den Handel und die Börsen. Die Schulung der Führer durch die strenge Marx'sche Wirtschaftslogik vermochte die Konsequenzen primitiven Denkens, das — verstärkt durch politische Erwägungen — im Kaufmann und Börsianer rein parasitäre Wirtschaftssubjekte erblickte, nicht zu überwinden. Nicht nur die Händler, sondern auch der Handel und sogar die Handelseinrichtungen, wurden daher Opfer des rasenden Sees. Schon im Dezember 1917, also etwa zwei Monate nach der Eroberung der Macht durch die Bolschewisten, wurde ein entscheidender Schlag gegen die Effektenbörse geführt, indem der Handel mit Wertpapieren, die Einlösung von Coupons und die Auszahlung von Dividenden verboten wurde. Einen Monat später wurden die in- und ausländischen Staatsanleihen, alle staatlich garantierten Obligationen-Anleihen und die Schuldscheine der beiden großen Agrarbanken für den Adel und die Bauern annulliert. Der Goldwert der auf diese Weise beseitigten Verpflichtungen belief sich auf 44½ Milliarden Rubel. Daran schloß sich im April 1918 die Aufhebung aller Inhaberpapiere und die obligatorische Registrierung aller Aktien, Obligationen usw., wobei eine Entschädigung nur solchen Eigentümern in Aussicht gestellt wurde, deren Besitz weniger als 10000 Rubel betrug. Die Bestimmung blieb aber auf dem Papier stehen, weil die Entschädigung in Form einer Gutschrift auf die staatliche Sparkasse erfolgte und sich durch den einsetzenden Währungszerfall bald selbst aufzehrte. Neben den Aktien und Obligationen wurden auch alle anderen Schulden und Verpflichtungen der verstaatlichten industriellen Unternehmungen, sowie der Semstwos und der Gouvernementverwaltungen für null und nichtig erklärt. Nachdem so die Schuldtitel beseitigt waren, hielt man den gesamten Kreditapparat für überflüssig und zerstörte ihn. Am Ende des Jahres 1918 waren alle städtischen und ländlichen Hypothekenbanken sowie die privaten Kommerzbanken beseitigt. Die städtischen

Digitized by Google

Sparkassen und die Kreditgenossenschaften wurden aufgelöst und das gleiche Schicksal traf die Moskauer Volksbank, das Zentralkreditinstitut des stark entwickelten russischen Kreditgenossenschaftswesens. Die Reichsbank wurde in eine Volksbank umgewandelt, deren Haupttätigkeit eine Zeitlang die Notenemission war. Die Guthaben in den Banken wurden durch die Zentralregierung nicht konfisziert, dagegen die Abhebung kontingentiert und auf kleine Summen beschränkt, außerdem fielen sie zum größten Teil einer ausgeschriebenen Revolutionssteuer in Höhe von zehn Milliarden Rubel, auf die man die privaten Guthaben einfach verrechnete, zum Opfer. Die meisten direkten Steuern wurden annulliert, die Einkommensteuer suchte man jedoch in modifizierter Form zu erhalten, außerdem ging man zu ziemlich willkürlichen Requisitionen von Naturalien über, die, da sie vor allem auf dem Lande erforderlich waren, einen verhängnisvollen Einfluß auf die Entwicklung der Landwirtschaft ausübten. Das indirekte Steuersystem verfiel gleichfalls immer mehr; örtliche Komitees und Verwaltungen suchten durch Zwangsanleihen und Kontributionen in allen nur denkbaren Formen ihre finanziellen Bedürfnisse zu decken; der Staat wurde aber in zunehmenden Maße auf die Notenemission als Haupteinnahmequelle verwiesen.

Die Menge des in Rußland in der Vorkriegszeit zirkulierenden Hartgeldes wird auf 735 Millionen Rubel geschätzt. Es wurde ebenso wie Gegenstände aus Gold, Silber und Platin als dem Staate verfallen erklärt, doch nehmen die Sachverständigen an, daß der größte Teil des Edelmetalls und der Münzen den Staatskassen unerreichbar blieb. Schließlich wurden sogar Bestimmungen über die Höhe der Bargeldvorräte erlassen, die sich im Besitze eines Bewohners der Sowjetrepublik befinden durften. Dabei wurde als oberste Grenze das Zwanzigfache der Arbeitslohntarifsätze für einen Ort vorgesehen. Für die Vermehrung des Notenumlaufs war nach russischem Gesetz eine jedesmalige Ermächtigung der Reichsbank erforderlich. Die Bolschewisten trugen aber nur ein einziges Mal unmittelbar nach der Oktoberrevolution, die ihnen die Macht in die Hände gab, diesen formalen Bestimmungen Rechnung. Dann erfolgte die Notenausgabe nach dem Bedürfnis. Der Finanzverwaltung wurde das ausdrückliche Recht zugesprochen, soviel neue Geldzeichen in Umlauf zu setzen, als ihr erforderlich erschien. Bei der Notenemission war man anfänglich bemüht, die Noten der Sowjetrepublik äußerlich den früheren Noten anzupassen. Die einen höheren Kurs besitzenden Zaren-Duma- und

Digitized by Google

Kerenski-Noten wurden nachgeahmt und 1919 gab man sogar Reichskreditbillette, die zuerst von Kerenski ausgegeben und in Gold einlösbar waren, in der gleichen Aufmachung, unter der gleichen Bezeichnung und sogar mit der Goldeinlösungsklausel allerdings ohne Wertangabe heraus. Dabei war die Reichsbank, die nach der Aufschrift auf den Noten die Einlösung vorzunehmen hatte, bereits liquidiert worden. Diese Behandlung der Notenausgabe war notwendig, weil sonst warscheinlich das Sowjetpapiergeld keine Zirkulationsfähigkeit besessen hätte. In dem Maße, in dem sich die Bolschewistenherrschaft festigte, und die Inanspruchnahme der Notenpresse zunahm, werden aber diese kleinen Kunststücke für überflüssig erachtet und 1920 erscheinen schließlich die Noten, die siebenmal in verschiedenen Sprachen mit dem Kampfruf des kommunistischen Manifestes: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! bedruckt sind und durch die Aufschrift „Verrechnungsschein" betonen, daß es sich bei diesen Noten nicht mehr um Geld im eigentlichen Sinne des Wortes, also auch um Wertträger, sondern nur um Zirkulationsmittel handelt. Die Notenemission, die am 1. August 1914 1634,1 Millionen Rubel betrug, war bis zum Oktober 1917, als die Bolschewisten das Regiment im Staate eroberten, auf 18918 Millionen Rubel angewachsen und betrug am 1. Januar 1921 1168600 Millionen Rubel. Am gleichen Zeitpunkt hatte die deutsche Reichsbank für 69037966000 Mark Noten emittiert. Der Preisindex für Moskau war auf dem freien Markt am 1. Januar 1921 auf 20339 angewachsen, das Staatsbudget für 1920 wies eine Ausgabe von 1215159 Millionen Rubel und eine Einnahme von 159604 Millionen Rubel auf. 471 Millionen Rubel oder 0,2 Prozent entfielen auf Steuern. Um die Jahreswende 1920/21 war es also lediglich die Notenemission, von der der russische Staat zehrte. Das war die Zeit, in der der Rat der Volkskommissare die vollkommene Entthronung des Geldes beschloß und das Finanzministerium beauftragte, ein neues Tauschmittel zu schaffen, das als Werteinheit die Arbeitsleistungen eines Tages benutzen sollte. Das Finanzministerium beeilte sich auch, das Arbeitsgeld, den Traum aller sozialistischen Geldreformer von Robert Owen bis Neurath, zu verwirklichen und machte eine Vorlage zur Einführung des „Tred" (zusammengezogen aus den ersten Buchstaben von Trudowaja edinitza, der russischen Bezeichnung für Arbeitseinheit). Der Vollständigkeit halber mag erwähnt sein, daß im Jahre 1921 auch in Rußland der Plan erwogen wurde, ähnlich wie bei uns den Roggen, so das Salz als Geldsubstanz zu benutzen.

Digitized by Google

Es kam aber anstatt zum Salzgeld zur Gründung eines Salzmonopols, das prompt und sicher das wenige vorhandene Salz vom Markte vertrieb und daher bald aufgelöst werden mußte. Auch der Tred blieb Projekt, denn inzwischen war in Rußland jene gewaltige Umwälzung eingetreten, die Lenin als die Einführung des Staatskapitalismus bezeichnete, in der Literatur und Geschichte aber weiter lebt als „neue ökonomische Politik Sowjetrußlands".

Eine richtige Würdigung der Verfallsphase der russischen Währung unter dem bolschewistischen Regiment darf zwei Gesichtspunkte nicht außeracht lassen. Die herrschende Wirtschaftsideologie glaubte, getreu kommunistischen Überzeugungen des Geldes nicht zu bedürfen. Zu dieser theoretischen Erwägung traten praktische Überlegungen. Soweit der Sachgüterbesitz der Bourgeoisie und des Großgrundbesitzes in Betracht kam, waren die Schwierigkeiten der Enteignung nicht sehr groß, wenn man absieht von Kleinodien und anderen Gegenständen, die in einem kleinen Volumen einen großen Wert bargen. Aber Effekten, Schuldtitel und andere börsengängige Papiere waren schwieriger zu erfassen. Man glaubte daher, um die Enteignung und Ausbeutung der Bourgeoisie durch das Proletariat vollkommen durchzuführen, als bestes Mittel die Vernichtung des Geldes anwenden zu können, das auch zugleich alle Geldsurrogate traf. Der Kommunismus wollte außerdem mit dem Gelde auch zugleich den Spartrieb zerstören, weil er darin ein Band zwischen den Arbeitern und kleinen Leuten und dem Kapitalismus erblickte, wie denn überhaupt die Überlegung, daß eine des Geldes in der Form beraubte Volksgemeinschaft das beste Objekt kommunistischer Experimente darstellt, als konsequent angesehen werden muß. Das ist der große Unterschied zwischen der deutschen und der russischen Entwicklung. Mag man die theoretischen Erwägungen der Bolschewisten für wirklichkeitsfremd oder sogar abscheulich halten, den mildernden Umstand wird man ihrer Inflationspolitik zugute halten müssen, daß sie zu ihrem System und zu ihrer Ideologie paßte. Von der deutschen Währungszerrüttung wird das aber niemand behaupten wollen. Denn noch immer ist Deutschland ein Staat mit kapitalistischer Wirtschaftsverfassung, der des Geldes nicht entraten kann. Eine Ausbeutung und Enteignung durch die Inflation hat ja auch in Deutschland stattgefunden, aber von den skrupellosen Nutznießern der Inflation bei uns wird wohl niemand behaupten wollen, daß ihre Methoden irgend etwas mit einem besonderen Wirtschaftssystem und Wirtschaftsüberzeugungen zu tun hätte, die man

Digitized by Google

zwar ablehnen, aber nicht als innerlich unwahrhaftig bezeichnen dürfe. Der Ruin der Mittelschichten und Kleinunternehmer in Deutschland durch die Inflation hat zwar einen Hochkapitalismus gezüchtet, der selbst den der Yankees übertreffen dürfte, aber diese ungeheuerliche Expropriation durch ein paar Inflationsgewinnler mit robustem Gewissen und starker Ellenbogenkraft wirkt so verderblich, daß sie sich auch vom Standpunkt der grundsätzlichen Vertreter des kapitalistischen Klassenstaates nicht rechtfertigen läßt.

Der zweite Unterschied zwischen Deutschland und Rußland besteht darin, daß im letzteren die Inflation den Ausdruck einer ungeheuerlichen Devastierung der Volkswirtschaft bedeutet, während hiervon in Deutschland nicht die Rede sein kann. Außenpolitische Bedrängnis und Reparationsverpflichtungen einmal außeracht gelassen, wird man zugeben müssen, daß eine Gleichartigkeit der Entwicklung zwischen der deutschen Währung und den technischen Voraussetzungen der Wirtschaft bei uns nicht besteht. Kommunistische Wirtschaftstheoretiker berechnen aber für Rußland den Wirkungsgrad der nationalen Arbeit des Jahres 1920 mit fünfzehn Prozent des im Jahre 1913/14 erzielten. Man mag die Reparationslast noch so hoch bewerten, es ist unmöglich, Wirkungsergebnisse für die deutsche Volkswirtschaft aus ihr zu berechnen, die dem ungeheuerlichen Wirtschaftsverfall Rußlands entsprechen. Hier ist also eine für die Beurteilung des Währungsproblems in Deutschland ungemein bedeutsame Diskrepanz festzustellen, die um so auffälliger ist als die tatsächlichen Reparationsleistungen schon seit dem Herbst 1921 ganz erheblich herabgesetzt worden sind ohne daß dadurch der zunehmende Währungsverfall beeinflußt worden wäre. In wirtschaftlich technischer Hinsicht sind aber Landwirtschaft und Industrie dabei gesund geblieben.

Der Leninsche Staatskapitalismus schaltet den Grundsatz des Lohnes nach der Leistung und das Profitinteresse wieder als Wirtschaftsimpulse ein. An Stelle der kommunistischen Predigt traten die Gesetze des Marktes als Antriebsmittel der Volkswirtschaft und damit war das Bedürfnis nach Wiederherstellung der Geldverfassung gegeben. Charakteristischerweise nimmt die „neue ökonomische Politik“ ihren Ausgangspunkt von einer Umwandlung der wilden Getreiderequisitionen in eine geregelte Getreideabgabe, die schließlich in eine auch in Geld zahlbare Getreidesteuer verwandelt wird. Hand in Hand damit geht der Aufbau eines Steuersystems, das in keiner Hinsicht von sozialen Erwägungen angekränkelt ist und die Anpassung des Staatsbudgets an

Digitized by Google

die Steuereingänge, das heißt die schnelle Zurückdrängung der Inflationssteuer als Haupteinnahmequelle des Staates. Vor Irrungen und Wirrungen bleibt natürlich auch die neue Finanzpolitik nicht bewahrt. Ein Ende 1921 gemachter Versuch, durch Indexberechnung eine gewisse Stabilität in die Preis- und Geldverhältnisse zu bringen, hatte genau so verhängnisvolle Konsequenzen wie die forzierte Einführung der Goldrechnung in Deutschland. Eine ungeheuerliche Preiswelle, die die Preise hemmungslos nach oben trieb, flutete über das Land und führte nach einigen Monaten wieder zur Beseitigung dieser Form des Indexes. Diese Epoche kennzeichnet eine starke Zunahme der Inflation. Einem Zuwachs von 130,3 Milliarden Rubel im Januar 1921 steht ein Zuwachs von 7694,2 Milliarden Rubel im Dezember des gleichen Jahres gegenüber. Um die mit den zahlreichen Nullen verbundene unproduktive Arbeit zu vermeiden, entschlossen sich die kommunistischen Finanzpolitiker zunächst zu einer Denomination des Papierrubels, die technisch sehr geschickt vorgenommen wurde und aus einer Million Rubel des Jahres 1921 einen Rubel des Jahres 1923 gemacht hat. Der Geldverkehr wurde von den Schranken befreit, die ihm in der Periode des Kommunismus gesetzt worden waren. Das Besitzrecht auf Geld und Wertgegenstände ist unbeschränkt, der Staat besitzt nur noch das Monopol für den An- und Verkauf von gemünztem Gold und Silber, sowie ausländischer Valuten. Mit dem Wiederaufbau des Bankwesens wurde bereits Ende 1921 begonnen. Am 7. Oktober 1922 wurde die heutige Staatsbank gegründet, die zur Zeit etwa 170 Filialen besitzt. Gegenwärtig sind in Rußland wieder 30 Banken tätig: die Staatsbank, eine Allrussische Genossenschaftsbank, Ukrainische Genossenschaftsbank, 26 Sowjetbanken, die an verschiedenen Orten errichtet wurden, und eine Privatbank, die Russische Kommerzbank, bei der allerdings der Staat beteiligt ist. Nach einjährigem Bestehen ging die Staatsbank an das Werk der Währungssanierung heran, indem sie eine durch Gold und Goldwerte gedeckte Note, den Tscherwonetz, schuf. Ein Tscherwonetz ist gleich zehn früheren Goldrubeln. Es gibt auf Tscherwonzen lautende Noten im Werte von 1, 2, 3, 5, 10, 25 und 50 Tscherwonzen. Vorläufig ist dieses Geld nicht einlösbar in Gold, doch ist die Einlösbarkeit vorgesehen, der Termin, an dem sie eintreten soll, ist aber noch nicht festgesetzt. Zu ein Viertel ist die neue wertbeständige Valuta durch Gold und hochwertige ausländische Zahlungsmittel, zu drei Viertel durch Warenwechsel und ähnliche kurzfristige Schuldverschreibungen

Digitized by Google

gedeckt. Da daneben auch noch der Papierrubel vollgültiges Zahlungsmittel ist, besteht in Rußland also eine Parallelwährung. Der Geldumlauf betrug am 1. Januar 1923 1994,5 Millionen Rubel, am 1. September 15200 Millionen Rubel. Tscherwonzen waren am 1. Januar des vorigen Jahres 21118000 ausgegeben, am 16. September 21900000, was also einer Summe von 219 Millionen Goldrubel entspricht. Die Notenemission der deutschen Reichsbank belief sich am 1. Oktober auf 28 Billionen 228 Milliarden. Da die russischen Papierrubel des Jahres 1923 nur den millionsten Teil der früheren Rubel darstellen, war Anfang Oktober die deutsche Notenemission noch wesentlich geringer als die russische. Andererseits bedeuten 219 Millionen Goldrubel einen bedeutend höheren Wert als den der umlaufenden deutschen Papiermark. Der Kurs der Tscherwonzen wird gemessen am Papierrubel. Die Kurse werden im übrigen festgesetzt durch eine besondere Kotierungskommission und durch Interventionen der Reichsbank sowohl auf der eigentlichen als auch auf der sogenannten „schwarzen Börse" beeinflußt.

In Papierrubeln des Jahres 1923 kosteten

	ein Tscherwonetz	ein Dollar
am 24. 1. 23	199	38
21. 3. 23	256	56
23. 4. 23	678	144
24. 8. 23	1725	357
3. 10. 23	4450	890
10. 10. 23	4900	980
12. 10. 23	5050	1010
20. 10. 23	6100	1220
30. 10. 23	6900	1380

Das Verhältnis der Tscherwonzen zum Papierrubel im Umlauf hat sich erheblich zugunsten des Tscherwonetz geändert. Während am 1. Januar 1923 nur 9,6 Prozent des gesamten Geldumlaufs auf das neue wertbeständige Geld entfielen, waren es am 1. September bereits 68,6 Prozent. Das Verhältnis zwischen dem Tscherwonetz und den ausländischen Geldsorten ist ziemlich stabil, die Verschlechterung des Kurses in Papierrubeln ausgedrückt ist aber zweifellos ein Zeichen dafür, daß die Inflation in Rußland noch nicht aufgehört hat. Demgegenüber ist es nur ein schwacher Trost, daß das Verhältnis zwischen hochwertigen fremden Valuten und Tscherwonzen ziemlich stetig geblieben ist, weil Rußland mit einer geradezu heroischen Anstrengung

Digitized by Google

im vorigen Jahre die Handelsbilanz aktiv gestaltet hat. Die ausländischen Wechselkurse haben darum nur eine verminderte Bedeutung für die russische Volkswirtschaft; jedenfalls sind in dieser Hinsicht die Verhältnisse zwischen Deutschland und Rußland ganz außerordentlich verschieden.

Mit einer Rücksichtslosigkeit, die jedem deutschen Finanzminister zu wünschen wäre, sind in Rußland die Staatsausgaben herabgedrückt und die Staatseinnahmen auf Steuern erhöht worden. Das Budget vom September 1922 bis Oktober 1923 sah noch ein Defizit von 385 Millionen Goldrubeln vor bei einer Gesamtausgabe von 1600 Millionen. 73 Millionen des Defizits sollten durch Anleihen gedeckt werden, der Rest durch die Inflation. Im Monat September waren noch 15 Millionen Einnahmen durch die Notenemission vorgesehen, nicht ganz 10 Prozent der Gesamteinnahme. Bedenklich ist nur, daß die Tscherwonzen auch Verwendung finden für die Diskontierung von Goldschatzanweisungen des Finanzkommissars. Das ist eine Inflationsquelle, die, wie wir wissen, leicht zu einem reißenden, alle Dämme hinwegspülenden Inflationsstrom werden kann.

Parallelwährungen bergen die Gefahr in sich, daß die Spekulation beide Währungen gegeneinander ausspielt. Die ziemlich stete Kursentwicklung in Rußland zeigt, daß es dorten gelungen ist, dieser Gefahr Herr zu werden. Es wäre jedoch voreilig, daraus den Schluß zu ziehen, daß man auch in Deutschland ohne Bedenken dem Zustande entgegensehen könnte, in dem mehrere Währungen nebeneinander bestehen. Die russische Reichsbank beherrscht die Kursentwicklung viel nachhaltiger als das jemals in Deutschland möglich sein könnte. Denn ihr Wille ist nicht nur ausschlaggebend an der Börse, die russische Währung kann auch von ausländischen Börsenplätzen nicht leicht angegriffen werden, weil die Handelsbilanz aktiv ist und darum auch der Kurs der Tscherwonzen an den paar fremden Börsen, die ihn notieren, sehr leicht beeinflußt werden kann. Dagegen wollen Kritiker in Rußland selbst beobachtet haben, daß der schlechte Papierrubel die guten Tscherwonzen allmählich zu verdrängen beginne, entsprechend dem nach Sir Thomas Gresham benannten Gesetze. Auch solche Erfahrungen können für uns wertvoll sein. Die entscheidende Schlußfolgerung aus den russischen Erfahrungen bei den Währungsexperimenten ist aber diese: die Stabilität einer Währung hängt nicht von ihrer Deckung, sondern vom Standpunkt der Volkswirtschaft ab, die durch die Währung repräsentiert wird. Die Ausweise der russischen

Digitized by Google

Reichsbank zeigen eine Überdeckung der Tscherwonzen und daß es sich hierbei nicht um Täuschungen handelt, wie sie im Heimatlande des Knäs Potemkim auch heute noch von mancher Seite argwöhnisch unterstellt wurden, bewies die Verwaltung der Reichsbank vor kurzem, indem sie Journalisten und diplomatischen Vertretern in Moskau die Safes der Bank öffnete und die Schätze zeigte, die den Wert des Tscherwonetz garantieren sollen. Aber das alles konnte nicht verhindern, daß die Kaufkraft des Tscherwonetzes fiel. Man kennt in Rußland eine nur rechnerisch vorhandene Währung, die ähnlich der Banco-Mark trotz ihrer immateriellen Basis als Wertmesser dient, den sogenannten „Waren-Rubel". Am 1. Januar dieses Jahres wurde der Tscherwonetz mit 17,5, der Warenrubel aber mit 15,79 bewertet. Am 1. September notierte der Tscherwonetz aber mit 205, der Warenrubel mit 275,29. In solchen Berechnungen stecken immer Willkür und Zufälligkeiten und man braucht sie daher nicht allzu hoch zu bewerten. Aber die russischen Finanztheoretiker selbst sind der Meinung, daß eine stärkere Vermehrung der Tscherwonzen stattgefunden habe als mit der Entwicklung der Wirtschaft und der Hebung des Wirtschaftsverkehrs verträglich sei. Es ist zusätzliche Kaufkraft, die durch die Emission dieser Goldnoten in den Verkehr gepumpt wurde, weil keine entsprechende Steigerung der Produktion mit ihren Folgen für die Geldzirkulation stattgefunden hat. Zwar versteht es die russische Reichsbank, die Inflation zu regeln und in wohl abgemessenen Quantitäten dem russischen Wirtschaftskörper die Geldscheine zu verabfolgen in der Hoffnung, daß er sie am Ende doch verdauen werde, aber eine gewaltige Preissteigerung illustriert immer deutlicher den Fehlschlag dieser Hoffnungen. Russische Wirtschaftsstatistiker bezifferten den Wert der Erzeugnisse in Gewerbe und Handel in der Vorkriegszeit auf 5194 Goldrubel, in der Landwirtschaft auf 5630 Goldrubel. Wie groß das wirtschaftliche Debakel aber auch heute noch in Rußland ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß offiziöse Statistiker für das Jahr 1922 den Wert der gesamten industriellen Produktion auf 750 Millionen Goldrubel berechneten, während im laufenden Jahre angenommen wird, daß die Kaufkraft des gesamten Landes für industrielle Produkte nur 900 Millionen Rubel betrage. Verhängnisvoll ist für die russische Wirtschaft die ungleiche Preisentwicklung in der Industrie und in der Landwirtschaft. Während vom August 1922 bis zum September 1923 die Indexziffer für landwirtschaftliche Produkte von 116 auf 54 herabsank, stieg

Digitized by Google

sie in der gleichen Zeit für industrielle Erzeugnisse von 85 auf 170. Das Land wird in zunehmenden Maße unfähiger, selbst die so stark zurückgegangene gewerbliche Erzeugung aufzunehmen. Die Leiter der russischen Wirtschaft suchen durch ein zwar den städtischen Konsumenten nicht sehr freundliches, wirtschaftlich aber richtiges Mittel einen Preisausgleich zwischen landwirtschaftlichen und gewerblichen Produkten herbeizuführen: durch die Ausfuhr von Getreide. Da aber nach amtlichen Statistiken der Ernteertrag für das laufende Jahr bereits geringer berechnet wird als im Vorjahre, ist kaum anzunehmen, daß dieses Mittel den erwünschten Erfolg haben könnte. Die russischen Getreideausfuhren beruhen nicht auf einem tatsächlich vorhandenen Überschuß, sondern auf durch verschiedene Gründe zu erklärender Unterkonsumtion und sie vermögen daher vielleicht noch eine Zeitlang die Handelsbilanz aktiv zu gestalten, aber nicht die kranke Volkswirtschaft zu heilen.

So zeigt sich auch bei einer Betrachtung der russischen Währungsgestaltung, daß das Wirtschaftsbild zwar eine Zeitlang hinter dem Geldschleier seine wirklichen Züge verbergen kann, aber letzten Endes tritt das Primäre, die Produktionskraft und der Produktionsumfang eines Landes, immer wieder beherrschend in den Gesichtskreis des Beobachters. Ob eine Währung gar nicht oder im finanztechnischen Sinne ausreichend gedeckt ist, entscheidet nicht über ihre Wertbeständigkeit. Inflation ist in beiden Fällen möglich, weil sie ein Kennzeichen dafür ist, daß die in Frage kommende Volkswirtschaft den einfachen und doch so bedeutsamen Grundsatz verletzt, den Adam Smith im ersten Satze seiner Untersuchungen über Natur und Ursachen des Reichtums der Nationen so formuliert hat: „Die jährliche Arbeit eines Volkes ist die Quelle, welche dasselbe mit den jährlich verbrauchten Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens versorgt, entweder durch das unmittelbare Erzeugnis dieser Arbeit oder durch dasjenige, was es für dieses Erzeugnis von anderen Völkern kauft."

Digitized by Google

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Wird das Verlöschen Woodrow Wilsons, der auf so tragische Weise in unser europäisches Leben verstrickt war, unser Urteil über sein Wollen und Wirken milder und gerechter stimmen? Noch steht er uns zu nahe, noch brennt die Enttäuschung über sein endgültiges Versagen zu tief in unseren Herzen, als daß wir zu einer objektiven Würdigung seines Wesens, seines Wertes und seiner Leistung frei genug wären.

Seine Anfänge und sein langsamer Aufstieg zur Macht waren verheißungsvoll wie nur je die Anfänge und der Aufstieg eines Menschen, der geschichtlich geworden ist. Daß man sie nicht vergessen kann, daß man in die Arena brutalster Machtkämpfe einen neuen Geist eintreten und ... kläglich scheitern sah, der sich und seiner jungen, unverbrauchten Nation die Aufgabe zumaß, die pontinischen Sümpfe der internationalen Politik auszutrocknen und für das Nebeneinander der Völkergruppen die neue Methode des menschlich gesäuberten und wirklich aufgeklärten Interesses zur Geltung zu bringen: das macht Millionen Erdbewohner heute noch erbeben und bei dem bloßen Namen Woodrow Wilson vor Zorn der Enttäuschung erbleichen. Denn sie sind überzeugt, daß der Evangelist eines neuen, mit Inbrunst ersehnten Glaubens aus Schwäche, aus kleinlicher Eitelkeit, aus Übersteigerung des Selbstvertrauens, das bis zur Selbstvergottung und Ungeduld gegenüber besserer Einsicht ging, zugleich auch der Verräter der Verkündigung wurde. So wird, nach dieser Massenmeinung, zu dem entseelten Manne auch der Leichnam des neuen, in den vierzehn Thesen kristallisierten Glaubens in den Sarg gelegt.

Dieses herbe Urteil muß und kann aber schon heute in einigen wesentlichen Punkten revidiert werden. Bis zum Einzug ins Weiße Haus war Wilsons Haltung und Leistung in hohem Maße Respekt einflößend und wird dauernde Spuren hinterlassen. Der langsame, aber stetige Aufstieg in die Machtsphäre war auf alle Fälle, in einer von Korruption und käuflichem Maschinenpolitikertum durchtränkten Umwelt, der Sieg einer Gesinnung und einer sittlichen Persönlichkeit. Sein juristisches Studium führte ihn von allem Anfang ab-

Digitized by Google

seits jener Gelände, in denen die advokatorische Pfiffigkeit blüht und das Gold gleißt; er hat es aus innerer Berufung und Neigung geschichtlich, literarisch und politisch ungemein tief unterkellert, und man mußte es als ein Zeichen demokratisch gesunder Instinkte in der großen Republik betrachten, daß sie für eine so herbe, geistig bis an die Zähne bewaffnete Persönlichkeit politisch den Weg frei machte. Woodrow Wilson hatte im Kreise derer, die von den ethischen Impulsen der amerikanischen Überlieferung geleitet und als Patrioten von der Not des in blühender Umwelt kümmerlich gedeihenden ökonomischen Massenmenschen berührt waren, am tiefsten die Gefahren und die Aufgaben einer völlig neuen Geschichtslage erkannt. Im Lande der demokratischen Freiheit und der ungehemmten individuellen Initiative hatte sich mit der Industrialisierung im Mammutstil ein neues Herrentum aufgerichtet: die Autokratie der tausendfach verbändelten und verfilzten Interessengruppen, der Trusts, der Kartelle und Syndikate; und dieser Autokratie der big bosses, deren Goldstrom bis in die verborgensten Winkel der Gesetzgebungen in Bund (Kongreß) und Einzelstaaten erwärmend und korrumpierend drang, war mit den Mitteln der überlieferten amerikanischen Verfassung nicht beizukommen. Sollte die gewaltige Leistung der Urbarmachung eines Kontinentes mit der Inthronisierung der Plutokratie enden? Die alte Verfassung rang bekanntlich, in vorkapitalistischer Zeit und auf jungfräulichem Kolonialboden entstanden, mit anderen Gespenstern: der Tyrannis körperlicher Einzelwesen oder der Pöbelherrschaft; und sie fand den Ausweg, im Gegensatz zu den Methoden der Alten Welt, in der Gewaltentrennung, so daß zwischen Präsidenten, Kongreß und Bundesgerichtshof kaum Brücken liefen und die Gesetzgebungen in aller Heimlichkeit und von der öffentlichen Meinung unkontrolliert ihre Arbeit verrichteten. Die ungeahnte und radikale Strukturveränderung der Wirtschaft hatte auch drüben den polaren Gegensatz von Kapital und Arbeit geschaffen, die sogenannten ‚unbegrenzten' Möglichkeiten, der ungeheuere Bodenreichtum und die Größe der noch zur Verfügung stehenden Besiedlungsfläche milderten die sozialen Spannungen und machten die Lage des Werkmenschen noch erträglich, aber bei der Regsamkeit des amerikanischen Geistes verdunkelte sich das Kulturgewissen aller Empfänglichen und Empfindlichen: und die Erbitterung gegen die plutokratischen Verfälscher der amerikanischen Freiheitsideale schwoll zu einem Strome. In dieser Gegenbewegung wurde Wilson Chorführer: und blieb es. Es ist für den

Digitized by Google

Mann, in dessen Adern Kalvinistenblut kreiste, charakteristisch, daß er das Thema seiner späteren innerpolitischen Arbeit und Aufgabe in einer staatsrechtlichen Abhandlung anschlug, die er bereits als Student veröffentlichte (über die Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten). Er sah das Alte stürzen und sagte es, in die Arena tretend, mit einer Gewalt der Rede und einem Reichtum packender Argumente, daß er die Gewissen erschließen mußte. Wenn ich die Sammlung seiner zahlreichen Ansprachen und Wahlreden wieder einmal zur Hand nehme und sie im Fluge durchblättere, muß ich sogar über die Drastik der Bilder und das volkstümlich eindringliche Gewand seines Evangeliums staunen, ob er über die Entthronung des Boß oder die Tariffrage, die Idee des Fortschritts oder das Volksparlament, die Befreiung der Volkskräfte oder die Trusts sich ausließ. Es ist kein Gedanke daran, daß er sich im luftleeren Raum der Abstraktion herumtrieb: er konkretisiert jedes Thema. Nicht der professorale Bücherwurm spricht aus ihnen, sondern der Mann, der als Jüngling bei der Lektüre von Lucys berühmten Parlamentsberichten und Parlamentskarikaturen aus der großen, durch Gladstone, Disraeli, Bright, Cobden, Granville und Kampfgenossen mit Glanz überschütteten Zeit des Unterhauses den Plan faßt, Staatsmann und Volksführer zu werden. In dieser Richtung bewegte sich von seinen Anfängen her Wilsons Ehrgeiz, die Etappe des Gelehrten, des Universitätslehrers und des Publizisten war als Vorbereitung gedacht. Es ist widersinnig, ja verlogen, die Quelle zu trüben, aus der später die Ideologie der Vierzehn Punkte aufleuchten sollte. Sie verbürgt immerhin, von der Entwicklungsseite gesehen, mehr Zukunft als die berüchtigten Bekundungen unserer Professoren.

Die spätere Volkswahl erkor zum Präsidenten also einen durchaus Würdigen und Berufenen. Aus jedem geschriebenen und gesprochenen Worte Wilsons lockten die auf Erhörung und Erfüllung wartenden demokratischen Ideale eines Walt Whitman, wie dieser sie etwa in seinem hinreißenden Bekenntnis den Zeitgenossen nach dem Sezessionskrieg gepredigt hat. Bewußt kehrte Wilson dem Amerikanertum Wall Streets, überhaupt des Ostens, den Rücken; an die unvergessenen Überlieferungen der puritanischen Pilgerväter anknüpfend, suchte er den für die Jugend und die Zukunft des Landes zu erstrebenden Typus eher mit mittleren und fernen Westen, dort, wo die produktive Arbeit noch nicht von der Geldwirtschaft überwuchert und die primitiveren Lebensgewohnheiten der puritanischen Geschlechterreihe von den Ex-

Digitized by Google

zessen der plutokratisch betonten Modernität zerfressen waren. In mancherlei Hinsicht war ihm das noch nicht überindustrialisierte England des frühen neunzehnten Jahrhunderts die Heimat seiner Ideale, sogar auch verfassungsrechtlich; und diese Vorliebe erstreckte sich bis in die Verehrung der literarischen Ausdrucksformen, wie sie etwa in Edmund Barke oratorisch ihren Höhepunkt erklommen hatten. Unter seinen Studien und Essays befinden sich Meisterwerke. Sein Werk über die Kongreßregierung verdiente die Beachtung, die es sofort fand. Sein Werk über den Staat ist der Versuch, über die Natur der Volkssouveränität Klarheit zu gewinnen und die Methoden festzustellen, wie sich aus des Volkes Willen ein Regierungswillen ableiten lasse. Seine amerikanische Geschichte wirkt durch Darstellung und Bekenntnis. Es ist bezeichnend für den politischen Instinkt, mit dem dieser Theoretiker die unitarische Steigerung der Bundesstaatfunktionen bei dem unvermeidlichen Hineingleiten der Union in den außenpolitischen Interessenkreis erfühlte und kommen sah. Hier kündigte sich ohne Zweifel der Typus des neuen Politikers großen Stiles an, wie ihn die Demokratie der Massennationen, um gesund und entwicklungsfähig zu bleiben, als Gegengewicht zu dem kleinkalibrigen Ehrgeiz und Machthunger der Durchschnittler unbedingt braucht. Dieser in seiner Geschlossenheit, seiner religiösen Grundstimmung und scharfgeistigen Eigenart außer Reih und Glied tretende Mann enttäuschte ganz und gar nicht, als ihn der wichtigste Bundesstaat New Jersey zum Gouverneur erwählte. Er wurde unbequem und begann, nach zuverlässigen Berichten, die Spelunken der politischen und kommunalen Halbwelt auszuräuchern denn die Zeit, wo das riesige Gemeinwesen reich und jungfräulich genug war, um ohne Beschwerde eine unsaubere Verwaltung zu ertragen, war beinahe schon um. So hatte Wilson früher schon als Rektor einer kleineren Universität die puritanische Zuchtrute geschwungen, indem er den Snobismus junger Plutokraten, die nach dünkelhaften Methoden Klubgründungen nach europäischem Muster betrieben, aus dem Tempelbezirk verwies.

So ungefähr sah der Mann aus, der an der Spitze der Vereinigten Staaten stand, als die Katastrophe über uns hereinbrach. Es ist historisch, glaube ich, ein Unding, zu sagen, er hätte den Eintritt seines Landes in den Weltkrieg vermeiden können; seit 1911 mußte man damit rechnen, daß die Union der Mutterinsel hilfreich und rettend in dem Augenblicke beispringen werde, wo deren Imperium in den Strudel einer weltgeschichtlichen Krisis geraten würde. Das ist keine

Digitized by Google

posthume Weisheit, sondern war eine dokumentarisch festgelegte Überzeugung. Vorbei ... Die Reihe der Fatalitäten, die dann den Geschichtsverlauf bestimmten, sind jedem Leser gewiß noch allzu gegenwärtig. Das Konzept des von Wilson vorbereiteten, aber leider nur in vagsten Umrissen, gewissermaßen rahmenartig entworfenen Friedenspaktes hätte trotz der ungeheueren Hemmungen durch die Gegenkräfte eine unvergleichliche Schlagkraft gehabt, wenn er sich bewußt gewesen wäre, daß jeder kleinste Fortschritt ins Ideenland (d. h. in die Sphäre des aufgeklärten Interesses) nur durch die gewaltigste Ballung von Machtmitteln zu erzwingen ist. Er hat sie sich, diplomatisch blind und zunächst voller Vorurteile, von dem fabelhaft systematisch arbeitenden Quai d'Orsay entwinden und ablisten lassen. Und dann: seine Kenntnis der europäischen Verhältnisse und internationalen Probleme war unvorstellbar unzulänglich, wie gerade die von seinem Mitarbeiter und Vertrauten Baker zu seiner Rechtfertigung veröffentlichten Dokumente bezeugen. Aber Wilson sah den Abgrund, in den er und sein Heilsprogramm abrutschten, bald gewahrte er die Fußangeln der geheimen Abmachungen, Aufteilungsverträge, Schachereien, Interessenverfilzungen und geschichtlich fortwuchernden Gruppengegensätze, die über diesen alten Erdteil gebreitet waren: — es war zu spät und seine Kräfte versagten. Hinter seinem Rücken rebellierten sein Land und sein Volk, und vor dem einzig probaten Mittel, die widerlich verzankten und in die Nacht fensterloser Eigensucht taumelnden Europäer zur Vernunft zu bringen, nämlich der Sprengung der Pariser Konferenz, entfloh sein eingeschrumpfter Energievorrat. Welchen Anteil an diesem Versagen die Paralyse hatte, die unter dem Riesendruck der Aufgabe in steigendem Maße von seinem Leibe Besitz ergriff, wird spätere Forschung zu dosieren übernehmen. Das Ende war, nebst einem zerbrochenen Behälter reiner und hilfreicher Ideen und besten Willens, Europens Rückgratverkrümmung. Darum eben kann Wilsons Wirken keine Episode bleiben, das Vermächtnis seiner Mission ist auf seine Nation übergegangen. Geschichtliche Verantwortungen lassen sich nicht einfach abschütteln, zumal nachdem sie unter der Flagge eines Kreuzzuges übernommen wurden.

2

Als ich in den Zeitungen las, daß der Berichterstatter über die Samoaangelegenheiten im Völkerbundrat Herr Tang Tsai-Fu sei, verwirrten sich meine Gedanken. Wie, sprach ich leise zu mir,

Digitized by Google

soeben feiern die Amerikaner des Nordens den hundertsten Jahrestag der Erklärung ihres Präsidenten Monroe, wodurch das Befreiungswerk Bolivars vor etwaigen Übergriffen der Heiligen Alliance geschützt und die Neue Welt, den Norden wie den Süden, vor der imperialistischen Befleckung durch die Alte bewahrt werden sollte. Das war, mit Wilhelm II. zu reden, wirklich ein Markstein. Amerika den Amerikanern, aber Europa unterliegt, nach den Bestimmungen des Völkerbunds Genfer Prägung, der weisheitlichen Regelung seiner wichtigsten Angelegenheiten durch Chinesen, Japaner, Brasilianer und Chilener. Doch wenn jemand, um diesen erdrosselnden Unsinn und Unfug abzuschütteln, im Stolz auf sein europäisches Erstgeburtsrecht die Weisung ausgibt: Europa den Europäern, wenn er an deren gesunden Menschenverstand appelliert und zugunsten Pan-Europas eine politische Bewegung in Fluß zu bringen versucht, tut man ihn mit einem mitleidvollen Lächeln als Utopisten, als weltfremd ab.

Dieses Schicksal wird, fürchten wir, auch das schöne, kluge, wissende, warme Buch von Richard N. Coudenhove-Kalergi erleiden (im Pan-Europa-Verlag, Wien 1923). Die Politiker, die unsere Gegenwart und Zukunft in ihren Köpfen bebrüten, aber vor jedem rettenden Gedanken erzittern, werden es nicht lesen (was lesen sie bis auf ihre Noten, Akten, Depeschen, Aide-Mémoires und vertrauliche Berichte?), jedenfalls nicht in Frankreich und auch nicht in Deutschland: — sie haben ‚Besseres' zu tun. In diesem kranken, verelendeten, heillos zerrissenen, mit nationalistischem Stank erfüllten, von unaufgeklärtem Eigennutz in den Untergang manövrierten Europa ist die politische Denk-Arbeit rückwärts gewandt; während das Leben nach Gestaltung und Erlösung vom Gewesenen schreit, historisieren wir. Der ewige Blick ins Gestrige, darin hat der Verfasser unbedingt recht, ist die Hauptursache des europäischen Zerfalls und der Zersplitterung; die Veränderung der europäischen Landkarte ist beileibe nicht Veränderung des politischen Systems, das als ultima ratio nun, nach den mechanischen Mitteln, den organischen Totschlag durch chemische Mittel darbietet. Es besteht in der überlieferten Form weiter, nur umhüllt es mit seinem Netz einen zermorschten Körper; das scheinbare Neue, der Genfer Völkerbund, hat seinen Charakter so wenig verändert, daß das Land seines Hauptschöpfers mißtrauisch und seine panamerikanische Sicherung vor der Befleckung durch ein anorganisches Gebilde schützend ihm den Rücken kehrt. Die Kritik Coudenhoves, warum Genf gescheitert ist und welche Folgen

Digitized by Google

dieses Scheitern für Europa hat, ist ausgezeichnet, weil zwingend (S. 81 ff.).

In der Idee des Völkerbundes vermischten und — lähmten sich von Anbeginn zwei Tendenzen: die Organisation der Welt und die Organisation Europas. Die niedere Organisationsstufe wurde übersprungen und daher die höhere nicht erreicht; das ist, wie wenn man im Stufenbau der sozialen Gebilde über die Nation hinweg gleich zu internationalen Zweckverbänden rücken wollte. Die Idee des die Menschheit umschlingenden Bundes ist uralt; ist Erbgut aller großen und ausgereiften Kulturen, wie in China, Indien, in der Antike des Mittelmeergebiets. Sie stellt sich nicht nur als Produkt der Müdigkeit und Zermürbung ein, wenn ein geographisch und kulturell beschränkter Machtwille auf der letzten Station seines Kreislaufs in Anarchie und Untergang versinkt und geschichtliche Neubildung in religiöser Umkleidung einsetzt: sie lebt, zeitweilig zertreten, immer wieder auf und sucht ihre zeitgemäße organisatorische Form, die sie vor dem Verweht- und Zerstampftwerden bewahrt. So schiebt sich, in der Zeit neuen und starken Auftriebs, so wie im 17. Jahrhundert, das Völkerrecht als Brücke zwischen die rivalisierenden nationalen Machtgruppen. Das heißt: Nebenbuhlerschaften zwischen den von scheinbarem Todhaß erfüllten Einzelgliedern des gleichen Kulturkreises suchen doch immer wieder nach Formen der Verkittung, weil das Bewußtsein der kulturellen, aber nun auch wirtschaftlichen Gemeinsamkeiten jeden Schreck und jede Störung und jede Katastrophe überlebt. Das ist der heutige Zustand. Aber immer wieder taumelt das inter- oder übernationale Streben ins Vage, über die nächsterreichbaren Organisationsstufen hinaus. In diesen Irr- und Umweg sind wir durch Genf geraten.

Darum ist der Genfer Bund machtlos und, als Rechtseinrichtung, zu ungerechten Schiedssprüchen vorbestimmt (Oberschlesien, Ostgalizien, Wilna). Da Rußland, Nordamerika, Deutschland, Argentinien, Mexiko und eine Reihe kleinerer Staaten in ihm nicht vertreten sind, ist ein Rumpfparlament zustande gekommen, das nicht wagen darf, die Machtinteressen der Welt- und Großstaaten anzutasten. Die reibungshaltigen ostasiatischen Fragen scheiden darum ganz aus, ebenso zwischenstaatliche Schwierigkeiten und Konflikte, in die Teile des außereuropäischen britischen Imperiums verwickelt sind. Darum hat es der Genfer Bund so unendlich schwer, moralische Autorität zu gewinnen. In seinen eigenen Mitgliedern lebt daher auch das Gefühl, nur soviel

Digitized by Google

Recht zu haben, als sie . . . Macht besitzen. So schleppt sich das Übel, das zu beseitigen er berufen war, in die neue Überstaatlichkeit hinein und verfälscht die unsterbliche Idee. Man erinnere sich der Folgerungen aus diesem Zustand, die Branting, als Sprecher für die Klein- und Mittelstaaten, auf der letzten Völkerbundtagung, aus Anlaß des zwischen Italien und Griechenland entbrannten Zwistes zum Ausdruck brachte.

Durch Genf ist Europa erst Objekt der Weltpolitik geworden, während Deutschland zwischen Genf und Moskau eingeklemmt ist. Käme der amerikanische Völkerbund zustande, über den im Frühjahr in Santiago de Chile beraten wurde, und bildete sich, wofür in absehbarer Zeit immerhin Möglichkeiten bestehen, eine mongolische Gruppe, so wäre nicht nur eine ganze Fülle von lokalen Konflikten der Regelung durch eine Weltinstanz, als welche doch Genf gedacht war, entzogen, sondern zugleich auch alle jene Reibungen, die zwischen den großen Gruppen oder ‚regionalen' Bünden entstehen könnten, das ist dem panamerikanischen, dem allbritischen, dem allrussischen, dem mongolischen. Was bliebe übrig? Die paneuropäische Staatenorganisation, — die nicht da ist, an deren Stelle vielmehr eine faulende Gärung die Miasmen des Niedergangs über den Kontinent breitet. Der rationelle Weg ist vorgezeichnet, nachdem von den fünf denkbaren überstaatlichen Gruppen drei bereits bestehen und ihre Überparlamente haben: die panamerikanische Konferenz; die britische Reichskonferenz; den Kongreß der föderierten Sowjetrepubliken. Der Weg unserer geschichtlichen Entwicklung läge klar vor uns, wenn auch nur ein Schimmer dieser organisatorischen Weltzusammenhänge und der durch sie dem nationalen Eigenleben der Völker zugetragenen Erleichterungen und Erlösungen in die großen Staatskanzleien gedrungen wäre. Wie die Dinge in Wahrheit liegen, welche Berge entgegenstrebender Vorstellungsmassen diese Entwicklungen hemmen, wissen wir. Ihre Analyse nimmt in Coudenhoves Buch natürlich einen großen Raum ein. Aber er glaubt, er hofft, er bekennt; — und zeichnet mit bebender Hand das Menetekel an die Wand. Die Probe, wohin die Fahrt geht, wird gemacht: an der deutsch-französischen Grenzmark, wo die Pest sich am tiefsten in den europäischen Boden gesenkt hat. Vielleicht werden wir bald wissen. Vielleicht . . .

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Antagonie

Eine wirklich mystische Duplizität der Fälle: Der Tod Wilsons und der Tod Lenins, nur um wenige Tage auseinanderliegend. Die beiden großen Chiliasten des Weltkrieges von entgegengesetzten geistigen Polen her: Wilson, der Ideologe des demokratischen Völkerbundes auf Kant'scher Grundlage; Lenin, der Ideologe der Weltrevolution auf marxistischer Basis.

Beide starben resigniert. Lenin war sich ganz klar darüber, daß die Weltrevolution, (die, wie er immer wieder betont hat, einzige wirklich zuverlässige Basis einer streng marxistischen Sowjetmacht in Rußland,) ad Kalendas graecas verschoben war; er hat aus dieser Erkenntnis die mutige Konsequenz der „Neuen ökonomischen Politik" gezogen, obgleich er, ohne es immer offen zuzugeben, doch ganz genau wußte, daß der Übergang zum Staatskapitalismus gerade die wesentlichsten Forderungen des Marxismus preisgibt — — was für ihn, den ehemals starren, erzgepanzerten Hohepriester, der noch die leiseste Nuance von „Revisionismus" mit allem Donner und Blitz seiner nicht immer wählerischen Polemik überschüttet hat, für den es keinen Freund, keinen Genossen mehr gab angesichts der geringfügigsten Häresie gegen den heiligen Geist des Mehrwertes, der Akkumulation und der Diktatur des Proletariats: dieser Schritt muß für ihn, im geistigen Sinn, der entscheidende große Schlag gegen das innerste Ich gewesen sein, jener Schlag, den das Schicksal gegen Menschen von ganz bestimmter Konstitution fast gesetzmäßig irgendeinmal führt. Viele, vielleicht gerade die innerlich Stärksten, Konsequentesten, überwinden diesen inneren Bruch niemals mehr: er schwärt nach außen, als körperliches Siechtum; er fällt nicht auf einmal den ganzen Menschen, aber er zerbröckelt ihn langsam und unnachsichtlich . . .

Gehört Lenin zu diesen? Die wenigen intimen Freunde, die den seit Monaten Dahinsiechenden in Gorkij zu Gesicht bekamen, erzählen, daß er ununterbrochen marxistische Bücher las und dabei weinte, niemanden erkannte, mit niemandem sprechen wollte . . . sondern nur weinte und las, las und weinte. War dieses Weinen, dieses erschütternde Weinen am Grabesrand — das Weinen des Hohepriesters über der verratenen Bibel? Das Weinen des Gläubigen über der Unmöglichkeit, den Glauben ganz rein in die Tat umzusetzen? Das tiefe, trostlose Weinen Kierkegaards?

„Metaphysisch" — mit diesem Ehrenprädikat wollen wir nur eine einzige Form des Hasses benennen: jene, die die Gestalt des Gegners visionär in der Fiktion des Bösen, des Antigottes, des Zerstörers vorwegnimmt — bevor er überhaupt in das Blickfeld tritt; ein Haß a priori, dessen menschliche Auswirkung ganz nebensächlich ist, aber fast niemals ausbleibt.

Mit einer verblüffenden Genauigkeit lassen sich die geistigen Gesichtszüge des „Anderen" in den Schriften eines jeden dieser Beiden finden und nachzeichnen — lange bevor jeder von ihnen die Existenz jenes „Andern" ahnen konnte.

Die Schilderung, die uns Wilson von Lenin gibt, beginnt mit einem Stimmungsbild: „Die Welt, in der wir leben, wird beunruhigt durch viele Stimmen, die ein kommendes Gericht und Urteil verkünden: aber diese Stimmen verwirren uns, ohne uns zu fördern. Man muß ihnen einen Damm entgegensetzen: es gibt keinen besseren als eine umfassende Vertrautheit mit den schönsten Seiten,

Digitized by Google

die die Menschen geschrieben haben, und das Studium der Einrichtungen, die die Menschheit auf ihre Haltbarkeit erprobt hat". (Wilson im „Forum" von 1894). Und nachdem Wilson so die Atmosphäre einer Weltrevolution skizziert hat, marschiert er sofort und mit Konsequenz auf ein ganz lebensgetreues Porträt los, das er mit großem Scharfblick als das notwendige Produkt einer solchen Atmosphäre ableitet. 1896, aus Anlaß der berühmten Universitätsrede in Princeton, ist dieses Porträt endgültig ausgeformt: „Die Wissenschaft hat uns einen Geist der Übertreibung und der Verachtung der Vergangenheit erzeugt: sie hat uns gläubig gemacht gegenüber allen Versprechungen glänzender Fortschritte und Allerweltsheilmittel. Der Gelehrte trägt daran keine Schuld. Aber in den Wänden seiner Werkstatte gibt es Spalten und durch diese Spalten dringt ein schädliches, giftiges Gas ein. Wenn ich einen Versuch einer Sozialreform unter Führung von Männern sähe, die solche Luft geatmet haben, so würde ich zittern; und von einer Revolution, die in diesem wissenschaftlichen Geist erzeugt und geführt würde, würde ich nichts Besseres erwarten, als eine vollkommene Zerstörung. Die Wissenschaft hat die Gesetze der sozialen Entwicklung und Vervollkommnung nicht geändert; die Wissenschaft hat die Natur der Gesellschaft nicht geändert, sie hat die Geschichte im geringsten nicht leichter verständlich gemacht, noch den menschlichen Geist leichter zu ändern."

Ist das Bild des Bolschewiken par excellence, des historischen Materialisten, des sattelfesten marxistischen Wissenschaftsgläubigen jemals mit weniger Worten schärfer umrissen worden als hier? Es gibt eben keine präzisere Vision, als die des wahrhaften, metaphysischen Hasses — niemals wird die Liebe diesen analytischen Scharfblick erreichen.

Aber Lenin kennt seinen Gegner ebenso gut im voraus wie Wilson: es ist der Universitätsprofessor, der Philosoph, der Humanist, „der Bourgeois-intellektuelle", der die soziale Reform von der geistig-evolutionären, pädagogischen Seite her beginnen will. Also ganz genau Doktor Wilson, der Rektor der Universität Princeton, der mit dem ganzen Feuer seiner glänzenden Redegabe das Überhandnehmen der materialistischen Wissenschaften über die humanistischen verdammt; der versichert, beweist, schwört, daß „der neue Mensch" niemals von außen, von der Wirtschaft, von dem Zweckstudium her aufgebaut werden kann, sondern immer nur von innen her, vom humanistischen Studium, von der Philosophie, von der Schulung der Geister „durch die bestimmte, klare Methode, die dem Alter und der Vollendung der antiken Sprachen entspringt". (Rektoratsrede.)

Mit derselben somnambulen Sicherheit, wie Wilson, richtet auch Lenin, und zwar ein halbes Menschenleben lang, seine schärfsten Pfeile gegen diesen tausendgliedrigen, ungreifbarsten, gefährlichsten seiner Gegner, „den Intellektuellen". Ihm widmet er sein umfangreichstes Werk „Materialismus und Empiriokritizismus", in dem er, an Hand der Mach'schen Philosophie und der Avenarius-Schule das Phantom des Gegners fixiert, des Philosophen, des Neo-positivisten, des Kulturgläubigen im Fahrwassser der bürgerlich-humanistischen Universitätsbetriebe. Aus jeder Zeile springt das Gesicht Wilsons. Er gibt nicht nach. Er weiß, wo das Fuchsloch liegt, in dem die konzentrierte Gefahr lauert: es ist der idealistisch-philosophische Kulturglaube. Er verschont seine besten Freunde nicht; bei der geringsten Wendung zu humanistischer Kulturpolitik sind sie in seinen Augen

Digitized by Google

für die Revolution verloren. Lunatscharski, Bogdanoff bekommen seine schärfsten Hiebe zu fühlen; und noch, als er gesiegt hat, steht er dem „Proletkult" mit unverhohlener Abneigung gegenüber, läßt ihn aber zu wie man Kinderspielen überlegen-lächelnd zusieht. Die Beschaffung landwirtschaftlicher Maschinen ist zehnmal wichtiger; Towarischtsch Lunatscharski, dessen Budget auf ein Minimum eingeschränkt wird, mag sich behelfen, wie er will.

Nun sind sie beide tot, die großen Antagonisten: das Metaphysische ihrer Antagonie kehrt zu sich selbst zurück. Und gigantisch, ins Welthistorische, erhebt sich das Paradox ihres Todes, wenn man seine Ursachen ideologisch formuliert: Wilson, der Demokrat, starb vielleicht daran, daß das Prinzip der bewaffneten internationalen moralischen Diktatur im Völkerbund nicht verwirklicht wurde — denn mit der Verweigerung eines Völkerbundheeres war der Wilsonsche Völkerbundsplan de facto begraben; Lenin, der Diktator, daran, daß die bewaffnete moralische Diktatur nicht rechtzeitig (über die Weltrevolution hinweg) in die allgemeine friedliche Demokratie geleitet werden konnte.

In der Welt der Wirklichkeiten starben sie — damit der Witz der Weltgeschichte ein vollkommener sei — vermutlich an derselben Körperkrankheit.

Revenant

Im Juliheft 1923 dieser Zeitschrift veröffentlichte Heinrich Mann seinen bedeutsamen Essay „Europa, Reich über den Reichen" (er ist jetzt, mit verwandten zusammengelegt, in Buchform im Verlag „Die Schmiede" erschienen).

Heinrich Mann kämpft gegen zwei Fronten: gegen die Großindustrie — doch auch gegen den Kommunismus, wenigstens interimistisch: „Der Kommunismus verspricht die geistige Erneuerung der menschlichen Gesellschaft und der wirtschaftlichen. Leider macht er jene abhängig von dieser. Wie falsch das ist, wird nirgends sichtbarer als in seinem Fall. Mit Menschen, die bis 11.59 Uhr nur Wucher und Börsenspiel kannten, will er um 12 Uhr den Staat errichten, der alle gerecht macht" Und wieder, in seiner „Dresdner Festrede", und immer wieder in diesem wichtigsten geistpolitischen Buch des letzten Jahres spricht er sein ironisches Bedauern aus, daß er leider kein Wirtschaftsgelehrter sei, und daher in die Gruppe der aktuellen Weltverbesserer schlecht hineinpasse. Sein Glaube hängt an einer Kirche der Geistig-gesinnten, an einem scharf umrissenen, heroisch geformten Gebilde, als dessen annähernd reinste Verkörperung man wohl das majestätische, übernationalnationale Heldenporträt eines Victor Hugo fingieren könnte.

Herr Heinrich Mann wird sicherlich alles andere eher als gekränkt sein, wenn ich diesen Essay an Hand der ganz neuen Ausgrabung einer Broschüre von 1825 — unnötig, hinzuzufügen, daß Heinrich Mann sie bei Abfassung seines Essays nicht gekannt haben konnte — einfach einen Revenant nach Stendhal nenne.

Es war das große Jahr der Saint-Simonistischen Propaganda, des „Producteur", des „Catéchisme", welcher verkündet: „La capacité industrielle est celle, qui doit se trouver en première ligne, elle est celle, qui doit juger la valeur des toutes autres capacités et les faire travailler toutes pour son plus grande avantage".

Da gibt Stendhal seine Broschüre „D'un nouveau Complot contre les Industriels" heraus (die „Nouvelles littéraires" veröffentlichen jetzt Bruchstücke daraus).

Er lacht sich halbtot über den Glauben an die Welterlösung durch Wirtschaftstheorie und Industrialisierung.

Digitized by Google

(Die Emanzipation des Proletariats war ja diesen ältesten Formen des doktrinären Sozialismus fremd, man erwartete alles von der Entwicklung des industriellen Privatkapitalismus.) Mit dem ganzen Charme seines Zynismus schreibt er: „Mon voisin a gagné dix millions à fabriquer du calicot; tant mieux pour lui et pour ses enfants. Mais, depuis peu, il fait faire un journal, qui me dit, tous les samedis" — an diesem Tag erschien nämlich regelmäßig die Zeitschrift „Le producteur" — „qu'il faut, que je l'admire comme un bienfaiteur de l'humanité". Dieser „charlatanisme" amüsiert Stendhal auf das höchste; sein Gelächter über „die neuen Menschen mit den positiven Ideen" kennt keine Grenzen. Mit Recht zieht Morlan, der Entdecker dieser Broschüre, eine Parallelnote aus der Einleitung von „de l'amour" (datiert Mai 1826) heran: „Les vaisseaux, fournis au Pascha d'Égypte, m'ont ouvert les yeux sur leur compte" (sc. der „positiven Menschen".) Die Broschüre beschäftigt sich gleichfalls mit diesem heute noch, und immer aktuellen Kriegslieferungsthema: „Peu leur importe qu'avec l'argent prêté par eux on aille au secours des Turcs ou au secours des Grecs!"

Wer denkt nicht sofort an die erschütterndste Stelle in Heinrich Manns Essay? Sie ist wert, zweimal, wörtlich, in einer und derselben Zeitschrift zu erscheinen: „Gewisse Geschehnisse werden vielleicht nur noch vom Mitleid bis in den Grund verstanden werden. So der Besuch der Industriellen im zerstörten Gebiet. Industrielle beider feindlicher Länder fanden sich, nach vollbrachter Tat, dort zusammen, um zu beaugenscheinigen, was sie vollbracht hatten. Ihre Waffen, Geschütze, Sprengstoffe, Giftgase, alle ihre technischen Hilfsleistungen hatten hier überwältigend gesiegt. . . Die Herren verließen ihre starken und glänzenden Autos. Obwohl von feindlicher Herkunft, schritten sie in bestem Einvernehmen über die Stätte ihres Wirkens. Es war ihr gemeinsames Wirken. Die Feindschaft war in Wahrheit Arbeitsgemeinschaft. Wenn die technischen Errungenschaften, die hier gehaust hatten, zufällig nur die des einen waren, der andere hatte sie dank seinem Wettbewerb mit hochgebracht. Er würde seine eigenen nicht anders verwertet haben." Oder, stendhalisch ausgedrückt, in der Antwort des geflüchteten Lascaris, der gefragt wird: „Mais quoi? Les Génois, qui occupaient vos faubourgs étaient vos alliés, vos marchands!» «Ils nous ont trahis», répondit le malheureux Grec. «Pourquoi nous auraient ils été fidèles? Ils feront le même commerce avec les Turcs. C'est le courage désintéressé qui seul aurait pu nous sauver!»

Zum Schluß noch drei kleine Sätze aus Heinrich Mann, die den ganzen Kern zweier geistiger Manifeste, die fast genau ein Jahrhundert auseinanderliegen, in drei kurze, entscheidende Fragen zusammenfassen: „Gibt es Widerstände, ausgedehntere als es scheint, wenn auch noch verschwiegene, gegen die Diktatur der „Wirtschaft"? Gegen die Behauptung, sie sei alles und ein „Wirtschaftsführer" das letzte und wichtigste Ergebnis der menschlichen Geschichte? Wer hat den Typ schon satt?"

Wir sicherlich. Stendhal nicht weniger. In demselben Jahre war sein Abgott Byron bei Missolunghi gefallen, der die „Courage désintéressé" hatte. Über jeder Zeile des kleinen Pamphlets steht unsichtbar der Name dieses Helden: Stendhal, wie Heinrich Mann, erwarten alles von dem geistigen Elan, von der selbstlosen Energie der Gesinnung, nichts von den Wirtschaftstheorien; zumindest nichts, wenn nicht der intellektuelle Aufschwung, die Leben-gewordene Erkenntnis, vorausgeht.

Damit aber sind wir wieder an die

Digitized by Google

große Antagonie zwischen Sozialismus und Humanismus herangelangt. Die Distanz zwischen einem Stendhal und einem Saint Simon: Das ist, über ein Jahrhundert weg, fast ganz genau die Distanz zwischen Wilson und Lenin — obgleich das Individuum Stendhal dem Individuum Wilson nicht ähnlicher ist, als ein Löwe einer Studierlampe.

Bildung kommt von „Bild"!

Was also hat die materialistische Revolution an pädagogischen Neuwerten den Werten der alten bürgerlich-humanistischen Bildung entgegenzustellen?

Hier gilt es, ohne Zögern und mit aller Bestimmtheit zu antworten: sie hat es in Rußland unternommen, die Erziehung des Menschen auf eine ganz neue Basis zu stellen, die an Kühnheit der Konstruktion, Originalität des Grundrisses und Festigkeit der Verankerung in der heimatlichen Erde alles hinter sich läßt, was Europa seit Jahrhunderten geleistet hat. Würde sich der ganze Bolschewismus als ein einziger welthistorischer Fehlschlag entpuppen — — dieser ganz einzigartige Versuch, das Kind organisch in den Gesamtorganismus des treibenden, blühenden Naturlebens einzufügen, würde ihn für ewige Zeiten vor der Weltgeschichte legitimieren.

Fast gleichzeitig orientieren uns drei Neuerscheinungen über die pädagogischen Bestrebungen in Sowjetrußland: des Dänen Anker Kirkeby Berichte für „Politiken" (nun auch deutsch in Buchform im Elena Gottschalk-Verlag, mit einer trefflichen Einführung Otto Flakes): eine jener saftigen, journalistisch-dichterischen Gestaltungen, die vielleicht noch am kräftigsten die Zukunft des jungen geistigen Europa repräsentieren. Das statistische Material dazu bietet das breit angelegte halboffiziöse Sammelwerk: „Das heutige Rußland, Wirtschaft und Kultur in der Darstellung russischer Forscher" (Frenkel-Verlag, Moskau und Berlin). Ein extremes, fast exzentrisches Einzelexperiment, doch gerade darum interessant, weil es die ganze ungeheure Kühnheit des radikalen Reformwerkes an seiner äußersten Peripherie fixiert: Der „Bericht über das psychoanalytische Kinderheim-Labatorium in Moskau" von Vera Schmidt (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, Zürich).

Wenn ich das Kernproblem richtig verstehe, so wird hier überall nichts Leichteres versucht, als dieses: das stufenweise Erwachen des menschlichen Organismus von der bloß anschauenden Orientierung in einer noch fremden Welt, über die Zwischenstufe des gefühlsmäßigen Genusses, des seelischen Einatmens gewissermaßen, zur intellektuellen Einordnung, und, darüber hinaus, zur sozialen Selbsteinordnung: diese vier organisch übereinander gelagerten Stufen des kindlichen Seelenlebens in einer ganz genauen Hierarchie der pädagogischen Stufung nachzubauen.

Es wird sehr wenig geschrieben, prinzipiell nichts beschrieben und nach-geschrieben: aber sehr viel angeschaut, beobachtet, registriert, beinahe alles — eine typisch russische Manie — statistisch festgelegt, in merkwürdigen geometrischen Kurven und Diagrammen, die aber, noch immer bildhaft einprägbar, schon das Äußerste an abstrakter Faßbarkeit darstellen, was man einem russischen Kind zumutet; vor allem aber wird gemalt, gezeichnet, modelliert, gehobelt, gesägt: jedes Schnitzelchen Papier, jedes verfügbare Brett, jede Handvoll Ton dient dem Unterricht. Kinder, Kinder, ihr seid glücklich! „Wie kommt der Frühling?" Wir mußten es beschreiben, zwischen vier kahlen Klassenwänden, in der dunstigen Großstadt, ohne es je recht gesehen zu haben. Euch, ihr

Digitized by Google

Glücklichen, läßt man erst einmal vier Wochen im Wald kampieren und nach Belieben botanisieren, mineralisieren, ornithologisieren oder auch nur ad libitum spazieren, für den Fall, daß ihr euch — Gott behüte! — zu Dichtern heranbilden wollt; oder gar, man steckt euch gleich für ein halbes Jahr in die „biologische Versuchsstation" mitten im Walde, wo ihr Gemüse züchten, Sperlinge, Stare, Raben, Krähen, Störche und Eichhörnchen, die eine ganze Villa bewohnen, beobachten und füttern, oder durch das Fernrohr in den Abendhimmel blicken dürft (ad libitum auch ohne Fernrohr, wenn ihr — Gott behüte! — Dichter werden wollt.)

Und nach diesen ebenso langwierigen wie angenehmen Vorbereitungen — — verlangt kein Mensch von euch, daß ihr den Schulaufsatz „Wie der Frühling ins Land zieht" wirklich aufschreibt. Nein, ihr bekommt ein Stück Pappe, einen Pinsel und Wasserfarben, — und sollt es malen! Expressionistisch, kubistisch, futuristisch, konstruktioistisch — wie's euch am besten liegt. Klassifiziert wird's ja doch nicht. Nur: das beste Bild, nach Plebiszit aller Schüler, wird als Wandschmuck aufgehängt. Oder: ihr habt die Ausstellung der „roten Garde" besichtigt. Frage: „Was wußte ich früher von der Armee — was weiß ich jetzt?" Antwort: „Fünfzehn von uns wußten, daß sie gegen die Weißen kämpfte, ein Schüler wußte, daß im Heere politisch gearbeitet wird, ein Schüler, daß es viel ißt, zwei Schüler, daß es sehr stark war, ein Schüler kannte eine Schule für Soldaten. Jetzt aber: wir wissen alle, daß sie Sappeure hat, und wie diese ihre Laufgraben und Kavernen bauen. Wir wissen ferner alle, daß sie auch Krieg gegen Räuber führt. Daß sie mit Flugzeugen und Radium arbeitet. Daß sie Analphabeten unterrichtet. Ein Theater hat. Wir kennen Trotzkis Privatzug, mit dem er von Front zu Front reiste. Er stand in drahtloser Verbindung mit zwanzig Radiostationen. Es existiert eine kommunistische Gruppe. Die Armee hat eigene Taucher und fabriziert ihre Prothesen selbst." Dazu kann man sich, wenn man will, noch ein hübsches statistisches Diagramm austifteln und aufzeichnen, und damit ist die Sache erledigt. Hauptsache: kein Aufsatz! Ich glaube, die Kinder behalten das Gesehene bis an ihr Lebensende.

Das Hauptgewicht aber wird auf das unmittelbare praktische Produktivmachen des Gesehenen gelegt. Prinzip: die Kinder sollen sich, was sie zur Erziehung brauchen, selbst zusammenbasteln. Ein paar Kinder haben einen Hautausschlag an den Händen. Das beste Mittel dagegen, erklärt der Lehrer, sind Einreibungen mit Teeröl. Was geschieht? Die Schüler bauen mit Hilfe des Lehrers im Keller der Schule einen großen Kessel. Nun wird mit verschiedenen Holzarten experimentiert, bis reiner Teer gewonnen ist. Schluß? Oh nein! Jetzt wird noch im Keller ein ganzes Teer-Museum gegründet. Es ist dort zu sehen:

1. Proben der verwendeten Nutzhölzer.
2. Durchschnitt des Ofens,
3. Proben verschiedener russischer Feuerungsmethoden,
4. Probe, wie man in Deutschland Teer brennt,
5. Proben kranken Holzes, das nicht verwendet werden kann,
6. wieviel soll man von jeder Holzart nehmen, um guten Teer zu erhalten?
7. Proben von den Veränderungen des Holzes bei den verschiedenen Temperaturen.
8. Während das Holz früher nur 23 Prozent Teer ergab, hat man
9. eine Methode gefunden, durch die 100 Prozent gewonnen werden können.

Digitized by Google

Alles dies wird in natura, in bildlicher Darstellung, in statistischen Diagrammen oder in veritablen von Kinderhand hergestellten Modellen gezeigt.

Oder, Kulturgeschichte: „Die Kleinsten beginnen mit Robinsons Versuchen, sich eine Kulturwelt auf einer öden Insel zu schaffen. Dann geht man weiter zum Menschen der Urzeit, läßt die Kinder selbst seine Waffen, Kleider, Schmuckstücke und Wohnungen nachmachen und führt Steinalter-Stück mit Sonnenanbetung und anderen religiösen Zeremonien auf. Man zeigt, wie damals mit einem Pfluge gearbeitet wurde, der aus zusammengebundenen Zweigen gefertigt war, während man jetzt einen amerikanischen Dampfpflug zur Verfügung hat". (Anker Kirkeby)

Die kulturpolitische Tendenz geht dahin, wie uns W. N. Schulgin, Direktor des zentralen humanistisch-pädagogischen Instituts berichtet, daß jedes Kinderheim seine eigene Wirtschaft, sein Feld, seinen Gemüsegarten und seine Werkstätte haben muß. Wenn der Schüler zu Hause wohnt, ist ihm die Schule dennoch Tag und Nacht geöffnet und hat prinzipiell, vorausgesetzt, daß die Eltern bedürftig sind, für die volle Verpflegung zu sorgen. Das Schulgeld hat die soziale Revolution abgeschafft; seit Einführung der „Neuen ökonomischen Politik" (Nep) ist es für Kinder der „Spekulanten" (Privatunternehmer) wieder eingeführt, der höhere Perzentsatz der Schüler aber ist auch jetzt noch davon befreit. Für die heranwachsende Jugend, die schon vier Stunden täglich arbeitet, sind Fachschulen in der Fabrik selbst projektiert, die auf der Produktion des betreffenden Unternehmens aufgebaut sind.

Und, das Wichtigste: das Kind, das notdürftig Schreiben und Lesen gelernt hat, ist sofort selbst Lehrer. Es hat Analphabeten zu unterrichten. An allen Ecken und Enden gibt es fliegende Schulen für Analphabeten, die Aufräumefrauen in der Schule müssen in der Mittagspause täglich schnell einen neuen Buchstaben schreiben und lesen lernen, der Enkel unterrichtet zu Hause am Abend den alten Großpapa, damit der ja nicht als Analphabet begraben wird, 80 000 Stationen für Analphabeten sind über das ganze Land verstreut, ein neun- bis zehnjähriges Kind muß mindestens schon einen bis zwei Schüler übernehmen können. Jede Fabrik soll ihren Arbeiterklub haben, jeder Arbeiterklub seine A-B-C-Schule. Das System ist das einer liebevollen Treibjagd auf alle Analphabeten der russischen Union; und mit diesem System ist es gelungen, nicht weniger als drei Millionen Analphabeten mit der Kenntnis des A-B-C zu beglücken.

Daneben laufen die Experiment der „Versuchsschulen", die immer wieder neue pädagogische Methoden praktisch ausproben und die Resultate an die wissenschaftlich-pädagogischen Institute berichten, die ihrerseits die Statistik und die planmäßige pädagogisch-wissenschaftliche Bearbeitung des Materials besorgen. Eine dieser Versuchsanstalten haben wir schon kennen gelernt: Die biologische Station. Es gibt ihrer ungefähr dreißig, in allen nur denkbaren neuen Formen und Unterrichtsmethoden. Sicherlich die originellste unter ihnen ist das „psychoanalytische Kinderheim" unter Vera Schmidt in Moskau, das ganz nach Freud'schen Prinzipien erzieht. Eine kurze Beschreibung dieser wohl kuriosesten Versuchsanstalt mag das ganze weite Gebiet der neuen russischen Pädagogik an jenem Randgebiet abgrenzen, wo die Methode schon ganz bedenklich in die Narrheit übergeht — ein Satyrspiel nach dem ernsten Schauspiel:

Auch hier ist die innere Tendenz: die seelische Einordnung des Kindes in den sozialen Organismus. Nach orthodox-Freud'scher Doktrin

Digitized by Google

geschieht das aber teils durch Verdrängung, teils durch Sublimierung infantil-sexueller Triebe. Die erstere führt später zu neurotischen Phänomenen, muß also vermieden werden; der letztere Prozeß leitet die Sexualität unmittelbar in die Bahnen sozialwertiger Leistungen, muß also angestrebt werden.

Man achtet also auf jede sexualverdächtige Regung des Kinderkörpers: das Lutschen bedeutet Oral-Erotik, die Freude am Töpfchensitzen, das Interesse für den Geruch der eigenen und fremder Exkremente: Analerotik, die Bettnässe: Urethralerotik, die Neigung eines Kindes, sich mit Dreck zu beschmieren: Haut-erotik. Die Onanie dagegen bedeutet ausnahmsweise nichts anderes als Onanie. Nichts wird verboten — aber für alles wird sofort eine „Sublimationsmöglichkeit" gesucht: meist Modellierton, Farben, Sand und ähnliches, was den „Lustgewinn" sozusagen direkt vom Töpfchen weg in höhere künstlerische Betätigungen sublimieren könnte. Die bekannte russisch-sowjetistische Registriermanie dazugerechnet, ergeben sich sachliche Tätigkeitsberichte, bei denen ein armer Bourgeois allerdings das Lachen kaum noch verbeißen kann. Zum Beispiel: „Bei den kleinsten Kindern konnten wir bemerken, daß sie gerne lang auf dem Topf sitzen blieben. Jetzt lassen sich solche Wünsche nicht mehr beobachten. Früher saßen sie während der Verrichtung ihres Bedürfnisses in den Vorgang und die ihn begleitenden Empfindungen versunken auf dem Topf, jetzt pflegen sie während dieser Zeit zu spielen, zumeist zu bauen. Zugleich ließ sich auch deutlich ein zärtliches Interesse für den Topf beobachten . . . diese Spiele wurden aber bald von neuen, interessanteren, verdrängt (mit Sand und Wasser)." Hurrah, Sublimierung gelungen!

So skurril das alles klingt: man hüte sich, Witze zu reißen. Verirrt, verzerrt, karikiert vielleicht, leuchtet dennoch das Ur-problem aller wahren Erziehung hindurch: daß die Erziehungsmethode von der präzisesten, pedantischsten, niemals beendeten Beobachtung am Kinde selbst abzuleiten ist und nicht nach abstrakten Gesetzen dem Kinde aufgezwungen werden darf. Erst kommt das Kind, das dem Erzieher die Methode gibt; dann erst der Erzieher, der dem Kind auf Grund dieser Methode die Einzeltatsache beibringt. In Vera Schmidts Kinderheim haben die Erzieher viel mehr sich selbst, als die Kinder zu erziehen; jede Erzieherin, die die leiseste Antipathie gegen ein Kind fühlt, meldet das sofort, wird von den Kindern ganz losgelöst und bekommt reichlich Muße, fern von Madrid über die unterbewußten Gründe dieser Antipathie nachzudenken. Aber auch jede Antipathie eines Kindes gegen eine Erzieherin, jeder Mangel an Vertrauen, jede Angstregung, jede Lüge, jede Verschweigung wird ausschließlich der Erzieherin, irgendeiner unkontrollierten Abneigung gegen den Zögling, zur Last gelegt.

Und an diesem Punkt biegt sich das Skurrile, wie mir scheint, wieder ganz ins Heilige zurück: in die Heiligung des Heiligsten, was eine Nation besitzt — ihre heranwachsende Generation.

Bildgedanke

Was dort, in Sowjetrußland, zwischen zwei Generationen vor sich geht, ist vermutlich der Prolog zu einem der tiefsten dialektischen Prozesse, den die Geistesgeschichte der Menschheit kennt: das geschriebene, mitteilende Wort soll über der ganzen Menschheit ausgebreitet werden, wie eine dünngewalzte Decke; es darf auf dieser Erde keinen Analphabeten mehr

Digitized by Google

geben; das autonome, seelenerfüllte Wort aber, das, jahrtausendelang, allmählig in alle Bereiche der menschlischen Sinnlichkeit und des menschlichen Denkens hinübergeleitet und angesiedelt wurde, vom Dichter, der ihm die Elemente der Musik, der Malerei, der Plastik dienstbar machte, über den Philosophen, der ihm, dem „Begriff", die höhere Realität über der Realität des sinnlich Wahrnehmbaren zuspricht, wie Plato, oder zumindest einen organischen Parallelismus der beiden Realitäten setzt, wie Hegel — — dieses Wort wird entthront, oder vielmehr: totgehetzt, mißbraucht, verhungert und hypertroph zugleich: sinkt es wieder in seinen primitivsten Ur-zweck, die bloße Mitteilung, zurück; während das junge, blühende Leben sich an der Bildsprache, am Bildgedanken, am Rhythmus der abstrakt-figuralen Kurve, am geometrischheiligen Diagramm, das die Welt bedeutet und in sich schließt, zum Leben heranbildet. Einst war es das Bild, durch das sich das geschriebene Wort mitteilte; und der Gedanke nichts, als eine Folge von Bildern — in den Höhlen der Urbewohner, in den Tempeln der Ägypter; dann hat dieses Wort alles Bildhafte in sich gesogen und die verstümmelten Reste des Bildhaften als abstrakten „Buchstaben" zurückgelassen; aber es hat auch noch dieses Abstrakte in sich gesogen und verdaut, und zurückgeblieben ist, nach einem Kreislauf von Jahrtausenden — — die Notwendigkeit, wieder zum Bildgedanken zurückzukehren, sofern uns das Leben unmittelbar berühren und auf uns einwirken soll . . .

Verzeihung — ich rede hier längst nicht mehr von der russischen Kindererziehung. Ich rede von einer allgemein geistigen Krise. Ich rede vom Herandringen einer unabsehbaren, unbesiegbaren, unerhörten Menschheitsmajorität, muskulös, primitiv, barbarisch — — die Menschheitsmajorität der Analphabeten dieser Erdkugel. Ich weiß nicht, ob diese Majorität eine zahlenmäßige Majorität ist (auch das ist möglich; man denke an China, an Afrika); daß sie es potentiell ist, darüber kann kein Zweifel herrschen.

Sie wird aktiv unter uns sein, sie wird sich geistig auszuwirken beginnen — — bis diese Analphabeten alle lesen und schreiben können. Es wird, vermutlich, die größte intellektuelle Krise aller Zeiten sein.

Ich sehe Vortrupps, Vorpostengefechte, Symptome. Eines, das wichtigste: der Film.

Natürlich, er steht heute ganz anderswo. Denn seine Produktion liegt ja ganz in den Händen der wortgläubigen „Alphabetiker". Aber vom Konsumenten, vom Publikum her gesehen, repräsentiert er sich als das erste psychologische Phänomen jener oben definierten „analphabetischen" Lust an dem durch die bloße Bildfolge ausgedrückten Gedanken oder Problem. Ich reiße durchaus keine Witze — das wäre ich gar nicht imstande, den dieses eine Problem vier Jahre hindurch ununterbrochen nicht nur beruflich, sondern leidenschaftlich beschäftigt — ich reiße durchaus keine Witze, wenn ich behaupte, daß der Film (vom Zuschauer her analysiert) mit nichts anderem auf der Welt vergleichbar ist, als nur mit der Bilderschrift auf den Wänden eines ägyptischen Tempels, weil beide sozusagen auf genau dem gleichen psychisch-intellektuellen Standpunkt fixiert sind. Willy Haas.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

APR 28 1924

VIERTES HEFT APRIL 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Samuel Saenger, Zu den Wahlen
Alfred Weber, Deutschland und die europäische Kulturkrise
Otto Flake, Die zweite Jugend (Erzählung)
Ernst Robert Curtius, Die Ästhetik Marcel Prousts
Arthur Holitscher, Die Münchner Zeit
Oskar Bie, Kunstliteratur
Junius, Politische Chronik
Willy Haas, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Otto Zarek, Das Oskar Wilde-Buch

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten.
Für unverlangte Manuskripte u. Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.
Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.
Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.
Preis des Heftes Goldmark 2.—, Quartalspreis Goldmark 6.—,
für das Ausland Schweizer Franken 7.50, umgerechnet in die Währung des betreffenden Landes nach dem jeweils gültigen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.
Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten

DIE WERKE VON OTTO FLAKE

RULAND

Roman / 5. Auflage

Geheftet Gm. 4.50, in Halbleinen Gm. 6.—, in Ganzleinen Gm. 7.—

Alle Typen und Temperamente von Frauen marschieren auf. Selten wurde Erotik in deutschen Büchern so wie hier in ihrer geistigen Bedeutung instrumentiert. Max Krell.

Früher erschienen:

DAS MÄDCHEN AUS DEM OSTEN
Geheftet Gm. 2.—

SCHRITT FÜR SCHRITT
Roman / 12. Auflage
Geheftet Gm. 4.—, gebunden Gm. 5.50

FREITAGSKIND
Roman / 7. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

DIE PROPHEZEIUNG
Novellen / 2. Auflage
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

HORNS RING
Roman / 30. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

DAS KLEINE LOGBUCH
10. Auflage
Geheftet Gm. 0.80, gebunden Gm. 1.50

DAS LOGBUCH
27. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.50

ABENTEURERIN
IM DRITTEN JAHR
Zwei Stücke
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

DIE STADT DES HIRNS
Roman / 6. Auflage
Geheftet Gm. 3.50

DAS
ENDE DER REVOLUTION
3. Auflage
Geheftet Gm. 1.—

DIE SIMONA
Roman / 8. Auflage
Geheftet Gm. —.80, gebunden Gm. 1.50

1 *Goldmark* = 10/42 *Dollar*

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Hefte liegen folgende Prospekte bei: F. Bruckmann A.-G., München; Eugen Diederichs, Jena; C. H. Hirschfeld, Leipzig – W. Kohlhammer, Stuttgart; Pontos-Verlag, Freiburg i. B.; Eugen Rentsch, München; Dr. Walther Rothschild, Berlin-Grunewald; F. Soennecken, Bonn.

Digitized by Google

ZU DEN WAHLEN

von

S. SAENGER

Von der unerträglichen Wüstenei des Münchener Hochverratsprozesses, der vor aller Welt die Schleier von den Schamteilen der deutschen Krankheit fortzieht, schweift die Phantasie immer wieder zu den lebenswichtigen Fragen hinüber: Warum war in der großen französischen Revolution der demokratische Gedanke schließlich doch siegreich? Weil er, durch die Abwehr der reaktionären Einfallsheere, das nationale Selbstbestimmungsrecht zu verteidigen vermochte und die ungeheuere Tatsache des modernen Volksheeres schuf. Die Revolution war es, die dem souverän gemachten Volke ein Vaterland schenkte; und dieses Vaterland hat es dann mit seinen Massenleibern gegen die andringende Flut von Mietlingen geschützt. Damit brach eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte an, das unbestechliche Auge Goethes bezeugt es. Und warum konnte der Bolschewismus, unser östlicher Nachbar, die furchtbarsten Existenzkrisen bislang überleben? Er dankt es gleichfalls, zum Teil wenigstens, dem starken nationalistischem Saft in seinen Lenden. Diese Revolutionen führten nicht in den Sumpf der einem großen Volke auferlegten Würdelosigkeiten, Demütigungen und Souveränitätsbeschränkungen: — unser Schicksal. Diese Revolutionen waren aus dem Willen zur Selbstgestaltung im Inneren und der Selbstbehauptung nach außen geboren; aber die Selbstbehauptung konnte gelingen, weil der Wille zur Selbstgestaltung vor der Gefährdung durch äußere Feinde, vor der Lähmung der Selbstwehrorgane da war.

Bei uns aber ist der Wille zur Selbstgestaltung, aus der bekannten doch immer wieder künstlich vertuschten Verkettung von Umständen, nicht schon vor der Gefährdung von außen, sondern nach dem grauenvollsten Niederbruch des politischen und sozialen Vorkriegs-Systems und der Zerstörung der Selbstwehrorgane erst in die Erscheinung getreten. Während der konzentrische Druck von außen, gestützt auf unsere geographische Lage, unverändert weiterbesteht und große Teile des Landes unter Fremdherrschaft seufzen, krampft sich der Wille zur Neugestaltung immer wieder zusammen; stürzt er von einem Martyrium

Digitized by Google

ins andere; ahmt bald das russische, bald das türkische, bald das italienische Beispiel der Zusammenfassung nationaler Führerkräfte nach; und wird immer wieder durch die Unnachahmbarkeit dieser Vorbilder ins Chaos ungeklärter Wünsche und unerleuchteter Triebe zurückgeworfen. Man muß verstehen wollen, warum Demokratie und Parlamentarismus unter so vorbild-losen Verhältnissen und Schwierigkeiten bei uns versagen mußten und das zerstampfte Volk, erzogen, Verwaltung mit Regierung, Politik mit beamtlicher Kasten-Bevormundung zu verwechseln, die Rettung, die Befreiung in einer Diktatur in militärischer Gestalt sieht.

Die politische Vorstellungswelt des militärisch aufgezogenen Gehirns, die in München in allen Schattierungen der Subalternität bei sämtlichen Angeklagten, vom General bis herab zum Oberleutnant, zutage trat, ist nichts als der Reflex dieses ursächlichen Vorgangs. Heidnisch-völkische Motive und wieder sozial-revolutionäre Stimmungen der Enteigneten und Entwurzelten mischen sich in den Brei. Die elementarsten Rechtsbegriffe sind irgendwie lädiert. Großdeutsche (Hitler), großpreußische (Ludendorff), bayrisch-partikularistische-monarchistische (von Kahr), föderalistische und unitarische Gedankengänge vermengen sich, stürmen gegeneinander vor und klagen sich an. Der Name Bismarck, der übrigen Welt Symbol für die strengste Denk- und Zielsauberkeit des Realisten, taumelt aus einem wirrsäligen Mund in den andern: man spottet seiner selbst und weiß nicht, wie. Die Auflehnung gegen die Weimarer Verfassung, die Schöpfung der ‚Novemberverbrecher', gilt allen Angeklagten, aber im Grunde auch den (bislang) unvereidigten Zeugen von Lossow, von Kahr und Oberst Seißer, als selbstverständlicher Ehrenpunkt des wahrhaft deutschen Patriotismus, sie ist Voraussetzung für eine nationale Politik und die Rückkehr zur Legalität: und doch nennt Ludendorff das Verhalten des Generals von Lossow, der dem vom Reichspräsidenten zum Oberstkommandierenden bestellten Herrn von Seeckt den Gehorsam weigert, Meuterei. Auf diesem Begriffsgelände ist alles glitschig. Man konstruiert den Begriff des legalen Staatsstreichs. Man konstruiert den Begriff eines Wirtschaftsdirektoriums, dessen rücksichtslos kapitalistische Industriebeflissene die Wünsche antikapitalistisch und sozialrevolutionär gestimmter Massen befriedigen sollen. Und in diesem tragischen Karneval tummeln sich, neben einem Heer politisch-moralischer Spottgeburten und sonstiger Zukurzgekommener, ehrlich heiße Vaterlandsliebe, aufrichtige Hingegebenheit Unausgereifter und die Teilkönner-

Digitized by Google

schaft mechanisierter Gehirne. Wie sollte es anders sein. Armes Deutschland.

In diesem Fieber sollst du wählen. Betrachtungen über den Parlamentarismus, über dem zugestandenermaßen sogar in seinem Ursprungslande etwas wie Abendröte und Untergangsstimmung lagert, sind für uns in diesem Augenblick verbrecherischer Zeitvertreib; denn nirgends noch wurde, im Rahmen moderner in die Weltwirtschaft unauflöslich verflochtener Massendemokratien, bisher ein Weg sichtbar, zum Ausdruck des Volkswillens auf allgemeingültigere Weise zu gelangen, als durch das Parlament. Seine Parteimaschinerie ist veraltet, gewiß; sein Personalbestand, an unseren Maßstäben des Wissens und Könnens gemessen, vielfach unter dem Niveau höheren Durchschnitts. Aber Umbildung und Erneuerung können erst eintreten: wenn die Einheitsklammer der Verfassung von Weimar ein für allemal bejaht wird; wenn die demokratischen Grundformen unseres politischen Lebens ein für allemal als unantastbar gelten; wenn der Weg rückwärts zu Vergangenheiten ein für allemal versperrt ist; und wenn die Bildung einer Mehrheitsregierung auf parlamentarischer Grundlage gesichert erscheint, die in aller Freiheit und ungehindert durch ‚legale' Staatsstreichler den Mut und den Willen bekunden darf, die außenpolitisch allein noch offenen Wege zur europäischen Verständigung . . . um Deutschlands willen zu beschreiten. Jeder Kandidat, der diese Bedingungen grundsätzlich erfüllt, ohne Vorbehalte, ohne nationalliberales ‚wie ich es auffasse', ist wählbar, er mag sich katholisch oder sozialdemokratisch oder sonstwie nennen.

Diese Wahlparole scheint dürftig und nüchtern. Leser, sei wachsam! Unsere lieben literatenhaften Giftmischer, die seit Jahrzehnten in diesem Lande der Denker die politische Gedankenlosigkeit theoretisch begründen; die für allerhand lauernde Nutznießer von Klassen- und Kastenvorrechten durch eine deutschem Geschmack angepaßte, romantisch glitzernde, mystisch-nebelhaft eingebraute ständische Verfassung die ‚westliche Formaldemokratie' zu entwurzeln trachten; die jeder in der Macht thronenden Obrigkeitlichkeit alle die Glücksjahre(!) hindurch dienerten, um sie dann: nicht als zeitwidrige Einrichtung sondern in ihren persönlichen Trägern anzuschwärzen und von der Verantwortung für den ‚zufälligen' Mißwuchs auf ‚an und für sich, gesundem Boden zu befreien, — sie und ihresgleichen sind deine schlechtesten Berater. Noch im schlechtesten Parlament wohnen bessere Möglichkeiten, als in solchem Gesudel aus gutem Willen, Blödheit und Bosheit.

Digitized by Google

DEUTSCHLAND UND DIE EUROPÄISCHE KULTURKRISE

von

ALFRED WEBER

Seit Rousseau gewirkt hat, seit die Romantik in Europa die Rückkehr zum germano-romanischen Mittelalter suchte, und seitdem Goethe schon 1825 in ruhiger resignierter Weisheit das heraufkommende 19. Jahrhundert als das Zeitalter des Reichtums und der Schnelligkeit, aber auch des Mittelmäßigen bezeichnet hat, haben sich große und kleine Geister an den Resultaten dieses Jahrhunderts wundgerieben, sind Gefühle des Nichtmehr-Weiterkönnens und des Überdrusses an ihm aufgestiegen, Forderungen des heroischen Kampfes mit seinen Ergebnissen immer wieder laut geworden. Es ist schon lange, ehe der Krieg kam, die tiefere Problematik, die dieses Jahrhundert aufgerollt hat, klar gewesen. Sie ist eine von ihm selbst geschaffene Atmosphäre, mitten in seiner technischen und geistigen Vollendungshöhe, im Hochtrieb seiner Leistungen und Formen; sie ist die Problematik des Europäischen selber, seiner stärksten Vollsaftigkeit und Rundung, ganz unabhängig anscheinend von dem Schicksal des geographischen Europa, aus dessen Lebensraum dieses hervorgetreten ist.

Es ist ausgeschlossen, diese Gesamtproblematik, die in der Gutestubenatmosphäre der Siegerländer gern als ein bloßes Produkt des aus der Ordnung geratenen Grüblersinns der unterlegenen Deutschen behandelt wird, die aber auch bei ihnen da ist, in ihrem gesamten, vielbesprochenen, Wesen zu umreißen. Wenn ich heute von Deutschland und der europäischen Kulturkrise rede, so will ich es ganz von der Ebene des europäischen Geschichtskörpers und seines Schicksals tun, durchaus gestalthaft, mit der Absicht zu fragen, ob dies Europa, das ganz ohne Frage zur Zeit die schwerste Krise nicht nur des materiellen, sondern auch geistigen Bestandes seit seiner Existenz als germano-romanisches Abendland durchmacht, verurteilt sein soll, dauernd zu einem Nichts im geistigen Sinn, einem bloß geographischen Begriff im äußeren Sinn zu werden, künftig ein wenig besagender kleiner, vielsackiger Ausläufer des eurasiatischen Kontinents so wie das alte Griechenland heute von Europa. Es wird sich zeigen, daß diese Ebene der Betrachtung sich mit der allgemeinen schneidet, und daß das Zukunfts-

Digitized by Google

schicksal von Europa letztlich nur aus demjenigen vorzudeuten ist, das der von ihm ausgestrahlten Weltsubstanz bevorsteht.

Es gibt keinen Geschichtskörper der Erde von einer entfernt ähnlichen Weltwirkung und Kraftausstrahlung, keinen, der den virtuell und bruchstücksweise von Anfang an einheitlichen Zivilisationsprozeß der Menschheit in diesem Grade zu einer tatsächlich die ganze Erde umfassenden menschheitlichen Einheit fortgetrieben, keinen, der durch seine gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen Gestaltungen, explosiv den geographischen Rahmen sprengend, derart das Erdgesicht verändert hätte, ja dessen kulturelles Fluidum eine solche Überwindungskraft des Fremden besessen hätte, ganz abgesehen von der Menschenströmung, die es in neuester Zeit in jeden leeren Raum der Erde ergossen hat. — Das Europäische ist das weltgeschichtlich Revolutionäre; mag man das nun aus einem „faustischen" Drang erklären, oder in kühlerer Betrachtung aus den Gestaltungsbedingungen des Geschichtskörpers, der seit Karl dem Großen auf der Brücke zwischen europäischem Süden und Norden, Osten und Westen, um den Rhein herum begründet worden ist, die Alpen nach Süden und den Kanal nach Norden, nicht als Trennungselemente, sondern als Verbindungsglieder in sich tragend. Europa, so wie es von jungen Stämmen über ungebrochen in sie hineinwachsenden mehr oder weniger alten damals geschaffen worden ist, war von Anfang an nicht nur vielfältig zusammengesetzt, sondern seinem Wesen nach polar, — aus Widerspruch und Auflösung von Widerspruch bestehend. Es trug nicht nur das organisierende Erbgut der christlichen Antike, sondern auch das bewegende der heidnischen im Leibe; es baute sich eine Gesellschaftsverfassung auf der Basis der zurückgebildeten Antike von einer in der Geschichte einzigartigen, durchaus antipodischen Gestaltung, in der Stadt und Land, Handwerk und Landwirtschaft, Aristokratie und Bürgertum auseinandertraten; sich ergänzende und doch in fortgesetztem Ringen liegende Kräfte wurden wie sonst nirgends. Und es bildete, indem es so von Anfang an von Kraft und Gegenkraft durchwirkt war, noch in der mittelalterlichen domartigen Einheit, zu der es sich erhob, eine kontrapunktische Harmonie, im Untergrund erfüllt von fortgesetztem Wechsel und voll von stets nur mit großer Mühe gebundenen Energien.

Dies Europäische durchläuft, seitdem sich seine durchaus immer widerspenstigen, dynamischen Einzelkräfte aus der mittelalterlichen Einheit lösten, drei Perioden: eine des Sichauslaufens und Aufeinanderprallens dieser Kräfte mit gleichzeitigem Suchen neuer Formen einer

Digitized by Google

sie im Einzelnen und auch im Ganzen überdeckenden Gestaltung; etwas, was man den Beginn der Neuzeit zu nennen pflegt, was aber in Wirklichkeit etwa zwei Jahrhunderte von etwa 1500—1700 dauert. — Eine zweite, in der die neue europäische Form erreicht zu sein scheint, als solche allgemein geglaubt wird, und dieser Glaube sich zur Unterlage dessen auswächst, was wir als das moderne „geistige Europa" bezeichnen können, zu etwas Seelenhaftem, Ganzem, einer Entität von einer über alles Bisherige hinausgehenden Weltausstrahlung. — Und endlich eine dritte, in der dies Seelische zerbricht, die Kräfte von neuem auseinandertreten; mit dem Resultat der Krise, in der wir heute stehen, von deren Wesen man aber erst auf dem Hintergrund dieser historisch-soziologischen Perspektive eine Vorstellung gewinnt.

Die erste Periode des Auseinanderstrebens schafft die modernen europäischen Staaten, als deren Schützling die kapitalistischen Wirtschaftskräfte, schließt für diese die Erde auf, ohne sie im übrigen schon mit europäischer Substanz zu füllen. Sie sprengt den bisherigen geschlossenen Vorstellungsraum des allgemeinen Daseins, schleudert die Menschen und die Erde in den Bewegungswirbel einer grenzenlos gedachten Welt als Teilstücke. Sie zerbricht in der Philosopie die selbstverständliche Dinghaftigkeit der Gegenstände, beginnt durch die Empirie die Elemente der aufgelösten Natur dem Menschen in die Hand zu geben. Indem sie das Individuum freisetzt, stellt sie gegen den alten einen neuen Glauben, wirft beide in den schwersten Hader und setzt sie gleichzeitig unter die Zersetzung der intellektuellen kritischen Sonde. Sie bringt Mittelpunktauflösung, Umwälzung, Erweiterung, Aufhellung, im gleichen Atemzuge aber Kampf und Ringen. Und wie sie wirtschaftlich in roher Ausplünderung der Welt, politisch glaubensmäßig in blutiges Schlachten ausartet, so ist sie kulturell — wenn auch durchwirkt noch von den in wunderbarer Weise gebliebenen geschlossenen Gestalthaftigkeiten der Renaissance — gleichfalls Kampf, im Tone düster, voll schwerer Leidenschaft. So heiter der Barock, der sie begleitet, scheinbar sein kann, so tief emphatisch, dunkel, einen ungeschlossenen Lebensraum wie ein bewegtes Meer in seine Linien fangend, ist er, ganz dämonisch wie die gesamte Zeit. Sie ist das Zeitalter des dunklen Tons, der Macht, gleichzeitig aber auch der Sehnsucht und des Ringens nach Geburt.

Geboren ward etwas, das beinahe plötzlich seit etwa 1700 auftritt. Man kann es das Sichwiederfinden, Sichberuhigen des Europäischen in einem neuen Prinzip, eine Art von allgemeinem Gleichgewicht

Digitized by Google

bezeichnen. Seit Wilhelm von Oranien das moderne europäische Staatensystem als Gleichgewichtssystem geschaffen hatte, seit dieses System gegenüber allen Störungsversuchen derart oder derart stets wieder Sieger blieb, seit damit Beruhigung und Befreiung des Lebensstatus, mochten auch immer neue Kriege folgen, doch im Prinzip des letzten Lebensfühlens eintrat, seitdem erhellt sich der europäische Horizont, hat dieses Lebensfühlen seine bisherige Dunkelheit verloren. Was man „Aufklärung" genannt hat, was sich im überströmenden Gefühl der angeborenen Güte der menschlichen Natur in der Periode der Empfindsamkeit verströmte, war diese Helligkeit. Sie fand die Harmonie des Kosmos wieder in den Regeln des freigelassenen Kreislaufes aller Wirtschaftskräfte. Sie führte zum Postulat des Gleichgewichtes der freigesetzten individuellen Kräfte im Staat und allgemeinen Leben. Wenn man von „Humanität" spricht, trifft man ihren ideellen Kern. Diese ist ein europäischer Gedanke dieser Atmosphäre, nicht der Hieratik, sondern eines Gleichgewichtssystems der Kräfte; der Versuch die Harmonie der Gegensätzlichkeit zu finden, den Kampf aus einem rohen in einen geformten zu verwandeln, auch sie in ihrem Untergrund und Wesen ganz dynamisch und nur von Leuten, die sie nicht voll begriffen haben, als Ausdruck einer rein pazifistischen Ruhe angesehen.

Nichts ist so sichtbar untergegangen, wie dieses ideelle Zentrum von Europa. Kein Wort ist nötig, über seine jede Vorstellung übersteigende Zertrümmerung. Ein Hohn, wenn man heute hier das Wort Humanität noch in den Mund nimmt. Es ist eine dritte Periode angebrochen, die an Furchtbarkeit des äußeren Geschehens der zweihundertjährigen Periode des ersten Ringens nicht nachsteht, an innerer Schrecknis sie übertrifft, weil sie der Ehrlichkeit des Grausamen ermangelt, die Bosheit übertüncht, den Gegner nicht als Gegner, sondern als Verworfenen behandelt, die schmutzigste Verlogenheit als Gift in alle Poren preßt.

Ich spreche hier nicht von diesem bitteren Beigeschmack der neuen Kampfzeit, sondern von ihr als quaestio facti.

Ihr sachlicher Inhalt und ihre Möglichkeiten sind nur zu begreifen, wenn man sich an die dynamische Qualität des Europäischen erinnert, und sich gleichzeitig die veränderten Bedingungen für seine Weltauswirkung klar macht. Das europäische Harmoniesystem befand sich bis in das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts auf einem grenzenlosen Feld dynamischer Kraftauswirkung. Es stieß in Wahr-

Digitized by Google

heit, indem es sich im Innern ausglich, seine überschüssigen Kräfte immer in dies Kraftfeld aus. Es konnte das unaufhörlich, solange die Erde praktisch ohne Grenzen war; mit andern Worten: solange der moderne Verkehrsapparat sie noch nicht zu einem Weltkörper von einem Hundertstel und weniger der früheren Größe hatte zusammenschrumpfen lassen. — Dem ersten Auspuff europäischer Kräfte, den die neue Raumgestalt der Erde hervorbrachte, ihrer definitiven Eroberung, Aufschließung und Auffüllung durch europäische Menschenmassen, ihrer Hineinziehung in die europäische Wirtschaftsmaschinerie, Zirkulation und allgemeine Sicherheit, dieser kurzen, geistig schon verflachten und materialisierten Schlußperiode folgte seit etwa 1880 das Erwachen auf einer klein gewordenen Erde, auf der die Expansionstendenzen überall aneinander stießen und auch dort einen Ausgleich suchen mußten, wo sie bisher ungehemmt waren, im außereuropäischen Erdraum.

Von diesem Augenblick datiert eine neue Zeit. Es wäre zu einfach, sie nur als die Periode des Umschlags aus der freien, expansiven Konkurrenz zur Monopolisierung und Verteilung zu bezeichnen, zu oberflächlich, sie einfach als die Ära des weltverteilenden machtpolitischen Imperialismus zu erklären. Aber allerdings! indem sie die gigantisch gewordenen ökonomischen Kräfte in einen erd- und marktverteilenden Machtkampf stellte, indem sie sie dabei auf den Staat als Hilfsmittel der Austragung zurückfallen ließ, indem sie die materiellen Interessen im Staat und zwischen den Staaten an die Oberfläche brachte, hat sie die Konsequenzen ausgelöst, die heute, äußerlich die Welt beherrschend, auch das äußere und innere Schicksal des früheren europäischen Kräftezentrums bestimmen. — Es wäre an sich durchaus möglich gewesen, die expansiven Kräfte, vor allem im Materiellen, in einen Kreislauf einzufangen; ökonomisch gesprochen, den Weltkreislauf der bestmöglichen Verteilung der Produktivkräfte, der Steigerung der Produktionsmasse und Aufnahmefähigkeit, der dadurch wieder erhöhten Produktivität usw., in ein harmonisiertes Ineinanderarbeiten der Kräfte eines Ganzen also über den Interessengegensätzen zu bringen. Und es sind trotz allem, was gleich zu sagen ist, nie soviel Fortschritte nach der Richtung der allgemeinen Wohlstandserhöhung und ausgeglichenen Lebenssicherung durch derartige natürliche Eingliederung gemacht worden, wie in diesen letzten Dezennien vor dem Krieg; ganz gleich, ob man darin ein zu bejahendes letztes Ziel sehen will oder nicht. Aber die unmittelbaren

Digitized by Google

Vordergrundsinteressen der Einzelkräfte im Ökonomischen, der Kampf um Märkte und Anlagemöglichkeiten, die Sicherung und Abrundung der Herrschaftsgebiete übertönten alles. Mit dem Verlangen darnach fielen die materiellen Einzelkräfte auf den Staat zurück, mit diesem Verlangen überwältigten sie ihn und materialisierten ihn und das öffentliche Leben. Und nicht nur ihn, sondern, was ebenso wichtig oder wichtiger ist: die europäische Geistigkeit. Indem das Materielle die Oberhand gewann, sein Kampf entscheidend wurde, der Glaube an ein harmonisiertes Gleichgewicht sich auflöste, verdunstete das geistige Fluidum Europas wie ein feiner Äther aus einer zerbrochenen Flasche.

Ich sage nicht, daß die alte Harmonielehre den neuen Verhältnissen gegenüber noch völlig richtig war. Aber keine neue zusammenhaltende Idee, die diesen entsprochen hätte, ersetzte sie.

Für die europäische Krise, die das ergeben hat, und die ich nicht nach der materiellen, sondern nach der geistigen Seite hier verfolge, ist von der materiellen her doch dies vorauszuschicken: Erstens für alle europäischen Staaten, die an der definitiven Erdverteilung in großem Maßstab teilnahmen, trat eine Schwerpunktsverschiebung ihres Gesamtkörpers ein. Wenn der eine europäische Staat sich in ein Gebilde verwandelte, dessen verwundbare Stellen oder Interessenschnittpunkte mit andern Staaten zwischen Wladiwostok und Konstantinopel pendelten, während sie für den andern zwischen Persien, Ägypten und dem Kap der guten Hoffnung lagen, den dritten zwischen Marokko, Madagaskar, Tonking, so war für alle diese Staaten das materielle Lebensgewicht weitgehend aus Europa hinausgeschoben. Es hatte sich in andere Kontinente oder Kontinentalverbindungen verschoben, in deren politischen Aufbau, Zusammensetzung und Beherrschung. Europa war für alle diese äußerlich noch europäischen Länder einfach ein Gebiet geworden, indem sich ihre Interessen schneiden konnten, wie sonst in der Welt, wo sie mit andern Weltinteressen ausgeglichen oder im Ausgleich gegen sie ausgekämpft werden konnten. Es mußte als Eigengewicht für sie verschwinden, ein Passivum werden, ein Schachbrett, auf dem sie Könige, Springer, Bauern gegeneinander setzten, wie sonst überall. Es mußte von diesen Staaten her gesehen als materielle einheitliche Weltpotenz verschwinden.

Diese Entwicklung aber stieß nun zweitens mit einer weiteren andersartigen zusammen. Während ein Teil der mehr peripher ge-

Digitized by Google

legenen europäischen Gebiete weltstaatlich imperialistische Gebilde wurden, entfaltete sich die europäische Mitte, nicht etwa Deutschland allein, sondern der ganze Komplex, den man in der Phantasie von Amsterdam über Brüssel nach Mülhausen, Zürich, Mailand, Wien, Lodz, Südschweden, Dänemark schreitend umwandert — dieses staatlich höchst kompliziert aufgebaute, wirtschaftlich ineinandergeflochtene Mittelstück, das an der imperialen Weltaufteilung großen Stils keinen Anteil hatte, zu dem neben England und den Vereinigten Staaten stärksten Industriezentrum, das an Geschwindigkeit der Entfaltung das englische übertraf, dem amerikanischen gleichkam. Es war gestützt auf das Zusammenwirken der Rohschätze des Ruhrgebietes, Lothringens, Belgiens, der Saar und des schlesischen und polnischen Ostens mit den altgelernten Arbeitskräften der ganzen hochkultivierten europäischen Mitte. Es hatte, selbst wenn man die anschließenden französischen und italienischen Teile fortläßt, mit seinen mehr als zwanzig Millionen industriellen Arbeitskräften ein Gewicht, das etwa ebenso groß war wie das der Industrie von England und der amerikanischen Union zusammen. In seinem Zentrum saß ein gut organisiertes Volk, das zwar keineswegs der geistige, aber der materiell tatsächliche Hauptträger seiner gänzlich außerimperialen, alle imperialen Weltverteilungstendenzen durchbrechenden Entfaltung war.

Was sollte mit diesem seinem ökonomischen Wesen nach außerimperialen europäischen Kraftzentrum, dessen unliebsame Einbruchsformen man überall einseitig als pénétration allemande zu etikettieren liebte, geschehen? Wie sollte sich der Weltimperialismus mit ihm auseinandersetzen? Das war das Problem, das in Wahrheit vor dem Krieg an die Stelle der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes und der staatlich-geistigen Regelung Europas nach diesem Gleichgewicht getreten war.

Wir wissen, was aus diesem Problem hervorgegangen ist, nicht aus ihm allein, aber doch in ihm fundiert. Es gab einen Augenblick, wo es möglich schien, die Problematik nach den bisherigen Methoden durch die Aufrichtung eines Weltgleichgewichtes zu ersetzen. Aber die Kräfte des geistigen Europas haben nicht mehr hingereicht. Statt dessen trat das allerdings Paradoxeste der Welt ein. Wenn durch das Resultat des Ringens das größte und zukunftsreichste Volk der europäischen Mitte heute tatsächlich politisch unter Kuratel gestellt ist, gleichzeitig zum Objekt geworden eines über diese Entmündigung noch hinausgehenden Imperialismus einer bestimmten Kontinentalmacht,

Digitized by Google

so heißt das im Geistigen noch viel mehr als im Materiellen. Es bedeutet, daß das europäische Zentrum bei der Zerstörung von Europa aus diesem geistig gewissermaßen herausgeschleudert worden ist, nunmehr ein Peripheriegebiet der Welt, wie früher etwa Polynesien, wo die Gesetze des verbrüderten Europa nicht galten.

Ich habe die Frage aufzuwerfen, nicht: wie soll der wirtschaftliche und politische Ausweg aus dieser Unmöglichkeit gefunden werden — die Aufgabe der Staatsmänner und Politiker — sondern: wie sieht diese Situtation aus im Rahmen der großen, vor allem geistigen Zukunftsperspektiven der Welt, in die sie als ein Teilproblem gestellt ist? Es ist dafür nötig, die Umwälzung von Außereuropa her zu betrachten.

Für uns Europäer erweckt das Eingestelltsein in die kleiner gewordene Erde, wie in einen abgegrenzten Raum, dessen vier Wände wir sehen, Angstvorstellungen. Es bedeutet das scheinbare Verschwinden die letzten seelischen und räumlichen Eroberungsmöglichkeiten, eine Vorstellung, die uns über die bewohnten und zivilisierten Teile der Erde hinaus bis zum Südpol und auf den Himalaja treibt. Für uns rollt die Umformung der Erde in einen großen wohlgeordneten Gesamtmechanismus, dort, wo wir hoffnungslos in ihn eingesperrt sind, unser Lebensgang und unsere Arbeit durch ihn bestimmt wird, in Großstädten, Fabriken, Büros, die vielleicht wesentlichste innere Lebensschwierigkeit auf, von der ja heute schon genug gesprochen wird. Aber sieht man dasselbe einmal von den erschlossenen außereuropäischen Ländern her an: hier bedeutet es Herausgehobenwerden aus Schmutz und Zerschlagenheit, Krankheit und Versumpfung, Eingliederung in eine neue, zukunftsreiche Welt, Hineingezogenwerden in alle Möglichkeiten einer neuen Selbstorganisation des Daseins. So stark der europäische Imperialismus bei der Ausbreitung des modernen Zivilisationsapparates über die Erde alle in ihm liegenden Möglichkeiten für sich selber zu nutzen und in europäisch-amerikanischen Händen zu konzentrieren suchte, so mußte er doch Hafenanlagen, Eisenbahnen, Straßen, Telephon, Telegraph, sanitäre Regelung, alle Elemente der modernen Lebensformung zugleich den andern in die Hände legen. Er stieß dabei nicht bloß auf Leergebiete, wie Amerika, wo er nur einige alte Kulturenklaven aufzulösen hatte, um dann selbst zu herrschen, sondern in Asien auf sehr alte, gefestigte Geschichtskörper, die er weder zerschlagen noch zersetzen konnte, an anderer Stelle, in Afrika zum Beispiel, auf ungebrochene große Volks-

Digitized by Google

kräfte, die er wohl durch Sklavenhandel dezimieren, deren Lebenswillen er aber nicht brechen konnte. In diesen ganzen rassenmäßig oder körperhaft kulturell selbständig gebliebenen Erdgebieten hat nun das Hineingezogenwerden in die Zivilisationsverdichtung, in das kapitalistische Wirtschaftsnetz, das europäische Wissen und Können samt den europäischen Ideen, im Zusammenhang mit der neuen Raumgestaltung der Erde, die sie plötzlich in nur dieselbe Entfernung voneinander setzte wie früher die alten Staatsgebiete von Europa, eine wahrscheinlich für die künftige Weltanschauung fundamentale, jedenfalls für die kommende geistige Gliederung der Erde entscheidende Bewegung ausgelöst. Man ist sich heute bereits in fast allen diesen Gegenden (Ägypten, Arabien, Türkei, Persien, Indien, China; aber auch das eigentliche farbige Afrika wird dazu kommen) darüber klar, daß man den europäischen Zivilisationsapparat zur Selbstgestaltung, das europäische Wissen zur Erringung technischer und geistiger Ebenbürtigkeit, die wirtschaftsrationalen Formen zur eigenen ökonomischen Kräftesteigerung, seine politischen Ideen zur Machterlangung zu verwenden haben wird; all das mit der Tendenz, aus Objekt Subjekt, in allen Beziehungen wieder Herr seiner selbst zu werden. — Die jedem bekannte antiimperialistische Welle, die ihre Höhe längst noch nicht erreicht hat, gefördert durch die Selbstentgötterung von Europa, kann dahin führen, daß die von ihr getragenen Gebiete sich aus dem europäischen Imperialismus durch Zerbrechung der kapitalistischen Wirtschaftsform herauszulösen und in eigener Wirtschaftsgestalt sich selbst zurückzugeben suchen; was in höchst grotesker Form der tiefere Sinn der in marxistisch-europäischen Formen vollzogenen Sowjetisierung Rußlands und des nördlichen Asiens ist. Sie kann aber auch, den kapitalistischen Weltnexus unberührt lassend, sich nach außen hin im wesentlichen auf der Ebene der politischen Befreiung bewegen, dabei jedes der europäischen Elemente, Demokratie, Selbstbestimmung, Gleichberechtigung gegen die europäisch-amerikanische Herrschaft kehrend. Das geht uns hier des näheren nichts an. Auf der Ebene des Geistigen führt die Entwicklung mit dem Gefühl und dem Verlangen nach Gleichberechtigung letztlich immer zum Sichbesinnen auf die geschichtlich-geographisch-rassenmäßig gegebenen Besonderheiten und die Inhalt eigener Art. Sie führt zur Enteuropäisierung und zum Renativismus. Was, im großen Rahmen betrachtet, dasselbe ist wie das Durchtränktwerden der europäischen Völker vom Nationalgedanken, seit dem Augenblicke, wo

Digitized by Google

ihre Massen eineuropäisiert, einzivilisiert, wirschaftlich und politisch durchgeknetet waren, d. h. seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Tendenz wird sich durchsetzen, daß auf der klein gewordenen Erde die imperial eingefangen gewesenen Geschichtskörper und Rassen sich nicht nur äußerlich aus den imperialen Banden zu lösen suchen, sondern darüber hinaus zu geistig eigenständigen Formungen mit eigener Physiognomie zurückstreben. Das kann nichts anderes bedeuten, als daß das Geistige in seiner Besonderheit überall langsam wieder die Oberhand gewinnen wird gegenüber dem Material-mechanischen und Technisch-uniformen des heutig Europäischen. Zweifellos, daß vielleicht noch lange gewisse Formen des europäischen Imperialismus, besonders des klugen angelsächsischen, gegenüber diesem Renativismus der ganzen Welt eine Aufgabe besitzen werden; vor allem die, Übereilungen bei dem Versuch der Selbstorganisation und Selbstgesaltung, die zur Selbstzerstörung führen könnten, zu verhüten. Die endliche Auflösung des heutigen Imperialismus auf der ganzen Erde wird das nicht hindern. Die Erdgestaltung wird künftig wieder vielfältig sein; freie, geistig eigenständige Geschichtskörper mit eigener Physiognomie werden nebeneinander stehen.

Die Perspektive für Europa und die europäische Mitte? Es ist lächerlich zu meinen, daß dieser Gesichtskörper allein in der Welt Objekt imperialer Beherrschung bleiben sollte. Man kann sich das alte Europa historisch-politisch künftig als ausgelöscht vorstellen. Man kann sich irgendeine geographisch und gestalthaft anders abgegrenzte Wirtschafts- und Geistesverbundenheit, zu der auch die europäische Mitte gehörte, langsam an die Stelle tretend denken. Aber, wie das auch künftig aussehen mag, die europäische Mitte und ihr geistiges Erbgut könnten nur dann als gewichtiger künftig wieder selbständiger und gleichberechtigter Teil der Erdgestalt verschwinden, wenn diese Mitte nicht die materiellen Bedingungen starken Eigengewichts in sich trüge, oder ihre Völker sich ausgelebt hätten, sie gewissermaßen ausgebrannt wäre. Das materielle Gewicht der europäischen Mitte ist aber, so habe ich auseinandergesetzt, durch den Krieg und seine Folgen nur künstlich zurückgedrängt worden. Sie selber ruht in ihren Entwicklungsmöglichkeiten auf natürlichen Tatsachen, die nicht zu ändern sind, und auf wirtschaftlichen und organisatorischen Qualitäten ihrer Völker, die ebenfalls bestehen bleiben. Der materielle, vor allem der Wirtschaftskörper der europäischen Mitte wird aus seinem heutigen Niedergehaltenwerden wieder auftauchen; das ist so

Digitized by Google

sicher, wie er eben da ist. — Seine Bewegungen aber, seine Organisation, sein Wiedereintritt in den Kreis der Gleichberechtigung wird wesentlich mitgetragen sein von dem in seinem Zentrum sitzenden Volk, das nicht alt, nicht ausgelebt und ausgebrannt, sondern gerade durch sein immer erneutes Zurückgeworfenwerden vom Aufstieg in die Tiefe, herunter bis zur beinah primitiven Erdennähe, jung geblieben ist: uns.

Es ist oft ausgesprochen: wir Deutschen haben nicht die ungebrochene Linie der geschichtlichen Entwicklung anderer europäischen Völker, die uns in eine bestimmte Form gebracht hätte. Wir haben Leistungen von großen Männern, aber kein festes Gerippe unseres geistigen Daseins, das uns ohne weiteres trägt und gleichzeitig physiognomisch ausdrückt. Aber eben dieser unserer Umgeformtheit als Totalität entspricht ein wohl bei keinem anderen europäischen Volk im gleichen Grad vorhandener Wille aus dem Neuen zu gestalten. Das Furchtbare, das uns geschehen ist, hat ihn nicht zerstört. Er wird auch nicht gebrochen werden, da er bei uns naturhaft, einfach jung ist. — Es kommt darauf an, daß wir das Neue, das wir zu gestalten haben, richtig erkennen, es klar vor uns sehen, mit allen Kräften an seine geistige, später einmal materielle Formung gehen.

Dies Neue dürfte aus allem, was ich gesagt habe, klar genug hervorgehen. Es enthält eine europäische, gleichzeitig eine deutsche Aufgabe. Insofern eine europäische, als der Geschichtskörper Europa in dieser oder jener Gestalt aus seiner geistigen und sachlichen Verschüttung wieder herausgegraben werden muß. Europa wieder den Europäern, und nicht irgendwelchem physischem oder psychischem Mitbeherrschtwerden durch fremde Völker und Mächte, gleichviel ob hochstehende oder niedriger stehende, gleichviel welcher Art, Rasse oder Natur. In Europa selber aber Wiederherstellung der Gleichberechtigung und Freiheit. Möge die Form auch eine andere sein als die des früheren im labilen Gleichgewicht befindlichen Staatensystems; jedenfalls gegenüber der Aufhebung der Gleichheit ihre Wiederherstellung.

Das Volk, das als dasjenige, dem gegenüber in erster Linie die Gleichberechtigung heute aufgehoben ist, diese europäische Aufgabe auf seine Fahne zu schreiben hat, sind wir. Europäische und deutsche nationale Aufgabe sind ein und dasselbe.

Entsprechend unserer bisherigen Ungeformtheit, infolge unseres politischen Schicksals haben wir im Unterschied zu den anderen großen

Digitized by Google

Weltnationen, den Engländern, Amerikanern, Franzosen und anderen, bisher keine in Worte faßbare, in scharfumgrenzte Vorstellungen ausprägbare nationale Idee, die immer eine allgemeine Mission bedeutet, welche auch einen übernationalen Sinn besitzt. Wir haben nationales Gefühl — wer uns das abstreitet, kennt uns nicht. — Aber weil dieses Gefühl, trotz aller Versuche seit Fichte, kein festes Gerippe einer uns und andere gleichzeitig umfangenen und gleichmäßig begeisternden, gleichzeitig also nationalen und universalen Idee bekommen hat, darum leben wir bis heute trotz alles Einheitssehnens doch in innerer Zersplitterung, im Grübeln und Herumdoktern an unserem Wesen. Es fehlt uns das, was uns über uns hinausleitet, indem wir uns in ihm erfüllen, was uns mit anderen zu einer großen geistigen und körperlich gestalthaften Aufgabe verbände. Hier ist es. — Wir sind das Volk, das tatsächlich von allen verschiedenen Volkselementen Europas am meisten in seinem Blute trägt, dasjenige, das, zu sich selber stehend und sich selbst am vollständigsten erfassend, vermöge seiner eigenen Vielfältigkeit und Gemischtheit, die Vielfältigkeit Europas und die Berechtigung des freien Nebeneinanderstehens und Ineinanderwirkens der eigenartig ausgebildeten Volkskraft aller europäischen Völker stets mit am reinsten, gewissermaßen vom Blute her begriffen hat. In dem Kampf, den eine gewisse enge geistige Richtung gegen dieses Allverstehen bei uns in den letzten Dezennien geführt hat, liegt der beste Beweis für diese in uns liegende Ideologie der Mannigfaltigkeit. Wir haben sie nur uns selber zum Bewußtsein zu erheben und in die klare Form eines geistigen und politischen Postulats zu bringen, um unsere nationale Sendung, unsere gleichzeitig deutsche und europäische Mission deutlich vor uns zu sehen.

Es kommt allerdings alles darauf an, daß wir diese Aufgabe, vor allem das Geistige an ihr, wenn wir es erkannt haben, nicht zu leicht nehmen. Die äußere Vergletscherung Europas durch den Imperialismus, dessen Hinwegschmelzen außerhalb Europas ja der letzte Untergrund der Hoffnungsperspektive auch für uns ist, wird auf die eine oder andere Art sich einmal auflösen. Wie, kann man heute nicht sagen. — Wir müssen aber bis dahin den inneren Gehalt dessen, was wir vertreten wollen, in uns fertig haben. Wir müssen wissen, was wir bei einer neuen Ordnung von Europa mit den geistigen Potenzen, die es bisher getragen haben, beginnen wollen. Was sollen wir dabei mit den dynamischen Kräften des Europäischen, seinem Unendlichkeitsstreben anfangen, mit dem es als germanisch-

Digitized by Google

romanisches Europa geboren ward und das zu seiner Natur gehört, nicht bloß zu seiner äußeren, sondern zu seinem geistigen Wesen? Jeder fühlt, wir dürfen diese dynamischen Qualitäten unseres europäischen Wesens, so zerstörend und selbstzerfleischend sie heute an uns wirken, nicht von uns werfen, einfach weil wir es nicht könnten, weil wir damit aufhören würden Europäer, wir selbst zu sein.

Existieren können wir aber als Europäer miteinander und als Geschichtskörper Europa neben anderen Geschichtskörpern in den neuen Raum- und Daseinsbedingungen der Erde nur, wenn wir diese Qualitäten und Kräfte auf Geleise und Inhalte und in Formen lenken, in welchen sie nicht mehr explosiv nach außen wirken, aber auch, invertiert nach innen, uns nicht zerreißen; nur also, wenn wir sie gewissermaßen in einen neuen in sich geschlossenen Kreislauf einfangen, in dem sie sich gegenseitig vorwärts treiben und dabei nicht zerstören, sondern in geschlossenen Ganzen aufbauen. Dieser Kreislauf ist unzweifelhaft herstellbar im äußerlich Materiellen, vor allem Ökonomischen, wenn es uns gelingt über den äußeren Kräften wieder den Primat des Geistigen herzustellen, und wenn wir uns dabei in wenn auch veränderter Anwendung und Durchführung an die Gesetze und Regeln der äußeren Kräftekorrelation und Ausgleichung erinnern, welche die harmonistische Periode europäischer Zeit entdeckt hat. Das Entscheidende ist das Geistige, das alles Überragende, dies überhaupt so stark zu machen, daß es wieder lenkt; und das heißt: unseren Expansionismus in sich auffängt. Das aber kann offenbar nur sein, wenn es uns gelingt, unseren äußeren Expansionimus in einen inneren umzugestalten, das äußere in ein inneres Unendlichkeitsstreben zu verwandeln. Nicht etwa in dem Sinn, daß wir versuchten, uns aus aktiven Tatmenschen und Gestaltern, die wir unserer Natur nach sind und sein sollen, in Grübler, bloße Metaphysiker und Selbstzergliederer zu verwandeln; wozu wir Deutschen bei unserem geistigen Pendeln eine gefährliche Anfälligkeit besitzen. Sondern in dem Sinn, daß wir lernen, unsere Gestaltungskraft auf die Vertiefung und immer wiederholte Ausgestaltung dessen zu verwenden, mit dem jedes Volk als geistige Totalität und gleichzeitig Gesondertheit in der Welt steht, seine vom Staat getragene, von ihm umrahmte und in ihn eingebettete Natur. Unser Unendlichkeitsstreben und unser Expansionsdrang wird bedingen, daß wir dabei die dynamischen Kräfte, die wir in uns tragen, in eine fortgesetzte Assimilation neuer Lebenselemente gießen, die uns immer wieder wandelt, die Assimilation aller uns entgegenströmenden Lebenstatsache

Digitized by Google

der ganzen heute aufgeschlossenen Welt und ihrer unaufhörlichen Metamorphose. — Die großen Männer der früheren europäischen Zeit, vorab die großen deutschen Männer, haben durch ebensolche Assimilation herandrängender Lebenselemente die damals herrschende Persönlichkeitskultur Europas unaufhörlich fortgetrieben, — das Eigene dadurch nicht aufgebend, sondern stets erneut bereichernd und erweiternd. Sie hätten, wäre ihre Periode nicht aus anderen Gründen abgebrochen worden, auf der neuen klein gewordenen Erde diese stete Selbsterneuerung durch die in ihren Möglichkeiten doch grenzenlos gebliebene Aneignung immer neuer Elemente zweifellos fortgesetzt. So wie es Goethe nach dem geistigen Heranrücken des nahen Orient noch in seinem Alter in Westöstlichen Divan vorbildlich getan hat: dies alles nicht umsonst in jene Worte des ewigen Stirb und Werde kleidend. Wir heute, massiert in dicht organisierten Staats- und Volkseinheiten, in jeder, auch der kleinsten Lebensäußerung abhängig von diesen Massenformungen, darauf angewiesen, mit und durch diese geistigen Gesamtkörper die unteren heute frei und herrenlos gewordenen, verheerend wirkenden materiellen Massenkräfte unseres Lebens zu beherrschen, haben unser geistiges Unendlichkeitsstreben, unsere dynamischen Tendenzen in einen unaufhörlichen Erneuerungsversuch dieser geistigen Gesamtkörper einzuwerfen, der gleichzeitig ein Aneignungsprozeß der uns von allen Seiten zuströmenden Lebenselemente sein muß. Er hat den der immer neuen innerlich expansionellen Formung von Nation und Volk und ihrem universalen Überbau Europa, nicht etwa, um die europäischen Nationen und Europa damit in irgendeinen allgemeinen Mischmasch aufzulösen, sondern umgekehrt um jedem dieser Körper in immer wiederholter Selbsterneuerung die geistige Kraft zu geben, daß er der Aufgabe gewachsen ist, Europa den Europäern und jedes Volk in ihm sich selbst zurückzugeben und im Fortgang der Geschichte immer wieder sich selber neu zu schenken. Das ist das Ziel, das uns die heutige europäische Krise steckt.

Digitized by Google

DIE ZWEITE JUGEND

Erzählung von

OTTO FLAKE

Am Tag der Ankunft konnte er sich nicht zurechtfinden. Es waren nicht die Menschen, die ihn störten. Sie zerfielen in zwei Klassen, die Bauern, die von den Fremden lebten, und die Fremden, die in diesen Spätherbsttagen spärlich waren. Daß er sie in Klassen einteilen konnte, tat eher wohl; nur gleichgültige Dinge trennt man so.

Die Berge waren es, die ihn herausforderten. Wie eine prahlende Königin entfalteten sie ihre Majestät, von der Zugspitze bis zur Karwendel. Obwohl er sich zu ihnen gerettet hatte, nach dem entsetzlichen Erlebnis, das nur in der Großstadt möglich gewesen war, schreckte er doch vor der Derbheit zurück, mit der sie ihm zuriefen: Wir wußten, daß du bei uns Hilfe suchen würdest; und obwohl er gekommen war, um sich in sein Leben zu versenken, schien es ihm angesichts ihrer zur Schau getragenen Ursprünglichkeit knabenhaft, programmatisch einen Rückblick zu veranstalten.

Aber die Berge konnten nichts dafür, daß sie ihn mahnten, oder genauer gesagt, man mußte ihnen dieses Recht zugestehn. Jedes natürliche Ding hat die Wirkung, vom Unnatürlichen zu lösen. Nichts war natürlicher als die Natur und nichts unnatürlicher als die Städte, die Städte dieser Nachkriegszeit. Mit jedem Tag wurde er etwas vertrauter mit den Bergen, und ohne daß er des Schemas bewußt wurde, schuf er sich ein Gleichnis für diese wachsende Befreiung: die Etappen, in denen er den Kramer bestieg.

Der Kramer ist der Eckpfeiler, der die Loisach zwingt, im rechten Winkel von Garmisch nach der Ebene zu fließen. Da Wahrmut im „Husaren“ zu Garmisch wohnte, war es gegeben, daß der Spaziergang, den er jeden Morgen machte, ihn stets zum Kramer führte. Nur so gelangte er sofort ins Freie und blieb während des ganzen Wegs in der Sonne: der Kramer ist nach der Garmischer Seite ein mittäglicher Berg, der erste Strahl des Gestirns trifft ihn, und der letzte. Wer ihn von der Talsohle aus betrachtet, bemerkt in etwa zweihundert Meter Höhe ein Transformatorenhäuschen, es liegen da oben eine Waldwirtschaft und ein Bauernhof. Ein paar hundert Meter darüber schaut eine aus hellen Stämmen gefügte Blockhütte ins Tal, ganz das Tintenfaß in Form eines Schweizerhauses, das man als Erinnerung an die Alpen denen, die daheim geblieben sind, mitbringt. Darüber wird der Wald

Digitized by Google

schroffer, weil der Fels schroffer wird; wie dünnes Haar auf den lichten Scheitel, bereitet er auf die Stelle vor, wo der Fels nackt und die Schroffen drohend hervortreten, dritte Etappe. Das Wahrzeichen der vierten bildet das riesige eiserne Kreuz auf der Spitze, das von unten nur dem schärferen Auge erkennbar ist, es steht über der Zweitausendmetergrenze.

Diese vier Punkte steckten die Spaziergänge ab, die am Morgen nach seiner Ankunft begannen und am vierten Tag zu einem Ereignis führten, das ihn vor eine Entscheidung stellte, durch die sein Leben bestimmt wurde.

Erster Tag

Er war also am Nachmittag angekommen und hatte, mit einem dem ehemaligen Bildhauer geläufigen Ausdruck, alles kitschig gefunden: den blauen, auf die Front gemalten Husaren, der aus einem blinden Fenster herausschaute, Pandur eines barocken Jahrhunderts, und im getäfelten Speisezimmer den illustrierten Spruch: Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder bleibt, wie es ist. Er hatte in der Hoffnung, Schlaf zu finden, den ungewohnten Tiroler getrunken, aber die Bergluft war den wunden Nerven nicht bekommen und der Schlaf floh ihn, bis draußen der wirkliche Hahn die Flügel wie der gemalte schlug und frech mitteilte, daß für ihn der Tag begann.

Vom Vormittag war nicht mehr viel übrig, als er das Hotel verließ. Auch auf dem Spaziergang murrte er: Kitsch. Das Kapellchen stand wie auf einer Ansichtskarte da, aus dem Grüß Gott der Magd im Waldhaus hörte er die Unlust, für ihn den Herd anzuzünden, und als er in der Ecke eine ältere Person mit Mieder und kurzem Wollrock bemerkte, die eine Gitarre stimmte, war er auf dem Punkt, fortzugehn. Dann begriff er, daß sie zu dieser Jahreszeit nicht auf Berliner Gäste wartete, und faßte sich in Geduld. Er wurde aufmerksam, als sie zu singen begann. Vom schwarzen Typus des österreichischen Tirols, hatte sie mit dem Einschuß italienischen Bluts eine Stimme mitbekommen, die ihn sofort ernst werden ließ. Er verstand unter diesem Ernst etwas ganz Bestimmtes, den Respekt vor dem Talent, und der Respekt vertiefte sich, wenn wie hier das Talent einem einfachen Menschen gegeben war, der es nur zu dem benutzte, woran ihm lag: Leid und Freude des Augenblicks auszudrücken.

Die Musikalität dieser Frau verriet sich durch die Reinheit des Tons, am meisten aber in der Modulation; wieviel Feinheit, wieviel Adel des Empfindens; von Demut zu Aufschwung ging ein Steg, ebenso leicht wie kühn. Das war Rasse, und wer Rasse hat, erlebt

Digitized by Google

nicht obenhin, er erlebt ganz. Er sprach mit der Frau; sie hatte Duseaugen über einer Adlernase und einem zarten Mund. Es ergriff ihn, und er wurde froh, irgendwie befreit. Es gab nicht nur Pack, man mußte suchen.

Er blinzelte, das heißt er verengerte die Augen um ein weniges und schaute mit gesenktem Blick zu der Frau hinüber — eine Gewohnheit aus der Zeit, in der er Künstler gewesen war, und mehr als Gewohnheit, denn man bleibt immer Künstler, auch wenn man keinen Wert mehr darauf legt, wie er getan hatte. Vielleicht weil er soviel Abstand von seiner Vergangenheit besaß, wurde er sich bewußt, wie dieser Blick beschaffen war; ganz auf das Objekt gerichtet, sah er doch durch es hindurch und um es herum, ein denkender, zurechtrückender und, um alles in einem Wort zu sagen, schauender Blick. Die Frau beachtete ihn nicht, sie machte ihre Musik für sich, ohne zu ahnen, daß sie einem Menschen einen Dienst erwies, indem sie das Tor seiner Gedanken öffnete.

Wenn er alles bis zu den Wurzeln verfolgte, stieß er auf den Rausch, in den ihn im Frühjahr 1914 das spanische Klima, physisches wie seelisches, versetzte. Er kam in jenem April aus Paris, wo der Meißel in der Hand schlaff geworden war, weil er zum ersten mal zu fühlen glaubte, ein Bildhauer habe nichts mehr zu sagen. Dann Spanien, dann das Licht der Hochebenen, in dem jedes Ding hart, scharf, abgesetzt war und in dieser Bestimmtheit von Formung sprach, nach Formung verlangte. Im Sommer folgte er Inez Schumann, der Tochter des Exporteurs, in die Pyrenäen, seltsame Zeit verheimlichter, darum nur heißerer Nächte.

Die Nächte — er lernte ihre Glut mühelos in die Inbrunst des Ateliertages zu überführen und, wenn gegen Abend die nassen Tücher um den Ton gelegt waren, ebenso mühelos zu Sport, Tanz und Flirt zurückzufinden. Wechsel der Sphären machte nur straffer. Als der Krieg ausbrach, erinnerte sich der Exporteur an die Wiege in Hamburg und erwartete von Wahrmut, daß er sich gleich den Tausenden zur Heimat durchschlug, aber Inez flehte ihn an, zu bleiben. Er blieb, nicht ihretwegen, die ihm wie allen den Männern jetzt nur Frau mit persönlichen Ängsten zu sein schien, sondern um seine Arbeiten zu beenden. Er hatte nicht gedient, ihm fuhr nicht wie den alten Soldaten die Hand an Gewehr oder Schwert, wenn er Zeitungen las.

Nach Madrid zurückgekehrt, wurde er auf dem Konsulat verwandt und erhielt aus Staatsmitteln die Möglichkeit, seine Werke auszustellen,

Digitized by Google

es diente der Propaganda. Als der Termin bekannt war, an dem die Italiener in den Krieg eintreten wollten, schickte man ihn mit dem letzten Trupp nach Deutschland. Da er Spanisch gelernt hatte, wechselte er nur den Ort, er kam in die Stelle, die von Berlin aus die spanische Propaganda leitete. Die Kunst entschwand ihm, seine Arbeiten waren in Madrid zurückgeblieben. Er zeichnete manchmal, das war alles.

Im Frühjahr 1918, wo man die letzten Reserven heranzog, wurde er zum dritten oder vierten Mal gemustert. Untern Krüppeln war er der einzige Gesunde, und als er den Saal betrat, nackt wie seine Statuen, schlug der General auf den Schenkel, sprachlos, daß Adonis, wie er zu sagen beliebte, noch keine Flinte trug. Man bildete ihn in sechs Wochen aus, und da der Nachwuchs an Führern zu fehlen begann, blieb er abermals sechs Wochen in einem Lager von Offiziersanwärtern. Danach kam er ins Feld, Kanonier, der das schwere Geschütz zu richten verstand. Er liebte die Waffe, die ihn an das feste Fleisch seiner letzten Nymphe erinnerte, aber bei dem Wort Nymphe verzog er den Mund, von den Wurzeln her errötend, als habe er sich auf einer Minderwertigkeit ertappt. Daß jetzt nicht die Zeit sei, Nymphen zu modellieren, erschöpfte den innern Vorgang nicht; daß er eine Kunst trieb, in der man nicht viel mehr tun konnte als in Stilen, die längst vollkommen ausgebildet waren, Nymphenkörper abzuwandeln, traf ihn ins Herz.

Er hatte keine Zeit, der Erkenntnis nachzuhängen, es galt das Leben zu verteidigen und das Leben zu nehmen; von der Erkenntnis blieb nur ein Stachel, den er sich einbohren fühlte, es schmerzte unbestimmt. Er verwandelte ihn in Wucht des Angriffs und war ein guter Soldat, die geschwungenen Lippen Adonis' wurden schmal. Der verengerte Blick, mit dem der Künstler die Dinge aufs Korn genommen hatte, war auch der des Offiziers, der nun das Handwerk trieb, dem das Gleichnis entliehen worden. Mochte sein, daß der Blick schärfer wurde, grausamer, der Blick preßte den mittleren Teil des Gesichts auf den unteren und verband sich zu geheimem Bund mit dem Gehör, dem wachsamen Kundschafter.

Das Ende kam, er drehte die Kanone um, und da sie nicht so rasch folgte, wie das Heer zurückging, sprengte er den Verschluß. Das Rohr wurde ein Stück weit aufgerissen; er mußte denken, auch das sei ein Gleichnis, er hatte die Nymphe gesprengt und kam mit leeren Händen über den Rhein. Blumenschmuck und Fahnen auf der großen Brücke dünkten ihn schamlos, ein Unterschied zu den Kame-

Digitized by Google

raden brach durch. Sie wußten schon, wohin sie gingen, nach dem Baltikum — er nannte, was erledigt war, erledigt und zog den Kreis des Abstands um sich, untreu dem, was gewesen war, so sehr den Einsatz zurücknehmend, daß er auf die Pension verzichtete und Abfindung, einmalige, verlangte.

Was tun? Er ließ die Tage verstreichen, in denen er in Berlin noch ein Atelier hätte finden können, und verbrachte sie damit, die Kämpfe im Zeitungsviertel zu beobachten oder in Versammlungen die Unterirdischen reden zu hören, die nun ans Licht kamen. Er tat es unbewegt, nur von einer aufmerkenden Neugier getrieben, zu sehn, was jetzt den Seelen den Inhalt gab, den er selber nicht mehr fand. Er sah, daß sie sich rascher verbrauchten als er einst die Kerze im Laufgraben, die Unterirdischen hatten kurzes Leben. Ein Tag kam, an dem er sich umdrehte und weiser als die Erregten war, die mit Treibhausglut ein Wachstum erzwangen, das nur in der Ruhe reift.

Er fühlte, daß er ihnen vielleicht unrecht tat; was man nicht schmiedet, wenn es glüht, wird nie geschmiedet. Wie dem auch war, ihm half es nicht weiter, daß Bildhauer, die er aufsuchte, sich derselben Hitze verschrieben und, was die Straßenkämpfer taten, in ihr Werk verpflanzten. Er überließ sie dem Experiment und wandte sich, da in Berlin alle Ateliers besetzt waren, nach München. Aber als er hier eines besichtigte, ging er von der Mitte des Raumes Schritt um Schritt rückwärts zur Tür, mit dem verengerten Blick das Verstaubte musternd und von der Tür zur Bahn, um abermals zu reisen.

Auf der Reise traf er mit zwei Männern zusammen, die wie Vergangenheit und Zukunft kontrastierten. Der eine war ein Maler, der ihm entsetzt berichtete, daß er sich nicht mehr zurechtfand, nicht in der Isarstadt, deren Charme als Vorort der Kunst verflogen war, nicht mehr in der Kunst, die ihm unter den Händen starb. Aber obwohl sie ihm unter den Händen starb, wollte er mit ihr ringen — Vergewaltigung einer Verscheidenden, sagte Wahrmut, und dachte, daß schwach war, wer sich nicht trennen konnte. Der zweite, den er traf, war ein Mann, mit dem er in der Hotelhalle ins Gespräch kam, und als er ihm am Abend versprach, ihn nach Berlin zu begleiten, hatte er die Empfindung, das Wort zu kennen, das alles bezeichnete, was ihm als künftige Haltung vorschwebte — das Wort und den, der es verwirklichte: ein Mann. Er hieß Molin. Sprach man den Namen allein aus, betonte ihn jeder auf der letzten Silbe; aber wenn man von seiner Fabrik, den Molinwerken, sprach, lag der Akzent auf der

Digitized by Google

ersten. Die Werke standen in Berlin, im Osten, wo die große Baumschule war.

„Sehn Sie," sagte Molin zu Wahrmut, als sie am ersten Tag beim Rundgang durch das Areal der Gießerei an den Rand kamen, wo sie mit der Baumschule zusammenstieß, „es gilt in unserem Land, in dem es den Menschen, trotzdem sie die Industrie des Kontinents anführen, nicht wohl beim Gedanken an die Allmacht der Organisation ist — es gilt bei uns als Glaubenssatz, daß Arbeit und Natur mit jedem Tag sich hoffnungsloser voneinander entfernen. Hier Baum, dort Schornstein, das wäre ungefähr die Formel für das Gefühl der Fron, das jeden mit Haß erfüllt. Und ist doch falsch. Man muß das Gegebene sehn: die Welt ist kein Garten, worin man auf dem Rücken liegt, sie ist ein Ort, an dem nur natürlich lebt, wer zur Arbeit geht. Wenn Arbeit Fron ist, ist Fron Grundtatsache, alle Religionen wissen es. Erstes Gesetz, daraus abgeleitet: Arbeit schaffen, zweites: Arbeit gut bezahlen, drittes: Arbeit einschränken, damit auch Zeit für die Bäume bleibt."

Nach einem Jahr erst verstand Wahrmut diesen Mann, der nüchterner war als Deutsche sind, und einfache Aufgaben sah, wo sie sich über Weltanschauungen stritten. Er war gewissenhaft, wo die Fabrikanten sich dem Taumel der Konjunktur überließen, und erlag nie der Versuchung, Gewinne zu häufen. Er hatte Herz, aber den, der ihm von der Notwendigkeit, Herz zu haben, gesprochen hätte, würde er bereits für jemand gehalten haben, der aus zwiespältigen Zuständen herkam. Wahrmut wurde nicht müde, ihn dirigieren zu sehen: Molin hatte Forderungen, nie vorgefaßte Meinungen, alle Dinge teilten sich vor seinem Blick, ordneten sich. Er führte jede kleine Erfindung ein, die ein Angestellter machte, und gab ihm seinen Teil. Auf die Denkenden unter den Arbeitern ging etwas von seiner Art über, sie nannten ihn wie Wahrmut: einen Mann.

Aber es war die Zeit der Gärung, der mühsam verteidigten Rechte. Er störte das Geschäft. Als er um 1921 daran ging, sich von der aufkommenden Diktatur der Banken zu befreien, indem er sie nicht mehr in Anspruch nahm und seine Geldstelle, die Molinfinanzgesellschaft, gründete, war er reif, beseitigt zu werden. Die Zusammenhänge ließen sich nie klar feststellen. Es hieß, das Großkapital, das politischen Unterströmungen den Weg ebnete, habe sich anarchistischer Umtriebe bedient; eines Tages schoß man seinem Auto nach, eine Kugel zerschmetterte ihm den Hinterkopf.

Digitized by Google

Wahrmut hielt die Rede auf ihn.

Er ging davon aus, daß er von Industrie, Maschine, Geld weniger als ein Laufjunge gewußt hatte, als er bei Molin eintrat. Jeder vernünftige Mensch kann alles lernen, hatte der Meister gesagt, vorausgesetzt, daß er seinen Willen völlig auf das Ziel richtet. Das Geheimnis des Erfolges und weiterhin des Glücks bestand darin, keinen Vorbehalt zu machen. Einfachheit und Vereinfachung, das war die ganze Lehre. Wer einfach ist, ist gerecht. Der Mann, der tot da lag, war gerecht, anerkennend und immer elastisch gewesen. Dem Anschein nach ganz nüchtern, hatte er dieser Nüchternheit, einer wägenden, vorsichtigen und um den Mensch wissenden Nüchternheit einen religiösen Ton gegeben; heilige Nüchternheit. Groß ist nicht nur, wer sich stärker als das Unglück erweist, sondern auch, wer so stark ist, daß er im Erfolg derselbe bleibt, der er war. Vor dem Erfolg war er mehr, als er erschien; im Erfolg genau das, was er war. Dreißig solche Männer, und ein Land geriete nie in Krieg, meisterte sein Schicksal.

Danach fuhr Wahrmut zum Notar, dem Wunsch des Verstorbenen entsprechend, der bestimmt hatte, daß sein Testament sofort geöffnet wurde. Molin schrieb: Ich glaubte in meinen energischsten Stunden, daß mein Versuch, die soziale Frage praktisch zu lösen, durch Zurückdrängung jeder Theorie, mich überdauern könne. Ich habe erkannt, daß der Geist des Einfachen etwas Vereinzeltes in einem Land ist, in dem die Weltverbesserer hier, die Anbeter der Macht dort unausrottbar sind, weil einer den anderen bedingt hat. Ich habe zwei Söhne; nachdem ich überlegt habe, ob ich sie durch ein Testament zwingen soll, mein Werk in meinem Geiste fortzuführen, bin ich zu der Einsicht gekommen, daß, angenommen, der Mann, der ein Werk gestaltet hat, sei ein großer Mann gewesen, doch über ihm sein Schicksal steht: der Tod der ihn hinwegfegt, und die Willensfreiheit derer, die nach ihm kommen. — Die Söhne kehrten zum Unternehmertum zurück.

Zum ersten Mal seit Madrid griff Wahrmut wieder zum Handwerkszeug, um eine Büste nach der Totenmaske Molins anzufertigen. Er machte die Entdeckung, daß der Künstler in ihm den Menschen begleitet hatte, wie eine Frau einen Mann begleitet, obwohl er ihr weh tut, sie mißachtet. Was immer er gelernt hatte, der Begleiter wußte es, kein Jahr war verloren gegangen. Wunderbar, wie er arbeiten konnte, nicht so wie sonst, wenn man sich dem Modell gegenüber-

Digitized by Google

stellt und tastend, erratend nur, herausholt, was sich hinter einem Gesicht verbirgt. Da er Molin in einem Maß kannte, daß er sich anheischig gemacht hätte, sein Werk so weiterzuführen, daß noch nach zwanzig Jahren jede Anordnung in seinem Geist getroffen, jeder Angestellte in seinem Ton behandelt worden wäre, so konnte er ganz aus der Idee eines Naturells gestalten.

Was man erkennen will, muß man gegen die anderen abgrenzen, mit ihnen vergleichen; jetzt erst sah er, wie anders als die anderen Molin gewesen war: einer, der sich und die Welt erlöste, indem er sofort Hand anzulegen begann; einstmals wäre er ein großer König geworden, der in dem Augenblick, wo er ein Ding anschaut, eine Lösung weiß, zugreifend, ebenso feste wie geschickte Hand. Rings im Land begannen sie damals nach dem Mann der Tat zu rufen, aber den, der sie hätte führen können, den hatten sie getötet. Vom Mann der Tat machten sie sich ein Bild nach sich: sie dachten ihn als Militärmeister über Untergebenen, um ihn Gehorsam. An ihnen gemessen hatte Molin die Höflichkeit eines Asiaten gehabt; höchste Form der Energie: gelassen sein. Und als Wahrmut das Modellierholz aus der Hand legte und die zwei Schritte des Künstlers zurücktrat, die Kennner und Dilettanten ihm nachmachen, sah er, daß über den Kanten dieses scharfen Kopfes das geheime chinesische Rund schwebte.

Die Büste wurde ausgestellt, und brachte ihm, der geglaubt hatte, nur noch einmal bei besonderer Gelegenheit Ton geknetet zu haben, den Ruhm. Von allen Erfahrungen seines Lebens war das die tiefste. Nicht erzwingen wollen, der Fleiß von fünf Jahren hätte ihn nicht so weit gebracht; erleben, ohne es zu wissen, und ganz anders erleben, als man sich Erleben denkt, wenn man sich es vornimmt. Während er Geschäftsmann gewesen, war ihm zugefallen, was denen nicht gelang, die der Kunst die Treue gewahrt hatten.

Zweiter Tag

Als Wahrmut im Frühstückszimmer des „Husaren“ saß, horchte er auf, am Nebentisch sprach eine Frau russisch. Es waren nicht nur die Laute, die ihn an Marja erinnerten, es war auch der Klang der Stimme. Die Frau oder, schien ihm, eher das Mädchen wandte seinem Tisch den Rücken. Beunruhigt stand er auf, um unter dem Vorwand, die Zeitung zu holen, ihr Gesicht zu sehn. Ein Schlag traf ihn, und für einen Augenblick lebte er in einer unheimlichen Welt: in der

Digitized by Google

die Toten nicht tot sind, in ihrer alten Gestalt und Kleidung noch auf Reisen gehn, um den Weg der Überlebenden zu kreuzen.

Das Mädchen war Marja; das blonde Haar, das volle Oval mit dem Liebesmund, der königliche Pelz, alles wie an ihr. Und als sie gleich Marja das Spiegelchen zog und die Lippen hob, um die gesunden Zähne zu betrachten, streifte er scheu das Gesicht der Begleiterin, darauf gefaßt, die kleinbürgerliche Mutter zu erblicken. So weit ging der Trug doch nicht, und wer obduziert in der Leichenkammer gelegen hatte, fuhr nicht mehr nach Garmisch.

Er verließ das Hotel und ging über Wiesen, auf denen der Frühreif sich hob, zum Fuß des Kramer, Liliput, der den Riesen zu erklettern beginnt. Leichter als gestern fiel ihm der Aufstieg, er verdoppelte die Strecke, und als unten das Elfuhrläuten anhob, erreichte er das Tintenfaß. Die Hütte war geschlossen, er setzte sich auf die Bank davor, und indem seine Gedanken dort anknüpften, wo er sie tags zuvor abgebrochen hatte, woben sie das Netz, das Marja um ihn geworfen:

Im Winter 1922 hatte er seine Verbindung mit den Söhnen Molins gelöst. Von ihrem Vater, wie er vor Wahrmut stand, ging eine letzte Wirkung aus: Wahrmut sah die Dinge, die sich im Land vollzogen, mit den Augen Molins. Statt alles zu tun, um den Gläubiger am Rhein daran zu hindern, daß er den Fluß überschritt, schlug man ihm die Brücken zum Einmarsch. Wahrmut hatte berechnen gelernt: er berechnete den Verfall des Geldes, und die Zersetzung der Staatsmacht. Er berechnete auch die Unmöglichkeit, sich mit Hilfe einer der Parteien dem Gang des Geschehens entgegenzustellen, und wurde Beobachter, dessen Interesse an Menschen und Zuständen nicht kleiner war, weil er sie nicht billigte. Die Logik, die er im Niedergang sah, und die Logik, die der Künstler in allem, was geworden ist, anbetet, waren für ihn nicht verschiedene Dinge. Es tat ihm weh, Prophet zu sein, aber nach diesem Vorbehalt gab er sich der Neugierde hin, die ihn zum Zeugen machte.

Er besaß an der Herkulesbrücke eine Wohnung, aus der ein Wendeltreppchen zum Atelier führte. Aber er betrat diesen Raum selten, nichts eilte. Statt sich einzuschließen, suchte er Verkehr. Er wußte nun, das zweite Ich, der Künstler, der Schritt hält, begleitete ihn, weiblich wie Griseldis, deren Treue mit der Prüfung wächst. Er verachtete die Börsengier, die alle um ihn bewegte, aber er verachtete sie nicht so unbedingt, daß er seine Kenntnis der Geldbewegung nicht

Digitized by Google

benutzt hätte, um sich ein Vermögen zu sichern. Er hatte Diener und Mädchen und in der Garage ein Autolet, wie Ford sie baute, in Amerika der Mann, der Molin glich, bis in die Einzelheiten des Charakters und der Fabrikationsmethode. Das Autolet hieß Lillebil; er hatte die Bezeichnung in Kopenhagen kennen gelernt, als er mit Molin und seiner Sekretärin für russische Angelegenheiten eine Reise nach Dänemark machte.

Einige Wochen nach dem Austritt aus der Fabrik meldete sich Marja Popoff bei ihm und fragte ihn, ob er sie beschäftigen konnte. Er sah sie prüfend an; wenn er nicht gewußt hätte, daß Molin zu frieden mit ihr gewesen war, hätte er angenommen, eine junge Dame von ihrer Schönheit sei unbrauchbar. Sie wurde seine Sekretärin. Flüchtling vor den Bolschewisten, lebte sie mit ihrer Mutter zusammen, einer Frau, deren blasser Blick sich nicht über Teppich und Tischdecke hob; immer hatte sie da unten etwas aufzulesen und zu glätten, Maulwurf in einem Pensionszimmer.

Da er die Rede auf Molin gehalten hatte, ergab es sich von selbst, daß eine Zeitschrift ein Porträt in Worten von ihm haben wollte, und als dieses erschienen war, die Frau des Verstorbenen ihn fragte, ob er bereit war, Molins Lebensbeschreibung zu übernehmen. Schriftsteller werden, warum nicht? Molin hätte mit niemand zu tun haben mögen, der heute dies, morgen jenes war; aber Wahrmut schien es, als denke er die Grundidee des Freundes stärker zu Ende als der Freund: die Grundidee, daß man ein überlegener Mann bleiben könne, was man auch tat.

Er übernahm die Biographie. Sie führte ihn in Gebiete, die er zur Zeit, wo er noch Künstler und nichts sonst war, als etwas abgelehnt haben würde, das ihn nichts anging. Alles ging ihn an Wirtschaft, Arbeitslohn, Kartelle. Es ergab sich bald die Notwendigkeit, auf die Anfänge zurückzugreifen, Entstehung der Industrie, Grundwerke der Theorie, Geschichte der Lohnkämpfe; er verwandte Marja auch als Vorleserin.

Sie war Russin genug, um zu diesen Dingen ein Verhältnis zu haben, und es stellte sich heraus, daß das Mädchen, das vor den Bolschewisten geflohen war, doch den revolutionären Studenten nahe gestanden hatte, die von Generation zu Generation die Propaganda der Tat elastisch erhielten. Im Augenblick stand sie zwischen den Extremen, halb den in Berlin lebenden Kontrerevolutionären anhängend, halb zu den weiblichen Mitgliedern der Sowjetbotschaft hinüber-

Digitized by Google

neigend, bei denen sie ein Beispiel für das fand, wozu sie halb als Frau, halb als geistig bewegter Mensch neigte: Verschmelzung beider Interessen. In der alten Gesellschaft war diesem Bedürfnis die Dame entsprungen, die einen Salon offen hält, in dem die Ideenführer verkehren. An ihre Stelle waren die hübschen, elegant gekleideten Sekretärinnen getreten, auf ihre Weise Exponent einer Macht, die Propaganda treibt — auf ihre Weise die geistige Sphäre mit dem zarten Parfüm des Eros durchsetzend.

Liebe und Politik, dachte Wahrmut, Koketterie in unlöslicher Union mit Ehrgeiz; Herausforderung im Wesen, symbolisiert durch eine bestimmte Art, die Schenkel übereinanderzuschlagen, die ihr erlaubte, die feinen Beine in den feinen Strümpfen zu zeigen, und durch die Pagenfrisur, die damals noch nicht bis zu den Laufmädchen gedrungen war. Oft, wenn er im Sessel am Fenster saß und sie quer durchs Zimmer über den Perser auf sich zukommen sah, zuckte es ihm in den Fingern, sie zu zeichnen, die lockenschüttelnde Mänade. Da ihm vom Beruf her natürlich war, jeden Körper in Gedanken seiner Hüllen zu entkleiden, fragte er sich, was sie antworten würde, wenn er vorschlug, ihm zu stehen. Er hatte sie am Abend zuvor in dem Souperzimmer des Bristol mit dem Vortänzer des russischen Theaters gesehen; auf der Bühne wirkte dieser ungemein groß, verkörperte die männliche Aktivität, anfeuernd, federnd, mit weiten Hengstsätzen anspringend; in der Art, wie er die Klapper Harlekins schwang, war eine deutliche Erinnerung an die Peitsche bei Frauen. Der Saal hatte dem hochgewachsenen Paar nachgesehen, Marja die Huldigung genossen. Indem er eine leise Rache für die Vorstellung nahm, daß sie aus den Armen des Mannes kam, zwang Wahrmut sie an diesem Morgen, ein Referat über die abstraktesten Darlegungen eines Finanztheoretikers anzufertigen; die Mühelosigkeit, mit der sie sich der Aufgabe unterzog, imponierte ihm.

Um zwei Uhr, wenn die Arbeit beendet war, öffnete der Diener die Tür zum Speisezimmer. Es hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, daß Marja seine Mahlzeit teilte. War sie beendet, rief unten an Tagen, an denen es nicht regnete, Lillebil durch ein Zeichen der Hupe zum Ausgang. Da er den Straßen Berlins keinen Reiz abgewann, fuhr er täglich vor die Stadt, um draußen, wo die Wälder und Seen waren, auszusteigen und sich Bewegung zu machen. Eines Tages hatte er Marja aufgefordert, ihn zu begleiten; am nächsten Tag lagen die für sie bestimmten Decken, Lederjacke und Mütze im

Digitized by Google

Wagen bereit. Der Diener hatte Vorsehung gespielt, Wahrmut ließ es gelten, obwohl er an das dachte, was man Weiterung nennt, und fand es angenehm, die hübsche Person an seiner Seite zu fühlen. Beim dritten Mal lernte sie bereits den leichten Wagen selbst steuern; da er, eigener Chauffeur, neben ihr saß, hatte es keine Gefahr. Der nächste Schritt bestand darin, daß er sie ins Theater mitnahm, vom Theater zum Nachtmahl im Hotel. Es gefiel ihm, daß sie wie er Dienst und Freundschaft zu trennen wußte. An der gewissen Haltung der Bekannten merkte er, daß man sie zusammengab, sie mußte es ebenfalls merken.

Als er im Sommer nach dem Salzkammergut ging, war er nahe daran, sie mitzunehmen, im Koffer lag unerledigte Arbeit. Er behalf sich in Ischl mit einer Wienerin; auch sie trug das Haar geschnitten und ließ sich Ponny nennen und war doch nur schnippisch, wo Marja rassig war. Er schickte ein Telegramm an die Ostsee, nach vier Tagen stieg sie, die Reisemaschine in der Hand, aus dem Wagen, ein wenig scheu, er sah es verwundert, sehr Dame, es war ihm recht.

Sie hatte noch nie Berge gesehen. Alles war da, rauschender Fluß mit der Promenade, heitere Häuser mit den frohmachenden Fensterläden, Hotels noch von kaiserlicher Erinnerung umschwebt, Seestädtchen italienisch aufgemauert, Bergbahnen, zum großen Panorama kletternd, und alles gehüllt in die menschlichere Atmosphäre Österreichs. Ein Bähnchen mit läutender Lokomotive führte, so rasch, zu den Seen, sei es der beschattete von Hallstein, sei es der sonnenüberschüttete von Sankt Wolfgang. Den in der Sonne zogen sie vor, sie waren einig. Nach der Entkleidung in der Kabine nahmen sie ein Boot, und er brauchte nicht mehr zu überlegen, was sie sagen würde, wenn er sie bat, die Hüllen fallen zu lassen; der Trikot schmiegte sich so willig an, daß er nicht hinderte, wenn Wahrmut Marja hinter Schilf auf einer Wiese zeichnete. Wer will, findet, er fand einen Bildhauer, der ihm sein Atelier auf Stunden überließ, Wahrmut machte Marjas Büste.

Es ist nicht genug, sagte er; bei einem Mann der Kopf, bei einer Frau der Körper, und begann sie ganz zu modellieren. Er stellte sie liegend dar, die Arme verschränkt, die Glieder gelöst, die Schenkel gestreckt mit leicht aufgesetztem Fuß. So hatte sie an jenem wunderbaren Vorabend im Gras gelegen, als die Hitze des Tages sich linderte, die Luft warm, duftend, körperlich daseiendes Element war — froh die Natur und froh die Menschen. Heide wurde er; Heide ist, wer der Nymphe den Gürtel löst, wenn die Stunde kommt, wo Land-

Digitized by Google

schaft und Geschöpf die Einheit fühlen, Gott, Tier und Weib verschmelzen. Die Willigkeit der Verschmelzung, die Freude an ihr erzeugen die Seele; Seele, dachte er, ist Verneinung oder Bejahung dessen, was man tut; wie schön ist es, etwas froh zu tun, nur das ist Einheit. Immer kehrten seine Blicke zu dem vollendetsten Teil dieses Körpers zurück, dem zwischen Knie und Hüfte; suchte er ein Wort, so mußte er sagen: Keule, schlank im Hals, nach der Basis hin aufschwellend und sich füllend. Aber was sich ganz als Verhältnis von Muskel, Fleisch und Nerv darstellte, war sichtbarer Geist, nie empfand er das Göttliche greifbarer, und das Göttliche war heilig, rührte an, wie nur Seele anrühren kann; der wunderbare Schenkel hatte seine Seele, sie hieß Rasse. Wieder staunte er; nach der Büste Molins hatte er sich nicht vorstellen können, wie das Erlebnis sein werde, das ihn zur nächsten Arbeit führte. Nun war es da, und die Arbeit war da, dem befreundeten Mann folgte die Geliebte.

Der mühelose Wechsel, einst in den Pyrenäen gefunden, wiederholte sich, gesteigert. Dort hatte die Familie ihn erzwungen: heimliche Nacht und gesellschaftlicher Tag. Hier, wo sie ohne Aufsicht lebten, lose gekleidet in Boot, Atelier, Zimmer, die ganze Zeit, galt es, den Wechsel selbst zu finden; denn der Rausch bot sich jede Minute an, Marja war heidnisch wie er, spielend der Lust hingegeben und unersättlich, Tartarenmädchen nannte er sie, das biß, wenn es entflammte. Der Rausch bot sich jede Minute an und verlangte, wenn er nicht Haß erzeugen sollte, nach der Bändigung. Es gab den Körper, es gab die Arbeit, es gab die Seele; Seelenstunde war für Marja die, in der sie von der Vergangenheit erzählte.

Jedes Pärchen versenkt sich in Gewesenes, berichtet von Verirrung, Leid, sucht Entsühnung durch Beichte, genießt die Absolution der Geständnisse. Das Pärchen kann auch Paar sein, in der Sphäre, die über der Selbstgerührtheit liegt. Immer wechseln ist das Geheimnis derer, die nie die innerste Haltung verlieren; dem Ernst das Lachen folgen lassen, dem Taumel die Dämpfung, der Entrückung die fröhliche Stunde an den Orten, wo die Menschen ihre rührenden Vergnügungen finden, Kino, Kurkonzert, Kaffee bei Zauner und selbst noch das Glas, in der Wandelhalle am Brunnen gereicht, ein Röhrchen darin.

Wenn seine Sinne ermüdeten, schoben sie einen Tag der Wanderung ein, erstiegen den Schafberg bis dorthin, wo er baumlos wird und nur das Berghaus mit den Wetterschindeln steht. Marja war immer

Digitized by Google

elastisch, jedes Ding und jedes mit seinem Genuß an sich ziehend, — erste Form einer umarmenden Mütterlichkeit, deren Grenzen sich bis zu denen der Welt erweitern; sie war gesund wie ein slawisches Bauernmädchen, kein Zahn im Mund war je vom Instrument des Arztes berührt worden, kleiner Bogen in einer weißen Arkade von Elfenbein. Sie war stolz darauf, und er sah ihr die schlechte Geste nach, mitten unter Promenierenden das Spiegelchen hervorzuziehn und mit gespreizten Lippen das Gebiß zu prüfen.

Sie hatte gelebt und nichts hatte Spuren auf ihrem Körper hinterlassen, dessen Spannkraft der einer Zwanzigjährigen gleichkam. Aber es erwies sich, daß die seelische nicht unerschöpflich war. Nicht jetzt, noch Jahre nicht, aber in der Zukunft, sie gestand es. Was war eine Frau ihrer Stellung? Ein Wesen, das haushalten muß, der unbekümmerten Jahre sind wenige. Wenn sie nicht klug ist, steht sie mit dreißig leer da, nicht Sicherheit noch Versorgung. Sie hat zuviel von dem gesehn, was Kampf ums Dasein heißt, um nicht die Angst zu fühlen; die Männer bieten mit beiden Händen an, und es sind doch nur Dinge, die in den empfangenden Händen zerrinnen. Wie herabziehend, an diese Dinge berechnend zu denken, da sie nur erträglich sind, wenn sie als Geschenk, das für den Augenblick bestimmt ist, genommen werden.

Er hatte nichts von alledem geahnt, aber er war nicht böswillig; was sich ihm nahte, begriff er, nach Werden und Anspruch, will sagen er begriff, daß eine Seele Züge annimmt, indem sie aus Erlebnissen Wünsche, Einsichten, Forderungen ableitet. Als Marja von jener Angst sprach, fühlte er sie sich näher als in den Stunden, in denen sie mänadische Partnerin war; fühlte, daß Verstehn Respektierung ist und die Antwort, die erwartet wird, Milde heißt. Sie sagte, dadurch daß er Milde zugestand, forme er sie, lenke die Bahn des Charakters in neue Richtung. Er fand, was er nicht erwartet hatte, Zärtlichkeit in ihr, Anschmiegen, die Unterordnung, die das Geschenk ist, mit dem Frauen Dank bezeigen. Sie nannte, wie die Russinnen es tun, die deutschen Mädchen Gretchen, dessen Los ist, einem pedantischen Tyrannen Strümpfe zu flicken. Er antwortete: Halte dich an das Gretchen des Dichters und verstehe, daß ich Frauen nicht mag, die im Gretchen nicht die rührende Schwester fühlen. Sie sah ihn verwundert an, er sagte: Glaubst du, daß du mehr als Gretchen bist, weil du nicht mit Hangen und Bangen auf dein Schicksal in Gestalt eines Mannes gewartet, sondern dich ins Leben gestürzt hast?

Digitized by Google

Aber du bist ja konservativ wie ein Reaktionär, rief sie aus. Er gab zurück: Wenn du einen Bach ein wenig färben willst, mußt du ein Faß voll Farbe hineinschütten; in unsrem Gespräch siehst du das Faß, ich meine die Färbung. Da sie in ihn verliebt war, suchte sie ihn zu verstehn, und er stellte mit ein wenig Ironie fest, daß sie sich eine Brille aufsetzte, um die Dinge zu sehn, wie er sie schaute. Dann stutzte er, es kam ein leidenschaftlicher Ton in den Widerwillen, mit dem sie ungefestigtes Leben und Hetzjagd nach Geld, Stellung, Versorgung erörterte. Zuletzt begriff er, daß sie längst für ihre Person sprach, und stieß auf die geheimen, stets geleugneten Wünsche, denen sich Frauen überlassen, wenn sie den gefunden haben, der für sie denken, ordnen, alles einfach machen könnte.

Als Tage kamen, in denen sie sich schonte, fuhr er allein nach Salzburg, um Abstand zu gewinnen. Er brauchte sich nur in sie zu versetzen, um zu ahnen, was in ihr vorging. Wie natürlich, daß sie, nachdem sie Gehilfin und Geliebte geworden war, auch Gefährtin auf Dauer sein wollte. Von der Wohnung am Ufer in irgendein Büro zurückkehren, aus dem Ruhigen ins Lieblose — wie schwer. Er verstand sie so gut, als hätte er sie zur Figur eines Romans gemacht, den er schrieb. Neigung, Interesse, das was sie Angst nannte, die neue Weichheit, alles bildete unlösbar ein einziges Gefühl, das formuliert den Wunsch ergab, daß er sie heiraten möge. Demnächst war sein Geburtstag. Wenn er auch glaubte ohne Alter zu sein, kein Unterschied im Fühlen von dem des Dreißigjährigen, stand er doch vor dem vierzigsten Jahr, in dem die anderen schon seßhaft wurden. Wollte er die Gefährtin, so war es Zeit, zu wählen. Vor fünfzehn Jahren hatte er eine Frau gehabt, sie war längst wiederverheiratet und erzog ihr Kind von ihm mit dem des zweiten Mannes. Er konnte um Mädchen aus anderen Kreisen als dem, worin Marja lebte, werben — Marja hätte ihm genügt, sie wäre geworden, wie er sie geformt zu sehn wünschte, man mußte es nur nicht mit groben Worten aussprechen. Aber es stand fest, er würde nicht werben.

Er machte einen Versuch, die Situation für sie zu retten, bat sie, klug zu sein und nichts zu sagen, was die alte Grenze zwischen Freundschaft und Arbeit zerstörte. Sie saßen auf der Promende, Mitternacht war nah. Der Fluß rauschte, aus den hellen Fenstern der Hotels klang Musik herüber, auch in dieser Sommernachtstunde durchdrangen sich Natur und menschliche Siedlung, waren mühelos eins. Sie sagte: Nein, laß mich unklug sein. Diese vier Wochen mit dir haben be-

Digitized by Google

wirkt, daß ich nichts von dem mehr bin, was ich war — weil ich alles sein kann, es liegt in deiner Hand. Früher hatte ich eine bestimmte Lebensführung, bestimmte Anschauungen; du hast mich in meine Teile zerlegt, wie ein Kind ein zusammengesetztes Bild; es steht bei dir, mich neu zu ordnen. Du kannst mich zur Hetäre machen, die mühelos fünf Männer erschöpft, ohne sich zu erschöpfen, du kannst eine treue Ehefrau aus mir machen. Der Umgang mit dir hat mich vergleichen gelehrt. Zuerst tat es mir deine Wohnung an, die Oase in der lieblosen Großstadt; dann das, was in dieser Wohnung seine Stätte hatte, ernste Arbeit, hohe Interessen, die wieder entdeckten Dinge, die mit Erwerb und Gier nichts zu tun haben; zuletzt der Mensch, frei von Kleinem, nicht schwer und nicht leichthin, ich werde nicht sagen, was ich an dir liebe, sondern nur, daß ich nicht mehr zurückfände, nicht zurückfinden will. Mich ausschließen heißt mich hinunterstoßen. Vergleichen lernen, ist das Schönste und es ist das Entsetzlichste. Wer einen anderen zwingt, das gute Erlebnis zu vergessen, tötet das Gute in ihm, es ist Mord.

Er schwieg, was sie sagte, erschütterte ihn. In die Erschütterung mischte sich die Auflehnung, sich vergewaltigt zu wissen, dafür daß man natürlich und vielleicht gut gewesen war, verantwortlich gemacht zu werden. Was konnte unheimlicher sein, als daß der freien Verabredung der Zwang entsprang, dem Idyll die Tragödie — in gerader Linie entsprang, ohne daß irgendein neuer Umstand dazugekommen wäre? Als er zwei Tage darauf ein Telegramm erhielt, das ihn nach Wien rief, sah sie ihn fragend an, erwartend, daß er sie einlud, ihn zu begleiten, und begriff, als er sagte, daß er sie in Berlin treffen werde, daß die Depesche bestellt war. Ein neuer Zug an dir, sagte sie, ich gestehe, daß ich dich unterschätzt habe. Unterschätzt? Also kündigte sie Feindschaft an? Er las in ihrer Miene, die sich straffte, daß sie Widerstand ansagte. Sie tat ihm leid; was sie da unternahm, war ungeschickt, beendete schon die frohe Zeit, um deren Dauer sie kämpfen wollte.

Von Wien fuhr er drei Monate nach Italien, vernichtete am letzten Tag die Entwürfe, nachdem die große Atmosphäre Roms mehr verführt, als inspiriert hatte. Marja schrieb, es sei feig, sich von einer Frau dadurch zu befreien, daß man ins Ausland fuhr. Er hätte antworten können, wieder habe er nur das getan, was ihm immer half und Instinkt geworden war: zwischen sich und Dinge, die zu gierig nach ihm griffen, neue Dinge zu schieben. Sie würde es nicht

Digitized by Google

verstanden haben, nicht mehr; die Zeit, wo sie, schmiegsam wie ein zartes Mädchen, nichts übereilte, nichts erzwang, war vorüber. Sie schrieb ihm auch von Beispielen, aus denen er offenbar den Schluß ziehen sollte; eine Tänzerin hatte den jungen Grafen geheiratet, eine Schauspielerin den alten Bankier, und waren doch beide kälter und herzloser als Marja. Die Tänzerin, Russin wie sie, hatte ihr den Fehler nachgewiesen, durch den sie in Ischl gescheitert war: nie darf man allein zu zweit in den Kurort gehen, immer muß man den Kreis gleichgesinnter Menschen aufsuchen, damit der Mann daran gewöhnt wird, seine Freundin nicht zu verleugnen, Gesellschaft bietet Schutz. Und sie erinnerte an die Operettenkomponisten und Sängerinnen, die ihre Lebenslust in Ischl zur Schau getragen hatten, sich in der Neugier des Publikums sonnend.

Es war, als lege sie eine Maske ab; und doch war ihre Sanftmut echt gewesen, er hatte kein Recht, sie herabzusetzen. Er erschrak, als er sie wiedersah, über die Bewegungen, mit denen sie durchs Zimmer ging. Auch Heftigkeit konnte natürlich sein; diese war übersteigert, es gab einen falschen Klang, er mußte an brüchiges Eisen denken. Ein guter Moment kam, in dem sie seine Hände nahm und ihn bat, sie nicht zu hetzen. Er wurde weich und schlug ihr vor, die Arbeit bei ihm wieder aufzunehmen, wenn sie die Kraft hatte, zu vergessen, daß sie seine Geliebte gewesen, und fühlte sofort, wie hilflos dieser Ausweg war.

Sie quälten sich zwei Wochen, in denen sie ihm vorwarf, daß er die Abende in Gesellschaft verbrachte, statt sie auszuführen. Unter den Linden bot er einer Dame, die neben ihm wohnte, sein Autolet zur Heimfahrt an; Marja begegnete ihnen und machte eine Szene, es ging nicht mehr weiter. Er sagte ihr, wenn sie ihn nicht abermals auf Reisen treiben wolle, müsse sie eine andere Stellung annehmen. Sie schrie auf, war schön, leidenschaftlich, echt. Worin besteht mein Unrecht? fragte sie. Darin, erwiderte er, daß du jemand deinen Willen aufzwingst, von dem du wissen müßtest, daß er sich nicht wie jener Graf und Bankier doch noch fangen läßt. Du machst eine Forderung, die durchzusetzen du nicht stark genug bist, zum Prüfstein für deine Energie; in dieser Lage werden Frauen hysterisch. Sie zuckte die Achseln, und er lernte das kennen, daß man ohnmächtig dasteht, ins Unrecht kommt und nicht helfen kann, weil man die Grundkonstellation, dieses schlimme Entweder-Oder, nicht zu ändern vermag.

Digitized by Google

Sie kam nicht wieder; er hörte, daß sie in den Spielklubs, Dielen, Bars, auf Rennen und Tanzböden die Nachmittage und Nächte verbrachte, Meteor der Lebewelt, die sich bis auf die Cafés der Literaten ausdehnte — unter dem Namen die Tartarin bekannt, den sie selbst in Aufnahme brachte. Er ging mit sich zu Rat, aber er fand nichts zu revidieren. Sie hatten zu der Zeit, wo sie sich einander näherten, oft von ihrer Stellung zum Bürgerlichen gesprochen, er festgestellt, daß er Bindung nicht bewilligen, sie, daß sie Bindung nicht verlangen werde; es war ein Vertrag gewesen. Er gab zu, in menschlichsten Dingen blieb jeder Vertrag freibleibend, wie der Ausdruck der Zeit lautete. Was aber tun, wenn er bereit war, nicht starr und hart zu sein? Gab er nach, dann gab er gleich ganz nach, Mann in der Lage eines, der kein Almosen, nur das volle Vermögen abtreten kann. Es wäre leichter gewesen, auf das Vermögen zu verzichten, man wäre frei geblieben.

Ein Zufall, ein wirklicher oder ein von ihr herbeigeführter, brachte es mit sich, daß er in der Erstaufführung eines Raskolnikowfilms, zu der er geladen war, in der Loge neben ihr saß. Mitglieder des Moskauer Künstlertheaters spielten die Gestalten, es war kein Film, auch kein Stück, es war das gebannte Leben selbst. Marja weinte, von der Frau ergriffen, die die Sonja gab; er fühlte, daß sie in der Hinausgestoßenen sich selbst wiederfand; bis zu einem gewissen Grad mochte es gelten. Er half ihr über die Brüstung hinweg in den Mantel, sie blieben auf der Treppe in der Menge, die wie eine dicke Flüssigkeit die Stufen hinunterran, aneinander gepreßt. Unten stand, vom Diener gelenkt, das Autolet, ein leiser Druck seiner Hand beim Abschied bewirkte, daß sie einstieg, kein Wort wurde gewechselt. Der Diener fragte, ob er nach Hause fahren sollte, wie bestimmt war, sie nickte.

Sie sprachen vom Stück, Marja sagte: Die Menschen in Rußland sind anders als hier; du bist gut und doch nicht gütig in unsrem Sinn; du führst eine Linie durch; nie könnte es bei uns ein Mann, ohne abscheulich verhärtet dazustehn. Ich begreife dich und will dich nicht mehr ändern. Du kennst unser Wort Nitschewo. Heute will ich Russin sein, Nitschewo.

Sie war erregt, rasch, drängend; sie ließ das Grammophon spielen, das die Stimme Carusos barg und die Musik der Traviata; Puccinis hinreißender Liebesschwall stieg auf und Lagertänze der Steppe, in denen die Füße rascher und noch rascher aufstampften, dieselbe Steigerung, als töte man einen, den man schon getötet hat, noch einmal

Digitized by Google

durch fünf, zehn Stiche, da, da und da. Sie war magerer geworden, sie war entflammter, nun brach die Tartarin wirklich durch, führte, gebot, schleuderte die Kissen durchs Zimmer und sank wie eine Tote hin, nachdem die letzten Kräfte des Mannes gebrochen waren. Am Vormittag war sie schmerzlichsanft und fragte nur einmal spöttisch, ob er befehle, daß sie ihren Platz an der Maschine einnahm.

In der nächsten Nacht, als er eben das Licht löschen wollte, kam sie wieder, verändert, schweigsam, bettete sich zitternd in seinen Arm und weinte. Nach einer Stunde sah er verwundert, daß sie aufstand, sich bis auf den Schleier noch ankleidete, sie hinauszulassen bat. Er legte den Arm um sie; sie beugte, sich entziehend, das Gesicht, das ganz verhüllt war — wie mit der Toga des sterbenden Stoikers, begriff er am nächsten Tag, als er am Telephon erfuhr, daß sie sich getötet hatte, mit Schlafpulvern und Drogen, in der ganzen Boheme zusammengeliehen, an dem Tag, mit dem sie das siebenundzwanzigste Jahr begonnen hätte.

Vom Telephon ging er zum Diwan — das zu tun, was sich immer bewährt hatte: ausgestreckt liegen und schweigen. Stehen war die Haltung dessen, der umtobt, angegriffen, erreicht wird, dessen, der sich erreichen läßt. Wer lag, war in die Ströme gebettet, die über ihn hinweg gingen, ganz indem sie ihn zu überfluten schienen; wer lag, ruhte parallel zu ihnen, sie verflossen, er blieb zurück.

Er stand auf und ging aus; er folgte dem Ufer, dachte am Tor des Zoologischen Gartens, es sei in solchen Stunden natürlicher, unter Tieren als Menschen zu weilen und trat ein. Die Pelikane wurden gefüttert; die größeren hatten die Beute schneller im Kropf geborgen als die jungen: nun packten sie die jungen mit dem Schnabel unterhalb des Kropfes und zwangen sie, die Fische wieder auszuspeien, auf die sie sich stürzten — Anschauungsunterricht im Kampf ums Dasein. Er ging weiter und kam an die Käfige der Raubvögel. Felsen stiegen wie im Hochgebirge auf und waren doch nur ein paar Meter hoch, von oben bis unten vergittert. Arme Tiere, nicht fliegen dürfen; aber als er vor dem Adler stand, wuchs sein Mitgefühl zum Haß, zur maßlosen Trauer, zum schweigenden Stolz und allen Gefühlen, die er aus Miene und Haltung des Adlers ablesen konnte.

Das war das dritte Erlebnis, das ihm das Werkzeug zur dritten Plastik in die Hand drückte, die ihm Ruhm brachte. Für jeden gibt es ein Tier, vor dem er instinktiv empfindet, daß er zu ihm gehört — ihm war es dieser Vogel, der im Einsamen wohnt, weit die Flügel

Digitized by Google

spannend, wenn er mit strenger Lust sich in die Räume wirft. Und der Vogel saß gefangen, die Sehnsucht fraß ihm die Leber, wie er einst die Leber des Prometheus gefressen hatte, Ausgleich, Vergeltung, symbolischer Wechsel der Schicksale, die auf die Kreatur warten. Wahrmut machte sofort die erste Skizze, das Herz schlug ihm, als er den Schnabel nachbildete; wenn je im Gesicht eines Cäsars der Zug der Majestät gewesen war, hier beherrschte er alles, war der Kopf selbst. Er arbeitete bis in die Nacht, schlief im Atelier, blieb am nächsten Vormittag darin, und als er am Mittag in sein Zimmer hinunterging, kam er aus Fernen, die zu überwinden ihn Mühe kostete; er erschrak, er hatte Marja vergessen. Nie wird der bürgerliche Mensch diese Haltung verstehn, die er Herzlosigkeit nennt. Auf welche Weise kann er eine Tatsache wie den Tod so rasch als endgültig sehn, daß er gleich Wahrmut am liebsten nichts von dem getan hätte, was man tun muß, wenn jemand starb?

Wahrmut nahm das Telephon ab, um sich zu erkundigen, wann er ins Leichenhaus und zur Mutter gehn konnte, und fuhr zurück, als er vernahm, daß die erste Nachricht falsch gewesen, Marja zwar von einem kleinen Arzt, der alles behandelte und nichts verstand, für tot angesehn worden war, aber vielleicht noch gerettet werden konnte. Als er sie besuchen durfte, war sie eine arme gebrochene Frau, siech der von den Drogen verbrannte Magen, siech das Herz, die Nerven, Gehör und Augen, siech das Gemüt. Sie hatte sterben wollen, sie haßte alle, die sie daran gehindert hatten, den Arzt, der die Magenpumpe lobte, die Mutter, die ihre Vorwürfe begann, bevor Marja halbwegs wieder hören konnte, und dann, am heftigsten, ihn. In den Schatten dort unten war sie frei geworden.

Im Sanatorium, in das sie sich gleichgültig von ihm bringen ließ, lernte sie den neurasthenischen Adligen kennen, der sie heiratete. Wahrmut übersandte zur Hochzeit den ihr verdankten Bronzeadler, mit welch gemischtem Gefühl; alles war darin, Schuld, Abstand, Mitleid, die große Erschütterung und die ironische — das Leben selbst, der eingeweidewarme Knäuel, vor dem ihm zum erstenmal zu grauen begann, sich selber eingeschlossen.

Dritter Tag

Er stieg über das Tintenfaß hinaus in die Region der Lärchen. Seltsam, über den Tannen, die finstergrün in Nebelfetzen standen, auf Bäume zu stoßen, deren Laub in den vielen Farben des Herbstes starb,

Digitized by Google

es war wie lichter Frühling. Und da, es war wirklicher Frühling, die Nebel blieben zurück; in der blauen Kugelschale mit dem gezackten Kristallrand der Gipfel flammte der Mittagsstein, Diadem des Zenits, die Sonne. Unter den Nebeln lag die Menschenwelt, über ihnen stand er, aufgetaucht aus dem Meer, der Sohle, dem Ort der kriechenden Geschöpfe. Schon sah er, von seiner dreiviertel Höhe zur ganzen Höhe hinaufblickend, das Kreuz; winzig in der Ebene, war es riesengroß. Er berechnete die Zeit, es war zu spät, an diesem Tag hinaufzusteigen, die Dunkelheit hätte ihn überrascht; der Kramer galt als tückisch, er war gewarnt worden.

Wie zur Bestätigung brachen Führer und Hunde in die Stille; sie kamen von oben, wo sie nach einem Verschollenen gesucht hatten, der vor acht Tagen fortgegangen und nicht zurückgekehrt war, man durchstreifte alle Höhen. Die Männer blieben stehn und berichteten von ihren nutzlosen Nachforschungen; dem Kreuz zugewandt, streckten sie plötzlich den Arm aus, dort sprang eine Gemse von Riff zu Riff, stand, äugte, äste. Die Männer luden ihn ein, sie abwärts zu begleiten, er hatte keine Lust zu sprechen, gefüllt mit dem größeren Leid, das nach Marjas Selbstmordversuch ihn eingeholt hatte. Sie zeigten ihm einen anderen Weg, der hinüber nach der Farm führte, sagten Grüß Gott und sanken abwärts in den schon steigenden Nebel.

Die Farm lag geduckt am Fuß des letzten Buckels; kein Vieh, kein Mensch, selbst in den Trog floß aus der Röhre kein Wasser, er sah es von oben. Verödet von der Pest mußte er denken; es schien ihm, als sei das Erinnerung an eine nicht mehr feststellbare Erzählung, einst in der Jugend gelesen. So stark war der Eindruck, daß er die Siedlung mied, auf einer Baumwurzel Platz nahm, den mitgenommenen Vorrat öffnete. Da fiel der Brief heraus, den er in München erhalten und noch nicht gelesen hatte, weil er seinen Inhalt fürchtete. Wie die Dinge sich verzahnten: der Brief und das, was ihn an diesem Tag quälte, gehörten zusammen.

In jenem Winter, in dem er sich von Marja trennte, begann er in Gesellschaft zu gehn. Die Geselligkeit war eingeschränkt, die guten Familien sparten, er sah sich in die von Ausländern und neuen Reichen gedrängt. Sie mißfielen ihm, aber sie waren bequem. Um alles in einem Wort zu sagen, die Frauen, denen er hier begegnete, machten wenig Schwierigkeiten. Er war wieder allein, es galt das zu regeln, wovon man nicht spricht. Er begegnete sich mit einer reichen Jüdin, die beim Reiten im Tiergarten Schmuck trug, der am Abend zuviel

Digitized by Google

gewesen wäre, und mit einer finnischen Sängerin, die in Berlin studierte. Sie bewogen beide ihre Männer, seinen Adler zu kaufen, er konnte es nicht hindern, und stimmten auch darin überein, daß sie den Weg zu ihm bei einer Besichtigung seines Ateliers fanden, es war die Mode. Er war Weltmann genug, um die Geringschätzung, die er empfand, zu verbergen und keine Frau, die sich gab, zu mißachten. Aber die Geringschätzung blieb, und aus der Feststellung dessen, was er an jenen nicht liebte, ergab sich die Feststellung dessen, was er suchte. Gewohnt, auch Gedachtes so lange zu durchdringen, bis es als etwas draußen Gegebenes lebte, stieß er auf die bestimmtesten Begriffe, ein benennbares Ideal der Frau, mit der er sich hätte messen mögen.

Sich mit ihr messen, war bereits der erste Begriff, um den sich die Eigenschaften kristallisierten, die ihm wertvoll erschienen: Rasse, gutes Blut, Wärme, rasches Empfinden, Mut, Kühnheit und das alles so in beste Erziehung gebettet, daß es sich nicht anbot. Einmalig, für ihn geschaffen, war diese Frau nicht in der Boheme zu finden, auf die die Forderung der Lebhaftigkeit am ehesten verwiesen hätte; sie war auch nicht im Kleinbürgertum zu finden, kaum im höheren, vermutlich nur in der großen Welt — es gab sie in Berlin nicht mehr. Er ging über Ostern nach Baden-Baden, sah die Gefahr, einer mondänen Lebenshaltung zu verfallen und Einlaß in die Sphäre des Reichtums und Ehrgeizes zu suchen, kehrte desorientiert nach Berlin zurück, stand wieder der Not dessen, wovon man nicht spricht, gegenüber und machte im Tattersall die Bekanntschaft des Malers Brühl, der ihn interessierte und unsympathisch war.

Österreicher, trug er im Gesicht Pockennarben; mit dem Kotelettenansatz hätte er, weniger perfekt gekleidet, an einen Zureiter erinnert. Er hatte mit mäßigem Erfolg Gattinnen des Westens gemalt, bis er zum Silberstift überging und mit duftigen Zeichnungen Furore machte. Er konnte dazu nur Frauen brauchen, die elegant und zugleich zart waren; der dicken Ehefrauen war er ledig, er wandte sich denen zu, die seidene Dessous, nicht größer als die eines vierzehnjährigen Mädchens, legitim trugen. Er erweiterte sein Arbeitsfeld, indem er junge Töcher, Backfische, Halbwüchsige zeichnete — so kam er zuletzt in organischer Entwicklung zu seiner Besonderheit, Schulmädchen mit dem Mozartzopf — gleich, ob sie schmachtend oder herausfordernd waren. Er erzählte Wahrmut, daß er sich an die über die ganze Stadt verteilten Privatlyzeen stellte, zu der Zeit, wenn sie sich leerten, um Modelle zu suchen.

Digitized by Google

Was lag näher, als die, die ihm geeignet schienen, anzusprechen — selbst überrascht, machte er die Entdeckung, daß die kleinen Frauenzimmer nicht schwierig waren. Beim zweiten, dritten Mal kamen sie zu ihm, er verführte sie mit Schokolade und Bizeps, trainierter Boxer, der er war. Er fehlte bei keinem Ringkampf, der ausgetragen wurde, und brachte seinen Schulmädchen den Geschmack an ihnen bei, manche ging statt in die Schule mit ihm in den Sportpalast, so war die Großstadt; in der Großstadt hatten schon die Jüngsten einen Busen.

Eins ergab das andere. Durch eines der Mädchen, das verderbter als seine Freundinnen war, erfuhr er von einer Kupplerin, die in Form einer Pension ein Unternehmen führte, in dem Lebemänner mit Schülerinnen zusammengebracht wurden. Die Sache war organisiert, man wohnte in der Pension, die nur Herren aufnahm, oder meldete sich an, die Inhaberin gab am Telephon ihren Mittelleuten harmlose Bestellungen auf junge Hasen, Rebhühner, Fasanen, das Geflügel wurde geliefert, junge Dinger. Er schlug Wahrmut, der halb ungläubig war, halb an Zeitungsberichte erinnert wurde, vor, jene Pension in der Nürnberger Straße mit ihm zu besuchen, und versicherte, daß für die Vertrauten des Hauses ein Album bereit lag, in dem man wählte.

Alles war vorbereitet, Brühl hatte schon gewählt. Um eine Diwanecke war ein Tisch gedeckt, Schokolade, Kuchen, Schnäpse, Zigaretten darauf, darunter der Kübel für den Champagner, der nachhalf. Die Tür ging auf und zwei Vierzehn-, Fünfzehnjährige traten ein, mit langem Zopf, die Musikmappe in der Hand. Sie waren verlegen, aber man merkte, daß sie sich nicht zum erstenmal zuführen ließen. Wahrmut fühlte einen Schmerz unter der Herzgrube, dann stand er erblassend auf, ein entsetzlicher Gedanke vergewaltigte ihn. Das schwarze der beiden Mädchen war das Ebenbild der Frau, von der er sich vor vierzehn Jahren getrennt hatte —, von ihr und einem einjährigen Mädchen. Das Alter stimmte. Bevor er nach ihrem Namen fragen konnte, hörte er Brühl: Nun Fräulein Alice sagen, und als sein Blick auf die Musikmappe fiel, sah er die Buchstaben A. W.

Brühl legte der blonden den Arm um die Hüfte und überließ ihm — die eigene Tochter. Er starrte in die braunen Augen, die ohne den sinnlichen Ausdruck strahlend schön gewesen wären; oh, alles Schöne, Strahlende, Junge war sinnlich — es würgte ihn und er erinnerte sich später deutlich der Empfindung dieses Augenblicks: die Natur, die das alles hervorbrachte, ist ekelhaft und nichts hilft gegen diesen Ekel.

Digitized by Google

Das Mädchen verzog den Mund vor seinem finsteren Gesicht und wandte sich ab, Brühl schenkte Champagner ein. Wahrmut bezwang sich und stieß an, fieberhaft überlegend, was er tun sollte, Brühl durfte nichts merken. Unter dem Vorwand, sein Zigarettenetui aus dem Paletot zu holen, ging er hinaus, fand die Telephonkabine und verband sich mit der Mutter. Nehmen Sie ein Auto und kommen Sie sofort, sagte er. Als er in den Salon zurückkehrte, schlug Brühl dem Kind, das er gewählt hatte, vor, es drüben in seinem Zimmer zu zeichnen, Wahrmut blieb mit Alice allein.

Sie war mißtrauisch, er suchte Zeit zu gewinnen und unterhielt sie, schlimmste Viertelstunde seines Lebens, bis er unten das Autosignal hörte. Er sagte ihr, daß er ihrer Mutter telephoniert hatte, sie sprang auf, eilte zur Tür, riß den Hut vom Ständer; er folgte ihr, sie sprang die Treppe hinab, in der Haustür stand die Mutter. Er verabredete einen Besuch, stieg wieder hinauf, rief die Wirtin und verlangte unter der Drohung, sie anzuzeigen, das Album und die Namensliste; zwei Wochen später, als er noch mit sich kämpfte, ob er es wagen konnte, ihr die Polizei ins Haus zu schicken, las er, daß das Nest ausgehoben war.

Was half es, daß er den Namen rettete, hier war nichts mehr zu retten. Manchmal hatte er sich in den letzten Jahren, als ihm mitgeteilt worden war, daß seine Frau in Berlin wohnte, gefragt, was er empfinden würde, wenn er auf der Straße seiner Tochter begegnete. Er hatte es nicht wahr haben wollen, daß er diese Begegnung wünschte. Nichts wäre einfacher gewesen als hinzugehn und das Kind zu sehn. Er hatte es unterlassen, weil man sich nicht nach fünfzehn Jahren meldet, weil man das nicht tut, was man nicht ganz tun kann, weil er eine Tatsache, die nur noch eine äußerliche war, nicht einordnen konnte, er hatte kein Kind. Kind ist nicht, wen man nicht erzogen hat. Und dann, zwingendster Grund, die Mutter hatte längst von neuem geheiratet, das Kind lebte in Verhältnissen, in denen für ihn kein Platz war; nicht einmal durch Geldbeiträge war er mit ihm verbunden, der zweite Vater war so wohlhabend, daß er jede Beihilfe abgelehnt hatte. Man wollte nichts von ihm wissen, er war nur lästig.

Was blieb? Eine Schuld, unfaßbar, unbenennbar, wie alle feinere Schuld. Suchte man sie zu definieren, so schwand sie unter den Händen; es war keine Schuld, sich von einer Frau scheiden zu lassen und ihr das Kind zu übergeben. Wenn er zurückdachte, empfand er wieder, was er oft empfunden hatte: daß es unerträglich sei, alle

Digitized by Google

Jahre einmal wie der Onkel aus der Provinz mit der Schokolade zu einem Kind zu gehn.

Nur eines wäre möglich gewesen, nicht einmal im Jahr das Kind zu sehn, sondern es dauernd im Auge zu behalten, es wissen zu lassen, daß es einen Vater hatte. Das nicht getan zu haben, war das die Schuld? Wie dem auch war, es blieb das würgende Gefühl, mit dem er nun an die Worte Der Mensch, Das Leben. dachte. Wie bei Marja wiederholte sich die Erkenntnis: aus der Klarheit entsteht die Wirrung, aus der durchgeführten Linie das Knäuel, aus der sauberen Abgrenzung der Einbruch.

Er verwand diese Sache nicht, zum ersten Mal half ihm die Unbewegtheit, mit der unabänderliche Dinge zu betrachten er sich gewöhnt hatte, nicht weiter. Er versuchte, seinen Schmerz in abgeleitete Einsichten zu verwandeln, in jenes Grauen, in jene Empfindung, daß das Leben eine bittere oder scharfe oder erbarmungslose Angelegenheit sei, giftig wie der Biß einer Schlange. Er kam nicht darüber hinweg, daß eine Liebe, die ganz unten auf dem Grund seiner Seele auf ihren Tag gewartet hatte, in dem Augenblick, in dem sie sich ausbreiten wollte, gemordet worden war. Eine Untreue, eine Verführung, das alles konnte man durch reinliche und entschlossene Haltung ausgleichen; nicht das, was hier geschehn war. Er dachte einen Augenblick daran, das Mädchen zu sich zu nehmen und über den Abgrund zu leiten; er erfuhr, daß es von den Eltern in ein Pensionat geschickt worden war, und der Blick in sein Auge war zu verräterisch gewesen: zu herausfordernd darin der Glanz, zu wissend, zu sinnlich.

Wochen vergingen, er fand sich ab, zuletzt blieb ein schwer zu umschreibendes Gefühl übrig: die Auflehnung dagegen, daß es ihm nicht gelungen war, seinen Weg zu gehn, ohne daß er beschmutzt wurde, ohne daß das Häßliche nach ihm griff, ohne daß er den Tribut zahlte. Die Auflehnung blieb, und ihre Ohnmacht. Damals kam ihm zuerst der Gedanke, daß es ein Mittel geben sollte, um solche Belastungen auszuscheiden, abzuwerfen, hinter sich zu bringen. Das Mittel hätte darin bestanden, von neuem anzufangen, den Strich unter einen Lebensabschnitt zu setzen, die Vergangenheit auszulöschen, — nicht nur ihr Unangenehmes, auch ihren Erfolg, ihren Ruhm, ihr Glück. Namen, Stellung, Beziehungen aufgeben und nicht wie ein Müder auswandern, sondern wie ein Mutiger, der noch einmal beginnt.

Es war die Zeit, in der das Reich zu zerbrechen schien, man schrieb September 1923. Jeder ungefähr im Land wünschte, in neue Verhält-

Digitized by Google

nisse zu flüchten; wer konnte, ging ins Ausland. In allen war der politische Wille gelähmt, alle standen dem Schicksal apathisch gegenüber. In dieser Verfassung war er nach Garmisch gefahren. Was band ihn? Nichts. Er hatte eine angenehme Wohnung, das war alles. Kleidung für ein Jahr hing unten im Hotel, sein Vermögen trug er auf sich, Molins Abneigung gegen die Banken hatte sich auf ihn übertragen, eine Brieftasche mit Pfunden war sein Schließfach. Nicht einmal eine Absicht hatte ihn geleitet; wer reiste, mußte sich in dieser Zeit von dem Bankier freimachen. Drüben lag eine Grenze, dort vorne am Bodensee eine andere. Was hinderte ihn? Nichts. Er sah Lugano vor sich, den Ort, der alles verkörperte, was er an Reiz des Fremden kannte. Er fühlte physisch die Luft eines warmen Abends am Gestade, sah die heiteren Farben, die sommerlichen Fensterläden. Eine Fahrt durch den Gebirgsstock, und der Norden war symbolisch überwunden. Was er konnte, was er unveräußerlich besaß, hätte er mit sich geführt, überall vermochte er zu arbeiten, seine Arbeit verwies ihn auf kein Milieu und keine Nation. Im Norden ließ er drei Werke zurück, das, was von fünfzig anderen blieb — abermals drei und er war wieder jemand, wenn ihm daran lag, jemand zu sein.

Auf seiner inneren Bühne verschob sich eine Kulisse, sie gab den Blick frei auf die Szenerie der zweiten Jugend. Und wie es in der ersten Augenblicke gegeben hatte, in denen er die süße Lockung der Fremde verspürte, durchschlug ihn die Lust des Neuen, dessen, was gestaltet, gewagt, versucht sein wollte. Erst Abenteuer, dann Sehnsucht, dann Möglichkeit, das war die Entwicklung eines Gedankens. Jung wie Chidher sein, der alle fünfhundert Jahre des Wegs gefahren kam, wunderbarer Wechsel, große Verwandlung. —

Er sprang auf, als sei er ertappt worden: in der Farm erblickte er eine Frau, sie ging zum Stall. Er schaute nach der Sonne und erschrak; sie sank schon hinter den Querriegel, der das Garmischer Tal mit dem von Ettal verband. In einer Viertelstunde wurde es finster, er tat gut daran, hier zu übernachten. Darauf gefaßt, Sennersleute zu treffen, traf er einen Gebildeten, einen Gelehrten, einen Philosophen, der Wahrmuts Namen aus Kunstzeitschriften kannte, wie er den Kellers aus Büchern. Sie begrüßten sich hier oben als Menschen von gleichem Bildungsgang, wie sich in Afrika zwei Weiße begrüßt hätten. Während die Frau Kaffee kochte, erzählte Keller die Umstände, die ihn in dieses Haus geführt hatten. Er war leidend. In normalen Zeiten hätte er in den Heilstätten des Engadin

Digitized by Google

Genesung gesucht; er mußte froh sein, wenn es zu einer Kur in den Sanatorien Partenkirchens reichte. Aber in Partenkirchen störten ihn die Fremden und die eingezwängte Lage der Kuranstalt, die außerdem vor zwei Jahren in ein Hotel verwandelt worden war.

Auf der Suche nach einem Aufenthalt in hoher, durchsonnter Luft hatte er diese Farm gefunden und gekauft, nach einer Beratung mit der, ohne die er, der an Liegestuhl und Schreibtisch Gefesselte, nicht das Leben führen konnte, auf das er angewiesen war. Er verdiente nichts, er mußte verdienen, daher übernahm er mit der Farm Vieh, Knecht, Magd. Alle Arbeit lastete auf der Frau, die mit der Sonne aufstand, lange nach ihr sich erst legte. Von Mai bis Oktober galt es soviel zu gewinnen, daß die Wintermonate in der Pension unten überstanden werden konnten. Heuer war der letzte Tag vor der Übersiedlung ins Winterquartier, das Vieh war schon abgetrieben, das Gesinde entlassen.

Die Frau setzte sich zu ihnen an den Tisch vor dem geheizten Ofen. Wahrmut sah ein Gesicht, dessen Milde sich hinter verschlossenen Lippen und einer stolzen Herbe verbarg. Er begriff den Sinn dieses Lebens: Entsagung auf Gesellschaft, Entsagung auf Mutterschaft, Entsagung auf alles Verschwenden. Sie war eine Pfarrerstochter, Keller streifte die Vorgeschichte einer Ehe, die durch Kämpfe mit der Familie gegangen war, bevor sie sich gefestigt hatte. Sie war religiös, er ein Atheist, nach der Meinung der Welt. Ihre Brautzeit war mit Gesprächen und Briefen ausgefüllt, in denen er sie mühsam zu sich hinüberzog, bis sie verstand, daß es andere Formen der Religiosität gibt als die kirchliche.

Als sie ihn verstand, machte sie seine Sache zu der ihren, aber sie waren erst zwei gegen alle. Sie war schweigsam, sie wußte, wer ihr Gefährte war, es genügte. Schweigsam verwuchs sie mit ihm, nahm die Last des Haushalts, der ausgedehnten Wirtschaft, des Absatzes der Produkte und der Verhandlungen mit gerissenen Bauern auf sich, um ihm die Muße zu ermöglichen, die er, der langsame Arbeiter, brauchte. Er war hilflos ohne sie, er gestand, als sie abermals in der Küche weilte, um das Nachtmahl zu bereiten, daß er manchmal unter der Verantwortung für einen anderen, der dieses Leben teilte, das Leben eines in die Öde flüchtenden Aussatzkranken, zusammenzubrechen drohte. Er gab nichts, denn was er gab, die Überwindung des ihm natürlichen Triebes, einen Kreis des Abstands um sich zu legen und von ihm auch noch die treue Freundin aus-

Digitized by Google

zuschließen, durfte für nichts gelten, weil er es nicht vorrechnen durfte.

Welch ein Gegensatz zu mir, sagte sich Wahrmut und dachte an die Unbekümmertheit, mit der er seine Kräfte auf Produktion, Frauen, Verkehr, Reisen warf. Im Dasein dieses Mannes wurde alles durch Zucht, Verzicht, Strenge erarbeitet, keine Breite, keine Verschwendung, nur Konzentration auf das Eine, Regulierte. Er kam sich vor Keller wie einer der fahrenden Leute vor und knabenhafter Genießer, der mitnimmt, Samen sorglos in sich keimen, auch verderben läßt, denn immer war noch Zeit, Zukunft; während hier einer darauf bedacht war, seine Ernte in die Scheune zu bringen, bevor die ihm strenge Parze den Faden abschnitt.

Welch ein Gegensatz, und doch wie nah, verständlich. Andere Voraussetzungen, andere Folgen; aber Ziel und Ergebnis waren gleich. Ehelos fühlte er die Natürlichkeit dieser Ehe, die auf Not gegründet war. Das Leben bestehen, ihm den Inhalt und die Freiheit abgewinnen, das war das Gemeinsame. Gar kein Wechsel führte zum gleichen Resultat wie unbeschränkt geübter Wechsel: ins Herz der Welt. Die Freundschaft, die er für Keller empfand, war so groß, daß er ihm von Marja und Alice erzählte, und dann, bei der Zigarre des Abends, von seinem Wunsch, Namen, Stand, Beziehung abzuwerfen.

Indem er erzählte, fand er, was zu diesem Trieb zu sagen war, selbst. Es war der Buddhawunsch, nicht eingefangen zu werden in das, was zeitlich ist. Immer war in jedem, der das Große fühlte, der gleiche, eine Drang am Werk, sich um des Ewigen willen vom Zeitlichen zu lösen. Darf man diesen Trieb in eine Handlung umsetzen, die fortan das Leben bestimmt, ihrerseits neue Verhältnisse schafft, denen man sich nie mehr entziehen kann? Oder ist es genug, den Wunsch im Inneren mit sich zu tragen, wie man viele Wünsche, Stimmungen in sich trägt?

Vierter Tag

Früh am nächsten Tag nahm Wahrmut Abschied und stieg zum Gipfel hinauf.

Es kamen kleine Kamine, es kam erster Schnee. Nach zwei Stunden stand er am eisernen Kreuz, es war in den Felsen gemauert und mit Drahtseilen verankert. Ein Kästchen hing daran, im Kästchen lag ein Buch, in das die Touristen ihren Namen schrieben.

Digitized by Google

Die Karwendel glänzte herüber, die Alpspitze war Pyramide, der Kamm zwischen ihr und der Zugspitze bösartiger Haifischkiefer, besetzt mit kleinen, grausamen Zähnen.

Als er seine Vorräte öffnete, fiel abermals der nichtgelesene Brief heraus. Er schnitt ihn langsam auf, sich zur Ruhe zwingend. Man teilte ihm mit, daß Alice aus ihrer Pension verschwunden war, ein ungarischer Cafémusikant hatte sie entführt. Er besaß die Ruhe, die er sich befahl; tief unten fühlte er einen Stich, das Unten war fern. Ein Schicksal hatte sich entschieden, niemand konnte es mehr ändern. Seine Tochter trieb sich verloren in der Welt herum; es tat weh, dagegen half nicht Gelassenheit, und doch war die Haltung, die dagegen half, Gelassenheit — Gelassenheit, die den Schmerz einschloß; nicht abgetöteter Keim war der Schmerz, sondern gehegter, er hatte eine weibliche Empfindung, Schoß zu sein, der willig trägt.

Flucht aus der Welt? Nein, diese Frage war entschieden. Vielleicht hatte er sich in der Vorstellung gefallen, so jung zu sein, daß er, wie vor zwanzig Jahren, hinausziehen konnte, das Leben zu erobern. Er schied das Abenteuer aus, und es blieb: dieselbe Handlung mit verändertem Sinn — wenn er sie wollte. Während er abstieg, sann er darüber nach, was er gewann, wenn er außer Landes ging, an einen Ort, wo ihn niemand kannte. Das Land zerfleischte sich, instinktlos, er gestand keine Treue zu, wo er nicht mehr achten konnte. Sie zerfleischten sich — nicht seine Sache wurde da geführt. Er dachte zu Buddha hinüber — Gott werden, darüber konnte man nur lächeln. Aber sich einmal von den Menschen wenden, um Gott, der nichts Einzelnes, der die Einheit aller Dinge war, näherzukommen — schöner, tiefer Gedanke. Nicht aus dem Leben fliehen, aber einmal Abstand setzen, um gelassen zu warten, wie die Sehnsucht nach den Menschen wiederkehrte, sich verjüngte, das war die Lockung, die standhielt.

Er hatte nicht auf den Weg geachtet, befand sich schon tief unter dem Gipfel. Er sah, daß dieser Pfad über den Nordhang führte, deutlich bis dort, wo an den Felsenvorsprüngen ein Schneefeld begann. Er erinnerte sich der erhaltenen Warnung und schwankte, ob er umwenden sollte. Aber nie hatte er es geliebt, auf demselben Weg zurückzukehren, er ging weiter. An dem Felsen verließ ihn die Sicherheit, er hatte die Wahl, in das Garmisch entgegengesetzte Tal hinabzusteigen, oder zwischen den Felsen anzusteigen und nach der Garmischer Seite sich durchzutasten. Er wählte den Anstieg;

Digitized by Google

der Schnee war auf der Oberfläche vereist, darunter brüchig; er kam nicht vorwärts.

Die Sonne gab ihm die Richtung, aber er geriet in eine Schneeverwehung vor der Wand eines Kamins, zwängte sich hinein und prallte, als er nach einem Halt suchte, zurück; statt eines Steines hatte er einen Stiefel, einen Fuß ergriffen. Er schwang sich hinauf, stand vor einem Toten und dachte sofort an den Amerikaner, den die Führer tags zuvor gesucht hatten. Der Kopf lag tiefer, halb abgewandt; er beugte sich darüber und sah geronnenes Blut. Der Mann hatte sich erschossen, die Pistole lag ein paar Schritte höher. Um sich zu vergewissern, griff er in den Rock und fand eine Brieftasche. Sie barg Geld, Briefe und einen Paß auf den Namen Edward Brown, gültig für die west- und mitteleuropäischen Länder.

Wahrmut sah ihn prüfend durch, er enthielt einige benutzte Visa und ein vor einer Woche in München ausgestelltes für die Schweiz, das nicht benutzt war. Er setzte sich und rauchte, den Toten anblickend, eine Zigarre, in langsamen Zügen, wie man tut, wenn man seine Gedanken ordnet. Das Ergebnis war, daß er das Geld und alles andere in die Brieftasche legte und diese wieder in den Rock steckte, den Paß behielt. Dann brach er auf, fand die Übergangsstelle zwischen dem ersten und dem zweiten Kramergipfel und erreichte am Nachmittag das Tal.

Im Hotel standen Wirt und Gäste erregt zusammen. Es war der Jahrestag der Revolution, in München hatte man die bayrische Regierung in Wirklichkeit, die deutsche in effigie gestürzt. Er las das Blatt mit derselben Aufmerksamkeit wie oben den Paß. Was da geschah, beendete sein Schwanken, er übergab den Paß nicht der Polizei. Er verlangte die Rechnung, vergewisserte sich, daß der Zug nach Pfronten fuhr, packte und ging zur Bahn. Es war nicht einmal nötig, Spuren zu verwischen. Um nicht von Leuten, die seinen Namen an der Hoteltafel lasen, belästigt zu werden, hatte er sich längst gewöhnt, unter einem neutralen Namen aufzutreten.

Am Abend war er in Pfronten, am nächsten Mittag in Lindau; mit dem Nachmittagsschiff fuhr er nach Romanshorn. Der Paß des Amerikaners hatte ihm einen einzigen Dienst erwiesen; er brauchte sich nicht einen eigenen zu verschaffen, konnte, wie selten war das möglich, einen Entschluß sofort in Tat verwandeln. Man würde ihn in Berlin nach einiger Zeit suchen, ein paar Briefe würden in München auf der Post liegen bleiben und einige Leute sich den Kopf zerbrechen, was

Digitized by Google

mit seinen Büchern und seinem Handwerkszeug in der Wohnung geschehn sollte, das war alles.

Er vermied, durch Zürich zu gehn, um nicht Bekannten zu begegnen, beschloß, den Bart wachsen zu lassen und änderte im Paß den Namen Brown in Brower um, zwei Federstriche. Mit dem Nachtzug fuhr er durch den Gotthardt; der einzige Reisegefährte, der das Polster mit ihm teilte, war eine junge Dame. Am Morgen, als der Zug, die Eisenschlange, abwärts glitt, sah er, daß es ein junges Mädchen war, Typus der Norddeutschen, aber im Benehmen eine Freiheit und eine Erwartung respektvoller Behandlung, die auf die skandinavischen Länder verwiesen. Er kam ins Gespräch mit ihr und erfuhr, daß die Norwegerin, über die Gefahren drohender Revolutionen lächelnd, seit sechs Monaten mit ihrer noch jüngeren Schwester reiste, in allen Ländern die Freunde der Eltern aufsuchend. Jetzt war sie auf dem Weg zu einem dänischen Musiker, der am Maggiore, dort wo der italienische Norden italienischer als irgendein Teil des Königreichs ist, ein Haus besaß. Sie behandelte ihn wie einen Kamerad, mit dem sie von je bekannt war, und als sie in irgendeinem Zusammenhang sein Alter schätzte und auf zweiunddreißig riet, fühlte er, daß er jung war, nicht weil man zu nieder taxierte, sondern weil er nie Alter haben würde.

O Deutschland, dachte er, wie gut tut es, aus deiner vergrämten Luft in die Welt, die ihren Gang weiter geht, zu ziehn. In Lugano stieg er im Hotel am See ab, im Hotel war man den Menschen so nah, wie man zu sein wünschte, nicht zu nah, wenn man Abstand halten wollte. Er war nicht Maulwurf, der sich verkroch; Einsamkeit bedarf ihres Gegensatzes, sonst ist sie selber Gegensatz, sie ist Verhärtung.

DIE ÄSTHETIK MARCEL PROUSTS

von

ERNST ROBERT CURTIUS

Marcel Proust ist am 18. November 1922 gestorben. Spät trat er mit der Ernte seiner Lebensarbeit hervor. Sein Roman „A l'ombre des jeunes filles en fleur" erhielt 1919 den Goncourt-Preis. In schneller Folge erschienen dann* die anderen Bücher, „Du

* „Du Côté de chez Swann" war schon 1913 erschienen.

Digitized by Google

Côté de Guermantes", „Sodome et Gomorrhe" – im ganzen bis jetzt neun Bände, Fragmente eines einzigen großen Werkes, das den Gesamttitel trägt „A la recherche du temps perdu". Fortsetzung und Abschluß dieses Werkes sind von Proust noch kurz vor seinem Tode im Manuskript vollendet worden und sollen in mehreren Bänden demnächst im Druck erscheinen. Dann erst werden wir ein vollständiges Bild von diesem großen Autor besitzen, dessen Ruhm so schnell die künstlerische Intelligenz Europas in seinen Bann gezogen hat.

Wie lange haben ein Stendhal, ein Balzac, ein Flaubert auf das Verständnis warten müssen! Marcel Proust – und warum soll ich nicht gleich ohne Umschweife meine Überzeugung aussprechen, daß sein Name in Zukunft mit diesen drei großen Namen genannt werden wird? – hat ein besseres Schicksal gekannt. Der Ruhm, der helle vielstimmige Ruhm hat ihn nach kurzer Frist gegrüßt, hat dem leidenden und sterbenden Manne noch den vollen, immer stärker anschwellenden Chor der Bewunderung, des Dankes, der Freude gesungen. Die Meister der Kunst haben ihm noch gehuldigt, und die Jugend hat ihm gedankt für die Schönheit, die er über das Leben gebreitet hatte. Ein erstes Denkmal ist ihm errichtet in der gehaltvollen Sondernummer der „Nouvelle Revue française" am 1. Januar 1923, in der die Zeugnisse von Freunden und Bewunderern aus allen Ländern vereint sind.*

Der erste Eindruck bei der Lektüre von Proust ist ein seltsames Gemisch von Bezauberung und Verwirrung. Man wird gefesselt wie von den Klängen einer neuen Musik, deren Harmonik man noch nicht analysieren kann; hineingezogen in eine Erlebnisart von so eigentümlichem Reiz, daß man sich ihren Lockungen hingeben muß. Man wüßte nicht zu sagen, was es ist, das so sanft überredet und so magnetisch anzieht, man läßt sich treiben wie auf einem ruhigen mächtigen Strom, gewärtig aller Abenteuer, willig sich lösend vom hemmenden Automatismus der Gewohnheiten und der erstarrten Denkformen. Man trifft dann plötzlich auf ein paar Sätze, in denen die Originalität dieser Kunst sich zu entschleiern scheint. Diese Erfahrung wiederholt sich beim Fortschreiten der Lektüre. Aus einem verschwommenen Eindruck hebt sich bei der zweiten oder dritten Wieder-

* Ende 1923 erschien bei Chatto & Windus in London ein englischer Sammelband: „Marcel Proust, an English Tribute", herausgegeben von Scott Moncrieff.

Digitized by Google

kehr eines solchen Satzgebildes ein bestimmterer Umriß empor. Man weiß jetzt, daß man an einer wenn auch vielleicht peripheren, so doch wesentlichen Stelle das Geheimnis der schöpferischen Originalität erfaßt hat. Ein deutlich greifbarer Einzelzug ist sichtbar geworden. Wie sich aber dieser Einzelzug zum Ganzen verhält, bleibt zunächst noch ganz unbestimmbar. Aber ein Ansatzpunkt ist gewonnen. Nur aus der sorgsamen Sammlung und Vergleichung solcher Einzelzüge kann in immer erneuter und ausgeweiteter Betrachtung und Besinnung das Gesamtbild erarbeitet, kann die Intuition geklärt werden. Alle echte Kritik geht diesen Weg. Proust selbst beschreibt ihn in seinem Ruskin-Essay: „Aider le lecteur à être impressionné par ces traits singuliers, placer sous ses yeux les traits similaires qui permettent de les tenir pour les traits essentiels du génie d'un écrivain, devrait être la première partie de la tâche de tout critique. S'il a senti cela et aidé les autres à le sentir, son office est à peu près rempli. Et s'il ne l'a pas senti, il pourra écrire tous les livres du monde sur Ruskin: 'l'homme, l'écrivain, le prophète, l'artiste, la portée de son action, les erreurs de la doctrine': toutes ses constructions s'élèveront peut-être très-haut, mais à côté du sujet; elles pourront porter aux nues la situation littéraire du critique, mais ne vaudront pas, pour l'intelligence de l'œuvre, la perception exacte d'une nuance juste, si légère semble-t-elle". Kritische Begabung, so könnten wir hinzufügen, bedeutet nichts anderes als die Fähigkeit, von solchen Einzelzügen frappiert zu werden. Wenn das Philosophieren im Staunen wurzelt, so ist es die Voraussetzung aller Kritik, daß dem Kritiker bestimmte Dinge auffallen. Beides vollzieht sich nur bei aufgeschlossener Hingabe an den Gegenstand. Die Ruhe und Passivität des reinen Aufnehmens muß die primäre Haltung des Kritikers sein. Rezeption ist die Vorbedingung der Perzeption, und diese führt zur Konzeption. Denn über die Wahrnehmung und Festlegung der Einzelzüge hinaus schreitet die Kritik in gleichsam induktivem Verfahren zur Rekonstruktion der geistigen Gesamthaltung des Autors fort. Oder, um Proust wieder das Wort zu geben: „Je conçois pourtant que le critique devrait ensuite aller plus loin. Il essayerait de reconstituer ce que pouvait être la singulière vie spirituelle d'un écrivain hanté de réalités si spéciales."

Dieser letzte Satz formuliert die Einsicht, daß die Einzelzüge eines künstlerischen Werkes bestimmten Elementen der Wirklichkeit entsprechen, die für den Künstler einen besonderen Bedeutungsakzent

Digitized by Google

tragen und die er sinnlich sichtbar macht. Was wir die Inspiration des Künstlers nennen, ist nach Proust nichts als die Anschauung, die er von jenen Wirklichkeitselementen hat und das Maß von Klarheit und Bestimmtheit, das diese Anschauung erreicht. Was wir Talent nennen, ist die Fähigkeit, diese Anschauung wiederzugeben, oder anders gesagt, jene Momente des Seins im Werk neu zu gestalten. Phänomen und Begriff der Kunst wurzeln also letzten Endes in einem metaphysischen Grunde. Wie unsere Musik aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Klänge nur einen begrenzten Ausschnitt kennt (eine Zone des Gestalteten, die von jedem schöpferischen Tondichter erweitert wird), so spiegeln sich in unserem seelischen Leben nur Bruchstücke des Gesamtseins wieder. Der große Schriftsteller ist der, der neue Aspekte der Gesamtwirklichkeit erlebt und sie so zwingend und fordernd erlebt, daß sie für ihn einen Ewigkeitsgehalt annehmen. Er fühlt sich triebhaft genötigt, dem Drang dieses Schauens alle übrigen Lebensinhalte, ja unter Umständen das Leben selbst zu opfern. Für einen solchen Künstler bedeutet sein Leben schließlich nur mehr das unentbehrliche Organ der Anschauung: dasselbe, was dem Naturforscher seine Beobachtungsinstrumente sind. Dieses Opfer des eigenen Lebens im Dienste der Anschauung und der Gestaltung macht die Moralität des Künstlers aus.

Wenn uns der erste Blick auf das Werk Prousts unvermerkt zu den Wesensfragen nach dem Sinn der Kunst und der Funktion des Künstlers führt, so ist es, weil diese Fragen selbst zu den bestimmenden Motiven von Prousts Denken und Schaffen gehören. Prousts Kunst ist eine Kunst der Intelligenz, genährt aus dem ganzen Bildungsstoff unserer Tradition. Für Proust wird die von Gundolf in seinem „Goethe" so fruchtbar verwendete Antithese von Urerlebnis und Bildungserlebnis gegenstandslos, man müßte denn sagen, das Bildungserlebnis gehöre zu seinen Urerlebnissen. Schon der oberflächliche Blick lehrt, daß diese Romane von Reflexionen, Anspielungen, Reminiscenzen übersät sind. Aber was oberflächlich so erscheint, bezeichnet in Wirklichkeit nicht eine Einsprengung, einen Aufputz, eine schmückende Zutat, sondern ist ein Ausdruck von etwas ganz anderem: die Intellektualität ist der Nährboden des Lebens, das sich in dieser Kunst seinen Ausdruck schafft. Intellektualität im höchsten und umfassendsten Sinne, als ein Erstes und Letztes, das sich nicht erst als Reaktion auf das Leben einstellt, sondern mit dem Lebensgefühl selbst da ist und mit ihm in unauflöslicher Einheit verbunden ist.

Digitized by Google

Leben und Erkennen sind hier in der Wurzel eins. Erkennendes Leben, lebendes Erkennen tritt uns hier entgegen als ursprüngliche Spontaneität des Geistes, als farbigste und duftigste Blüte des vitalen Prozesses. Das intellektuelle Leben ist für Proust von all den parallelen Leben, die wir gleichzeitig leben, das spannungsreichste. So denkt auch Bergotte, der große Schriftsteller, wenn er einen Kranken zu trösten sucht: „Ich beklage Sie sehr", sagt er ihm. „Und doch – ich beklage Sie nicht allzusehr, weil ich wohl sehe, daß Sie über die Genüsse der Intelligenz verfügen und weil diese für Sie wie für alle, die sie kennen, wahrscheinlich das Wichtigste sind."

Intelligenz in dem Sinne, den sie bei Proust hat, ist nichts inhaltlich Festgelegtes, auch keine durch Übung entwickelte Teilfunktion der Persönlichkeit, sondern der allumgreifende elementare Drang, sich die Wirklichkeit durch Erkenntnis zu erschließen. Intellektuelle Erkenntnis kann in vielen Formen auftreten: als Lebensklugheit, als Geschäftsverstand, als Rechtsprechung, als Wissenschaft, als Philosophie. Von all dem ist hier nicht die Rede. Jenseits all dieser Sonderformen und Spezialfunktionen gibt es ein Erkennen der Lebensgehalte, das weder praktischen Zwecken dient noch an die Systematik eines Sachgebietes gebunden und durch sie eingeschränkt ist. Diese Erkenntnis hat nur eine Ausdrucksform: die Kunst. Gestaltung ist die Sprache des künstlerischen Erkennens. Alle Kunst ist Erkenntnis. Wollte man Prousts Aussagen über künstlerische Probleme ordnen, so würde sich daraus eine noetische Kunsttheorie ergeben. Nicht Erhöhung des Lebens, nicht Darstellung einer geläuterten Natur oder eines adligeren Menschentums, aber auch nicht Formenspiel, nicht Bilden um des Bildens willen, nicht Verwirklichung von Schönheit ist für Proust der Sinn der Kunst. Weder Nietzschescher Vitalismus, noch Formanbetung oder irgendeine Abwandlung des l'art pour l'art können in der geistigen Welt Prousts Geltung beanspruchen; erst recht nicht können sie ihr gerecht werden.

In seinen Ruskinstudien hat Proust seine Kunstphilosophie gegeben. Es ist für ihn eine Wahrheit metaphysischer Ordnung, daß man die Kunst nicht in fruchtbarer Art lieben kann, wenn man sie nur um der Genüsse willen liebt, die sie gibt. Wer das Glück sucht, der findet es nicht. Man findet das Glück nur, wenn man anderes sucht. So ist es mit dem ästhetischen Genuß. Er wird uns zuteil als ein Überschuß, wenn wir die Schönheit um ihrer selbst willen lieben, als eine außer uns daseiende Wirklichkeit, die unendlich viel wich-

Digitized by Google

tiger ist als die Freude, die wir durch sie empfangen können. Diese Freude ist nur die Begleiterscheinung einer geistigen Lebensrichtung auf ein ewiges Sein. Darum aber ist auch jedes Schönheitserlebnis nicht nur eine Beglückung, sondern darüber hinaus die Berührung mit einer Wahrheit und einer Wirklichkeit. Wo wir eine literarische Schönheit empfinden, da liegt ein Wert verborgen. Der künstlerische Enthusiasmus zeigt an, daß wir von einer Wahrheit berührt wurden. Mag Ruskin sich in manchem seiner Kunsturteile geirrt haben: selbst seine irrigen Urteile haben eine Schönheit eigener Geltung, die vom Wert des beurteilten Kunstwerks unabhängig ist, und sie entsprechen einer Wahrheit der Seele, die von allem Wechsel geschichtlicher Wertungen unberührt bleibt. Keine Schönheit kann uns je lügen: „car le plaisir esthétique est précisément celui qui accompagne la découverte d'une vérité". Von der Kunst des Malers Elstir (der manche Züge von Claude Monet zu tragen scheint) sagt der Erzähler (so bezeichne ich das „Ich" der Proustschen Romane), er habe sich von ihr führen lassen „à la compréhension et à l'amour des choses meilleures qu'elle-même, un dégel véritable, une authentique place de province, de vivantes femmes sur la plage".

Eine Landschaft oder eine Bewegung der Seele — alle Aspekte der Wirklichkeit sind der Kunst und ihrer eigentümlichen Erkenntnisweise zugänglich. Als Form universalen Weltbegreifens ist die Kunst der Philosophie verwandt. Dem Künstler drängt sich sein Gegenstand mit derselben Notwendigkeit auf wie dem Denker ein logisches Problem. Das Thema der Romanciers, die Vision des Dichters — sie treten dem Geist fordernd und wie von außen entgegen. Der Künstler wählt sich seinen Stoff nicht, er wird von ihm erwählt. Er muß ihn ausdrücken, und er muß ihn ganz und rein ausdrücken. Die Zeiten, die in der Kunst und Dichtung eine göttliche Eingebung verehrten, und darum forderten, der Künstler dürfe dieser überirdischen Botschaft nichts Eigenes hinzufügen, waren im Rechten. Es ist für den Künstler wie für den Forscher und den Denker das oberste Gebot, sich der erschauten Wirklichkeit zu unterwerfen. Wie alles Erkennen, so ist auch das Schaffen des Künstlers ein Nachbilden, gebunden an eine Gegenständlichkeit, deren Wiedergabe die höchste Anspannung des Geistes, ja oft eine heroische Energie erfordert: „toute action de l'esprit est aisée, s'il n'est pas soumis au réel".

Der Künstler erfindet nicht, er findet etwas vor. Kunst ist nicht Erfindung, sondern Auffindung. Proust macht das in der eindrück-

Digitized by Google

lichsten Weise deutlich an den Künstlergestalten seiner Romane, an Elstir dem Maler, an Bergotte dem Schriftsteller, an Vinteuil dem Komponisten. Besonders charakteristisch werden diese Gesetze des künstlerischen Schaffens in der Musik deutlich. Die Musik in Prousts Werk eine sehr wichtige Bedeutung. Damit meine ich nicht nur dies, daß viel von Musik gesprochen wird oder daß Stimmungsnüancen durch musikalische Vergleiche festgehalten werden. Es handelt sich um Tieferes. Wie für Paul Valéry die Architektur, so ist für Proust die Musik ein Gleichnis der Seele. Sie ist ein Ausdrucksystem, auf welches er immer zurückgreift, um seine Deutung des Lebens zu präzisieren. Man könnte dabei an „Jean-Christophe" denken. Aber Musik bei Rolland und Musik bei Proust, das sind zwei ganz verschiedene Welten. Bei Rolland: Strom, Bewegung, Lebensdrang über alle Form hinweg. Bei Proust: Zeichnung, Umriß, hauchzartes nnd zugleich unzerreißbares Gewebe, aus Goldfäden gesponnen. Die Musik ist in Prousts Werk wie der Mikrokosmos im Makrokosmos — oder wie jener Spiegel auf dem Londoner Van Eyck, in dem sich der ganze Bildinhalt mikroskopisch noch einmal darstellt. Proust hat sich, wenn man so sagen darf, für sein Werk seine eigene Musik geschrieben: es ist die Sonate von Vinteuil. Sie hat für Prousts Welt fast dieselbe Bedeutung wie die Menschen, die in dieser auftreten. Ja, ist sie nicht selbst ein Wesen, das eine eigene abgelöste Existenz hat, wie Menschen und Geister? Swann wenigstens glaubt es, und Proust bestätigt es ihm: „Swann n'avait pas tort de croire que la phrase de la sonate existât réellement". Dieses eine Thema der Sonate, das auf Swann so tiefen Eindruck macht, gehörte, so sagt uns der Dichter, einer Ordnung von übernatürlichen Geschöpfen an, die wir zwar nie gesehen haben, die wir aber wiedererkennen, wenn ein Erforscher des Unsichtbaren sie uns für einen kurzen Augenblick aus der göttlichen Welt, zu der er sich den Weg gebahnt hat, herunterholt und vor uns aufleuchten läßt. Denn das ist die Tat des Tondichters. Es gibt einen idealen Ort, in dem die musikalischen Formen wohnen. Der Musiker beschwört sie hinunter in unsere Welt, zeichnet sie mit zarter Hand nach und macht sie durch einen Klangkörper sichtbar. Er bildet ein Daseiendes ab, das darum nicht weniger wirklich ist, weil es in einer uns fremden Sphäre der Realität wohnt; weil es der Ebene des geistigen Seins angehört. Diese Deutung der Musik gibt sich bei Proust als Feststellung eines Sachverhalts und darf nicht etwa als ein

Digitized by Google

Gedankenspiel aufgefaßt werden. Es ist ein Sachverhalt, der sich durch eine eigentümliche seelische Erfahrung erweisen läßt: der Kenner der Musik würde sofort den Betrug merken, wenn der Komponist Lücken seiner künstlerischen Vision oder ein Versagen seiner Hand durch Zutaten aus eigener Erfindung zu verschleiern suchte. Man würde den Fremdkörper spüren wie sinnlose Silben, die den Zusammenhang eines Satzes zerreißen. Und das musikalische Thema ist ein solcher Satz. Musik ist Sprache — nicht in dem verschwommenen Sinne eines Lautwerdens von seelischen Zuständen, sondern im Sinn einer eindeutig bestimmten Mitteilung. Unsere gewönliche Sprache ist zugeschnitten auf praktische Bedürfnisse, gefesselt durch soziale Konventionen. Die Musik streift diese Fesseln ab. Aber sie fällt damit nicht etwa der Willkür anheim, sie gewinnt im Gegenteil die Möglichkeit genauerer Formulierung und einer ihrem Gehalt völlig angemessenen Rede.

Ich sagte schon, daß die Frage nach dem Wesen der Kunst und der Funktion des Künstlers ein Grundelement und ein letzter Antrieb von Prousts ganzem Schaffen ist. Wir finden dieses Element in Prousts Werk gleichsam in verschiedenen Aggregatzuständen vor. Wir finden es als kritische Reflexion in dem Ruskin-Essay, wir finden es als formendes Prinzip in der Gestaltung von Künstlerpersönlichkeiten wie Vinteuil, Elstir, Bergotte und der Berma. Endlich und zu innerst finden wir es als persönliches Erlebnis des Erzählers, das dann in jene anderen Sphären ausstrahlt. Die Proustschen Bücher sind von einem Menschen geschrieben, dem das Problem des Künstlertums bestimmendes Erlebnis, und das heißt schon Kindheitserlebnis, gewesen ist. Das literarische Schaffen ist für Proust eine Form, das Lebensproblem des Künstlers zu verarbeiten. Darlegung und Gestaltung der inneren Spannung, die aus dem Drang zum dichterischen Schaffen entsteht, ist ein Thema der Proustschen Kunst.

Eine Episode aus der Jugendgeschichte des Erzählers mag das verdeutlichen. Auf einer Wagenfahrt fällt ihm eine Gruppe von drei Bäumen auf, bei deren Anblick ihn ein tiefes Glück überströmt. Sie dünken ihn wirklicher als die Fahrtgenossen und der ganze gegenwärtige Lebensabschnitt. Ihm ist, als sei er aus einem Traum erwacht und finde nun etwas längst Gekanntes wieder. Diese Bäume enthalten ein Geheimnis, das sich dem Zugriff entzieht, wie Gegenstände, die außer unserer Reichweite liegen und die wir allenfalls mit ausgereckten Fingerspitzen streifen können. Vielleicht könnten

Digitized by Google

wir sie packen, wenn wir uns zu einem äußersten Schwunge sammelten. Vielleicht wartet hier ein Glück. In der Erinnerung an ähnliche Erlebnisse seiner Knabenjahre wird dem Jüngling bewußt, daß die seltenen Augenblicke dieses eigentlichen Glückes die ganzen dazwischenliegenden Lebensräume auslöschen, daß nur jene Augenblicke die Wirklichkeit enthalten, an die er sich anklammern müßte, um sein wahres Leben zu leben. In einem Akt innerer Konzentration sucht er sich des Bildes jener Bäume zu versichern, sucht er in der inneren Wegrichtung vorzustoßen, an deren Ende er die Bäume in seinem Geist erblickt. Was ist es mit ihnen? Hat er sie wirklich früher irgendwann gesehen? Aber sie passen in keine der Landschaften, die die Schauplätze seines Lebens waren. Nein, er hat sie in Wirklichkeit nie gesehen, auch nicht im Traum. Der Schein, es handle sich um ein Wiedererkennen, ist eine Täuschung. Sie erwächst daraus, daß die Seele in dem Bemühen, den geheimen Sinn des Eindrucks zu enträtseln, eine Anspannung gleicher Art und gleicher Stärke vollziehen muß wie bei dem Zurückrufen einer fernen Vergangenheit. Die Bäume beschwören die Seele wie die Phantome einer Vorzeit, wie die Schatten entschwundener Freunde: „Nimm uns mit und gib uns dem Leben wieder!“ Sie scheinen zu rufen wie ein geliebtes Wesen, das die Sprache verloren hat und dessen Wünsche wir nicht mehr zu erraten vermögen. Aber da macht die Straße eine Biegung, die Bäume entschwinden, und mit ihnen eine unersetzliche Wahrheit, ein unwiederbringliches Glück. Eine Klage scheint nachzuzittern: „Wenn du uns versinken läßt, gibst du ein Stück von dir selbst der Vernichtung preis.“ Eine Traurigkeit breitet sich über den Jüngling: „comme si je venais de perdre un ami, de mourir moi-même, de renier un mort ou de méconnaître un Dieu“.

Wer das Leben des Künstlers erlebt (und wir müssen hier dem Wort „Künstler“ den weitesten Sinn geben, — den des geistig-schöpferischen Menschen, der unter der Notwendigkeit steht, die ihm zuströmenden Intuitionen erkennend zu gestalten), dessen Dasein ist beherrscht von der immer neu auftauchenden Frage, ob es ihm gelingen wird, die noch schwankenden, nur im Gefühl ergriffenen Gehalte seiner Erfahrung ins Feste zu bannen, in der Form einzufangen, im Ausdruck zu verewigen — oder ob sie ihm wieder entschwinden. Er wird den Wert der Tage und der Jahre danach bemessen, wieviel er in die Dauer hinüberzuretten vermochte. Sein Dasein wird ein aufreibendes und doch beglückendes, lebenslängliches

Digitized by Google

Drama sein, ein Ringen um Bewahrung aller erhöhten Augenblicke, ein Kampf gegen das Vergessen und Verlieren all der Ahnungen und Erkenntnisse, die eine glückliche Stunde tief gelebten Daseins uns anbietet. Für den glaubenslosen, modernen Menschen sind ja diese Geschenke des eigenen Lebensgrundes das einzige, das unbezweifelbare Wirklichkeit und eine nicht erborgte Autorität besitzt. Nur auf sie kann er bauen, wenn er den Sinn des Lebens enträtseln möchte. Nur durch sie ist er mit dem Urgrunde des Seins unmittelbar und in einer keinem andern gegebenen Weise verbunden.

Aber diese Erkenntnis ist selbst erst eine Frucht der Erfahrung. Wir finden das Gesetz unseres Wesens erst, wenn das dumpfe keimhafte Drängen der Jugend verbraust ist. In der Jugend waren wir reich und wußten nicht um unsern Reichtum. Im Mannesalter sind wir wissend und arm. Was uns dann gelingt, als Aussage und Formung, ist immer nur durch ein Zurückgreifen auf die frühen Schichten unseres Erlebens gewonnen. Etwas Unvorhersehbares, ein Lufthauch, eine Begegnung, ein flüchtiger Sinneseindruck weckt einen Bezirk unseres vergangenen Lebens auf, hebt einen Teil unserer versunkenen Schätze ans Licht – und dann vermag die geschärfte und verfeinerte Energie unseres Geistes in einer schmerzhaften Anspannung einen Teil des schon gelebten und längst entschwundenen Lebens festzuhalten. Jeder von uns macht in irgendeiner Form diese Erfahrung. Sie ist der Schlüssel der Proustschen Kunst. Für Proust ist sie nicht eine Erfahrung neben anderen, sie ist für ihn beherrschend und allumfassend. Von ihr aus deutet sich ihm das Leben, aus ihr quillt seine Kunst. Die Intensität und Anschaulichkeit, mit der Proust diese bestimmende Grunderfahrung schildert, ist wahrscheinlich die letzte Ursache des geheimnisvollen Zaubers, mit dem uns sein Werk umfängt. Wir verstehen jetzt, warum dieses Werk den Gesamttitel trägt: „A la Recherche du Temps perdu". Die Musen sind die Töchter der Mnemosyne, und die künstlerische Inspiration Prousts kommt aus der Sehnsucht nach Wiederbringung und Vergegenwärtigung des eigenen Lebensgehalts.

Prousts Kunst ist ein Werk der Erinnerung. Es stellt sich, von dieser Seite gesehen, neben ein anderes Hauptwerk des modernen französischen Geistes, neben Bergsons „Matière et Mémoire". Prousts Schaffen ruht auf der Unterscheidung zweier Formen des Gedächtnisses: der vom Willen gelenkten „mémoire", die nur totes Tatsachenmaterial registriert, und des spontanen, der bewußten Anstrengung

Digitized by Google

unzugänglichen „souvenir", welches den Gefühlston des Erlebens in ursprünglischer Frische reproduziert. Nie wird die Wesensverschiedenheit jener beiden Gedächtnisarten so bewußt wie bei dem Versuch, verschüttete Inhalte früherer Lebensepochen wieder ins Bewußtsein zu ziehen, der die allgemeine Voraussetzung für Prousts Schaffen ist. „C'est seulement quand certaines périodes de notre vie sont closes à jamais, quand, même dans les heures où la puissance et la liberté nous semblent données, il nous est défendu d'en rouvrir furtivement les portes, c'est quand nous sommes incapables de nous remettre même pour un instant dans l'état où nous fûmes pendant si longtemps, c'est alors seulement que nous nous refusons à ce que de belles choses soient entièrement abolies. Nous ne pouvons plus les chanter, pour avoir méconnu le sage avertissement de Goethe, qu'il n'y a de poésie que des choses que l'on sent encore. Mais ne pouvant réveiller les flammes du passé, nous voulons du moins recueillir ses cendres. A défaut d'une résurrection dont nous n'avons plus le pouvoir, avec la mémoire glacée que nous avons gardée de ces choses, — la mémoire des faits qui nous dit „tu étais tel" sans nous permettre de le redevenir, qui nous affirme la réalité d'un paradis perdu au lieu de nous le rendre dans le souvenir, — nous voulons du moins le décrire et en constituer la science."

Nach altkeltischem Glauben wandern die Seelen der Verstorbenen in Tiere, Pflanzen, leblose Dinge und bleiben dort verhaftet, bis wir an einem Tage, der für viele niemals kommt, durch Zufall auf den Baum treffen oder in den Besitz des Dinges gelangen, das ihr Gefängnis darstellt. Dann dringt ein zitternder Ruf zu uns, und wenn wir ihn verstehen, ist der Zauber gebrochen. Die Seelen werden durch uns befreit, sie haben den Tod überwunden und leben nun mit uns weiter. Proust sieht in dieser Vorstellung des mythischen Denkens ein Gleichnis für das Verhältnis der Seele zu ihrer eigenen Vergangenheit. Diese Vergangenheit wohnt nicht mehr in der Seele, sondern in irgendeinem Gegenstand der Körperwelt, den wir nicht ahnen. Es hängt vom Zufall ab, ob wir diesen Gegenstand antreffen, ehe wir sterben oder ob wir ihn verfehlen. Das Geheimnis der Dinge umgibt uns und birgt einen Reichtum, den wir nicht kennen und der uns doch gehört. Irgendeine der unbekannten Begegnungen, die unser warten, kann eine Leuchtwirkung auslösen, die einen Bezirk des Vergessenen bestrahlt und uns eine längst entschwundene Erregung unseres Lebens zurückgibt. Danken wir dem Vergessen! Es

Digitized by Google

bewahrt für uns in duftiger Frische Gefühle auf, die wir verloren glaubten, und mit denen Jugend und Liebe zurückkehren. Ein feuchter Windhauch, der Duft eines ersten Kaminfeuers, ein Spiel der Atmosphäre — das sind die Boten, die uns unser vergangenes Ich zurückbringen: „la dernière réserve du passé, la meilleure, celle qui quand toutes les larmes semblaient taries, sait nous faire pleurer encore."

Dieses unvorhersehbare Einströmen des erinnerten Lebens in den gegenwärtigen Augenblick bedeutet eine Außerkraftsetzung der Zeit. Wir sind dem einsinnigen Ablauf der mathematischen Zeit entronnen, wenn die Vergangenheit aufhören kann, Vergangenheit zu sein; wenn sie die Fähigkeit hat, im Gedächtnis wiederaufzuleben. Die Zeit ist nicht eindimensional und unumkehrbar. Sie ist nichts endgültig Festgelegtes. In der Kunst von Proust erfährt der starre Zeitbegriff, den wir unseren Berechnungen zugrunde legen, psychologisch eine ähnliche Korrektur, wie er sie logisch in der Bergsonschen Philosophie erfährt. Die Zeit der Proustschen Romane ist nicht die chronometrische der Kalender und der Naturwissenschaft, sondern sie ist „durée réelle", seelische Wirklichkeit, deren Rhythmus unendlich mannigfaltig sein kann und deren Qualität und Ablauf in enger Wechselwirkung mit den Änderungen der Atmosphäre, der Gefühlslage, auch der räumlichen Umgebung steht. Die Proustsche Zeit hat eine Elastizität und Relativität, an der alles äußerliche Messen scheitert. Es wird jedem Leser auffallen, daß in Prousts Romanen niemals Daten und präzise Zeitbestimmungen auftauchen. Wir rechnen in diesen Romanen nicht nach Monaten und Jahren, sondern nach dem Wechsel des seelischen Klimas. Sie erlauben keine chronologische Analyse. Die Zeit läuft ab in einer Kurve von unberechenbarer Unregelmäßigkeit. Ein Wetterumschlag genügt, um die Welt und uns selbst neu zu erschaffen! Zeit und Raum sind bloße Modi der Erinnerung und stehen in Wechselwirkung. Ein Ort, den wir gekannt haben, ist ein Ausschnitt aus unserer gelebten Zeit. Ein Erinnerungsbild, das in uns auftaucht, bringt einen bestimmten Augenblick zurück. Wir können sozusagen Zeit und Raum ineinander umschalten und so den Bereich unserer Freiheit erweitern. „Il y a des cas, — assez rares, il est vrai, — où la sédentarité immobilisant nos jours, le meilleur moyen de gagner du temps, c'est de changer de place."

Es ist für Proust charakteristisch, daß bei ihm alle großen Lebensmächte erst in ihrer Verflechtung mit dem Spiel der Erinnerung

Digitized by Google

ihren ganzen Bedeutungsgehalt, ihren ganzen Wert anzunehmen scheinen. Das gilt von dem Leben des Geistes, vom Schaffen, von der Natur, von der Liebe. Und es gilt ebenso von Prousts Beziehung zu den Werten der Kunst und der Geschichte. Die Gestalten, die Proust mit besonderer Liebe zeichnet, sind solche, deren Lebensgefühl bereichert ist durch die Erinnerung an die Werke der Kunst oder an irgendeine geschichtlich geprägte Vergangenheit. Diese Erscheinung gehört zu den frappierendsten Eigentümlichkeiten des Proustschen Schaffens. In ihr spiegelt sich von einem anderen Blickpunkt her die enge Verflochtenheit von Kunst und Leben, die wir als Grundmotiv von Prousts Geistigkeit erkannten. Es ist nicht nur so, daß das Erleben, um sich selbst zu vollenden, zur künstlerischen Gestaltung fortschreiten muß, sondern auch umgekehrt: die Welt der Kunst kann für unser persönliches Erleben aufgeschlossen, fruchtbar gemacht, in es zurückgenommen werden. Wenn das künstlerische Schaffen die Zuendeführung, die abschließende Vollendung unseres Erlebens darstellt, so gilt auch entsprechend, daß die überlieferten Werke der Kunst ihren vollen Sinn erst durch die Umsetzung in neues gegenwärtiges Leben gewinnen. Der Weg vom Erleben zum Ausdruck kann auch in umgekehrter Richtung gegangen werden. Leben kann in Kunst und Kunst kann in Leben übergeführt werden. Die seelische Besonderheit Prousts liegt darin, daß diese wechselseitige Umschaltung den Grundrhythmus seines Daseins ausmacht, so daß der Übergang ein gleitender geworden ist. Die beiden Seinssphären, die wir als Kunst und Leben zu trennen und einander entgegenzusetzen pflegen, sind verflüssigt und eins geworden. Die Kunst hat etwas von ihrer Isoliertheit, das Leben etwas von seiner Realität verloren. Beides fließt zusammen in einer höheren Wirklichkeit der Seele. Hierin gründet jener eigentümliche Eindruck von Vergeistigung, den wir vom Werke Prousts empfangen, eine Vergeistigung, die keine Seinsminderung, sondern das Gefühl einer intensiveren Wirklichkeitserfassung hervorbringt — und zwar durch eine Art von Relativierung, analog jener, die wir zwischen den einzelnen Zeitstufen und zwischen Zeit und Raum beobachteten. Das Lebensgefühl Prousts erscheint ständig begleitet und bereichert durch einen Strom künstlerischer Erinnerungen. Seine Kunsterlebnisse wirken wie ein Resonanzboden, der den Klang jeder Stunde verstärkt. In die Farben, mit denen er das Neue und Gegenwärtige schildert, fließt so eine altmeisterliche Tonigkeit ein, ein Extrakt reifer Kulturen. Ein

Digitized by Google

herbstlich linder Zauber, schwer und süß von vielen Sonnenstunden, liegt über seinem Werk, ohne doch irgendwie die Fähigkeit des Künstlers zur unmittelbaren und originalen Erfassung der Wirklichkeit zu beeinträchtigen. Was andere Geister lähmt, belastet, gefährdet und an eigener Ausprägung hindert, das scheint im Gegenteil bei Proust der schöpferischen Ausdruckskraft erst ihre weiteste Freiheit zu geben, weil seine subtile Intellektualität den überlieferten Bildungsstoff beseelt.

Dieses Bedürfnis, sich in eine Tradition einzubetten, befriedigt sich am vollkommensten im Genusse der Literatur. Es erzeugt einen Klassizismus der Lebensstimmung, — was wohl zu scheiden ist vom Klassizismus als Kunstform. Klassizismus in dem Sinne, um den es sich hier handelt, ist die Ausdrucksform einer reichen literarischen Kultur, die sich darin gefällt die Situationen gegenwärtigen Daseins mit den Blüten der Erinnerung zu schmücken. Das kann ganz verschiedenen Stimmungen zugute kommen. Es kann eine Form des Humors sein. Aber mit demselben Mittel kann Proust auch die zartesten und ergreifendsten Dinge ausdrücken. Er kann dramatische Höhepunkte eines ganzen Lebens damit symbolisieren.

Proust weiß, daß dieses retrospektive Genießertum zu einer Gefahr des Geistes werden kann. Es führt dazu, daß die Schönheit nicht mehr um ihrer selbst willen geliebt wird, sondern wegen gewisser geschichtlicher oder archäologischer Assoziationen, die wir mit ihr verbinden. Es entsteht so eine eigentümliche Perversion des Geistes, die Proust in seinen Romanen sehr fein analysiert.

Proust sympathisiert gewiß mit diesen Raffinements des Kulturgefühls und der ästhetischen Sensibilität. Aber wie verführerisch sie auch sein mögen, sie verletzen das zarte und unfehlbare Bewußtsein unseres Geistes von den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit. Selbst Ruskin gegenüber läßt Proust diese Kritik laut werden. Wir dürfen ein Bild nicht darum schöner finden, weil der Künstler eine Heckenrose im Vordergrunde angebracht hat. Wir sollen der Heckenrose keinen Kultus weihen, nicht unser Zimmer mit Kunstwerken schmücken, auf denen sie dargestellt ist — sondern wir sollen die Schönheit der lebenden Blüte lieben und uns bewußt bleiben, daß auch die schönste Blüte nur schön ist „durch den Teil der unendlichen Schönheit, der sich in ihr verkörpert hat".

Es ist die Sünde des Ästheten, daß er das Leben nur zu genießen vermag, wenn es transponiert ist in die Kunst. Aber er verfälscht

Digitized by Google

damit auch den Sinn der Kunst, denn er hat kein Organ für die lebendige Wechselbeziehung, durch die sie mit dem Leben verbunden ist. Er kann ein Künstler sein, ein Schriftsteller, ein großer Schriftsteller sogar — aber er wird immer ein alexandrinischer Schriftsteller sein. Nie wird er uns eine unmittelbare Berührung mit der Wirklichkeit, eine entdeckerische Erkenntnis vermitteln. Grade das aber schenkt uns Proust. Jener Klassizismus des Geschmacks, von dem wir sprachen, ist wohl ein Element seines Lebensgefühls, aber nicht das Gesetz seines Schaffens. Wäre letzteres der Fall, so würde seine Kunst vielleicht die edle Patina eines Anatole France haben, aber sie käme aus zweiter Hand, sie wäre nicht die neue Deutung des Daseins, die sie für uns ist. Sie würde der schöpferischen Originalität entbehren. Aber eben die Neuheit und Ursprünglichkeit des Ausdrucks ist das, worauf Prousts Größe beruht. Doch das würde eine neue Betrachtung fordern.

DIE MÜNCHNER ZEIT

Erinnerungen von

ARTHUR HOLITSCHER

Ich war — einige Jahre später — nach München zurückgekehrt und wohnte noch bei einem Bekannten, der eine Villa vor der Stadt besaß. Er war reich, lebte mit seiner Frau in beträchtlichem Behagen in seinem mit bürgerlichem Geschmack eingerichteten Haus und gewährte mir eine Zeitlang Gastfreundschaft.

Eine Woche wohnte ich bereits da, eines Nachmittags kam das Stubenmädchen mit einer Karte in mein Zimmer:

„Frank Wedekind."

In der Tür stand Wedekind, ernst und feierlich, ganz in Schwarz gekleidet. Er trat ein, zog seine schwarzen Handschuhe aus, wir begrüßten uns, dann sagte er mit der vollendeten scharfen Betonung, die er seinen Worten zu geben liebte: „Es ist mir ein großes Glück widerfahren, eine entfernte Verwandte hat das Zeitliche gesegnet, ich erbe zweitausend Mark. Jedoch wird mir diese Summe erst in vier Wochen ausgezahlt. Gegenwärtig befinde ich mich in einer Notlage. Ich komme geradenwegs aus der Festung."

Digitized by Google

Mein Gastfreund lehnte es ab, Geld herzuleihen. Er betonte, es geschehe „aus Prinzip". Ich zog bald aus. —

Mit anderen Freunden half ich dann, so gut ich konnte, und ein paar Wochen später bezog Wedekind seine erste eigene Wohnung, in der Franz-Joseph-Straße in Schwabing. Max Halbe hatte es übernommen, Wedekind zu diesem Heim zu verhelfen, er war es auch, der Miete und Möbel beschaffte und bald war Wedekind nach seinem Geschmack, in etlichen weißlackierten Möbeln, die besonders dem Schlafzimmer das Aussehn eines Jungmädchenstübchens gaben, züchtig, hell und freundlich eingerichtet.

Ein Jahr Gefängnis und Festungshaft hatte Wedekind abbüßen müssen, weil von ihm im „Simplizissimus" jenes berühmte Kreuzfahrergedicht anläßlich der Palästinareise Wilhelms II. gestanden hatte. Um desselben Deliktes willen war Langen geflohen. Es war die reine Geldfrage — hätte Wedekind, wie Langen, die Kosten eines Schweizer oder Pariser Exils erschwingen können, er wäre, wie Langen, vor dem Prozeß, vor Leipzig, vor Königstein bewahrt geblieben. So aber hatte er sich, ohne einen Pfennig in der Tasche, bald nach seiner Flucht dem sächsischen Staatsanwalt gestellt. Nun wurde ihm, knapp nach seiner Rückkehr, mitgeteilt, daß Langen seine Verbindung mit ihm als gelöst betrachte.

Das war für Wedekind weiter kein besonderer Schmerz. Er hatte ja sein Metier am „Simplizissimus", Verse- und Geschichtenschreiben, nicht aus innerer Neigung, sondern der spärlichen Goldfüchse wegen betrieben, auch hatte er uns gegenüber oft betont, daß er, um eine solche Tätigkeit auszuüben, sein sicheres Brot bei dem Suppenfabrikanten Maggi, der ihn in Zürich in seiner Reklameabteilung verwendet hatte, nicht aufzugeben gebraucht hätte. Ich erinnere mich, wie ich ihn eines Tages, am Ende seines Lateins, mit der Stuckschen Umschlagszeichnung zur Erstausgabe seines „Frühlings Erwachen" in der Hand, im Vorzimmer der Redaktion wartend angetroffen hatte. — Der „Simplizissimus" war, durch die unerbittliche Art, wie Wedekind dem wunden Punkt der deutschen Politik und Kultur, dem Gottesgnadentum mit dem scharfgeschliffenen, zum Fuchteln stets bereiten Säbel, zu Leibe gerückt war, in sein richtiges Fahrwasser gelangt und hatte sehr rasch die Welt erobert. Die künstlerische Vollendung seiner Zeichnungen wurde vom Ausland und etlichen Künstlern Deutschlands besser begriffen als vom großen deutschen Publikum, das sich mehr an den aggressiven Witzen, die unter den

Digitized by Google

Zeichnungen von Heine, Thöny und Wilke standen, und an den Schlüpfrigkeiten Rezniceks delektierte.

In Wedekind hinterließ seine Tätigkeit am „Simplizissimus" keine tieferen Spuren. Ihn zog all sein Wesen zur Bühne. Wenn in der Folge, in der überreizten Weise seiner Arbeit — in geräuschvollen Lokalen, mitten unter Tellergeklapper, Rauch und Kellnergerenne arbeitete er am besten! — kleine, scharfgeschnittene Gedichte entstanden, dann verwendete er sie lediglich als Beiwerk, das er in das Dialoggewebe seiner Dramen zu verflechten suchte, so gut oder so schlecht dies ging. Zumeist geschah es auf Kosten des Dialogs, der oft mühselig genug von Aphorismus zu Aphorismus, über tote Stellen sich vorwärtsbewegte, und dem dann diese kleinen Gedichte noch als Ballast anhafteten.

Alles galt ihm die Bühne, das Wirken von der Bühne herab. Als ich ihm in München zum erstenmal begegnet war, hatte er seine ersten vollendeten Werke, „Frühlings Erwachen" und den „Erdgeist", schon geschaffen aber die Theater verschlossen sich seiner Produktion und wenn eines seiner Stücke wirklich einmal aufgeführt wurde, dann zischte es ein wildes, boshaftes Publikum unbarmherzig nieder. Der Skandal bei der Erstaufführung des „Erdgeists" in München — er spielte in ihr den Dr. Schön und war am Ende der Aufführung, mit der in aller Eile angeschminkten Maske des Direktors Stollberg, zwischen den Detektivs, die ihn wegen jenes „Simplizissimus"-Gedichtes verhaften wollten, aus dem Theater entwichen — dieser Skandal hatte ihn tief verbittert und nicht nur seine Gefangenenzeit vergiftet. Nach Karl Heine, der in Leipzig den „Erdgeist" zuerst aufgeführt hatte, war es allein der junge Nürnberger Theaterdirektor Meßthaler, der das Wagnis vollbrachte, Wedekind zu spielen. Berlin blieb lange noch bei völliger Ablehnung — Martin Zickel unternahm, wenn ich nicht irre, mit dem „Marquis von Keith" einen mißglückten Versuch — und in München war Wedekind in der ersten bitteren Zeit, nachdem die Erbschaft aufgebraucht war, genötigt, die Lebewelt in dem „Elf Scharfrichter"-Kabarett mit dem Vortrag seiner Gedichte zur Gitarre zu amüsieren. Er erhielt für diese Betätigung Abend für Abend fünf, später auch zehn Mark und davon lebte er.

Unter dem Mißgeschick seiner dramatischen Produktion aber litt er tiefer als unter der Not, die drückend genug war und ihn zu der verhaßten Bänkelsängerei zwang.

Digitized by Google

Einmal zeigte mir Wedekind sein Tagebuch, einen großen Folioband, ein über die Maßen interessantes Dokument, und zwar erinnere ich mich der Stelle, die seine Pariser Zeit vor dem Zusammentreffen mit Albert Langen behandelte. In den enggeschriebenen Text waren einige kleine Photographien geklebt, wie sie Straßenphotographen verfertigen. Unter der ersten kleinen Momentaufnahme stand: „So sah ich aus, als mir von meiner Erbschaft (naeh seinem Vater) nur noch tausend Franken übriggeblieben waren." Ein paar Seiten weiter verzeichnete er unter einer ähnlichen kleinen Photographie, daß ihm noch hundert Franken übriggeblieben seien, eine halbe Seite später hatte er seinen letzten Franken für eine Photographie ausgegeben, die ihn zeigte, als er sein Geld vollständig losgeworden war. Hierauf berichtete das Tagebuch, wie Frank, nunmehr vollständig blank und niedergebrochen, zum Pariser Korrespondenten Paul Goldmann gegangen sei, um ihm seine journalistischen Dienste anzubieten. Dies Unternehmen indes scheint nicht vom gewünschten Erfolg begleitet gewesen zu sein, denn in der Folge verzeichnet das Tagebuch in verzweifeltem Tone die Absicht Wedekinds, nunmehr in die Champs Elysées gehen zu wollen, und zwar in jene bewußte Allee, in der bei Einbruch der Dunkelheit junge Epheben in Erwartung zahlungsfähiger alter Herren auf und ab wandeln, um ihre Körper zu verkaufen — was im Grunde, so meint das Tagebuch, weit weniger entehrend sei als die Prostitution der Feder für Geld!

Mit der Perversität spielte Wedekind, wie überhaupt mit sexueller Dämonie, ohne daß Veranlagung ihn dazu getrieben hätte.

Aus der Ehe eines genialischen alten 48er Revolutionärs mit einer bürgerlich ordentlich erzogenen Durchschnittsfrau stammend, litt er physisch und seelisch unter dem gleichen Unglück der Blutmischung wie Strindberg. Die Elemente seiner Natur ließen den Kampf der widerstrebenden Tendenzen in ihm nie verstummen, aber im Grunde war er nichts weniger als ein Verächter der bürgerlichen Lebensideale — er fühlte sich vielmehr als ein Ausgestoßener, sehnte sich nach Ordnung, Schönheit und Anerkennung durch die bestehende bürgerliche Welt und wer seine moralistischen Äußerungen liest, kommt wohl von selber zur Wahrnehmung, daß hier kein destruktiver Rächer der mißbrauchten Menschenwürde sich Luft macht, sondern daß ein verbitterter Bürger, etwa der letzte Ritter der Bourgeoisie, der kapitalistischen Kultur, mit dem Haß des Verschmähten, Verfemten, Zukurzgekommenen seiner unglücklichen Liebe zum höheren, „harmonischen

Digitized by Google

Leben" in Schönheit, Luxus, dem Genuß der Dinge, die das Leben „lebenswert machen" — die aber mit nichten das Leben ausmachen — verzweifelten Ausdruck gibt.

Seine in der Anlage normale Vita sexualis war durch ein Jugenderlebnis getrübt — eine ältliche überreizte Frau hatte den Knaben verführt. Er pflegte von dieser Frau, die eine Gouvernante oder Lehrerin gewesen sein mag, mit ingrimmiger Ironie als von seiner „Madame de Warens" zu sprechen. Das Gift, das die Seele des leidenschaftlichen Knaben infiziert hatte, schlug in seinem Verkehr mit Frauen oft an die Oberfläche und er gefiel sich, obzwar sein Frauentypus keineswegs die Lilith, Lulu oder Hedda Gabler, sondern im Gegenteil die zarte, wohlerzogene, etwas „etepetetige" Bürgerstochter war, in einer zur Schau getragenen Dämonie. Im Münchner Boheme-Milieu, in dem er sich mit seinen Freunden bewegte, wirkte dies auf eine Schar abenteuerlustiger, aus wohlanständigen Bürgerhäusern in die Schwabinger Atelieratmosphäre verschlagener Kunstschülerinnen, Malerinnen und Kunstgewerblerinnen, von denen wahrscheinlich manche, nach Jahrzehnten, in den Hafen der normalen bürgerlichen Ehe eingelaufen, unter ihren „wilden und tollen" Erinnerungen noch jene aufbewahrt: wie der große Dichter nach einer Maskenredoute oder einem Künstlerfest in der Petuel-Brauerei aus ihrem Lackschuh Sekt getrunken hatte. Oder, was er gern tat, aus dem Rhythmus ihres Ganges auf die Metrik ihrer intimen Erlebnisse Schlüsse gezogen hat. Wenn er auf ein Papier Jamben, Spondäen und Anapäste zeichnete und das Papier der errötenden Frau hinschob, genoß wohl die Runde Verlegenheit, Überraschung, Ausruf der Frau mit satanischer Befriedigung — Masken der Schwabinger Dämonie, die in der Regel nicht sehr tief zu reichen pflegte.

Seltsam vermischten sich in seinem Wesen: die Verachtung der Frau, die Angst vor der Frau, die Forderung nach moralischer und sozialer Gleichberechtigung der Frau, die er doch im Grunde für ein inferiores, ein elementares Wesen ohne die Kontrolle des sittlichen Bewußtseins, das den Mann bei seinen Handlungen lenkt, erachtete. Mit dem Leben wurde er nie fertig. Er war einer von den Verdammten, die aus der Unzusammengehörigkeit, der Unvereinbarkeit, dem Einander-Widerstreben und dem Gegeneinander-Ankämpfen der Grundelemente ihres Charakters und ihrer Weltanschauung Anreiz und Intensität ihres Schaffens schöpfen. Gern brüstete er sich mit der Erklärung: daß er nur schreibe, weil er Geld verdienen müsse.

Digitized by Google

Das war eines seiner Paradoxe, die kein Mensch ihm glaubte. Er behauptete auch, sein größter Kummer sei, daß er keine Frau geworden sei, die Frau siege im schweren Lebenskampfe viel leichter als der Mann, denn wenn dieser alle Mittel verbraucht hat und unterlegen ist, bleibt der Frau noch immer die Chance, ihren Körper zu verkaufen. Auch diese Pose war wenig glaubhaft, denn er verstand es ja, wie jeder geniale, den Zusammenhängen der Welt, der Schöpfung und des Schicksals nachforschende, moralische Mensch, den Körper nach seinem göttlichen Recht einzuschätzen. In „Hidalla" hat er diesen Beweis erbracht, in vollendetster Weise ausgeführt und durchgestaltet. Übrigens sagten wir ihm bei solchen Gelegenheiten, daß er, der dem Leben so hilflos gegenüberstand, als Frau durch die Preisgabe seines Geschlechtes wohl in tückischster Weise ausgenützt worden wäre.

Der stärkste Stimulans von Wedekinds Schaffensenergie war die Auflehnung gegen die Welt, wegen seiner Erfolglosigkeit — gegen das boshafte Verkennen seiner außerordentlichen Werke durch die „Berufenen" wie durch die Massen. Doch war in seiner unglücklich gestalteten, inkohärenten Natur das Enttäuschtsein ein notwendiges Element, eine immer aufs neue anspornende schmerzhafte Wollust, und als er in späteren Jahren anerkannt und berühmt wurde, als, dank einer mit unerhörtem Willensaufwand durchgeführten Schaustellung seiner selbst und seiner aus intimsten Schmerzen geborenen Gestalten, die Verkennung wie eine morsche Mauer niederstürzte und er von der Sonne des Erfolgs grell beschienen dastand — da fehlte seiner Dichtung etwas Wesentliches, sie wurde trivial, unwedekindisch, sie ging in die Irre, die toten Stellen überwogen, die in aphoristischer Form geäußerten Wahrheiten wurden spärlich, der Born versickerte.

Den ewigen Widerstreit von Sein und Haben, Gehirn und Geld, Weltklugheit und Künstlerschaft suchte er mit heißem Bemühen zu ergründen. Er spürte seiner Erfolglosigkeit in allen Verästelungen nicht nur seines eigenen Wesens, sondern vor allem der Gesellschaftsordnung nach. Er gehörte keineswegs zu den trotzig und heroisch Unnachgiebigen, er war sogar beflissen, dem Geschmack des Theatergängers Zugeständnisse zu machen. Einmal erzählte er uns, er habe nun endlich einen Entwurf, den er nach den Prinzipien des Blumenthal-Kadelburgschen Erfolglustspiels auszuarbeiten gedenke. Er glaubte, nach eifrigem Studium, diesen Prinzipien auf die Spur gekommen zu sein — nun wollte er mit Vorbedacht einen bühnenwirksamen Kitsch herstellen

Digitized by Google

Daraus wurde: „König Niccolo“ oder „So ist das Leben“! Als auch dieses Stück keinen Erfolg bei eben dem Publikum, dem er es diesmal mundgerecht gemacht zu haben glaubte, fand, da verzweifelte er. All seine Produktion war, so klagte er, mit dem Stempel seines Namens behaftet! Mochte er sich anstrengen, wie er wollte: es hieß ja doch immer wieder: ach ja, von diesem Wedekind! und das Publikum wandte sich ab . . .

Bei der Erstaufführung dieses Stückes im Münchner Schauspielhause, in der Szene der „Elendenkirchweih“ fand er niemand, der den Sänger unter dem Galgen auf der Gitarre begleiten konnte. Er verbarg sich daher auf der halbdunklen Bühne unter einer Decke zwischen dem auf dem Boden hingelagerten Volk und als nach dem Schluß des Aktes, der starken Beifall fand, der Autor gerufen wurde, suchte man lange, bis man ihn, in Hemdsärmeln vom Boden emporriß. Er hatte, um seinen einzigen schwarzen Rock zu schonen, in dem er am selben Abend noch bei den „Elf Scharfrichtern“ auftreten mußte, den Sänger in Hemdsärmeln begleitet. Natürlich sollte das wieder eine von den respektwidrigen Teufeleien Wedekinds sein.

Er liebte es schließlich, solche gar nicht in seinem Charakter begründete Teufeleien vorzuspiegeln, um das unglückliche Ingrediens seines Wesens noch zu unterstreichen. Seine Theorien über die Behandlung von Menschen und Werken, Schwächen und gefährliche Tugend der Frauen, von Freund und Feind, von Literatur und Schicksal waren oft abstrus, zuweilen in ihrer ausgeklügelten Spitzfindigkeit rührend, und, je weiter sie daneben hieben, um so charakteristischer für ihn. Der Mechanismus der Gesellschaft!! Den Mechanismus der Welt, der Beziehungen ergründen!! Die Chemie des Alls, diese Maschine Mensch!!

Er besaß nur wenige Bücher, hatte wenig gelesen, aber die wenigen Bücher, die ihn interessierten, kannte er aus gründlichem Studium. Solch ein Buch war das Werk eines Engländers über die Domestikation von wilden Tieren. Er behauptete, aus Büchern dieser Art seien die grundlegenden Wahrheiten und das tiefste Wesen der Zivilisation zu erkennen. Ebensogroße Wichtigkeit aber maß er seiner zerlesenen „Psychopathia sexualis“ bei. (Freud blieb ihm bis in seine letzten Lebensjahre verschlossen, ich bin überzeugt, er hätte ihn — wohl aus der Tendenz zu vertuschen! — abgelehnt, obzwar sich in seinem Leben manches ereignet hatte, was den Theorien der Psychoanalytiker als Bestätigung hätte dienen können.) — Die Heilige Schrift hatte er zu

Digitized by Google

wiederholten Malen von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Die Kommentare zur Bibel und die Werke, die sich mit der Entstehungsgeschichte der Schrift befaßten, gehörten zu seinen bevorzugten Büchern. — Einmal, es war bei einem Beisammensein mit dem alten Schauspieler Hans Pagay, überraschte er uns mit seinen Kenntnissen der Uhrmacherei. Der alte Pagay, der gelernter Uhrmacher war, konstatierte staunend, wie gründlich Wedekind über den Mechanismus der verschiedensten Systeme Bescheid wußte. Aber auch in der Geschichte der Uhrmacherkunst verriet er gründliche Kenntnisse.

Wie er die in den Testamenten berichteten Vorgänge auf triviale Geschehnisse des täglichen Daseins zu reduzieren liebte, so entkleidete er in Gesprächen gerne die großen Werke der Weltliteratur ihrer pathetischen Hülle und siehe da: plötzlich standen sie schlicht wie Notizen aus dem Lokalteil einer Provinzzeitung da.

Faust I. erklärte er beispielsweise auf folgende Art: Faust, ein typischer deutscher Student, büffelt alle Wissenschaften durch, hat noch nie ein Weib berührt und sein Geist gerät durch Askese und Onanie auf metaphysische Abwege. Gelegentlich eines Spazierganges in den Universitätsferien begegnet ihm ein Kommilitone, ein mit allen Wassern gewaschener Kerl, dem Faust in ein Bordell (die Hexenküche) folgt. Hier verjüngt sich der Stubenhocker mit einem Schlage. Er fühlt sich in zunehmendem Maße unternehmungslustig, sieht sich unter den Mädchen des Städtchens um, verführt Gretchen und rät ihr, ihr Kind abzutreiben.

Die überraschende knappe Form seines „Erdgeist"-Dialogs wollte er auf folgende Art und Weise gefunden haben. Ein dänischer Maler, Freund Langens in Paris (später Urbild des „Marquis von Keith"), hatte ihm den Stoff suggeriert, den er in einem wortreichen und weitschweifigen fünfaktigen Drama ausführte. Als er dem Maler die ersten beiden Akte vorlas, rief dieser: das alles sei ja viel zu lang, für die Bühne denkbar ungeeignet. Darauf habe er, zusammen mit dem Maler, ohne auf wesentliche und unwesentliche Sätze des Dialoges besonders zu achten, das Manuskript zusammengestrichen, bis es in einen knappen Theaterabend hineinpaßte. Was übrigblieb, stehe jetzt in dem Buch!

Um die Zeit der Jahrhundertwende beschäftigte ihn ein Semiramis-Drama intensiv. Er erklärte mir den Vorgang, in Akte gegliedert, so. In einem großen Glasaquarium schwimmt ein Karpfen allein herum. Eines Tages schiebt eine Hand in die Mitte des Aquariums

Digitized by Google

eine Glaswand, die das Gefäß in zwei Teile teilt. In den freien Teil wird ein Hecht getan. Der Karpfen schwimmt ruhig in seiner Abteilung herum. Der Hecht bemerkt den Karpfen, schießt auf ihn los und zerschlägt sich die Schnauze an der Scheibe. Der Karpfen hat sich vor Angst in die entfernteste Ecke seiner Abteilung verkrochen. Der Hecht wiederholt seine Attacke gegen den furchtsamen Karpfen einigemal, immer mit demselben Ergebnis, bis er es endlich aufgibt, den Karpfen zu fressen, der inzwischen auch wieder Mut bekommen hat und dreist und beruhigt in seinem Abteil herumschwimmt. Die beiden Fische gewöhnen sich aneinander und schwimmen ruhig aneinander vorbei auf beiden Seiten der Glaswand, und dann, nachdem die Hand die Scheibe aus dem Aquarium gehoben hat, auch umeinander herum. Da tut eines Tages die Hand einen zweiten Karpfen in den Behälter. Instinktiv flieht das neue Tier vor dem Hecht in die entfernteste Ecke. Der Hecht hatte, gewitzigt und gezähmt, zuerst gar nicht die Absicht, den Karpfen zu fressen, erst als er merkt, der Neuangekommene habe Angst vor ihm, schießt er auf ihn los, frißt ihn, und nachher auch den ersten Karpfen, mit dem er doch so lange gute Nachbarschaft gehalten hatte.

Auf welche Art Wedekind aus diesem Vorgang in der Tierwelt ein Semiramis-Drama schaffen wollte, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, die Idee scheint unterwegs stecken geblieben zu sein, wie alle solche, die nicht aus der leibhaftigen Anschauung, sondern aus einer ausgeklügelten Konstruktion entstanden waren. Sein Gehirn vermochte nicht rationell zu arbeiten, nicht aufzubauen, seine Stoffe und Konflikte hatten spasmodischen Ursprung, wie seine Produktion unter Tellerklappern und Lärm in überfüllten Restaurants und Bräukellern es bewies, daß nur Hochdruck seine Arbeitsenergie anzustacheln vermochte.

Zuweilen holte ich ihn nachmittags aus seiner Schwabinger Wohnung ab und wir gingen in den wenig bebauten Straßen des Vororts spazieren. Vorher spielte mir Wedekind auf seinem Pianino oder der Gitarre, auch auf einer Mundharmonika oder Okarina eine neu erfundene Melodie vor, die eines seiner Gedichte begleiten sollte. Er hatte die Methoden, aber auch den ganzen Text- und Melodienschatz der Heilsarmee genau studiert und verwendete zu seinen Scharfrichter-Bänkeln gern Rhythmen, die aus dieser Quelle stammten. Auf unseren Spaziergängen kam es oft vor, daß Schulkinder an den schwarzgekleideten feierlichen Herrn mit dem Gesicht eines Prälaten herankamen und ihm ehrerbietig die Hand küßten. Wedekind hielt dann mit

Digitized by Google

würdevollem Ernst seine Hand hin, von der er erst den schwarzen Handschuh abgestreift hatte — er ging selten ohne Handschuhe aus, da er sich seiner roten fleischigen Hände schämte.

Um fünf Uhr traf sich im Kaffee „Stefanie" regelmäßig eine kleine Tafelrunde, zu der Wedekind, Graf Eduard Keyserling, Halbe, der Maler Melchior von Hugo, der Schauspieler Emil Lind und Kurt Martens gehörten. Wir blieben bis halb acht zusammen, gingen dann in eine nahegelegene Wirtschaft, wo wir zu Abend aßen, worauf sich Wedekind empfahl, um zu den „Scharfrichtern" zu gehn. Nach dem Theater trafen wir uns, gegen elf, in der kleinen American Bar im Kellergeschoß der „Vier Jahrezeiten", wo wir bis zwei Uhr nachts beisammen blieben.

Fünf Jahre hindurch bestand diese Tafelrunde, mancher fiel ab, mancher kam hinzu, aber es muß gesagt sein, daß in dieser Zeit keine einzige hohle, leere, mit Geschwätz oder „Fachsimpelei" verbrachte Stunde zu verzeichnen war. Es wurde über Dinge des Lebens gesprochen, oft, wenn der Kreis ganz eng war, über die wesentlichsten, schmerzhaftesten, manches Entscheidende wurde über Dinge der Kunst, der Phantasie und der Erfahrung unter Menschen und Gedanken geäußert, und es ist schade, daß dieser Kreis keinen Chronisten gefunden hat, der die Aussprüche Wedekinds oder Keyserlings aufgeschrieben hätte. Besonders die des Grafen Eduard, der ein Weiser der Welterfahrung war, (ganz anders weise, als sein rühriger Neffe Hermann, von dem neuerdings soviel die Rede ist).

Eine tiefere Kameradschaft verband diesen kleinen Kreis dabei keineswegs, alle die fünf Jahre hindurch nicht. Oft, wenn wir, Wedekind, Martens und ich, nachts den Heimweg antraten und Keyserling, der ja halb gelähmt schon, einen Wagen bestieg und seine Zigarette zwischen den dünnen Lippen, mit seitwärts und uns Fußgängern abgewandtem Gesicht in dem nächtlichem Einspänner vorbeifuhr, sagten wir uns: „seht ihr — das ist der innere Zusammenhang". Es war aber lediglich: München; nicht die Boheme allein, auch nicht die Kameradschaft unter Literaten, es war vor allen Dingen München — und nach fünf Jahren hielt ich dies, fast physisch schon, nicht mehr aus.

Dabei war Keyserling sicherlich noch der Treuesten, menschlich Tiefsten, für Kameradschaft Dankbarsten einer aus der ganzen Tafelrunde. Der „Aristokrat, dem wir ein paar Stunden vertreiben halfen", und der an uns vorüberfuhr, ohne uns weiter zu beachten, war in

Digitized by Google

unserm Kreis jedenfalls der, der das Leben am intensivsten genossen, erlitten, betrachtet und durchschaut hatte. Der in alle Schichten der Gesellschaft am lebhaftesten eingedrungen war und sich keiner aus Enttäuschung oder Voreingenommenheit gehässig erwiesen hatte.

Er lebte schon lange in München, ehe er sich uns näherte. Jedem von uns war seine sonderbare, dekadente, hagere und auf steifen Beinen vornüber stelzende, stolpernde Gestalt von der Straße und vom Theater her bekannt. Nach dem anonym eingereichten und von Brahm in Berlin aufgeführten „Frühlingsopfer" wandte sich das Interesse dem unbekannten Verfasser zu, in dem man einen verspäteten Nachzügler der Epoche des Hauptmann-Holz-Schlaf'schen Realismus vermutete, einen begabten und entwicklungsfähigen jungen Springinsfeld. Da weist eines Nachmittages der Schauspieler Lind auf einen vornehmen alten Herrn, der auf der Straße vor dem Café vorübergeht und sagt: der Verfasser des „Frühlingsopfers". Eine Minute später saß Keyserling unter uns, nicht um eine Nüance intimer oder weniger intim als er sich fünf Jahre später in unserem Kreise bewegte, nicht kälter, nicht wärmer, nicht fremder, nicht vertrauter, der selbstsichere, in allen Lagen und allen Schichten des Lebens heimische Weltmann und Menschenkenner.

Er hatte, als junger, aus jenen Mitau-Rigenser baltischen, durch Inzucht und intensiv-sybaritische Lebensweise raffinierten Adelsfamilien stammender Landedelmann das Leben in Rußland, Italien, Österreich kennen gelernt; er hatte mit den Komtessen, die er in seinen Romanen zart und voll sehnsüchtiger Resignation schildert, auf den Schlössern geflirtet und in Begleitung seines Dieners auf Jagdzügen und Streifen durch die lettischen Dörfer und Krüge mit dem niederen Volk, den armen, halbtierischen Bauern, den Wilddieben, den Kronsbeerenpflückern, Juden und Dirnen verkehrt. Die Komtessen ließen sich von ihm den Hof machen, denn er war geistreich und amüsant, aber er war nicht schön und sie liebten ihn nicht. Die Bauern und Juden betrachteten den „Barin", die „Herrschaft", mit Neugier und Mißtrauen: aus welchem Grunde mengte er sich unter sie, das gemeine Volk? In Wien hatte er eine Zeit im Kreise von Anzengruber verlebt, ohne Fuß zu fassen, in Italien mit seinen Landsleuten, die reicher waren als er. Schließlich vergrub er sich in München, wohnte mit zwei älteren Schwestern abseits und einsam, bis ihn der Zufall zu uns führte. — Auch das war ihm recht, im Laufe der ersten Stunde war er akklimatisiert. Er vertrug Menschen und Einsamkeit,

Digitized by Google

wie später immer schwerere Krankheit, Lähmung, Erblinden, drückende Armut, er war allem und allen Wechselfällen des Lebens gewachsen und überlegen.

Wir saßen bei Wedekind und er las uns sein neues Drama, den „Marquis von Keith" vor. Die ersten Akte waren auf der Festung geschrieben, jetzt hatte er das Stück beendet.

Es war ein besonderer Genuß, Wedekind lesen zu hören. Während er las, war er in jedes seiner Worte, fast möchte man sagen: verliebt. Mit sinnlicher Freude modellierte er aus Vokal und Konsonanten ein Gebilde, fügte Satz zu Satz in klarster Umrundung zu harmonischem Bau. In diesen Vorlesungen erreichten seine Dialoge, erhielten seine Gestalten Umriß und Tiefe, wie niemals auf der Bühne. Das lag daran, daß Wedekind bei aller Klarheit der Diktion über Kunstgriffe verfügte, die den Worten und Gedanken einen heimlichen Sinn gaben, einen blitzgleich aufleuchtenden versteckten Sinn, der das fragwürdige, gefährliche Spiel seines Geistes jäh aufdeckte. Durch eine unmerkbare Verlangsamung des Tempos, eine winzige Pause vor oder nach einem Wort erhielt, was er sagte, eine Bedeutung, die mit dem Gefühl viel eher als mit dem Verstand zu erfassen war, die, obzwar sie im nächsten Augenblick verflüchtigt sein konnte, haften blieb und das Ausgesprochene verstärkte.

Er exzellierte in solchen kleinen Kunstgriffen der Ausdruckstechnik. Einmal las er uns, nachdem es jemand in voller Verzückung vorgetragen hatte, das reine und zarte Gedicht eines dem Marienkult ergebenen jungen katholischen Dichters. Ohne ein Wort an dem Texte zu ändern, las er es mit solcher Betonung vor, daß das Gedicht sich wie eine einzige Obszönität anhörte.

Man konnte, während Wedekind sein Drama vorlas, genau erkennen, welche Bedeutung für ihn jede Sentenz, jeder Aphorismus, den er einer der Hauptpersonen in den Mund gelegt hatte, haben mußte. Es waren Beichten, Geständnisse intimster, schmerzhaftester Art. Wie höllisch mußte es ihn quälen, wenn er seine aus dem Profundesten seiner zerrissenen Seele geschöpften, von Leben, Erkenntnis, Qual strotzenden Worte durch die nachlässige Sprachroutine irgendeines denkfaulen oder unwissenden Schauspielers ihres Sinnes beraubt, nackt und deformiert vor sich zerflattern sah! In seinem Munde schillerte jedes Wort und lebte ein unbegreiflich vielfältiges Dasein. Während er las, schien er der Wirkung jedes seiner Worte, seiner

Digitized by Google

Dichtung in jeder Einzelheit durchaus sicher zu sein. Wir waren mitgerissen, lebten das intensive Leben des Dichters mit.

Plötzlich, mit dem Aktschluß, auf dessen Effekt er, im Gegensatz zu anderen publikumsergebeneren Autoren nie besonderen Wert legte und dessen „Technik" er nicht zu kennen oder zu ignorieren schien, brach die Bezauberung, verflog die suggestive Kraft. Man hatte das Gefühl, jählings ins Nichts hinunterzustürzen. Die tiefe unausrottbare Skepsis, dieses den Mißerfolg immer in leiblicher Nähe über und an sich Fühlen verursachte es, daß Wedekind, sobald er einen Akt zu Ende gelesen hatte, förmlich in sich zusammensank. Wir hatten Mühe, ihn durch unseren Beifall und wenn Grund dazu war, durch begeisterte Zustimmung aus dieser Grube herauszuziehen, in die er nach Beendigung der rein künstlerischen Arbeit und sobald die Konfrontation des Werkes mit dem Schicksal begann, unfehlbar hinunterstürzte.

An schönen sonnenhellen Vormittagen — die Sonne leuchtet blau und golden über dem Schnee, auf Frühlingsbäume, auf Sommerasphalt nieder — bewegt sich eine bunte Menge im behaglichen Bummlerschritt vor der Feldherrnhalle, der Residenz, vor dem Tor des Hofgartens und dem Platz vor dem Odeon auf und nieder. Die Wache zieht auf, mit vollendetem Mechanismus blau und weiß gewandeter Automaten. Die Militärmusik in der Feldherrnhalle spielt Wagner oder Ganne, das Tempo fährt den Schlenderern, den Gaffern, den Spaziergängern in die Glieder. Man bleibt stehen, nimmt neue ungewohnte Erscheinungen wahr unter der Masse der vertrauten, seit Jahr und Tag gewohnten Gestalten. Hier sieht der Bewohner der Künstlervorstadt, der Atelierhäuser belustigt auf den Spießer, den Ureinwohner Münchens herab. Den Spießer, der in dem Leibblatt der Bürgerwelt mit all seinen oft infinitesimalen Würdenrangbezeichnungen versehen stirbt und angekündigt steht, von seiner Witwe, die seinen Rang erbt, beweint und betrauert. Herr Rechnungskontrollörsubstitut zieht vor dem Herr Unterpostsekretärsanwärter den Hut — beide vereint die stillschweigende Verachtung, mit der sie den ironischen Blick des vorübergehenden Kunstjüngers, dessen Anwesenheit doch ihrer Stadt das weltbekannte Gepräge gibt, zurückschleudern oder ignorieren.

Hier ergeht sich ein fröhlichelegantes Amüsiervolk, Sportvolk, Parasitentum der Tanz- und Kabarettdielen. Vielleicht verirrt sich einmal einer der beneideten, an die Künstlerfürsten der Renaissance in

Digitized by Google

ihrer Lebensführung, aber nicht in ihren Werken gemahnenden Berühmtheiten aus den prunkvollen Villen um die Propyläen, den Englischen Garten und die Isarhöhen hierher, ehrfürchtiges Flüstern bezeichnet seine Spur durch die Menge: „Das ist der Stuck. Schau, der Kaulbach! Der Lenbach!!"

Aber auch kleine Malerinnen ziehen die Blicke auf sich — es sind die bewußten Hamburger und Bremer Patrizierstöchter, verirrte Adepten der modernsten Richtungen in der Malkunst, sie haben unglückliche Mütter hinterlassen, die an dem heimatlichen Kaffeetisch mit mühsam bewahrter Heiterkeit den schadenfrohen Freundinnen, deren Töchter längst unter die Haube geraten sind, Auskunft über Fortschritte in der Kunstübung geben.

Man bemerkt die bescheidenen Verzehrer minimaler Renten, die ihr Leben in bescheiden eingerichteten Mansarden in mystischer Schwärmerei für die Großen der Theosophie, der Ästhetik, der Dichtkunst, der Malerei, in einem Nebel täglich erneuter Begeisterung verbringen — weit entfernt von der Wirklichkeit, vom Mitmenschen, vom Volk, von der Gegenwart.

Fremde, Besucher der Sammlungen, der Mozartopern, der Festspiele in dem Bayreuth nachahmenden Prinzregententheater jenseits der Isar sehen sich den bunten Trubel und die Fülle von auf kleinsten Raum zusammengetriebenen exzentrischen und auffallenden Gestalten, Erscheinungen und Phantomen an, die in jeder großen Stadt unbemerkt in der Vielheit der Bevölkerung aufgingen, hier aber bemerkt und beachtet werden und sich aus diesem Umstand Beruf, täglich erneute Lebensbejahung und Bestätigung schaffen.

Im Englischen Garten, um den Monopteros, auf dem Hügel des Freundschaftstempelchens sieht man rührende Gesichte. Menschen begegnen einem da, gejagt von einem Rhythmus, der hell und klingend durch ihr Herz zieht; keiner ist von dem Eroberergelüst gestachelt, der phantasiebegabte junge Helden Balzacs auf die Anhöhen der Lichtstadt treibt, die sie sich zu Füßen zwingen wollen — sie sind Sklaven und Herren ihrer törichten Träume und wenn sie längst gebrochen und unterjocht in das Einerlei einer bedrückten Provinzexistenz gezwängt ihr Leben öde und enttäuscht fristen werden, wird München und der rasch verflogene Tag der Jugend noch wie ein schillerndes Erinnerungsglück vor ihnen auftauchen. Die Stadt der Erinnerungen!

In alle Richtungen der Windrose nimmt sie der zivilisierte Mensch mit und erinnert sich gerührt der Tage, an denen er sie atmen

Digitized by Google

durfte, die Luft der leichtfertigen bunten Stadt, aus Kunst und Genuß gebaut, auf dem Grund des amusischen, bier- und rettich-besessenen Philistertums der Urbewohnerschaft, der Bevölkerer der riesigen dunstigen Bräuhallen, der schattigen Kellergärten. Um den Beginn des Jahres herum tobt allgemeines Bacchanal durch die lebenslustige sorglose Stadt. Die raffinierten Künstlerfeste in Schwabing, auf denen der Hohepriester der zeitgenössischen Dichtung, der Minnesänger des zwanzigsten Jahrhunderts es nicht verschmäht, geschminkt, gepudert und mit beardsleyscher Lockenperücke zu erscheinen, seine Adoranten um sich. Die Atelierorgien, in denen kroatische Malschüler in römischen Togen ihre Verführungskünste an jenen Bremer und Baseler Patriziertöchtern erproben, die schreckhaft und doch abenteuerlüstern, als Nymphen des Waldes und der Quellen verkleidet Erfahrungen fürs Leben zu sammeln entschlossen sind. Die Maskenredouten, auf denen sich ein zweideutiges Publikum aus den der Kunst benachbarten Gebieten des Lebensgenusses zusammenfindet: ausgehaltene Weiber, Modelle mondäner Porträtisten — Schmarotzergentlemen gesellschaftlicher Milieus, wie sie Hochstapler der Kunstbeflissenheit sind. All die tausend Manifestationen eines ungebundenen, nicht immer glaubwürdigen oder begründeten Lebensüberschwangs vereinen in diesen Wochen alle Klassen, den schwerfälligen Philister, den aus ökonomischen Gründen in die Boheme verschlagenen bürgerlichen Genußmenschen, den in weltabgewandte ästhetische Konzentration verstrickten Jünger irgendeiner Kunstbetätigung zu einer unwahrscheinlichen, anfechtbaren und wenig stichhaltigen Verbrüderung, in einem turbulenten Taumel, wo eine Schicht auf die andere abfärbt, eine die Kontur der anderen leicht aufsaugt. So entsteht jene besondere Münchner Atmosphäre, die dem irdischen Dasein seine pathetische Schwere raubt, Nimbus umgibt die Tage der ihre Jugend rasch verlebenden, mit den Überresten ihrer Illusionen so bald in die vier Richtungen der Windrose heimkehrenden Erdenkinder.

Halt — die Kegelbahn!

Wie die ernsten Politiker ihre Klubs, die im Volke, das das unpolitischste auf Erden ist, am leidenschaftlichsten Politisierenden ihren Stammtisch, die Freimaurer ihre Logen, so haben die Künstler ihre Kegelbahn. Viele Vereinigungen gleichgerichteter Phantasiemenschen, Intelligenzen heterogenster Art benutzen diese Institution, um auch äußerlich eine durch gesellschaftlichen Zwang regierte und geordnete,

Digitized by Google

sittlich geregelte Gemeinschaft ihrer Mitglieder zu erzwingen. Das Gefühl der Gemeinschaft erfährt durch Festhalten an Tagen, Stunden, an einem Raum, ehernen Spielregeln Gesetzmäßigkeit; es ist sozusagen die Probe auf die Zuverlässigkeit, die auf dem Grunde jeder Vereinigung von Menschen ruhende Treue, das Stichhalten. Die Kegelbahn lenkt und bestimmt durch gelinden Terror den Freiheitsdrang der aus ihrer Phantasie und Nervenspannung produzierenden Künstler.

Entschlüpfen, Sichfreimachen, Auflehnung gegen diesen Zwang wird mit allen Härten der Verfemung und des Boykotts geahndet. Die Kleinstadt vermag ihre Tyrannei des „kleinen Kreises" gegen den Ausbrecher und Eigenbrödler in viel schärferem Maße durchzuführen, als die Großstadt, in der man sich leicht loslösen, befreien, in der man abseits gehen und sich in die Büsche schlagen kann, ohne daß einem das als Anmaßung, Besser- und Andersseinwollen ausgelegt wird, als eine Kriegserklärung des Einzelnen an die Gesellschaft — die schrecklich geahndet werden kann. Mancher ist an solcher „Rache" des kleinen Kreises äußerlich und innerlich zerbrochen. —

Einmal kam ich, lange nachdem ich München endgültig verlassen hatte, auf der Fahrt von London nach Budapest, beim Morgengrauen auf dem Münchner Hauptbahnhof an und mußte auf den Wiener Schnellzug einige Stunden lang warten. Ich ging in den Restaurationssaal. Als ich von meiner Kaffeetasse aufblickte, gewahrte ich an einem entfernten Tische bekannte Gestalten. Es war mein schon so lang verlassener Kreis, und ich wußte, daß er sich, nachdem der Reihe nach alle Lokale in der Stadt zugesperrt worden waren, hier in diesem, das die ganze Nacht offen blieb, eingefunden hatte, um die Stunden bis zum Morgen zu vertreiben.

Im Zuge, der mich, wie schon so oft, zu flüchtigem Aufenthalt heimwärts führte, frug ich mich: was mich so lange, so viele Jahre meiner Jugend hindurch, an die bunte Stadt, die in der Welt das Athen an der Isar genannt wurde, gefesselt hielt? Was es war, das auf so viele außergewöhnliche Intelligenzen, so viele Menschen von regstem Gefühlsleben und ungebundener Einbildungskraft seinen faszinierenden, unentrinnbaren Zauber ausübte? — —

Die Flucht vor dem Gemeinen ins Ungemeine, die Angst vor dem Volke, das das Triviale, das Selbstverständliche bedeutete, das man

Digitized by Google

eben nur selbst nicht verstand, nie zu ergründen unternommen hatte, die Flucht, immer weiter fort, immer höher weg, fort vom Nährboden, von der Wirklichkeit . . . und darauf der Sturz, gefährlich und zermalmend, zurück und hinab in den Alltag — den Stürzenden zermalmend und die sein Sturz mit sich reißt . . .

Die Atmosphäre, bunt, betörend und verführerisch, diese gefährliche Isolierschicht gegen das Leben, das wehtut, hüllte jahrelang ein, und in diesem schillernden, zweideutigen und Zweifel ertötenden Trug der ephemeren Umwelt lebte ich oder dachte ich doch zu leben, verweilte ich, war doch von steter, schwingender Unrast gepeitscht, arbeitete ich zwischen Qual und Entzücken und fand doch keinen Weg zur positiven Betätigung meines Selbst, zu meinem Werke, zu Würde und Dauer meines Werkes. Das, was Goethe den „geschäftigen Müßiggang" nennt, stand in seiner quälenden Doppelgestalt am Eingang jedes Tages. Daß es mein Geschäft war, mußte mein Werk erst bestätigen, daß es Müßiggang war, grollte mir das schwere Blut unablässig in die Ohren. Lebenseinteilung, Sympathien und Abneigung, Kunstgenuß, Auswahl und Verwerfung standen ausschließlich unter dem Gebot des Dienstes — an diesem selbstauferlegten, aus dem Innern genährten, unstillbaren und nie verstummenden Gebot: der Pflicht zu arbeiten, Ausdruck zu schaffen dem Einmaligen, Vergänglichen.

Die Münchner Zeit war gezeichnet von einem bitter harten Ringen, einem aussichtslosen, aufreibenden Kampf zwischen der als Gesetz erkannten Objektivität der Lebensanschauung und Darstellung und dem allzustark verwurzelten, lyrischen Subjektivismus, der meiner Arbeit Schwung und Flügel zu leihen suchte und den ich glaubte zurückdrängen zu müssen — dem ich mißtraute, weil er dem allgemein gültigen Grundsatz der Gestaltung widersprach.

Wäre ich dem Drängen mutig gefolgt, manche Qual wäre mir erspart geblieben. Aber in der Seele eines sentimentalen Juden, den viele Schmerzen, angeborene, eingebildete, von anderen und selbstzugefügte belasteten, lebte eine tödliche Angst vor der Naivität, dem Vertrauen zum eigenen Gefühl, dem der Instinkt der Welt und die Erfahrung der Mitmenschen widersprach. Denn was ist Objektivität der Darstellung? Sichabsondern vom Mitmenschen. Mißtrauen, nicht dem eigenen Gefühl gegenüber, sondern dem Mitmenschen gegenüber, dem sich das eigene Gefühl, die Erfahrung lehrt es, nicht ungestraft enthüllen darf. Daher fand jedes Wort, jeder Gedanke, der

Digitized by Google

frei und unbeschränkt hervorsprudeln wollte, sein Korrektiv in skeptischer Kritik und wurde oft verneint und gehemmt bis zur Vernichtung.

Dieses die eigenen zwingenden Stimmungen nicht Gewährenlassenwollen zerstörte die Lust an dem zu Schaffenden, die Freude an dem eben Geschaffenen Tag um Tag, Jahre hindurch — preßte aber zusammen, war ein förderndes Element der Reife, der spät einsetzenden Entwicklung. Ohne wahre innere Kameradschaft, ohne einen Menschen, der an dem Tiefsten, Schmerzhaftesten teilgenommen hätte, dem sich das Wesentlichste, Schwerste hätte aufschließen können, ging die Seele den schweren Weg der zäh betriebenen, krampferfüllten Arbeit vorwärts.

Wie mit der eigenen Arbeit verhielt es sich mit den Anstrengungen, Kenntnisse zu erwerben, zu erweitern, das Wissen um diese Welt der Wirklichkeit zu erlangen. Dieser Welt, in die mit Verantwortlichkeit gestellt zu sein mir jeder mit Arbeit und jeder mit Nichtarbeitenkönnen erfüllte Tag aufs neue bestätigte. Auch hier spielte das eigene, freie, unbekümmerte Begehren nach dem Leben in phantastischen Dimensionen und Weiten dem selbstauferlegten Zwang manchen Streich. Wie weit enfernte die Atmosphäre Münchens von dem ernsten Studium der Soziologie, der Volkswirtschaftslehre! (Und doch lebte Brentano hier und seine Vorträge an der Universität waren stark frequentiert.) Das störrische Gehirn verweigerte sich den Doktrinen der philosophischen Systeme, der Erklärung der Zusammenhänge im All, unter den Menschen. In den Stunden, die ich in den Hörsälen der Universität verbrachte, setzte die Aufmerksamkeit aus, aus dem notwendig Fragmentarischen dieses Erfahrungsmaterials streifte der Sinn mit Wonne in die Gebiete des Unermeßlichen, Phantastischen ab oder zu dem schmerzhaften Wiedererkennen der eigenen Seelenbedrängnis auf höhere Ebenen begnadeten Schöpfertums. Hier war Sporn und Antrieb, auch Nahrung für den Trieb zur Nacheiferung und zur Nachahmung — einem wesentlichen Bestandteil der anschmiegungsbedürftigen Natur, des schmerzhaft in die Irre flatternden Gefühls.

Die Periode des Realismus schien vorüber. Auf keinen Fall genügte seine Doktrin mehr dem Drängen einer neu einsetzenden, rätselhaften Zeitströmung: Erscheinungen wie Huysmans, der aus dem Realismus stammte und in die Mystik gelangt war, der Genius Strindberg, zwischen pamphlethaft schonungsloser Betrachtung und Aufdeckung tatsächlicher Geschehnisse und der Sphäre Swedenborgs ruhelos

Digitized by Google

hin und her taumelnd, der Demokrat Whitman, dessen Gesänge elementare Hymnen pantheistischer Allempfindung waren, sie beherrschten und beunruhigten die Zeit mit ihrem Widerspruch. Alle Fasern der immer bewußter bei der Anschauung ihrer Leiden verharrenden Seele bestätigten die Zugehörigkeit zu dem, was „Moderne" hieß – und unter diesem Begriff verbarg sich nicht so sehr eine ästhetische Richtung, vielmehr war es ein Zustand der Hellhörigkeit, ans Pathologische streifendes Gefühl für ein aus unbekannter, bedrohlicher Zukunft in die verworrene Gegenwart hereingreifendes Schicksal: zuweilen greifbare Gewißheit der bevorstehenden Auflösung, sich ankündigenden Neuwerdens: Mahnung und Ruf zum Mitwirken an einem noch unbekannten Ziel, das sich zuerst unter allen lebenden Menschen dem Dichter ankündigte, im Unterbewußtsein sich enthüllte, nebelhaftes Wissen um werdende Dinge, drohend und verlockend.

Eines Abends, im Münchner Schauspielhaus, tönt nach dem Schluß des ersten Aktes eines neu aufgeführten Stückes Applaussolo durch den dunklen, schweigend unsicheren und widerstrebenden Saal.

Das Stück ist Strindbergs „Rausch". Ich bins, der applaudiert. Dasselbe wiederholt sich nach dem zweiten Aufzug. Erst nach dem dritten entschließt sich hier und dort ein Händepaar. Bald applaudiert das ganze Haus.

Nach Schluß der Vorstellung saß ich mit Martens in einer kleinen Weinstube. Dann saß ich daheim die ganze Nacht bis zum Morgengrauen an meinem Schreibtisch und schrieb das Szenarium eines Dramas auf, das, als die Stadt erwachte, mit Schauplatz, Titel und Personenverzeichnis leibhaftig auf den Blättern stand und ein Jahr später im selben Münchner Schauspielhaus gespielt wurde, das dreiaktige Schauspiel: „Das andere Ufer".

Wenn ein lyrisches, in gehobener Prosa geschriebenes Trauerspiel, unmittelbar nach „Weiße Liebe" bei Langen veröffentlicht: „An die Schönheit", den Einfluß des jungen Maeterlinck erkennen ließ, so war dieses neue, aus der Perspektive der Bühne erschaute und in rapider Arbeit entstandene Werk, obzwar jene Strindberg-Aufführung den belebenden Funken entfacht hatte, doch von äußerem Einfluß unberührt.

In der Arbeit von Jahren, die von Erkenntnissen und Erlebnissen mancher Art bedrängt worden waren, hatte ich einen umfangreichen Roman, den „Vergifteten Brunnen", geschrieben (nach dem Ausspruch

Digitized by Google

Nietzsches, daß, wo das Gesindel mittrinkt, alle Brunnen vergiftet sind), es war ein Buch, das auf gewisse Art das Ergebnis meiner Münchner Zeit festhielt. Aber dieses neue Werk, das „Andere Ufer", hatte den beglückenden Impuls des aus ursprünglichen Quellen emporgeschleuderten, nach eigenem Gesetz seienden und wirkenden Bekenntnisses. Es bewährte diese Kraft, während ich es schrieb, es bewährte sie auch bei der Aufführung, die manche mitriß, manche zu stürmischem Widerspruch stachelte — es gab mir eine unauslöschliche, tragische Liebe zum Theater ein. Ich erwähne das, weil Unheil, Mißgeschick und Niedertracht sich im weiteren Verlauf meines Lebens an meine Hoffnung, von der Bühne herab Leben zu verbreiten, geheftet haben und weil ich aus diesem ersten Erleben des Theaters ein Schicksal empfing, ein Glück, das wie Wetterleuchten an dem Horizont meines Lebens aufzuckte um dann gleich wieder zu erlöschen, Schmerz und Sehnsucht hinterlassend, Schmerz und Sehnsucht und Niewieder.

Im „Andern Ufer", das einen okkulten Vorgang behandelt, kämpft ein junger Lebenswille gegen das Verhängnis, das ein alternder Mensch über sich fühlt. Der Wille scheint zu triumphieren, es ist aber nur die Güte, das Verstehen und das freiwillige Opfer, das sich auswirkt. Das Stück endet, wie ein Drama des unbekannten Schicksals, das den Willen der Menschen determiniert, mit einem Schrei, hinaus ins Ungewisse.

Einige außerordentliche Schauspieler verkörperten die Hauptfiguren Walt, Hubert und Thea: Franz Herterich, August Weigert, Ida Müller. Besonders die Darstellerin der Thea, eine Tragödin von wunderbarer Gewalt, trug das Stück durch die Fährnisse der inneren und äußeren Widerstände. Mein Kamerad Emil Lind hatte das Stück den jungen, rasch entflammten Studenten des Akademisch-Dramatischen Vereins vorgelesen, der an früheren Abenden zum erstenmal in Deutschland Wildes Salome, d'Annunzios Tote Stadt, Björnson und Hamsun aufgeführt hatte. Keyserling und Wedekind hatten es den jungen Leuten des Vereinsvorstands empfohlen, und trotz der Sabotage des Schauspielhaus-Direktors, trotz allerlei Intrige befreundeter und berühmter Dramatiker aus dem Kreis gelangte es auf die Bühne.

In der Woche, die die Einstudierung in Anspruch nahm, lernte ich eine Intensität des Lebens auskosten, wie sie nur das vollkommene Aufgehn in einem geliebten Menschen oder die enge Gemeinschaft mit der Masse (ich erfuhr das später in politischer Arbeit) zu schenken

Digitized by Google

vermögen. Die kurze Spanne Zeit schenkte mir, durch das Wunder des Lebendigwerdens eigener Worte, eigener Gestalten, ein metaphysisches Erlebnis, das mein Leben unter Menschen verwandelt hätte, wäre ihm Dauer beschieden gewesen. Eine Wahrheit über den Sinn künstlerischen Schaffens dämmerte in mir auf, wurde mir offenkundig: es war das bezwingende Verhältnis des Schöpferischen zu dem rezipierenden Mitmenschen, das einzig bestimmende Erleben über dem Prozeß der Schöpfung als solcher. Das Problem der Macht über Menschen, wurde mir zum erstenmal mit überzeugender Kraft bewußt, zugleich auch die Wahrheit über die unerhörte Wirkungsmöglichkeit des Theaters; einen Willen, der sich durch das Theater den Massen zu manifestieren versteht; und auch die Verantwortlichkeit dessen, dem diese Wirkungsmöglichkeit sich erschließt. In dieser heutigen Epoche der Korruption des Theaters, das tiefer als welche Kunst immer zur Prostituierten des bürgerlichen Geschmacks und Instinkts heruntergekommen ist, scheint das Bewußtsein der Macht und Verantwortung der Bühne und ihrer Beherrscher völlig verschwunden zu sein. Aber Anzeichen deuten dahin, daß in Zeitepochen, in denen das soziale Gewissen eine Stärkung erfährt, auch die Bühnenkunst neue Impulse gewinnt.

Während vor dem lautlosen Haus meine Worte, von lebenden, schwingenden Menschen gesprochen, erklangen, saß ich hinter der Bühne auf den Stufen einer kleinen Treppe neben dem wachthabenden Feuerwehrmann. Ich hörte, wie dieses, wie jenes Wort, von erregten Wellen getragen, ins Parkett, zu den Rängen flog. Ich wartete, wußte, jetzt — jetzt kommt dieses Wort, diese Replik, ein Gedanke, der mich selber, als ich ihn in ähnlich schwingender Begeisterung geschrieben, überrascht und gepackt hatte. Da stieg eine Vision vor mir auf. Ich stand, ungesehen im Verborgenen, den Menschen, Allen gegenüber. Mein Geist hatte die Sehne der Armbrust, die aus den vielen halbkreisförmigen Reihen des Zuschauerraums gezimmert war, gespannt. Die Pfeile meiner Gedanken flogen weit über das Haus hinaus, in die Welt, ins Unbeschränkte, von Raum und Zeit Unbeschränkte hinüber.

Mit metallischem Klingen, wie eine schwirrende Sehne, klang mir der Abend lange im Gedächtnis nach und eine Saite, innen, will seither nicht verstummen.

Um diese Zeit, es war die Jahrhundertwende, lebte in München unter uns der Dichter Max Dauthendey. Meine Münchner Zeit war

Digitized by Google

durch die Freundschaft dieses seltenen, reinen und merkwürdigen Menschen verschönt und aus der Niederung des Zweideutigen und Zweifelhaften, das dem Leben unter Literaten in der schillernden Atmosphäre der „Kunststadt" anhaftete, emporgehoben.

Ich war Max Dauthendey gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in Berlin begegnet. Eine norwegische Freundin, Maya Vogt, hatte mich zu ihm geführt; er war gerade von einer Griechenlandreise, die er als Abschluß seines mexikanischen Abenteuers unternommen hatte, nach Deutschland zurückgekehrt und suchte einen Ort, an dem er sich mit seiner jungen schwedischen Frau festsetzen konnte. Maya und ich suchten Dauthendey in seiner Pension an der Potsdamer Brücke auf und fanden ihn in seiner schaurigen Stube, deren häßliche Plüschmöbel von dem Trambahngerassel erzitterten, auf einem Sopha sitzend, eine griechische Lyra aus hellem Holz im Arm, Töne und Rhythmen improvisierend, versunken in der Weite seiner entrückten, im Kindlichen beheimateten Seele, die ihn die Wirklichkeit nie ganz verstehen und wahrnehmen ließ.

Diese Unberührtheit vom Leben, deren Anschein in jener gewissen ästhetisch schillernden Atmosphäre Münchens manchem angeflogen war und wie eine trügerische Tünche leicht und locker anhaftete, war in Dauthendeys Natur tiefinnen begründet. Ein zeitloser Mensch ohne Beziehung zu seiner Umwelt, in fügunghafter Isolation und Unkenntnis der Notwendigkeiten und Forderungen des täglichen Daseins, so tauchte er in München auf. Und so blieb er auch, solang ich ihn kannte, leidend unter den Härten einer Armut, die aus eben dieser Veranlagung stammte, beglückt und geschützt durch die Entrückung eines ganz und gar in der Einbildung verbrachten Lebens, das ihm, war erst die drückendste Sorge verschwunden, Herrlichkeiten aus dem spröden Gefüge der Welt hervorzauberte. Jene Lyra, die ich in Berlin in seinen Armen erblickt hatte, verließ ihn nie, erklang ohne Unterlaß.

Dauthendey stammte aus Würzburg, wo sein Vater als erster in Deutschland die Daguerreotypie aus Frankreich eingeführt hatte. Der alte Dauthendey, dem Max ein kindlich liebendes, überschwengliches Buch der Erinnerung gewidmet hat, muß ein liebenswerter Träumer und Phantast gewesen sein und was in ihm, unvollkommen und schüchtern, gelebt hatte, die Künstlerschaft, äußerte sich in dem Sohne in unbeschränktem Maße. Dauthendey hatte schon viele Irrfahrten hinter sich, als ich ihm zum erstenmal begegnete, auch in der Kunstbetätigung, denn er war ein sehr begabter Maler und hatte Talent

Digitized by Google

zum Kunstgewerbe. Die selbe Farbenintensität, die seine Verse, besonders die aus dem kostbaren Buch „Ultraviolett", auszeichnet, fand sich in Pastellen und Stickereien von seiner Hand. Er war ruhelos zwischen Deutschland, Frankreich und Skandinavien hin und her gewandert, war in Paris gelandet, hatte sich dort ein paar Bekannten angeschlossen, die in Mexiko eine Kolonie zu gründen beabsichtigten und hatte sich tatsächlich eines Tages auf den Weg nach Mexiko gemacht. Um bei der Rückkehr zur Natur und zu dem primitiven Leben, das er als Bedingung für ein Dichterdasein ansah, den Geschmack und den Zauber der alten auf ewig verlassenen westlichen Zivilisation nicht völlig aufzugeben, kaufte er rasch Truhen und Möbel im Renaissancestil, mit denen er seine Farm möblieren wollte uud außerdem einen Gipsabguß der Venus von Milo in der Größe des Originals — damit ihm auch in der tropischen Wildnis das Vollkommene, das die Alte Welt geschaffen hatte, vor Augen bleibe. Wahrscheinlich lagern diese Schätze, in Kisten verpackt, noch jetzt in Vera Cruz, denn der angehende Siedler hatte bei seiner Expedition einige andere Dinge vergessen — nämlich Erkundungen über das Klima, das Land, die Siedlungsmöglichkeiten, Bodenverhältnisse Preise von Land und Vieh einzuziehn. Er erzählte mir, daß sein erster Eindruck, als er mexikanischen Boden betrat, der gewesen sei: daß er sich hier nie einleben werde. Es zeigte sich auch gar bald, daß die Farmen, auf denen sich die Mitsiedler dieser Expedition einnisteten, von seiner eigenen, die er auf Anzahlung erworben hatte, Tagereisen, das heißt Tageritte weit entfernt lagen und daß die Geldmittel, die man mit hatte, bei weitem nicht ausreichten, um auch nur die primitivste Bewirtschaftung durchzuführen. Daher verweilte Dauthendey mit seiner jungen Frau in der Hauptstadt, sah und erlebte die Romantik der wilden tropischen Landschaft und des leidenschaftlichen Volkes und zeichnete auf, was sich seiner Phantasie bot. Er schrieb in Mexiko eine Reihe von köstlichen kleinen Gedichten, die ihm die Sehnsucht nach Schnee und deutschen Winter eingegeben hatten, ich besitze das kleine in Mexiko gedruckte Buch, in dem diese schönen und seltsamen Gebilde stehen. — Das Abenteuer nahm bald das Ende, das vorauszusehen war. Nach einer rapiden Fahrt durch Griechenland sah sich Dauthendey und seine Frau der Not gegenüber. Dauthendeys Frau, eine Schwedin, von dem kräftigen Schlag alter nordischer Bauerngeschlechter, ein positiv gerichteter, tatkräftiger Mensch, half den Hausstand durch Arbeit aufrechtzuhalten, sie ging

Digitized by Google

in die Häuser der Reichen und übte das Gewerbe aus, das sie erlernt hatte, die schwedische Massage, damit der dem Leben vollkommen ratlos gegenüberstehende Mann ungehindert seinen Träumereien leben könne. Zwischen diesen beiden Menschen herrschte, obzwar ihre Lebensauffassung und Daseinsbestätigung sich diametral widersprachen, eine außerordentliche, fast metaphysische Verbundenheit, die sich durch alle Mißgeschicke der Not, der Trennung, viele Fährnisse der Liebe bewährte.

Von Dauthendey ging, eben infolge der Intensität seines Künstlertums und Gestaltens eine starke Suggestion aus. Man hatte kaum den Mut, ihn von seinen oft abstrusen Vorhaben, die sein profundes Verkennen der Welt und der Möglichkeiten seine Existenz in ihr zu fristen verrieten, abzubringen. So dachte er daran, in der verkehrsreichsten Straße im Geschäftszentrum Münchens einen Laden zu mieten und dort auf vielen persischen Teppichen und Kissen sitzend den Passanten, die von der Straße hereinkämen, Märchen zu erzählen — ein Stück Bagdad in der Kaufingerstraße einzurichten! — Es war das Wunderbare, daß diese Weltfremdheit, die ihm das Leben maßlos erschwerte, es seinen Freunden erleichterte, ihr eigenes, bedrücktes, zu führen.

Im Grunde waren wir ja alle, wie Hamsun es benannt hat, Ausländer des Daseins, nur durch den Grad der Intensität verschieden, der unser Bemühen, in dieser Fremde, in die uns das Geschick verschlagen hatte, Fuß zu fassen. Die Reinsten, die Wissenden, versuchten es nicht einmal. Sie zogen es vor, zeit ihres Lebens frierende Fremdlinge zu bleiben, ohne Anhang, ohne Zusammenhänge, hin- und hergeweht auf diesem Erdball, dessen Gesetze sie nicht zu ergründen suchten. Zwischen Empörung, Ekel und Resignation schwankend, vom Dasein angezogen und im selben Augenblick abgestoßen, trachteten sie mit immer glühenderem Bemühn, den Traum, den sie in sich trugen, zu vertiefen. Sie waren froh und gewillt, ihr irdisches Leben für jenes andere hinzugeben, das sie im Bereich ihres Traumes führten. Erst wenn sie das Bürgerrecht in dem Lande, aus dem ihr Traum stammte, verloren zu haben wähnten, gaben sie sich ernsthaft mit den Gesetzen und Möglichkeiten dieser diesseitigen Welt ab. Dann konnte es geschehen, daß man von einem Selbstmord Kunde erhielt oder, was trüber war, einem Menschen begegnete, der stumm und kalt an einem vorübergehen wollte und, zur Rede gestellt, sagte, er lebe nur mehr den physiologischen Geboten der Existenz gehorchend weiter, eine seelenlose Hülse, aus der der

Digitized by Google

kostbare Inhalt entwichen war. Diese Menschen konnten kaum mehr mit jenen aus dem Durchschnitt verglichen werden, denen ja auch Leben und Sein in der Sorge um Magen und Gattungswerkzeuge sich erschöpft. Sie sanken tief, sie sanken tiefer als lebende Wesen sinken können.

Das Leben des Dichters in der bürgerlichen Gesellschaft ist ein unlösbares Problem, weil es ganz auf die altruistischen Tugenden Jener gestellt ist, die in dieser bürgerlichen Gesellschaft die Macht erlangt haben. Es ist ein Attribut der Macht, daß sie den, der sich sozial nicht einordnen will oder kann, vernichtet. Unter diesem Gesichtspunkt scheitern so viele Versuche jener Menschenklasse, die man die Intellektuellen nennt, sich in der Sphäre zu bewähren, die die Eroberung der Macht zum Ziele hat, der politischen Sphäre. Sie treten an das Prinzip der Macht mit den Forderungen des Traumes, des Ideals, einer transzendentalen Reinheit des Willens heran und verkennen dabei das fundamentale Prinzip der Weltgebundenheit. Sie wollen die Metaphysik ihrer Gewissensnot, ihrer Erfahrungen auf das Gebiet der Gesellschaftsethik übertragen oder anwenden. Und wenn sie einsehen lernen, daß dies unmöglich ist, verdammen sie die Macht als solche, der das wenig schadet, verdammen sich aber gleichzeitig zu einem noch härteren, hoffnungslosen Exil, in dem sie nicht selten versinken. —

Aus dem immer deutlicher werdenden Bewußtsein, daß man den Kontakt mit der Umwelt auf keine Weise erlangen wird, entstehen jene mannigfachen Ideen und Pläne der Siedlung, und gerade die Jahre, in denen ich Dauthendey begegnete, waren reich an Plänen und Absichten dieser. Ein Jahrzehnt später hatten solche Pläne bereits einen betont sozialistischen Einschlag, uns aber schwebte um jene Zeit eine Kolonie vor, die auf rein ästhetischen Prinzipien aufgebaut werden sollte — wir waren überzeugt, daß die Abseitigkeit, in der wir leben wollten, dem Handwerk, das jeder von uns auszuüben gedachte, frommen würde, und daß dieses Handwerk durch unsere Flucht aus der unwirschen und wenig verständlichen Umwelt gehoben und geadelt werden könnte.

Wir wollten, eine kleine Gruppe von Dichtern und bildenden Künstlern, nach dem alten Wisby auf der Insel Gotland ziehn und dort dichten, malen, Bücher drucken und Teppiche weben. Die ganze Angelegenheit baute sich um Frau Dauthendeys Webstuhl auf, der ebenso wenig vorhanden war, wie die primitivste Sicherheit, daß wir das nötige Reisegeld nach Schweden zusammenbringen würden.

Digitized by Google

Die Expedition unterblieb natürlich, sie blieb stecken, das mexikanische Abenteuer war keine genügende Warnung gewesen, man richtete sich, so gut es ging, in München ein, das, wenigstens für uns und unseresgleichen, ja doch eine Art Wisby war, eine unwirkliche Welt, in der wir uns ohne Mühe von der Gegenwart abtrennen konnten.

In der kleinen Dachwohnung mit den sonderbaren, ganz niederen Möbeln — man saß fast auf dem Boden, es war die Attitude des orientalischen Märchenerzählers! — wurde über schöne Dinge gesprochen, schöne Blumen standen auf den Tischen, die große derbgebaute Frau mit der fast zu zarten Seele sang an dem Klavier die kleinen französische Kinderlieder, eine kleine Wolke von gereimten Worten flog vorüber, ein halblauter Bericht von absonderlichen Träumen der Nacht, aus Angst und Hoffnung bunt zusamengewoben, senkte sich über die im Halbdunkel schweigend kauernden Menschen nieder. Hie und da kam ein Unbekannter herauf, klingelte und breitete Mappen mit Zeichnungen oder ein Heft mit Dichtungen aus und dann sahen und hörten wir, was unsere kleine abgetrennte Insel bunter und liebenswerter zurückließ. So kam eines Abends ein junger Mensch mit einer ungeheueren Mappe, die von der Fülle der Blätter und Gesichte überquoll und uns Bewunderung, Entsetzen, einem Rausch preisgab, die noch lange nachwirkten und die wir aus wenigen Werken der neuen Kunst mit gleicher Intensität genossen hatten.

Ich entsinne mich noch der an Schrecken grenzenden Bestürzung, die sich unserer bemächtigte, als der junge Künstler seine Mappe vor uns auftat. Da waren einige hundert Blätter beisammen und wir sahen sie nacheinander, langsam und aufmerksam, unter der Lampe durch. Fast die ganze Nacht saßen wir über diesen Blättern. Es war kaum zu glauben, daß sie alle von dem jungen Menschen herrührten, der blaß, nervös, mit wachsbleicher hoher Stirn vor uns stand und jedes Blatt mit kurzen, etwas vagen Worten erläuterte. Seine Worte waren schüchtern und hörten sich unsicher an im Vergleich zur ungeheueren Sicherheit, mit der auf den Blättern die ungeheuerlichsten Ausgeburten einer bis zur Tollheit überreizten Einbildungskraft dargestellt und auf ihre naturnotwendig scheinende Kontur fixiert waren. Alle diese Blätter wiesen auf ihrer Rückseite landschaftliche Vermessungsaufnahmen mit harmlosen Wiesenpfaden, Weilern, Brunnen, Bächlein und Hügeln auf. Es war altes gelbliches Büttenpapier und die dünnen Federstriche, die die Vision des Künstlers festhielten, führten offensichtlich einen

Digitized by Google

härteren Kampf mit dem körnig spröden Material als die Phantasie ihn mit dem Ausdruck der Realität geführt zu haben schien. Die Zeichnungen stammten zweifellos aus einem furchtbar erschütternden seelischen Leiden, aus einem Verhängnis, das Geburt, Veranlagung Erlebnis, Einsicht in Menschendasein und Vernichtung bestimmt haben mochten. In all den hundert Blättern fand sich keine Wiederholung; ein unerhörtes Überquellen von Gesichten, Phantomen und Verkörperungen, wie sie Goya, Callot und die niederländischen Teufelsmaler um Brueghel niedergeschrieben hatten. Aber all diese Schreckgestalten hatte ein heutiger Mensch gesehen und fest gehalten, sie hatten alle bei ihrer befremdlichen Niedagewesenheit etwas deutlich auf die Zeit und den Tag Weisendes, und wenn sie im Stil auch nicht der modernen Schule der graphischen Darstellung gehorchten, so war der Geist, der ihnen solche Kraft des Ausdrucks verliehen hatte, doch unverkennbar der unserer eigenen Epoche, unseres beunruhigten, zwischen Erkennen und Ahnung schwebenden Daseins. Zwischen diesen Blättern war eines, das den Krieg, eine ungeheuere, mit Helmbusch, Beil und Schild blind daherstapfende nackte Mannsgestalt darstellte, unter ihren breiten, mit Hufen beschlagenen Füßen brachen Lanzenwälder nieder. Ein anderes hieß Fruchtbarkeit und zeigte einen mit berghohem Bauch auf dem Meeresgrund liegende Frauenakt, aus dem wie Blasen voll Luft Fötuse ununterbrochen in die Höhe stiegen. Eines hieß die Einsamkeit und war die Gestalt des Künstlers selbst, eines schmächtigen Knaben, der eine ungeheure Schleppe aus schwerem Tuch durch eine Wüstenei hinter sich herschleift. All diese Gestalten lebten und zwar nach ihrem eigenen Gesetz, das keine Beeinflussung durch das Studium oder sogar durch die bare Beachtung der Wirklichkeit, der sichtbaren Wesenswelt und ihrer Erscheinungen bekundete. Der Künstler gestand, daß er Autodidakt sei und daß seine Visionen aus Krankheitsanfällen stammten, — so war ja auch nur die Deutlichkeit ihrer Wiedergabe erklärlich — jeder Eindruck von außen her hätte sie unfehlbar geschwächt, vermindert, das zehrende Fieber war ihr Element, in ihm waren sie gereift und hatten sie ihre Vollkommenheit gewonnen. —

Wir warnten, aus unserer Scheu vor dem Leben, dem wir uns entzogen hatten, den Künstler — er hieß Alfred Kubin — davor, daß er Akt zeichnen, Dinge der sichtbaren Welt zu ehrfürchtig und zag zu betrachten und wiederzugeben suchen sollte. Wir unterließen es nicht, ihm Angst vor der Möglichkeit einzuflößen, daß sein

Digitized by Google

Talent Schaden erleiden könnte, wenn er erst die Distanz zwischen seiner Vision und der körperlichen Welt erkannt haben würde. In unserer Warnung drückte sich drastisch unsere eigene Lebensfeigheit, die Scheu vor dem Konflikt des Traumes mit der Wirklichkeit aus, sie entsprangen der seltsamen Benebelung, die aus diesem Münchner schillernden Scheinleben aufstieg, Willen und Wunsch beeinflußte, sie entsprangen mehr dem Trotz als der Selbstaufgabe. —

(Wird fortgesetzt)

KUNSTLITERATUR

von

OSKAR BIE

Ich wollte den Doktor in Kunst machen, überhaupt in Kunst, alter und neuer nebeneinander. Es wurde nicht erlaubt. Ich durfte nur entweder Archäologe oder christlicher Kunsthistoriker sein. So wurde ich unchristlicher Archäologe (ich stand noch mit einem Fuß im Gymnasium). Spezialistenluft lag über diesem Gebiet, und liegt noch heute. Es gibt kaum Ansätze zu einer gemeinsamen Anschauung der Kunst aller Zeiten und Völker, nämlich der Kunst an sich, die sich je nach dem Klima verschieden äußert. Dazu ist das alles viel zu sehr verarbeitet, eine allgemeine Kunstphilosophie nützt ja auch nur dem, der sie hat, und nicht den Lesern, Kunstgeschichte aber ist ein Lehrfach geworden, so gefüllt mit Material, daß kein Mensch die ganze Strecke auch nur annähernd beherrschen kann.

Die Archäologie hat den eigentümlichen Geruch der Philologie, ein wenig aufgefrischt durch die Scholle der praktischen Ausgrabung. Die Prähistorie würde noch besser den ethnologischen Museumsmoder überwinden, wenn noch schärfer der Wind der weiten Reise, Abenteuertum im Geiste von Karl von Schillings, Natur- und Jägerphantasie, statt Philosophie hindurchstriche. Immerhin sind diese beiden Gegenden ein wenig erschüttert worden durch das retrospektive Interesse der lebendigen, gegenwärtigen Kunst, die alle Zeiten von Cinquecento mit Quattro- und Trecentozeiten in ihrem Schwergewicht vertauschte und in der Eiszeit, bei den Negern oder in Mykene sympathischere Ahnen fand als bei Phidias. Grübelnde Forschung

Digitized by Google

und Rückentwicklung aus dem Naturalismus gingen hier denselben Weg.

Die ostasiatische Epoche ist eingebettet in einen gebildeten Sammlergeschmack. Die Byzantiner leben in einer stillen Verachtung des Vorher und Nachher. Die Gotiker sind metaphysische Reaktionäre. Die Renaissanceler haben das absolute Organ für große und kleine Museen. Die Barocken dagegen sind stark vital und aktiv modern. Die Niederländischen haben eine intime Art kultivierter Unterhaltung mit einer feinen Grenze des Menschlichen. Die Modernen sind unsicher und, wenn sie nicht pariserisch plaudern, schriftstellern sie deutsch und geistreich mit Ahnenkult.

Der Propyläenverlag beginnt mit der Ausgabe einer prachtvoll illustrierten Kunstgeschichte in sechzehn Bänden; etwas Ähnliches hat es nie gegeben und es ist, enzyklopädisch genommen, eine wahre Erfüllung. Jeder Band hat eine Epoche und einen Autor. Auf einen zusammenfassenden Text folgen die pompösen Tafeln in allen Techniken bis zum Buntdruck (der im besten Falle den Stil der Reproduktion, als Übersetzung in den Druck, auch nicht verliert). Es ist eine großartige Anlage und jeder verwaltet sein Reich im geschlossenen Klima des Spezialistentums. Es wäre nicht mehr anders möglich. Bisher sind drei ganz verschiedene Bände heraus: Eckart von Sydows Kunst der Naturvölker und der Urzeit, Bodes Frührenaissance in Italien und Friedländers Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts. Drei Große in ihren Reichen, feste Physiognomien.

Sydow widmet seinen Band Schmidt-Rottluff. Die inneren Zusammenhänge kultureller und individueller Kunst von Anfang an — sind deutlich und wichtig. Die Betrachtung primitiver Kunst ist kein zoologisches Schauspiel mehr, sondern Auseinandersetzung mit kollektiven und sozialen und religiösen Werten, mit Einheitsbildungen, zu denen sich unsere Differenzierung zurücksehnt. Dieser Band ist in einer dichterisch philosophischen Stimmung geschrieben und seine Tafeln blicken wir in Synthese an. Aus dem Umkreis der derberen Kontinentalkünste und der Assimilation der Küsten, der ungeschlachten Anfänge und des süßeren Verlaufs, werden sich für den Europäer heutiger Verwitterung immer zwei Bezirke mit Bedeutung herausheben. Aus der Sagenwelt von Frobenius, aus der Negerplastik von Karl Einstein sind wir innerlich geschult, Afrika zu sehn. Der Funktionalismus nigerischer Holzplastik, der scharfe Formalismus Kameruner Masken, bis zur Klassizität streng in den figürlichen Stühlen, die

Digitized by Google

Phantasien der Tanzmasken von Kongo, die 1924 in Paris erfunden sein könnten, die expressionistischen Visionen Ostafrikas und wieder die reine Größe, Griechenland ahnend, alter Jorubaplastik — es sind Schachte von Kulturen der Kunst, in die wir verzaubert niedersteigen, Traditionen, ohne daß nur einen Finger das Individuum hebt. Und drüben sinkt altmexikanische, altperuanische Kultur, ungeheures Erlebnis der Menschheit, in Staub darnieder. Im alten Europa aber, und zum zweitenmal sind wir besonders interessiert, was ist das: weibliche Torsi aus der Altsteinzeit von unendlicher Raffiniertheit der Formkreuzung, Tiere in Felsgravierungen mit ein paar wesentlichen Impressionsstrichen, bunte Wandmalereien, Bison, Nashorn, Renntiere von einer unheimlichen Stilkraft des Rhythmus, des Baues, der Bewegung, der koloristischen Symphonie — Wunder untergegangener Übungen, die in Höhlen auf die Wiedergeburt von Franz Marc warteten. Es ist zuviel der Ähnlichkeit. Die Historiker werden aus Parallelen prophezeien. Es lohnt, zu wissen, was war und ewig ist und immer wieder wird. Das Eine kommt dann nicht wieder, das diese besaßen: den Glauben, die Kraft, den Mut. In der Wiederkehr des Gleichen steht Erfahrung für Unbefangenheit, Bücher für Werke.

Buch werden darf die Frührenaissance, dürfen Rubens und Rembrandt in ihrer gesetzten Ruhe und geschlossenen Bedeutung. Es ist ein natürlicher Vorgang, daß Bode jene Zeit mit seiner substanziellen Gründlichkeit, Friedländer die spätere, heimatlichere Zeit mit der freien Miene eines geistig belebten Führers und Kenners durchschreitet. Wissenschaftlich sind solche Bände absolut, sind geborgen in der Reife, mit der der persönliche Forscher die gegliederte Sachlichkeit in sich aufnimmt und weiter gestaltet. Und ich glaube nicht, daß die Anordnung der Tafeln dem Text nachsteht, indem sie die anschaulichen Dokumente durch eine feine Wahl der originalen und reproduktiven Techniken vibrieren machen. Ein Fortschritt in der Art des Anschauungs-Unterrichtes bei Kunstgeschichten. Erinnert man sich noch der fragwürdigen Bilderbogen, die den alten Springer illustrierten? Dann kam die Epoche der brutalen Vollständigkeit: noch so viele, noch so kleine Klischees im Text und ein paar Kunstbeilagen. Hier ist kein Blättern mehr zum Amüsement, hier ist die Tafel Selbstzweck geworden, so groß und rein, wie möglich, technische Vollkommenheit ohne jeden Leichtsinn der Attraktion.

Ein großes Werk über Tintoretto ist erschienen, von Erich von der Bercken und August L. Mayer (R. Piper und Co.), wahrhaft

Digitized by Google

monumental, in jener Ausbreitung über einen einzigen Künstler, der wirklich Stolz der deutschen Wissenschaft bleibt, ein Band Text, ein Band Bilder. Der Text scheint mir besondere Sympathie zu verdienen, da er nicht in der typischen, biographischen Methode arbeitet, sondern eine Synthese des Wesens und des Wertes versucht, geordnet nach Begriffen: worin das Biographische, selbst die Literatur ein Zweig neben anderen wird, die vom Stamm ausgehen, Stil, Komposition, Form, Farbe und Inhalt, eine Verbindung von Historie und Ästhetik, die die einzige fruchtbare Einstellung des Interesses und der Sinne von heute bedeutet. Tatsache erweitert sich zum Spiegel, Ereignis zum Erlebnis: diese letzte große Ausstrahlung Venedigs in Dimension, Theater, Horizont, Regie und Farbe mit der Regung des Barock, ohne sein Bewußtsein, mit der Subjektivität des oft überraschenden Details in der Schule alter Kulturen, uns heute näher als manche klassische Ruhe, entzückt in der Universalität ihrer rauschenden Musik. Abstraktion am Schreibtisch, ersetzt sie die Mängel der Autopsie, die gerade bei Tintoretto durch die schwierige Betrachtung seiner Großwerke und die Verstreutheit seiner Spätwerke schmerzen.

Wilhelm Hausenstein schrieb ein Buch über Fra Angelico (mit 55 Tafeln, bei Kurt Wolff). Einzig ist er unter den Kunstschriftstellern dieser Zeit. Nichts von Naturalismus, Materialismus, Ästhetizismus, wie sie sich auch darstellerisch äußern mögen — er ist ein reproduktiver Künstler von jener Gattung unter den Schriftstellern, die man lange nicht gekannt oder erkannt hat, wie man sie in Musik und Literatur doch so sehr gewohnt war. Ein Künstler, der Kunst schriftstellerisch, dichterisch, schöpferisch wiedergibt, alle Materie studiert und verdaut hat und nun aus eigenem Erlebnis und aus einer eignen Optik das Gelebte und das Optische als Kunstwerk hinstellt, schwingend im eigenen Ton, auseinandergesetzt von Mensch zu Ding, Weisheit des Erkennens und Herrschaft des Ausdrucks. In ihm ist genau so viel Ernte der Geschichte, als Samen der Gegenwart, und darum wird ihm das Gelernte zur Anwendung. Darum lebt sein Wort, sein Wissen ist gefühlt und sein Gefühl fundiert. Ich liebe diese Künstler. Man nannte sie, ich weiß nicht, Essayisten. Man muß ein neues Reich für sie gründen, Künstler der Wissenschaft, Dirigenten oder Sänger der Geschichte. Bisweilen sind sie sozial interessiert, bisweilen metaphysisch. Hausenstein war erst mehr jenes, dann dieses; aber beides treibt sein Blut, ein besonderes Glück und eine Auszeichnung unter seines gleichen. So schrieb er über den Frate,

Digitized by Google

gerade über diese süße Gestalt im Klostermilieu, über diesen Musikanten unter den frommen Malern, in sich gegangen mitten im Chor verzückter Leidender, schrieb über ihn, wie ein Orgelspieler der Epoche, mystischer Harmonien voll und voll von Phantasie in der Ergänzung verlorener Stimmen. Es geschieht das Wunder in Kunstbüchern, daß man im Blättern der Bilder innehält und den Text liest! Und da er weiß, wie er ist: Als „Gastgeschenk" hat er dreiundzwanzig „Erzählungen" um dreiundzwanzig Bilder der alten und neuen Kunst gesammelt (Rikola-Verlag), verwandten Geistern gewidmet, Meisterwerke dieses reproduktiven Schöpfertums, in denen Tatsache und Phantasie, Milieu und Bewegung die vollkommenste Harmonie eingingen in einer so freien und leichten Suite, wie zwischen Forschung und Dichtung bisher nichts Ähnliches entstanden ist. Wird es von rechts, von links gelobt, gedadelt werden? Ihr Menschen der Mitte, zwischen den Künsten, die ihr am Reibungspunkt moderner Kräfte steht, ihr werdet es begreifen und einsaugen. Hat unseren Lesern nicht das eine Stück, das sie kennen, über den Münchener Mohrenkönig von Grünewald (Meier-Graefe gewidmet), Geschmack gemacht?

Ich werde leichter. Auch ein Kunstessay-Band von Paul Westheim (bei Kiepenheuer) unter dem Titel „Für und Wider", Aufsätzchen über lauter moderne Erscheinungen, mit einer leichten Liebe und einer flüssigen, nicht unsympathisch journalistischen Feder, aus der Luft seines verdienstvoll aufrührenden, umblickenden, unentbehrlichen „Kunstblattes". In solcher Aufgabe heißt es entweder fanatisch kämpfen, blind philosophieren, von einem Winkel aus leuchten — das liegt ihm nicht, oder an der Hand führen, freundlich helfen und erklären (es geht von Thoma bis Belling) und die Gesichtspunkte unter allgemeinem Beifall voranstellen — das betreibt er mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit und Weitsicht und Empfindung für alles Nervöse im Schaffen wie im Betrieb. Hübsch ist es, mal alle diese Bilder zusammen zu haben.

Das moderne Bühnenbild! Oskar Fischel ist der Historiker der Theateroptik, von einzigem Wissen und von strengstem Urteil, gebildet an der Wesentlichkeit des Problems und an der Skepsis gegen die Wunder der Technik (Ernst Wasmuth). Der gesuchte Einklang von Mensch und Raum und wiederum der von Wort, Ton und Bild bleibt ihm Ideal gegen äußere Effekte. Sein Blick hat die Perspektive, den Zusammenhang der Kunst zu erkennen und festzuhalten von alter zu neuer Kultur, durch alle Reiche der Erde und der Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten, von Craig zu den Russen. Aller Sybaritismus bleibt draußen. Es ist eine reine, edle, gepflegte Gesinnung, die aus dem Text spricht. Aus den Bildern sprechen Proben, wie man sie von allen Grenzen herholt, über hundertundfünfzig, durch die Beweglichkeit der Zeit nicht vollständige, aber in ihrer Gliederung doch sehr vollständige Proben, schwarz und bunt, von einer Vielseitigkeit, die selbst unsere beste Erinnerung übertrifft. Ein wichtiges, vielleicht zentrales Gebiet unserer angewandten Künste wird überraschend belegt. Es ist entzückend, Theater im Bild zu genießen. Schein des Scheins blitzt auf in hundert Facetten des Stoffs und Stils, von den Formalisten des Lichtes und des Rhythmus über die Romantiker der Vision und des Boudoirs und die Ornamentiker der Kostümphantasie zu den Konstruktions-Symbolen von Schlemmer. Inzwischen kam „Nebeneinander" von Groß — die gemalte Fläche des Requisits, als Selbstsatire der Dekoration.

Solche Bücher, wie Wilhelm Michel „das Teuflische und Groteske in der Kunst" (Piper und Co.) werden viel gekauft, denn sie sind nur eine bessere Art von Kompilation. Der Verlag wählte die Bilder, der Schriftsteller schrieb einen Text, der die Geschichte in Schubladen des Grauens, der Laster, der Krankheiten und der Träume steckt, mit billigen Apothekeretiketten. Wäre das Sinnlose Sinn geworden! Aber es wird tragisch genommen. Bleibt ein Atlas merkwürdigster Illustrationen aus allen Kapiteln, Katalog eines Spezialisten für dieses Fach, wie es sonst erotische Bibliotheken gibt. Es ist ein Instinktbuch, eine Klasse von Schriften, die aus der Wirkung, nicht aus der Arbeit gewonnen wird und hier nur als Kontrast zu nennen gegen die produktive Kunstschriftstellerei, die uns einzig am Herzen liegt. Wir unterscheiden schon mit dem Geruchsorgan.

Orbis pictus, Weltkunstbücherei, von Westheim bei Wasmuth herausgegeben, ist, wenn man es so nehmen will, produktive Monographie auf Wirkung gewendet. Themen des großen Gebiets, in die interessante Spezialität umgestellt. Ich komme immer weiter von der Schrift selbst (aus der die Persönlichkeit spricht), zum Typ (aus dem die Unternehmung spricht), mit allen Zwischenstufen. Es handelt sich nicht so sehr um Besprechungen, als um Übersichten der Tätigkeit, wie die Einzelarbeit in eine Beziehung zur Öffentlichkeit gesetzt wird. Ich lese den Band „Masken" von Utzinger als ethnologische Studie, eingestellt und illustriert auf das Motiv Maske, in dem ein religiös-spielender Trieb seine Variationen der Gesichtssynthese

Digitized by Google

immer wieder mit neuen Rhythmen und Harmonien abwandelt. Oder die „chinesische Landschaft" von Salmony, auch diese nicht als Zufall, nicht als Kuriosität behandelt, sondern als notwendiger Ausdruck einer wechselnden metaphysisch-religiösen Geistesrichtung, vom Ornament in die Musik, von der Substanz in die Atmosphäre, von der Tradition zur Differenzierung, von der Idee zur Form, auch technisch gesehen eine Folge von Naturgedichten, gegen deren Heiligkeit und Tiefe die Entwicklung der europäischen Landschaft nur das sentimentale Zeugnis einer mit sich zerfallenden Menschheit bleibt.

Kunst der Öffentlichkeit gegeben, wiedergegeben bedeuten in bestem Sinne die alten Holzschnittfolgen, die Piper populär darbietet. Die Passion von Urs Graf, siebenundzwanzig Holzschnitte von 1506, ist eine der ersten kräftigen Antworten des Deutsch-Schweizers auf die Renaissance. Die Komposition drängt sich, der Strich schwillt, Landsknecht ist Stil. Worringer schreibt ein paar Worte dazu, die das Muster von einlebender Analyse sind: Urs Graf als blutjunger Illustrator einer der ersten vorreformatorischen Bibelpopularitäten, in Straßburg gedruckt, vom Elsässer Humanisten Ringmann geschrieben, Urs Graf auf der Gesellenwanderung aus der Schweiz durch Straßburg kommend, welche Lebensinhalte — Landsknecht, Abenteurer, Liebesaffären, Gefängnisse, ein Frühbarocker mit barbarischem Kraftüberschwang im Dienste der volkstümlichen Bibelpropaganda, die Ringmann mit den Worten schließt: Schöne Worte leiden die Wahrheit nicht, und in dieser Zeitlichkeit sind nicht die gezierten, sondern die starken Dinge Gott gefällig.

Worringer gab in denselben Hauptwerken des Holzschnitts den ältesten deutschen Bibelbilderdruck heraus, die Kölner Bibel von 1479. Plötzlich, deutsch, rational, klar, naiv, volkstümlich und Ahne des Typs der illustrierten Bibelerzählungen, gleichviel aus welchem Testamente. Dies ist die Bedeutung: fast mehr technisch als künstlerisch. Aber wer lernen will, wie ein fein struktiver Forschergeist eine dünne Substanz in den Reichtum historischer und topographischer Beziehungen einsetzt, also wissenschaftlich füllt, rahmt, in die Behausung unserer Bildung einläßt, wird an Worringer dieses wichtigste Resultat intellektueller Reproduktion aller Kunst bewundernd erleben.

Ungleicher ist das Vergnügen bei der Lübecker Bibel von 1494, die Max J. Friedländer nach einem unkolorierten Exemplar von Berlin in einer Auswahl herausgab, die ihre künstlerischen Qualitäten hebt, von den beiden Meistern A und B, die daran arbeiteten, den Herrn

Digitized by Google

A endgültig vortreten ließ. Hat man eine Ahnung, welche gewaltige Literatur über dies alte deutsche Holzschnittwerk schon angewachsen ist? Robert Vischer war der erste, der aus dem Wust italienischer Epigonen diese deutsche Hand hervorzog, deren Zeichnung in ihrer bildhaften Eindringlichkeit und räumlichen Rhythmik aus all den Bildbibeln heute noch den unmittelbarsten Kontakt zu uns findet.

Ich spreche im stofflichen Zusammenhange von einem großen deutschen Reproduktionswerke, das in demselben Verlag demonstrativ schön und prächtig und monumental erschienen ist, von Ferdinand Lübbeckes Plastik des deutschen Mittelalters, Meier-Graefe gewidmet! Es faßt unsere Sehnsucht nach dieser wunderbar unhistorischen, seelisch tiefen, musikalisch zarten und doch so eigen dekorativen Kunst zusammen, die nicht aus einer humanistischen Bildung über uns kam (die Schriftsteller jener Zeit hoben nur zufällige Berühmtheiten heraus), sondern aus dem wahrsten romantischen Trieb des Erlebnisses, der Verwandtschaft, des Unproblems. Lübbeckes Text, gotisch gedruckt, und Wahl der Bilder in überraschender, weihevoller Inszenierung ist weniger von der Seite der Forschung zu werten, als von der Seite des Gefühls, auch in der Schreibweise, ausholend, liebevoll, irdisch, heimatlich und gepropft von Ideen, Vergleichen, Sentenzen und Verzierungen bis in die barocke Manier, aber aus der Idee sich immer wieder an der Tatsache erleichternd, in die es mündet. Vorgearbeitet — man weiß, wie schmächtig dieser Begriff in unserem Lande bei unserer eigensten Kunst anzuwenden ist. Wir stehen noch in der Frühzeit der Entdeckungen, vor wie nach den Allerweltswerken. Ein süßer Schmerz quillt aus diesen altdeutschen Vergangenheiten. Die Holzplastik jener Epoche ist eine der edelsten Äußerungen nordischer Empfindung, weil sie plastisch bleibt ohne Konvention, innerlich auch in der Form, formal auch in der Realistik, für uns alle ein Vorgesang zu Bach, in der Keuschheit der Metaphysik, im mystischen Zauber ihres geschlossenen Ausdrucks. Die schönen, großen Lichtdrucktafeln, die mit dem choristischen Klang alter Elfenbeine beginnen, zum Teil eigene Aufnahmen, Teilansichten, oft in der überraschenden Dimension ihres nie gekannten vibrierenden Daseins, die einzige Welt der mitteldeutschen Domskulpturen, die ehrwürdigen Ungarnkreuze, Grabmäler und Chorgestühle, Hände einer Münchener Muttergottes — stille Stunden unserer Liebe, o heiliger Blaubeuerner Dominikus. Alles ist Eines, was wir treiben.

Digitized by Google

Dem Genuß am alten Bilde im Spiegel der Wissenschaft schließt sich der Genuß am alten Bild und Druck an, im eigenen Spiegel, im bibliophilen Sinne: Reproduktion des Gesamtkunstwerks in der Proportion von Band, Papier, Druck, Illustration — ich nenne die Avalundrucke. Bibliomanen, zwei Erzählungen von Lacroix und Newil mit zwölf Radierungen von Tiemann, das Flaschenteufelchen von Stevenson mit zwölf Radierungen von B. Goldschmitt, Hofmannsthals Florindo mit Steinzeichnungen von Hettner, die große Räuberausgabe mit den Corinthschen Lithographien — ich weiß nicht, welches der Bücher, kostbare Kulturen, jenes Eigentumsgefühl am meisten reizt, das uns im Berufe des Büchermachens verloren geht, um beim Bücherbesprechen auf einmal seltsam aufzuleuchten. So flogen sie zehn Jahre über den Tisch hinüber, um heute als echtes Material wieder endlich in Ruhe zu beharren und als Schmuck des Metiers nur durch sich selbst uns wert zu sein. Freunde besuchen mich, wir kosten die Schönheit der Hellerauer Lettern, des Durchschusses, des Verhältnisses von Bild und Druck, und schlagen das Papier um den Einband und schieben ihn in die Box — Buch, du wundervolles Instrument aller Sichtbarkeiten des Geistes und der Sinne, die Freude an dir ist wiedergewonnen. Die schreckliche Zeit des Sachwerts ist überwunden.

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Zu den konventionellen Lügen unserer europäischen Kultur gehörten von je die Gedenkfeiern zu Ehren der großen Männer, deren Lebenswerk in die Stickluft des Alltags ein bißchen Ozon pumpte: vergessen machte und hoffen ließ. Unter dem Schutt träger Gewohnheiten und handlicher Banalitäten liegt ihre Lebenswärme, die Quelle ihrer Zeugung und ihres Gestaltwerdens, begraben; und die wenigen unter den nachgeborenen Geschlechtern, die dem kostbaren Erbe forschend und mit begeisterter Einfühlung nachgingen, bis in alle Unbequemlichkeiten ihrer Ansprüche und Forderungen, bis in die

Digitized by Google

Bereitschaft des Ernst-nehmens und Ernst-machens, hat man in normalen Zeitläuften als blinde Passagiere mitlaufen lassen, in anormalen ... Man kennt das garstige Lied.

Soll der zweihundertjährige Geburtstag Immanuel Kants, des am 22. April 1724 geborenen Königsberger Sattlersohnes, auch ein konventionell verlogener und verbogener Gedenktag werden? Er wird es, wenn er eine Zunftangelegenheit der Fachphilosophen (mit Lehrauftrag), der ‚reinen' Wissenschaftler und Gelehrten bleibt, aus deren Kreisen alle Wissensimpulse zum Ernstmachen mit einer Lehre bis zur Impotenz abgetönt und abgeschwächt zu werden pflegen. Ich weiß wohl: das Revolutionäre in Kants Werk liegt im Erkenntniskritischen; in dem grandiosen Versuch, die Denkmittel klarzulegen, mit deren Hilfe Erfahrung gemacht wird und Wissenschaft entsteht; in der eisernen Folgerichtigkeit, mit der er über dem Reich der naturhaften Wirklichkeit das Reich der sittlichen Werte aufbaut. Aber aus der ganzen Anlage seines Lebens und seiner Lehre spricht ein brennendes Interesse an Staat und politischer Gemeinschaft. Der Mensch, dessen sittliche Autonomie er pries, war ihm auch als Bürger zum politischen Gesetzgeber bestimmt; und das Streben aus den ständischen Gebundenheiten der Untertanenschaft hinaus zur Stellung und Würde des freien Bürgers war ihm heilig. Er stand mit allen seinen Sympathien auf Seiten der Amerikaner, die ihre Unabhängigkeit erkämpften, und deren Verfassung (mit ihrer Gewaltentrennung) ihm die beste unter den vorhandenen schien. Die große französische Staatsumwälzung hat er als einen Anfang zur Verkörperung der Idee der Freiheit begrüßt, sie bedeutete ihm einen wesentlichen Schritt zu dem ersehnten Volksstaat. Trotz der angeborenen Furchtsamkeit des Temperamentes, die ihn den Konflikt mit der Obrigkeit und „ihren landesväterlichen Inventionen" scheuen und unter der verrufenen Ministerschaft Wöllners religionsphilosophische Enthaltsamkeit in Wort und Schrift als „Seiner Majestät getreuester Untertan" üben ließ, ist doch die Hauptmasse der Gedanken in Kants Rechts- und Staatslehre um die Idee des Menschen als Selbstzweck gelagert: im Gegensatz zur Praxis, ihn als Mittel fremden Zwecken untertan zu machen. Den Menschen zur Selbstbesinnung anzuhalten, und zur Selbstbestimmung reif zu machen, war ein Hauptstück seines liberalen Glaubensbekenntnisses, in dem sich die Hauptströme aller Emanzipationskräfte der neueren Zeit seit der Reformation kristallisierten. Aus diesen Säften sog der europäische Liberalismus in der Blüte seiner schöpferischen Periode seine Überzeugungen, in der Ahnen-

Digitized by Google

reihe seiner großen Vertreter darf Immanuel Kant, obwohl all in seiner geistigen Macht und stillen Größe gewiß kein heldischer Freiheitskämpfer, nicht fehlen. Es täte gut, unsere in der Verwilderung des Krieges und der Verwirrung der Nachkriegszeit erwachsene Jugend in diesen Tempel der begrifflichen Zucht zu führen und mit dem Deutschtum dort Ernst zu machen, wo es an die Disziplin des Denkens und Wollens hohe, widerlichen Phrasenschwall und überhebliche Gefühlsexzesse bloßstellende Ansprüche stellt. Kleine Notizen könnten, im Kampf gegen die wüsten Verfassungsstürmer, besonders nützlich sein: „Auch in unserer Verfassung ist uns ein jeder Mensch verächtlich, der in einem großen Gerade unterworfen ist.“ Oder: „Es kann nichts entsetzlicher sein, als daß die Handlungen eines Menschen unter dem Willen eines anderen stehen sollen. Daher kann kein Abscheu natürlicher sein, als den ein Mensch gegen die Knechtschaft hat. Um desgleichen weint und erbittert sich ein Kind, wenn es das tun soll, was andere wollen, ohne daß man sich bemüht hat, es ihm beliebt zu machen, und es wünscht, nur bald ein Mann zu sein, um nach seinem Willen zu schalten.“ Aber wozu Zitate, wo es die Vertrautheit mit der reinsten und tiefsten Form der deutschen Aufklärung zu wecken und zu pflegen gilt.

Als in der kalten, äußerlichen, höfisch verfälschten Form die Jahrhundertfeier der deutschen Erhebung begangen wurde, erinnerte Rathenau in dem denkwürdigen Aufsatz: „Das Eumenidenopfer“ an den schreckhaften Gegensatz der Geist-Gesinnungen innerhalb dieser Zeitspanne und wagte den Ausspruch: die Zeitläufte ähnelten in seltsamer Weise der Epoche Friedrich Wilhelms II. So hieß der Herrscher, dessen Diener (Wöllner), den weltberühmten Weisen von Königsberg zensurierend und in Schweigen verweisend, öffentlich asketisches Wasser predigte, während der Gesalbte auf dem Thron mit Lüsternheit gewürzten Wein trank. Ungehört erklang damals die Mahnung: möge es diesmal keiner schweren Erschütterung bedürfen, um das innere Gleichgewicht herbeizuführen. War es — so fragen wir heute diejenigen, die diesen Deutschen aus dem Stamme Judas gemeuchelt haben und unbelehrt und unbelehrbar die zerbrochenen, an geistiger Blutleere verelendeten Herrlichkeiten des alten Systems wieder aufrichten wollen — war es wirklich vermessen, 1913 zu fragen, ob die bundesväterliche Steuervorlage, die sogenannte Wehrvorlage, sich mit den Volksopfern der Zeit um 1813 vergleichen ließe? „Das Herrlichste jener großen Zeit war nicht das Opfer und nicht der Sieg, sondern die

Digitized by Google

Einkehr, die voranschritt. Niemals seit den Prophetentagen des Jesaias hat ein Volk so tief den Blick ins Innere gewandt und in der innersten Tiefe so glühend seine Gottheit gesucht. Das zerschmetterte Land klagte nicht Schicksal noch Sieger, nicht König, Heer und Waffen an, sondern erkannte das Unrecht. Der Hörige wurde frei, der Bürger verantwortlich, die Söldnertruppe zum Volksheer. Die Regierung gewann Selbständigkeit, das Land selbstverwaltetes Leben. ." Nicht um Geld und Rüstungen war und ist es zu tun, wenn ein Schicksal abgewendet werden soll, dazu gehört mehr und anderes, nämlich Kenntnis des Tatbestandes, Ahnung oder, mit einem geläufigen Fremdwort, Intuition der wahrscheinlichen Entwicklungswege, politische Phantasie also, und den Mut, der Idee zu leben. Damit komme ich auf Kant zurück. Gibt es in seinem ganzen Vermächtnis etwas Zeitgemäßeres als seinen philosophischen Entwurf zum „Ewigen Frieden" aus dem Jahre 1795, wo durch den Baseler Frieden die erste Atempause im Ablauf der zwanzigjährigen Napoleonischen Kriege eingelegt wurde? Es ist, wie die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts lehrt, selbstverständlich nicht deutsche Schuld allein, es ist die Schuld aller europäischen Völker, daß sie im Verfolg ihrer nationalen Freiheit und Selbstbestimmung sich in einen Zustand jener selbstmörderischen völkerrechtlichen Anarchie hineinentwickelt haben, der Europa mit Zusammenbruch und Untergang bedroht. Aber es ist ein namenloser Schimpf, mit dem sich Deutsche beladen haben, indem sie die kristallklare Darstellung dieses Zustandes und den überlegenen Hinweis auf den einzig vorhandenen Rettungsweg als Werk der Senilität anschwärzen: nach allen durchlebten und für die Zukunft, falls die völkerrechtliche Anarchie nicht überwunden wird, zu erwartenden Schrecknissen. Dürftig nimmt sich, in Gliederung und Begründung, das Wilson'sche Statut des Völkerbundes neben dem Kantischen Entwurf (Traktat) aus, aber seien wir zufrieden, daß der matte Abglanz seiner Grundgedanken in einem Friedensvertrag weiterlebt, der sonst, als Fortsetzung von Krieg und Sieg in der überlieferten Form zoologischer Grausamkeiten, unerträgliches Unrecht verewigen würde. Es ist gar nicht so, daß in diesem weisheitsvollen Alterswerk der Wille zum Leben abdankt, — es zeigt nur, daß der geschichtliche Augenblick gekommen ist, in dem der Begriff der menschlischen Kulturgemeinschaft endgültig seinen Sinn zu verlieren im Begriff ist, wenn dieser Wille zum nationalen Leben die Formen seiner Selbstbehauptung nicht grundsätzlich ändert. Vor dieser Frage stehen wir heute, sie bestimmt

Digitized by Google

die Grundprobleme aller praktischen Politik, das scheinen sogar die ideen- und phantasielosen Staatsmänner, mit denen wir Europäer begnadet sind, zu begreifen.

Die „Natur der Dinge", zu der doch wohl auch die menschliche Natur gehört, scheint sie dahin zu zwingen, wohin sie nicht gerne wollen: fata volentem ducunt, nolentem trahunt. In einer liebenswerten Plauderei über den Gemeinspruch: ‚Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis', präludiert Kant, zwei Jahre vor der Veröffentlichung des Traktats, dessen Hauptthema mit dem einleuchtendem Argument, daß die wachsenden Nöte, durch die falsche Rechnung des Krieges immer drastischer und fühlbarer gemacht, schließlich über die saatsbürgerliche Verfassung hinaus zu einer weltbürgerlichen Verfassung oder wenigstens zu einem Zweckverband eines Völkerbunds nach einem „gemeinschaftlich verabredeten Völkerrecht" führen müsse. „Denn da die fortrückende Kultur der Staaten mit dem zugleich wachsenden Hange, sich auf Kosten der anderen durch List und Gewalt zu vergrößern, die Kriege vervielfältigen und durch immer . . vermehrte, auf stehendem Fuß und in Disziplin erhaltene, mit stets zahlreicheren Kriegsinstrumenten versehene Heere immer höhere Kosten verursachen muß; indes die Preise aller Bedürfnisse fortdauernd wachsen, ohne daß ein ihnen proportionierter fortschreitender Zuwachs der sie vorstellenden Metalle gehofft werden kann; kein Friede auch so lange dauert, daß das Ersparnis während desselben dem Kostenaufwand für den nächsten Krieg gleichkäme, wowider die Erfindung der Staatsschulden zwar ein sinnreiches, aber sich selbst zuletzt vernichtendes Hilfsmittel ist; so muß, was guter Wille hätte tun sollen, endlich die Ohnmacht bewirken: daß ein jeder Staat in seinem Inneren so organisiert werde, daß nicht das Staatsoberhaupt, dem der Krieg (weil er ihn auf eines anderen, nämlich des Volkes Kosten führt) eigentlich nichts kostet, sondern das Volk, dem er selbst kostet, die entscheidende Stimme habe, ob Krieg sein solle oder nicht . . ." Ich widerstehe der Versuchung, in dem weiterem Abdruck der den klarsten Gedanken umfriedenden Schnörkelsätze Erholung zu suchen. Der Leser mag sich von der tragischen Modernität ihrer Wahrheit an Ort und Stelle überzeugen.

Am 22. April würde ich daher in jedes deutsche Haus ein Exemplar des wundersamen Traktats legen, von Tausenden von (vorher eingeschulten) Wanderrednern auf öffentlichen Plätzen ihn verdeutlichen lassen: dann wäre dieser Gedenktag davor bewahrt, eine konventionelle Lüge zu sein.

Digitized by Google

2

Der Wahlkandidat fragt nicht, mit welchem Köder Stimmvieh eingefangen werden kann. Aber mit Ausnahme der Völkischen und der Kommunisten, die im tiefsten Halbdunkel dieser zerschundenen Bürgerherrlichkeiten nach zugkräftigem Feldgeschrei nicht lange zu suchen brauchen („Denn alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht"), ist die Qual der Erfindung diesmal bitterböse und von den hinter verschlossenen Türen schweißtriefenden Suchern nach zugkräftigen Wahlplakaten werden ulkige Dinge erzählt. Auf den Einfall, die reine ungeschminkte Wahrheit zu sagen, die ausgeleierten nationalen Kindertrompeten beiseite zu legen und das Wühlen im Kadaver sündhafter Vergangenheiten den auf dem Faulbett ihrer Wissenschaft nistenden Historikern zu überlassen, verfallen offenbar wenige. Ganz dumm scheint mir die Behauptung: die Sozialisierung hätten wir schon, da die breiten Mittelklassen bis hoch hinauf zur Schicht starker Rentner durch die Inflation enteignet seien. Das ist, mit Verlaub, barer Unsinn, auch wenn es Zufallsminister verkünden — daß Professor Bonn, ein ungewöhnlich sauberer ökonomischer Denker und Phrasenhasser, sich auf diese Fährte biederer Wahlweisheit locken läßt, ist verwunderlich. Man darf höchstens sagen: die Wirkung der Inflation, die ohne Voraussicht ihrer letzten Folgen vorgenommen wurde, kann für bewußtes Sozialisieren durch Erschütterung der privaten Eigentumsrechte und des bisher sakrosankten Begriffs des Privateigentums den Boden bereiten. Aber sie hat mit bewußter gemeinwirtschaftlicher Organisation der Gütererzeugung, um ihren gesamten Nutzaffekt zu heben und die Verteilung der Anteile daran gerechter zu machen, nichts zu tun. Diese Denkverwirrung ist zum Verzweifeln. Sie verhindert zu erkennen, wie die Kapitalisten und die gierigen Inflationsausnutzer aus Mangel an Voraussicht ins Garn ihrer eigenen Listen geraten und heute um so viel substanzärmer geworden sind. Sie verhindert zu erkennen, daß Geldschöpfung ohne Wertschöpfung eitel Luftspiegelei ist. Sie verhindert auch, den Wählermassen zu beweisen, daß die Gruppe der big bosses nur durch die ihr besonders fühlbare Steuerdiktatur über Art und Maß ihrer zwangsweisen Verbundenheit mit der nationalen Schicksalsgemeinschaft aufgeklärt wird: weil sie, im Gefühl ihrer Unschuld an den Geschehnissen seit 1914, die Verantwortung und den Ersatz für die unverantwortliche Kapitalzerstörung durch den Krieg glaubte auf andere Schultern abwälzen zu können . . . Aber das ist weder Sozialismus, gedacht als System einer wirtschaftlichen Neuorganisation der

Digitized by Google

Gesellschaft zu ethischen Zwecken; noch Sozialisierung. So wenig, wie die weiland verflossenen Kriegsgesellschaften Sozialisierungsmuster waren: in ihnen wurde auf unbeschreiblich unproduktive Weise gemißwirtschaftet; nur königlichen Kaufleuten vom Schlage Rathenaus schwebten da übergeordnete Organisationsgedanken vor.

Geradezu zwerchfellerschütternd wirkt die auf die Gebildeten unter den Verächtern des Marxismus berechnete Behauptung: die Stabilisierung der Mark — gemeint ist die provisorische Schöpfung der Rentenmark — sei eine antimarxistische Leistung und müsse als solche der gegenwärtigen Reichsregierung zugute geschrieben werden. Sind wir unter die Buschmänner geraten? Ich vergesse freilich, daß „man" glaubt nur mit solchen Kindereien (die aber, wie eine Hautkrätze, nicht so leicht zu kurieren sein werden) die aus der bayrischen Ordnungszelle herangewälzte Schlammflut von Wahnvorstellungen und Krüppelbegriffen abwehren zu können. Es wäre würdiger, und schließlich auch dankbarer, die Sterblichkeiten an Marxens wissenschaftlichem Werke aufzusuchen, freilich nicht in Volksversammlungen: es ist eine Art ökonomischer Gestalten- und Entwicklungslehre, in ein höchst vergängliches Dogmengehäuse gepreßt, das schon vor der Katastrophe zu verfallen im Begriff war. Die Beziehungen aber, die deutsche und österreichische Sozialisten auf Ministersesseln in ihrer amtlichen Tätigkeit zum Geist und zum Buchstaben des großen Soziologen hatten, werden akademische Preisschriften wohl erst nach hundert Jahren festzustellen vermögen. Nur bei den Bolschewiken war der Wille zu Marx treibendes Gestaltungsprinzip; aber weil er in ökonomischer Hinsicht auf völligem Mißverstand beruhte, weil Lenin bei seiner Ankunft auf dem Finnischen Bahnhofe in Petersburg nachweislich überhaupt kein Wirtschaftsprogramm hatte und mit dem Bürger auch den von ihm geschaffenen Produktionsapparat erschlug: darum ist das Resultat die Wüstenei eine tabula rasa, für die Marx nicht verantwortlich zu machen ist.

3

Ob wirklich die Eigentumswörter ‚zornig' und ‚wütend' mit den Götternamen Thor und Wodan zusammenhängen, weiß ich nicht; aber die blinde Tapferkeit der alten Germanen könnte diese Etymologie glaubhaft erscheinen lassen. Tragikomisch wirkt nur, daß so viele vermeintliche Germanen von heute, — daß ausgesprochen koloniale Mischlinge aus den östlichen Grenzbezirken sich selber jene blinde Tapferkeit

Digitized by Google

als auszeichnenden seelischen Schmuck ruhmrednerisch bezeugen . . Über die Wirkung jener heidnischen Tugend spricht sich der gute Seneca (in ‚de ira') in Worten aus, die mir merkwürdigerweise die Helden des münchener Possenspiels ins Gedächtnis zurückrufen: ‚Was hat so viele tausend Kimbern und Teutonen, die über die Alpen hereinbrachen, so völlig vernichtet, daß die Kunde von der gewaltigen Niederlage kein Bote sondern das Gerücht allein in ihre Heimat brachte? Das war es, daß ungestümer Zorn ihnen als Tapferkeit galt. Oft vernichtet und zerschmettert dieser, was ihm entgegentritt: öfter ist er sein eigener Verderber. Wer hat mehr Mut als der Germane? Wer stürmt mit größerer Gewalt? Wer liebt leidenschaftlicher die Waffen, mit denen er gleichsam geboren, in denen er erzogen wurde? Die Waffen allein sind ihre Sorge; alles andere kümmert sie wenig . . Und dennoch erliegen sie den Hispaniern, den Galliern und den schwachen Kriegern aus Asien und Syrien (im Römerheere), bevor noch die Legion selbst sich zeigt. Nur ihr Zorn ist es, der sie diesen in die Hände gibt.' In dem Buche von Alexander von Peez, dem ich dieses Zitat entnehme, stoße ich auch auf den Ausspruch des scharfäugigen Josephus (im Jüdischen Krieg): ‚Was die Germanen zu dem Aufstand (gegen Vespasian) trieb, war besonders ihre Natur, die, ohne scharfe Überlegung, auch bei geringem Hoffnungsschimmer, sich willig in Gefahren stürzt.' Von der Isar herauf dringt der Hauch dieser heldischen Artung zu uns in den Norden, nur Händlerseelen — würde Herr Sombart sagen — können ihr den Respekt versagen.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Weltbürger

Am 16. April dieses Jahres wird Anatole France, der große Dichter Frankreichs, achtzig Jahre alt. (Sein Gesamtwerk, fast lückenlos, bringt deutsch der Musarion-Verlag heraus.)

Sein bürgerlicher Name ist Thibaut; er ist der Sohn eines Buchhändlers auf dem Quai Malaquais; doch seit er dichtet, zeichnet er mit dem Namen seines Volkes: „France".

Hier könnte man eigentlich schon mit einem kurzen Satze enden: niemals, seit es diese Menschengattung „Dichter" gibt, ist ein Werk von stärkerer dichterischer Wahrheit geschaffen worden, als diese gleichzeitig so ungeheuer stolze und so ungeheuer demütige Wiedertaufe: „France". Denn er ist Frankreich; er ist das französische Volk, der französische Geist, die ganze französische Geistesgeschichte, von Froissard über Brantôme, Rabelais, Montaigne, Racine, Bossuet, Voltaire, Renan bis zu dem allerletzten dernier cri des „Neoklassizismus". In ihm ist die sonnige, schlichte Anmut des Hirtenmädchens von Domremy und des Bischofs Fénélon von Cambrai und der komplizierte psychologische Trick Maupassants und Bourgets. Die bäurische Verschlagenheit des Galliers Vercingetorix und die weltmännische Allüre seines Besiegers Caesar. Die blassen alexandrinischen Flötentöne der Plejade, die pompöse Rhetorik der dichtenden Grandseigneure und die schonungslose Disziplin ihrer bürgerlichen Besieger, der Materialisten und Enzyklopädisten. Der kindliche, beseelte Marienglaube eines französischen Kreuzfahrers unter Ludwig dem Heiligen und der atheistische Wissenschaftsglaube des Physiologen Claude Bernard. Und die verschrobenen, steilen Gäßchen des Quartier latin, und die wolkigen, silbrigen Gebüsche um das Seine-Ufer, wie sie Corot gemalt hat, und die hagere, graugrüne Olive der süßen, klaren Provence, und das harte, gezackt-störrische, neblige Felsland der Bretagne, und die fashionable Hysterie der Herzogin von Soubise-Guemennée-Turenne, die seit fünfzig Jahren keinen Gottesdienst in der Madeleine und keine neue Mode bei Worth versäumt hat, und der Gemüsehändler am Boulevard Sebastopol, der Bücherverkäufer auf dem Quai Voltaire, der mächtige rustikale Donnergott Jaurès und der vertiftelte jesuitische Casuist der Action française, das geile Halbtier Nerciat und die ein wenig geziert-mondäne Milde eines sterbenden Renan ... in seinen Büchern ist alles, alles, was Frankreich je hervorgebracht hat, mit allen Wurzeln und mit allen Blüten ...

„Hier ist ein Wunder, glaubt es nur!" Wirklich, ist es nicht einer der zartesten, graziösesten Witze des Naturgeistes, ein echt Anatole Francescher Witz, daß dieses Voltairianers inneres Leben mit dem deutlichsten Zeichen einer „höheren Gnade" beginnt, das je eines Mystikers Herz entzückt hat: mit diesem einen Worte „France", das die verschlossenen Tore beschwört zu der Welt seiner ungeborenen Kinder, das, mit sechs Buchstaben, die letzte, zusammenfassende Kritik, das abschließende Wort sagt zu einem riesigen, vierzigbändigen Geisteswerk, das er erst nachher, in fünfzigjähriger Arbeit, schaffen wird?

Dieses Werk — es ist nicht zu fassen von der Erscheinung her, mit seinen tausend Ästen und Ästchen; es ist nicht zu fassen von der „Weltanschauung" her, mit seinen ironisch-maskierten Widersprüchen, die einander so fremd anblicken und doch so selbstverständlich nebeneinander existieren, wie Menschenantlitze; aber es ist zu fassen, es ist ganz leicht zu

Digitized by Google

fassen, ja, es ist schon gefaßt, wenn man mit der Idee beginnt, wenn man den Vorgang ihrer Formwerdung, ihrer Wirklichkeit-werdung sorgfältig beobachtet; wenn man die Wirklichkeit als eine Möglichkeit versteht, die immerfort wirklicher, immerfort gegliederter, immerfort sinnlich-präziser wird, weil ununterbrochen die Idee in sie hinein- und durch sie hinauswirkt.

Diese Idee heißt „La France".

Ich will damit vorerst sagen, daß es einen bestimmten individuellen Typus von Genie gibt, für den der Aristotelismus — denn das, was wir hier eben aufgeschrieben haben, ist eine aristotelische Interpretation — einfach eine biographische Wahrheit ist, wie der Aristotelismus für Aristoteles selbst einfach eine „biographische Wahrheit" war, oder für Thomas von Aquino, oder für den Juden Moses Maimun. Er füllt das Universum einer Idee: „La France"; er verwirklicht es um einen Grad wirklicher; er gliedert es um einem Grade dem gegliederten Leben näher; aber zugleich begrenzt er es ganz scharf gegen das Inkommensurable hin.

Ich möchte Das genau beweisen: Anatole France spricht von irgendeinem ganz vergessenen syrischen Kirchenvater; oder von einer Idee des englischen Anarchismus eines Ruskin oder Morris; oder von einer venezianischen Edeldame des fünfzehnten Jahrhunderts: aber es ist klar, daß das eigentliche, letzte, geistige Modelliermaterial, an dem er modelliert, nichts mit Syrien oder mit dem Anarchismus oder mit Venedig zu tun hat, sondern daß es immer nur ein einziger ewig halbfertiger Tonblock ist, der eben „la France" heißt, und daß jedesmal nichts anderes geschieht, als daß mit einer feinen Spachtel ein neues feines Fältchen, ein neuer ganz feiner Schatten, eine neue, noch nicht ganz präzise physiognomische Nuance an diesem Bildwerk herausziseliert, oder, wie Novalis sagt „vivifiziert" wird. Jede seiner Gestalten, Gedanken, Meinungen, ja jedes beiläufige wörtliche Zitat in seinen Büchern aus irgendwelchen ganz fremden Büchern ist nichts als eine Beziehung, und zwar eine aktive und wirkende Beziehung auf die Biologie des französischen Geistes. Das Transzendentale daran ist manchmal nur der Instinkt der Auswahl und der Instinkt der Abweisung. Er eliminiert zum Beispiel den ganzen deutschen, nordischen, russischen Geist. Aber er eliminiert nicht den amerikanischen Pietismus und Spiritismus à la Madame d'Ora — der doch mindestens ebenso inkommensurabel scheint, wie jene Sphären. Man glaubt die Natur selbst funktionieren zu sehen, unverständlich und unbeirrbar: die „Natur der Idee, die immer mehr, immer deutlicher Wirklichkeit werden möchte" — wenn eine so kühne Metapher hier erlaubt ist.

So rühren meistens gerade die klarsten, eindeutigsten, orientiertesten Schaffenden an die dunkelsten Welten der Ideen-werdung. Der Fall ist vielleicht an einer Vision des absoluten Antipoden am klarsten zu spiegeln: ich meine damit Friedrich und August Wilhelm Schlegel. Im Erscheinungsmäßigem von einer geradezu verblüffenden Ähnlichkeit: auch die genießerische Former an einem schon früher geformten, doch fremd und kalt gewordenen literarischen Material; Wiederbeleber, — — und zugleich Weiterweisende, Zukunftsformende. Aber dieses letzte Geistig-Form-sehnsüchtige, Form-wollende, das sie weitergegliedert haben, kann niemals schlechtweg „deutscher Geist" genannt werden wie bei France „französischer Geist". Sie waren einer anderen Idee zubestimmt, man kann auch diese Idee mit einem ganz einfachen Namen benennen, sie heißt „der deutsche Weltbürger" — eine Idee, die nur unter den Deutschen Leben geworden ist,

Digitized by Google

und in keinem andern Volk. „Der deutsche Weltbürger" aber ist ganz genau der Antipode zum „weltbürgerlichen Franzosen", der Anatole France ist. Und, wie die Wirklichkeit, richtig gesehen, immer von einer verblüffenden, gar nicht zu überbietenden Paradoxie ist, so hat sie auch hier ihr Paradox restlos offenbart: Anatole France ist Kommunist, Internationalist; und doch dient jeder Gedanke, den er denkt, von einer unbewußten unbesiegbaren Prädestination her einem Nationalen par excellence; die Schlegels waren tief nationalistisch orientiert, und doch diente jeder Gedanke, den sie je dachten, aus einem tief Unterbewußten, Unbesiegbaren heraus der Formwerdung des „Internationalen" innerhalb der deutschen Nation. Sie haben einen Typus geschaffen, den sie zumindest politisch nicht gewollt haben.

Genau ebenso Anatole France: Sein treuer, fanatischer Schüler ist Maurras, der geistige Vater und Chef der „Action française". Höchst wunderbar: der einzige Mensch, den er typologisch ganz geformt hat (ich wüßte sonst keinen anderen Jünger einer „Anatole France-Schule"): — — ist sein rabiatester Gegner im politischen Leben.

Nur ganz andeutungsweise möchte ich hier Stege markieren, die von diesem jetzt wieder (besonders in Frankreich) so stark diskutierten Neoaristotelismus und Neothomismus zur Freudschen Psychoanalyse führen: beide gehen im Grunde von mythischen, Form-wollenden, Form-sehnsüchtigen und schließlich Form-wirkenden Elementarphänomen aus: Mag dieses Phänomen hier „Eidion", dort „Komplex" heißen. Ein „Ödipus-Komplex", auf den Professor Freud eine dichterische Formung zurückführt, ist nicht gar so weit entfernt von dem Spiel der Entelechie mit dem Potentiale, auf den jene neothomistischen Theorien das Entstehen jeder geistig gewollten Form zurückführen; zwischen den Freuds und den Cardinal Merciers, Maritains, Duhems, Dom Besses gibt es Verbindungen. Sie ganz zu beleuchten, wäre eine besonders reizvolle Aufgabe gerade für die deutsche Psychologie.

Aus der Schreckenskammer

Seine Exzellenz, der Herr Diktator von Spanien Primo de Rivera haben geruht, den größten Philosophen Spaniens und zweifellos einen der merkwürdigsten zeitgenössischen Köpfe überhaupt, Miguel di Unamuno, Prorektor der Universität Salamanca. in eine Strafkolonie jenseits der kanarischen Inseln zu verschicken. . . . .

Der Anlaß ist erschütternd und von einer symbolischen Märchenhaftigkeit: diesem Propheten und Verkünder des hochheiligen Donquijotismus hat — — ein Witz, ein sehr guter Witz sein Amt, seine bürgerliche Ehre und vielleicht sein Leben gekostet: denn Unamuno ist 65 Jahre alt und das Klima seines Verbannungsortes tödlich.

Die ganze Angelegenheit ist in tiefes Dunkel gehüllt. Der eigentliche Anlaß scheint ein offener Brief zu sein, den er nach Buenos Aires, an seinen Freund und Fachkollegen, den Altphilologen Amerigo Castro gerichtet hat. Hier findet sich der tötliche Witz, „das spanische Direktorium sei kein Direktorium sondern ein Suspensorium" (weil es bisher noch nichts weiter geleistet hat als die Suspendierung der spanischen Staatsgrundgesetze). Man begreift, daß ein aufgeblasener General-Diktator einen solchen Witz nur schwer verdauen kann. Immerhin war der Mann, neben Menendez Pelayo und Ramon y Cajall der Stolz des geistigen Spanien, nicht so ganz leicht zu fassen — selbst für einen aufgeblasenen Generaldiktator.

Den willkommenen Anstoß bot ein sehr harmloser Vortrag im Madrider „Athenaeum", einem bürgerlich-radikalen Club. Es wird bei diesem Anlaß

Digitized by Google

zweifellos interessieren, daß die gesamte radikale Bewegung Spaniens sich theoretisch auf einen deutschen Philosophen stützt, und zwar auf einen, der in Deutschland selbst so gut wie vergessen ist: auf Christian Krause, den Sozialanarchisten, den Tolstojaner vor Tolstoj und Ghandisten vor Ghandi. Die soziologischen Thesen seiner beiden Hauptwerke „Urbild der Menschheit" und „Menschheitsbund" haben schon die spanische Revolution von 1873 und ihren Führer, Giner de los Rios, ideologisch bestimmt; und der gesamte spanische Liberalismus, Sozialismus und Syndikalismus ist noch heute ganz deutlich krauseistisch gefärbt. In einem solchen Klub also hat es ein königlich spanischer Prorektor gewagt, öffentlich zu reden, ein paar witzige Bemerkungen über einen fetten und dummen General zu machen — und damit war sein Schicksal und das Schicksal des Klubs besiegelt. Der Klub wurde geschlossen, Unamuno verhaftet und deportiert.

Das einzige noch existierende Oppositionsblatt Madrids, der „Liberal", wagte schüchterne Einwände. In einem „Offenen Brief" wird er von dem General niedergedonnert. Unamuno sei durchaus kein bedeutender Mann, sondern ein Harlekin. Ein bedeutender Mann habe „persönliche Würde", man sehe sich nur den Herrn Echegaray an (— den Pseudo-Sudermann Spaniens). Er, der Herr General, habe ein paar Bücher von Unamuno gelesen, aber „durchaus keine neuen Ideen darin gefunden". Er, der Herr General, halte Unamunos Philosophie für verderblich. Der Herr General habe eine exemplarische Maßregel für nötig befunden, um die Jugend vor solchen Erziehern zu schützen. Mit der ganzen Würde eines Santiagoritters und Granden von Spanien windet er sich um das unaussprechliche Wort „Suspensorium": Herr Unamuno habe es gewagt, das hohe Direktorium „mit einem orthopädischen Apparat zu vergleichen, dessen Gebrauch teils vulgär, teils obszön ist". Lope de Vega hätte das nicht blumiger ausdrücken können. Konsequenz: Teufelsinsel, Krepieren. Ein fünfundsechzigjähriger, weltberühmter Philosoph!

Zuhören, zuhören, meine Herrschaften! Es ist noch nicht so lange her, daß auch bei uns ein Herr General „Ordnung machen" wollte, und es ist noch nicht ganz ausgeschlossen, daß Einer noch einmal den Versuch macht! Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Heinrich Mann: Zuhören! Unamuno ist ein genialer Kopf, sein Niveau das höchste Europäische: wie das Eurige! So sieht „die Diktatur" aus, meine Herren!

Ein Protest der bedeutendsten lebenden Schriftsteller Frankreichs blieb natürlich völlig erfolglos. Wir möchten aus der Reihe der Protestierenden die Äußerung D'Annunzios hervorheben, weil sie, charakteristischer als die fragwürdigen Interviews fragwürdiger Journalisten seine heutige politische Einstellung mit wenigen Worten fixiert. D'Annunzio sagt u. a.: „Das Spanien unserer Träume ist heute tot. Seine rasenden Herrscher sind trauriger und häßlicher anzusehen als die armen Pferde, die während eines Stierkampfes von den Stieren aufgeschlitzt werden. Der subalterne General, der es regiert, zwingt uns ein Lächeln ab, wenn er, korpulent und asthmatisch, es versucht, sein Pappschwert mit einem großen Schriftsteller, mit einer kühnen und furchtbaren Feder zu kreuzen" — — eine Äußerung, die, nebenbei bemerkt, vermutlich auch nicht gerade im Sinne eines Komplimentes für Mussolini konzipiert ist.

Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, dem deutschen Leser einen kurzen Abriß der Lehre Unamunos zu geben. In Frankreich wird er oft zitiert. Seine Popularität in englischen Philosophenkreisen beweist eine um-

Digitized by Google

fangreiche, unlängst erschienene Biographie. In Deutschland ist sein Name vermutlich nur Wenigen bekannt.

Unamunos ganze Philosophie (er hat übrigens auch zahlreiche Romane und Novellen herausgegeben) kreist um einen einzigen Zentralpunkt: die Apriorität des Glaubens an die Unsterblichkeit des „ombre di carne y hueso". Diese „Tatsache" hat in Unamunos Philosophie etwa den Charakter einer Kantischen Kategorie: er hält sie für eine primäre seelische Gegebenheit vor allem Wissen und sogar vor allem Glauben, für das struktuelle Fundament des menschlichen Denkens überhaupt, ganz unabhängig davon, ob das einzelne Individuum daran glaube oder überhaupt davon wisse. Ohne diese seelische Grundtatsache sei ein Gedanke überhaupt nicht möglich.

Aber er hält das Wissen darum und den Glauben daran für eine absolut höhere, weil bewußtere Stufe des menschlichen Geistes. (Der Herr General offenbar nicht.) Anti-szientistische und neokatholische Tendenzen spielen in das System hinein; an mehr als einer Stelle erinnert es an das System Brunetières nach seiner katholisch-pessimistischen Wendung. Er verteidigt und lobt sein katholisches Spanien dafür, daß es nicht aktiv teilhabe an dem Fortschritt der mechanisierenden Wissenschaften und trotzdem die technischen Errungenschaften verwende, wie jedes andere Volk; denn es sei nur für den höchsten und tiefsten Gedanken prädestiniert:

„Das unzerstörbare Individuum ist das letzte Ziel der Welt." Die Vernunft lacht den Glauben aus; und der Glaube an die kostbare Unzerstörbarkeit des Individuums ist das Lächerliche par excellence. Also müsse das Individuum den Mut zur Lächerlichkeit haben, vor allem den Mut zur Lächerlichkeit vor sich selbst, d. h. vor der eigenen Vernunft: das ist seine eingeborne Tragik, sein tragischer Imperativ. (Daher wohl der geistvolle Einfall des Herrn Generals, ihn „einen Harlekin" zu nennen.) Dieser Mut müsse und könne aufgebracht werden gegen einen Gegner wie die Vernunft, der sich ja an einem bestimmten Punkt selbst für bankerott und besiegt erkläre.

Dies, in ganz groben Linien, die Hauptzüge seines philosophischen Hauptwerkes „Del sentimiento trágico de la vida en los hombres y en los pueblos".

Vollkommen organisch wächst aus dieser Welteinstellung der große Don-Quijote-Kommentar Unamunos „Vida di Don Quijote y Sancho": Don Quijote ist der Glaube an das „unsterbliche Individuum", das bis in die höchste tragische Höhe der Lächerlichkeit sich selbst treu ist; Sancho Pansa ist die Vernunft, die Jenen von seiner höchsten Aufgabe zurückzuhalten versucht, erst durch freundschaftliche Warnung, dann durch Gelächter. Der Irrationalismus der nationalen Prädestination wird deutlich: nur Spanien hat dieses Symbol, diese Bibel der Mensch-erhöhung hervorbringen können.

Unamunos dichterisches Werk ist eine Reihe von Romanen und Novellenbänden; die bedeutendsten darunter „Amore y Pedagogia", „Abel Sanchez", „Niebla", und, mit Anlehnung an seinen Abgott Cervantes: „Tres Novelas ejemplares".

Sehr groß ist sein Anhang unter der studierenden Jugend Spaniens. Er ist Sozialist, doch, als Individualist, entschiedener Gegner des ökonomischen Materialismus und der marxistischen Lehre. Andrerseits wird ihm Klerikalismus vorgeworfen. Die Monarchie haßt er; die Person des Königs wird in fast jedem Buch mit einer ironischen Wendung bedacht; doch nur dem Eingeweihten ist das sorgfältig mas-

Digitized by Google

kierte Objekt seines Witzes auffindbar. Dennoch bemüht sich Alfonso wiederholt, den berühmten Mann herbeizuholen; eine halb erzwungene Audienz soll peinlich für die apostolische Majestät geendet haben.

Kurz: „Herr Unamuno ist unverbesserlich", wie der beleibte, asthmatische General schreibt. Wenn schon der Gnadenbeweis einer allerhöchsten Audienz versagt — — dann wird wohl nichts übrig bleiben, als ihn im Pfefferland krepieren zu lassen. . . .

Zum Schluß seien die Protestworte zitiert, die Romain Rolland in den „Nouvelles Litteraires" veröffentlicht:

„De Miguel de Unamuno ist der größte Stolz nicht allein Spaniens, sondern aller Länder iberischer Zunge. Ein schamloser Spott ist es, daß eine angeblich patriotische Regierung das Land des kostbarsten Steins in seinem Diadem beraubt, und es ist kläglich, daß ein König, der ein Gefühl für die Größe seiner Rasse hat, zu dieser Abdankung bereit ist. –

Seit dreißig Jahren schwingt sein heroischer Donquijotismus die Lanze gegen die sozialen Gemeinheiten. Sein düsteres Licht leuchtet in die schwere Finsternis, in der das spanische Volk erstickt. Er ist der letzte Ritter des ritterlichen Landes. Sein undankbarer König hat ihn verbannt, damit die Welt Richter sei."

Willy Haas

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Das Oscar-Wilde-Buch

„Eine Lebensbeichte" nennt Frank Harris sein Oscar-Wilde-Buch (S. Fischer, Verlag, Berlin) — und nimmt diesen persönlichen Erinnerungen, dem erstaunlichen Tatsachenmaterial, das er beherrscht, den bis ins Tiefste und Höchst-persönliche schürfenden Konfessionen jener einmaligen und in jedem Sinne problematischen Gestalt: Oscar Wilde, im Untertitel das Entscheidende voraus: Es ist das Leben, dem dieses Buch dienen, dessen Erkenntnis es fördern, dessen Unfaßbarkeiten es berühren will. Und dies, scheint mir, hebt das Buch des namhaften Essayisten und Journalisten weit über seine (außergewöhnlichen) formalen Reize und, dies vor allem, weit über die Interessantheit und etwas pikante Problematik seines Stoffes zu prinzipieller Bedeutung. Dieses Buch — so wage ich zu behaupten — fällte die Entscheidung für jenes enorme, erst von der modernen, Gundolfschen Literaturwissenschaft aufgewühlte Problem: Was ist und wozu dient Biographie? Wir waren sehr bereit, anzuerkennen, daß der Sinn des Biographischen nicht darin liegt, Grundlage der Bewertung und Hilfsmittel zur philologischen Erfassung des Werkes zu sein. Es ist, für die Erfassung des Shakespeareschen Dramas sehr bedeutungslos, daß uns die Gestalt Shakespeares nur in schattenhaftem Umriß kenntlich ward. Wenn wir fühlen, uns sei damit doch etwas verloren gegangen, wenn wir glauben, ein „biographisches" Wissen um Shakespeare hätte uns sehr reich gemacht, so müssen diese Werte in anderer Sphäre liegen. — Es ist unser Glaube und Aberglaube, das Leben der schöpferischen Männer sei irgendwie bedingend für die genialische Schöpfung — und darum muß es für die Psychologie des Schaffens ein biographisches Bemühen geben. Aber diese, oft ins psychiatrische Detail führende Untersuchung des schöpferischen Prozesses, des Schaffens als psychischen Aktes, ist etwas anderes als Biographie.

Biographie als Erkenntnis des Lebendigen — das also, eine Form von Lebensbeichte, ist das Werk von Frank Harris; und, noch immer vom Objekt Wilde und seinem spezifischen Bedeutungsgehalt abgesehen, ist es grandios, wie Harris dies Biographische gibt: Er ist Beobachter von jener Sachlichkeit, die nicht verliert, wenn sie, beschwingt von persönlichem Mitfühlen, sich äußert; er ist Seismograph des Tatsächlichen und gibt also das Tatbild dieses Wildeschen Lebens in seiner Unmittelbarkeit und seiner Weite. Er erhebt es, standbildartig, als Monument auf dem Sockel der Umwelt; er gibt das England seiner Zeit, die society in ihrer Gestik, ihrer puritanischen Lebensmethodik, ihrer Verlogenheit und ihrer ganz und gar politisierten Weltanschauung (oder dem, was als Ersatz für Weltanschauung diese society beherrscht). Und dies nicht mit der absichtlichen, überlegenen und moralisierenden Art Shaws; sondern nur deskriptiv, im Nebensatz sozusagen, als Hintergrund der Tra-

Digitized by Google

gödie Wildes. Dadurch aber mit anschaulicher Kraft; großartig in der Präzision, wenn seine ungeschminkte Deskription genügt, ein England zu verurteilen: die Gerichtsszene, mit der Exaktheit des Gerichtsstenographen wiedergegeben, ist ein Stück Kulturgeschichte, stärker und wesentlicher für die Erkenntnis Englands als alle kulturologischen Versuche. Und hinter dieser journalistisch großen, menschlich bescheidenen, weise auf Empirie beschränkten Darstellung verschwinden die kleinen Fehler des Buches: einige wenig taktvolle Einflechtungen, einige Unternehmungen, sich selbst als Freund und Gönner Wildes herauszustreichen, einige scheinbar ungerechten und einseitigen Urteile über „Boosie" (über Lord Douglas, für den die Formel des Nur-Perfiden vielleicht zu schmal, dem Problematischen seiner Natur nicht genügend, erscheint).

Das Buch ist Anklage: weil es nicht anklagt; sein „J'accuse" erscheint nicht in der Reflexion, sondern in der Repetition des Tatsächlichen. Das Buch ist Verstehen: sein, menschliches und wissenschaftliches, Erkennen des Problems der Homosexualität ist nicht aufgesetztes, sekundär angenommenes, aus der Theorie ins Pragmatische transponiertes Entschuldigen und Dulden, sondern aus der unmittelbaren Erfülltheit des Mit-lebenden, des Sicheinlebenden gewonnenes Erfassen. Eine Tragödie miterleben und Mitleid fühlen ist nicht groß; groß ist es, wie Harris, ein Tragisches zu schauen, das einem fremd und unfaßbar war, und sich, nur um des Menschen, nur um eines Lebens willen, zum tragischen Kern durchzufühlen. Dieses Mitleben des Außenstehenden — entgegen seinen natürlichen Bedingungen und entgegen dem gesellschaftlichen Gesetz der City — ist eine Tat von historischem Ausmaß. Frank Harris – soviel über ihn — hat einen Platz in der Geschichte der Humanität.

Daß darüber hinaus das Buch in der Psychographie des Charakters Wildes Erkenntnisse erschließt, daß es Abgründe seines Wesens und damit das Wesentliche im Menschlichen überhaupt freilegt, daß es seinen abseitigen und absonderlichen Stoff benutzt um die Wahrheit in der Erkenntnis des tatsächlichen Lebens zu erfassen; daß es von illusionierenden Darstellungen der Lebenszusammenhänge zur realistischen endlich überzugehen den Mut findet: das macht seine spezifische Bedeutung aus. Es ist unmöglich, an diesem Buch vorbeizugehen; man wäre ärmer in seinem Wissen um Leben. Es ist unmöglich, ohne Erschütterung von diesem Buch zu gehen: denn wie nirgends zeigt es das Tragische als Verknüpfung von Schicksalhaftem und Schuld — von Schuld der Gesellschaft, an der wir mittragen und mitverschulden, den Geist der Humanität einem Komment zuliebe schändend.

Otto Zarek

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

JUN 5 1924

FÜNFTES HEFT MAI 1924

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Fritz Schotthöfer, Mussolini
Otto Flake, Westdeutsche Reise
Rudolf Kayser, Die Begegnung in Padua
E. R. Weiß, Aus einem spanischen Reisebuch
Gustav Mahler, Jugendbriefe an Franz Steiner
Max Brod, Der Kreisel, der auf der Spitze steht
Arthur Holitscher, Geschmack der Welt
Werner Bergengruen, Die russischen Kommunisten und der bäuerliche Mythos
Karl Vossler, Metaphysische und empirische Sprachgemeinschaft
Junius, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Ernst Blaß, Berge Meere und Giganten

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten.
Für unverlangte Manuskripte u. Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.
Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.
Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.
Preis des Heftes Goldmark 2.—, Quartalspreis Goldmark 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die Währung des betreffenden Landes nach dem jeweils gültigen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.
Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

Soeben erscheint:

WALTHER RATHENAU

GESAMMELTE REDEN

Umfang 440 Seiten

Geheftet Gm. 6.—, in Halbleinen Gm. 8.—, in Halbleder Gm. 10.—

Einband übereinstimmend mit dem der „Gesammelten Schriften"

Dieses Werk enthält alle wesentlichen Reden, die Walther Rathenau vom zweiten Kriegsjahre an bis zu seinem Tode gehalten hat. Die Kraft dieses suggestiven, geordneten Geistes und reinen, warmen Herzens überträgt sich darin so unmittelbar, daß der Leser zum Zuhörer des bedeutenden Staatsmannes und bedeutenden Menschen wird. Wir sehen Rathenau als Freund im intimen Kreise seiner Freunde stehen, in Selbstprüfung und Selbsterkenntnis, wir sehen ihn als klaren, gewissenhaften Kenner der Verhältnisse seines Landes und der Welt vor großen Berufsorganisationen, als Berater, Helfer und Warner vor unserem Parlament, als Vertreter der deutschen und der Menschheitsinteressen, die seinem weiten Blicke im letzten als identisch erscheinen, vor dem Forum Europas in Cannes und Genua. Ein entschlossener Wille zum Echten und Vernünftigen, ein sicherer Instinkt, ein phrasenloser Ausdruck, der allein durch die Überzeugungsstärke und das Gewicht des Inhalts wirkt, verleiht der Beredsamkeit Rathenaus eine ungewöhnliche natürliche Schönheit und Eindringlichkeit. Diese Reden sind nicht nur ein geschichtliches Dokument von hohem Range, sondern sie haben auch für die Zukunft eine Aufgabe der Erziehung, der Klärung und Führung zu erfüllen.

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Hefte liegen folgende Prospekte bei: Antiquariat am Lützowplatz, Berlin; Oskar Gerschel's Buchhandlung u. Antiquariat, Stuttgart; Mosaik-Verlag, Berlin; Musarion-Verlag, München; Sibyllen-Verlag, Dresden.

Digitized by Google

MUSSOLINI

von

FRITZ SCHOTTHÖFER

Mussolini ist eine Urkraft. Mit eruptiver Gewalt trieb er empor, mit napoleonischer Geschwindigkeit durchflog er seine Kurve. Er scheint schon im Zenith zu stehen.

In seinem Handeln liegt die Sicherheit der geraden Linie. Nur das dem Wagen vorauseilende Wägen kann diese Bestimmtheit des Striches finden. Der Impuls improvisiert, die Improvisation verliert Zeit im Ertasten des Weges, verschwendet die Anstrengung im Probieren, das fehl gehen kann.

Mussolini kennt seine Ziele. Über dem fernen vergißt er nie das nächstliegende, das wie ein Hindernis genommen werden muß. Er kennt auch die Stromstärke seiner Energie. Er kennt ganz besonders die Voraussetzungen, die den Erfolg verbürgen könnnen, die Mäßigung. Er, der Romane, nennt das Maßhalten eine Tugend der Lateiner. Bloße Selbstbeschränkung ist noch nicht die feinste Kunst. Mussolini besitzt mehr: Er hat den Sinn für Proportion in der Kraftäußerung.

Bis jetzt ist ihm alles gelungen, was er unternahm. Er wußte den Wurf mit Selbstvertrauen zu berechnen, und keinen Augenblick hat ihm die Elastizität der Muskeln versagt.

Stete ununterbrochene Aktivität, dieses einfachste Werkstattgeheimnis der politischen Umwälzer ist auch der Kunstgriff Mussolinis. Wem sie nicht angeboren ist, der wird sie nie erraffen. Sie ist eine Sache der seelischen Konstitution, eine Art geistiger Verbrennungserscheinung wie das Atmen, die unaufhörlich Wärme und Bewegung erzeugt. Napoleon war das vollendetste Exemplar dieser Gattung von Menschen. Er fühlte sich immer als Mittelpunkt, als treibender Faktor des geschichtlichen Geschehens. In seinem Kopf sammelten sich alle Resultanten der Politik und strahlten unmittelbar als Tat wieder aus. Quieta non movere gilt für solche Naturen nicht. Der Staatsmann der Tradition betrachtet sich als ein Löser und Lenker der Ent-

Digitized by Google

wicklung. Der Revolutionär, der Usurpator muß die eigene lebendige Kraft bis aufs letzte ausnutzen. Er muß mitreißen oder selber zerschellen. Es ist sein Naturgesetz, alles in Bewegung und in Gährung zu bringen. Stillstand ist für ihn der Tod. Es gibt auch keine Umkehr.

An Mussolini zeigen sich schon die ersten Symptome dafür, daß er dem Schicksal aller dieser Kraftmenschen nicht entgehen wird. Seine Eigengeschwindigkeit steigert sich in geometrischer Progression. Er hat das Steuer in der Hand, aber er hat kaum mehr die Macht, die Schnelligkeit der Fahrt zu mindern. Es wird offenbar, daß sein Sinn für Maß und Begrenzung eigentlich nur taktisch eingestellt ist. Er gebietet der Welle, aber der Strom läßt sich nicht meistern.

Mussolini hat den Faszismus geschaffen. Ohne ihn wären die „Schwarzhemden" nichts anderes als die „Arditi" d'Annunzios oder die „Blauhemden" der nationalistischen „Sempre Pronti", die alle von den „Rothemden" Garibaldis abstammen. An Stelle des Faszismus wäre vielleicht eine versplitterte Kampfbündelei mit verschwommenen Zwecken entstanden. In allen Ländern waren die Keime der „Sturmtrupps" aus den Schützengräben hinter die Front verweht worden. In Italien hat Mussolini den fliegenden Samen auf seinen Acker gezogen und die Ernte ganz in seine Scheuern eingefahren.

Jetzt ist er an diesen Reichtum gebunden. Er muß ihn hüten und kann ihn nur selber hüten. Er zwang und zwingt noch heute die fasci in eine eiserne Disziplin. Aber diese Disziplin ist nicht militärisch sachlich, sie ist vollkommen subjektiv, sie ist ausschließlich auf die Person des „Duce" gestellt. Man muß an Napoleon und die „grognards" seiner Garde denken. Die fasci sind von einem mystischen Gehorsam für Mussolini erfüllt. Die peripherischen Massen der Gefolgschaft sind hypnotisch willenlos, sobald das „capo del fascismo" sie zur Aktion ruft. Rein politisch geht es in der Partei verworren, individualistisch und partikularistisch zu. Das Disziplinargericht kommt nicht aus der mühsamen Schlichtungsarbeit heraus. Aber daraus gerade fließt die Gefahr, daß der Chef den einigenden Zauber der Mobilmachung seiner Schaaren nicht entbehren will, daß er sich darauf verläßt.

Darum lebt Italien nach sechszehn Monaten der Faszistenherrschaft noch immer im verhaltenen Bürgerkrieg. Mussolini kann seine fasci nicht entwaffnen. Er hat sie in eine nationale Miliz umgewandelt, die in einer undefinierbaren Stellung neben dem Heere lebt. Sie steht

Digitized by Google

im Staatsbudget, ist aber auf Mussolini vereidigt. Die Einsichtigen im Faszismus geben zu, daß dieser Zwitter aus der Welt geschafft werden muß. Im Staate ist etwas nicht in Ordnung, wenn zwei bewaffnete Gewalten nebeneinanderstehen. Daß sie sich äußerlich vertragen, beweist nichts gegen den inneren Dualismus des Systems. Das reguläre Offizierkorps liebt die Konkurrenz im schwarzen Hemd nicht. In Tripolitanien hat der kommandierende General die Huldigungen des Fascio ungnädig aufgenommen. Mussolini ging schon so weit, die Miliz in die zweite Linie zu stellen, um der Armee das ganze Prestige der bewaffneten nationalen Macht zu lassen. Die Miliz ist heute eine Art Vorbereitung der Jugendlichen für den Militärdienst und eine Fortbildung für die gedienten Soldaten, die sich dem Faszismus ergaben. Aber daneben bleibt sie das Machtinstrument Mussolinis. Durch seine nationale und nationalistische Politik schafft er eine Atmosphäre des Vertrauens zwischen sich und Heer und Flotte. Aber die Voraussetzung für die Dauer des guten Verhältnisses ist die Vermeidung akuter Verstimmungen. Darum sucht der Faszismus auch schon einen Ausweg aus der Unklarheit. Er will die Miliz zum Polizeikorps machen, das die Armee von allen Eingriffen im Innern befreien soll. Es hat Zwischenfälle gegeben, die den Gegensatz der zwei bestehenden Gewalten wie Reibungsfunken hell aufleuchten ließen. Die faszistischen Schwarzhemden beschlagnahmen in den Bahnhöfen die ankommenden Pakete der gegnerischen Zeitungen. Die königlichen Carabinieri, die das Gesetz wahren sollen, suchen sie daran zu hindern.

So ist Mussolini der Herr eines Kondottierenheeres, das ihm die Machtstellung im Lande garantiert. Aber er ist zugleich der Sklave der eigenen Macht. Er kann nicht los vom Werkzeug, das ihm mit Gewalt die Regierung des Staates verschaffte. Es hindert ihn, sich jene viel mächtigere Stellung in der Nation zu erringen, die auf den frei zuströmenden Sympathien eines ganzen Volkes beruht. Mussolini weiß das. Er weiß, das die bloße Popularität dazu nicht ausreicht. Er sucht sich die großen Verdienste um die Nation zu erwerben. Da er im Innern nur ein offenes oder verstecktes Gewaltregime üben kann, sucht er die Verdienste in der auswärtigen Politik. Aber damit begibt er sich auf die gefährlichsten Wege. Vor den Imponderabilien des internationalen Mißtrauens gegen einen erwachten Imperialismus versagt alles Raffinement. Mussolini ist der diplomatische Exponent der italienischen Expansion, die der Faszismus als nationales Evangelium predigt.

Digitized by Google

In den autobiographischen Notizen über seine Kindheit, die Mussolini in der Presse veröffentlichte, steht:

„Ich bin am 29. Juli 1883 in Varano dei Costa geboren . . . an einem Sonntag, um zwei Uhr nachmittags . . . die Sonne war seit acht Tagen in die Konstellation des Löwen eingetreten . . ."

Astrologie ist nicht die Sache eines positivistischen Geistes wie Mussolini. Aber warum hängt er an dieser Gedankenspielerei? Vielleicht weil er ein instinktives Vertrauen auf seinen Stern nicht entbehren kann. Die starken Tatmenschen brauchen zuletzt doch eine Illusion, die ihnen vor dem Wagnis das Selbstvertrauen stärkt. Mussolinis rascher Aufstieg ist ohne diese mystische Stütze nicht denkbar. Denn er stand nicht als begeisterter Apostel im Banne einer menschheitsbeglückenden Utopie. Er ist auch kein Fanatiker einer bestimmten soziologischen Theorie wie Lenin.

Mussolini ist im Marxismus und Sozialismus groß geworden. Sein Vater, der Dorfschmied der Romagna, war internationalistischer Agitator. Der Junge, von Natur zur Heftigkeit und Empörung veranlagt, fand hier die erste Nahrung für seinen Revolutionarismus. Später hat er seinen Überzeugungen schwere Opfer gebracht. Er gab den Posten des Dorfschullehrers auf, floh nach der Schweiz, verbrachte da an der Universität Lausanne härteste Entbehrungsjahre. Er wurde aus der Schweiz ausgewiesen, nachher von den Österreichern aus Trient. In der italienischen Sozialistenpartei vertrat er den linksextremen Radikalismus. Er war so überzeugter Klassenkämpfer, daß er in seiner Heimat ein Blatt „Lotta di Classe" gründete und eine Rebellion in der Romagna inszenierte.

Aber die marxistische Doktrin hat nie sehr fest in diesem Kopfe gesessen. Sie war eine Zeitlang die Fahne für einen angeborenen Aktivismus, der seinen Weg noch nicht gefunden hatte. In Mussolini ist das Temperament das Primäre, das Dominierende. Er hat mehr Ähnlichkeit mit Trotzki als mit Lenin. Darum fielen die Theorien von Georges Sorel und Vilfredo Pareto bei ihm auf fruchtbaren Boden. Der Franzose löste den Marxismus, genauer den Klassenkampf los von dem wirtschaftlich-kapitalistischen Entwicklungsprozeß, der den proletarischen Kampf in eine unbestimmte Zukunft hinauszögerte. Sorel ist der Theoretiker des Syndikalismus geworden, der vor zwei Jahrzehnten die französische Arbeiterwelt mit der „action directe" durchsetzte. Der Generalstreik sollte die unmittelbare Bresche in die bürgerlich-kapitalistische Festung legen. Was nachher zu geschehen

Digitized by Google

hätte, das würde sich schon von selbst ergeben. So entwickelte Sorel, dessen Schriften übrigens zuerst in Italien stark beachtet wurden, die Doktrin der Gewaltsamkeit und der Gewalttätigkeit. Er erblickte in der systematisch geübten Gewaltsamkeit „das einzige Mittel, über das die vom Humanitarismus verblödeten europäischen Völker verfügen, um ihre Energie wiederzufinden".

Im Dezember letzten Jahres hat Mussolini in einer Parlamentsrede ausdrücklich erklärt, daß Sorel einer der Bildner seines Geistes war. Der andere war Vilfredo Pareto, der italienische Soziologe, der an der Universität Genf seine paradoxen Mischungen von mathematischer Wirtschaftslehre und politischer Reaktion vortrug. Bei Pareto fand Mussolini die Geringschätzung für den Parlamentarismus und die Lehre von den „Eliten", die auch Sorel kultiviert. Die Elite übernimmt in der politischen Entwicklung die eigentliche Führung. Volksvertretung und Parteien sind schließlich nur maskierende Dekorationen für die Herrschaft einer kleinen Anzahl. Pareto schrieb auch den „nichtlogischen" Bewegungen der Völker eine große Bedeutung zu. Er ist im vorigen Jahre gestorben und hat dem Faszismus noch seinen Segen gegeben.

Aus Frankreich kamen für den heranreifenden Mussolini noch andere Anregungen. Sie stammten aus der praktischen Politik. Die monarchistischen „Camelots du roy" unternahmen die ersten organisierten Versuche einer Minderheit, durch den Straßenterror eine Staatsform zu unterminieren. Hier liegt vielleicht das Urbild der „fasci d'azione rivoluzionaria", die Mussolini im November 1914 gründete, um die italienische Regierung zum Krieg zu treiben. Tiefere Eindrücke mögen von den sozialistischen Politikern Millerand und Briand ausgegangen sein. Beide haben durch ihre Persönlichkeit und ihre persönliche Politik den französischen Sozialismus zersetzt. Millerand stellte in Europa zuerst das Problem der sozialistischen Beteiligung an bürgerlichen Ministerien. Über das Parteiprogramm hinweg schritt er zur Macht. Nach ihm hat Briand mit mehr Geschmeidigkeit das Gleiche getan. Briand brachte einen neuen Gedanken hinzu: Er stellte die soziale Ordnung höher als das streng gesetzmäßige Handeln der Regierung. Er spaltete mit Argumenten nationaler Politik die linken bürgerlichen Parteien. Dieses Prinzip ist bei Mussolini zum Leitgedanken geworden. Sein Faszismus stellt den planmäßigen Versuch dar, die sämtlichen Parteien eines Landes durch den Nationalismus zu zerstören.

Digitized by Google

Man kann annehmen, daß Mussolini auf alle Fälle den Weg des sozialistischen Renegaten gegangen wäre. Die ausgetretenen Geleise des Marxismus und des Reformismus hätten ihn nicht gehalten. Sein entscheidendes Schicksal wurde der Weltkrieg. Er löste alle Hemmungen theoretischer Art, weil er die Italiener vor die ungeheure und zunächst rein praktische Frage der freiwilligen Teilnahme stellte.

Lenin hat im Weltkrieg die letzte Phase des sich selbst zersetzenden imperialistischen Kapitalismus erblickt. Er sah seine Doktrin zur Hälfte durch die Tatsachen bestätigt, und er zog die Konsequenzen: Er übertrug die zweite Hälfte in die Wirklichkeit.

Für Mussolini war die Kriegstreiberei zunächst ein Mittel, in Italien die Revolution herbeizuführen. Er fand in d'Annunzio und Anderen rein nationalistische Mittreiber. Aber ihm, der im August 1914 den Krieg noch mit dem ganzen Pathos des Internationalismus verurteilt hatte, schien es zunächst um die Revolution zu tun zu sein. Die Regierung Salandra vermied die Revolution. Sie griff in den Krieg ein. Mussolini, den die sozialistische Partei ausschloß, blieb nur übrig, die Kriegsagitation weiter zu führen. Dazu gründete er seinen „Popolo d'Italia", der allerdings noch über ein Jahr lang sich als sozialistisches Organ bezeichnete. Aus dem Krieg gegen Österreich, das er als Redakteur des sozialistischen Blattes von Trient schon hassen gelernt hatte, wurde ihm bald auch der Krieg gegen Deutschland. Mussolini wurde der Anwalt der Entente und des Knock-out. Später hat er bedauert, daß der Friede nicht in Wien und Berlin geschlossen wurde.

Durch den Krieg war Mussolini vom Internationalismus, aber innerlich noch nicht vom Sozialismus und der Arbeiterschaft losgetrennt worden. Freilich die Sozialisten wollten immer weniger von ihm wissen. Aber es hat lange gedauert, bis Mussolini sich selbst auch vom Sozialismus löste. Er zauderte, weil für den alten Revolutionär die Revolutionsarmee doch nur in den Arbeitermassen zu finden war. Die Arbeiter in Industrie und Ackerbau dachten sozialistisch, so sehr, daß die nach dem Krieg entstandene katholische Partei der Popolari in der Latifundienfrage nahe an die Enteignungsforderung heranrückte. Noch im September 1920, als die Arbeiter die Fabriken besetzten, war Mussolini Diplomat genug, nicht dagegen aufzutreten, obwohl er im Kommunismus und Bolschewismus den Antinationalismus bekämpfte.

Bald darauf hatte er freilich seinen Weg klar erkannt: Rücksichtsloser Kampf gegen den Bolschewismus. Er suchte und fand nun seine

Digitized by Google

Armee im kleinen und mittleren Bürgertum, das seine Interessen mit denen der Großindustrie zusammenlaufen sah.

In der italienischen Arbeiterwelt spielte sich eine furchtbare politische Tragödie ab. Sie wurde zwischen Moskau und dem Faszismus zerrieben. Moskau spaltete sie mit seiner systematischen Taktik der Weltrevolution, die an sich eine Illusion war. Mussolini hatte es dann leicht, die zersplitterte Masse zu Boden zu werfen. Sein Kampf wurde freilich mit bloßer und roher Gewalt geführt. Er hatte seine fasci mittlerweile über Norditalien ausgebreitet und sie als „fasci di combattimento", als bewaffnete Kampfbünde ausgebildet. Mit ihren „Strafexpeditionen" zerstörten die Faszisten die Sitze der sozialistischen Organisationen, der Zeitungen, der Gewerkschaften, der Konsumvereine usw. Es war ganz einfach die materielle Vernichtung. Unter dem terroristischen Druck strömten allerdings nach und nach viele Arbeiter hinüber in die faszistischen Gewerkschaften.

Für den italienischen Sozialismus liegt darin ein gewisser Trost: Seine Ideologie ist vom Faszismus nicht zerstört worden. Sie lebt weiter und wird weiter leben in einem Lande, das noch so breite proletarische Massen besitzt. Die Politik Mussolinis und der Faszismus hat langsam ihren kapitalistischen Sinn offen hervorgekehrt. Die faszistischen Gewerkschaften haben den sozialistischen Organisationen viele Mitglieder, vielleicht die Hälfte entzogen. Aber ihre Versuche korporativer Zusammenfassung von Unternehmer und Arbeiter sind Versuche geblieben. Dieser Traum von der Bastiatschen Harmonie ist längst ausgeträumt. Er ist auf nationalistischer Basis so wenig zu verwirklichen wie auf religiöser und konfessioneller.

Die sozialistische Ideologie konnte vom Faszismus nicht getötet werden, weil man Ideen nur mit Ideen tötet. Ideen aber hat der Faszismus kaum, keine wenigstens, die sich zu einem geistigen Ganzen zusammenfassen ließen. Den Sozialismus oder vielmehr dessen Organisation haben die Faszisten mit Knüppeln totgeschlagen. Ihre gedankliche Anstrengung richten sie gegen den Liberalismus und den liberalen Staat. Der Liberalismus hat Italien geeinigt und bis jetzt beherrscht. Aber was der Faszismus dagegen aufbringt sind zuletzt nur politische Forderungen bestimmter Interessentenkreise: Aufhebung der Staatsmonopole in den Eisenbahnen, in Post, Telegraph und Telephon. Mussolini redete öfters davon, daß der Körper der Freiheitsgöttin verwest sei, daß er darüber hinwegschreite. Der Freiheit setzt er Autorität,

Digitized by Google

Hierarchie, Disziplin entgegen, aber auch nur in abgerissener Formulierung. Der Faszismus hat keinen Denker aufgebracht, der der Bewegung ein gedanklich fundiertes Programm hätte geben können. Er ist im Geiste militärisch geblieben wie der Aufbau seiner Legionen.

Der faszistenfreundliche Schriftsteller Prezzolini stellt wiederholt fest, daß der Faszismus wenig Geistesmenschen angezogen hat. Das liegt in der Natur der Sache. Die systematische Gewaltsamkeit schüchterte ein. Sie begeisterte niemanden. Als Partei ist der Fascio eine Vertretung des Kleinbürgertums und der Großindustrie. Auch das ist eine ziemlich nüchterne Angelegenheit.

Bleibt die Übersteigerung des nationalen Empfindens. Damit hat Mussolini in der Tat den Rahmen der politischen Parteien zwar nicht gesprengt, aber gelockert. So trifft der Faszismus auf manche Gefühlsaiten, denen er wärmere Töne entlockt. Auf dem Gefühlsboden fand er auch Empfänglichkeit für seinen Antiparlamentarismus, für seine Verhöhnung des Parteigetriebes, das unter den besten bürgerlichen Staatsmännern in Routine sich erschöpft hatte. Die Schwächen des Parlamentarismus, die aus der übergroßen Zersplitterung der Gruppen herrühren, waren vielleicht nirgends deutlicher geworden als in Italien. Die Kunst der „combinazione" half nicht mehr weiter. Der alte Giolitti hatte den Ausweg schon erblickt: Ein Ermächtigungsgesetz. Aber es war zu spät. Der stürmende Fascio stand schon auf den Mauern von Montecitorio.

Auf dem Rücken des Fascio ist Mussolini zur Staatsmacht gelangt. Bis dahin war er Agitator und Organisator gewesen. Der „Marsch auf Rom" vollzog sich wie ein Paradespiel. Die Schwierigkeiten mußten vorher überwunden werden. Mussolini improvisiert nicht. Vier Wochen lang vorher hielt er Reden, die vorbereiteten. Im eigenen Lager beschwichtigten sie den Zwist zwischen Monarchisten und Repulikanern. Drüben auf der Seite des bedrohten Staates kündigten sie an, daß alles gut abgehen könne, wenn kein Widerstand geleistet werde. Italien ist durch diese erste akute Krise mit seinem alten politischen Talente hindurch gekommen. Die Dynastie Savoyen hat solche gefährliche Augenblicke immer diplomatisch überwunden.

Kein Buchstabe der Verfassung ist verletzt worden, als der König die Demission des Ministeriums Facta annahm und Mussolini mit der Neubildung der Regierung beauftragte. Mussolini hat nach seiner Ernennung den Eid auf die Verfassung geleistet.

Digitized by Google

Hier hat Mussolini den stärksten Beweis seiner Mäßigung gegeben. Anders hätte er freilich seinen Erfolg gefährdet. Der Kampf wäre unsicher gewesen. Es galt vor allem das monarchische und kirchliche Italien zu gewinnen. Jeder Usurpator hat sich zuerst um diese beiden konservativen Stützen beworben. Es war auch ein kluger Streich, die bewaffneten Faszisten sofort wieder nach Haus zu schicken. Der Faszismus hat damit selber in der eroberten Festung die weiße Fahne aufgezogen. Es war das Zeichen, daß er keinen blutigen Bürgerkrieg wolle, und das Zeichen wurde von allen verstanden. Wenn Mussolini nachher im Parlament mit Geste und Wort die Deputierten anpöbelte, so war das überflüssige Grobheit. Die Parteien waren entschlossen, die Krise politisch und nicht dramatisch zu lösen. Mussolini selbst machte es ihnen sachlich nicht allzuschwer: Er kam ganz verfassungsmäßig um ein Ermächtigungsgesetz ein, das sich bescheiden auf die Finanzen und die Reform der Bureaukratie beschränkte. In Italien wurde damit keine überraschende Neuerung eingeführt. Das „Dekret-Gesetz" ist immer viel angewendet worden.

Mussolini hat bis jetzt trotz allem parlamentarisch regiert. Seine Regierung war in der ersten Zusammensetzung eine Koalition. Durch Abstoßung ist sie nach und nach rein faszistisch geworden. Allerdings gehören einzelne Fachminister nicht der Partei an.

Mussolini war stets auf die formale Einhaltung der Verfassung bedacht, weil er den König braucht. Er bediente sich aller Mittel der Einschüchterung, um sich Mehrheiten zu erzwingen, aber er ließ es nie darauf ankommen, in die Minderheit versetzt zu werden. Der offene Konflikt mit der Mehrheit schien ihm so unangenehm zu sein wie der Mehrheit selbst. Der Schein des parlamentarischen Regimes ist ihm so notwendig, daß er die paradoxe Wahlreform durchsetzte, die einer Minderheit von Wählerstimmen gesetzlich zwei Drittel der Deputiertenmandate zuwendet. Erst mit diesem Schutzpanzer hat der Faszismus gewagt, sich einer allgemeinen Wahl zu unterwerfen. Unterwerfen ist ein schlechter Ausdruck. Denn die faszistische Partei verfügt bei den Wahlen über den ganzen amtlichen Apparat, der immer einen großen Einfluß darstellt.

„Der Faszismus ist ein Weltexperiment", hat Mussolini gesagt, „ähnlich wie die russische Revolution oder die Regierung der Labour Party in England". Er meinte, es könne seine anregende Wirkung im Auslande nicht verfehlen. Mussolini übersieht dabei, daß der

Digitized by Google

Faszismus eine doktrinlose Gefühlsbewegung ist, die nur durch eine geeignete Persönlichkeit zur politischen Bedeutung gebracht werden kann. Wer den italienischen Faszismus nachahmen will, muß ein Mussolini sein.

Darum beweist der Erfolg des italienischen Faszismus nichts gegen die Demokratie, die er vernichten will. Mussolini hat den Fascio geschaffen, er regiert mit diesem Machtmittel. Er hat keine Revolution vollzogen, sondern nur Reformen, die auf allen Parteiprogrammen standen. Er hat durch seine Persönlichkeit die innere und die äußere Politik Italiens in ein rascheres Tempo gebracht. Er hat ihr Selbstbewußtsein gegeben. Aber im letzten Grunde ringt der Usurpator noch immer um den Schein parlamentarischer Verfassungsformen. Er sucht sich die treue Mehrheit, die ihm bis jetzt gefehlt hat, mit allen Schlichen und Tricks der Wahlpolitik zusammen.

Der Faszismus ist ein Weltexperiment in anderm Sinne als Mussolini meint. Er ist der Versuch, ein Land durch eine Partei zu beherrschen. Mit der letzten Brutalität haben das die Bolschewisten getan. In Italien geschieht es mit der mehr oder weniger verschleierten Einschüchterung. Das Land, das dem demokratischen Regime seine ganze moderne Entwicklung verdankt, opfert seine Institutionen nicht der Gewaltsamkeitswelle, die noch aus dem Kriege herüberweht. Die Nation hat den Konflikt vermieden. Sie hat sich gefügt, aber sie hat nicht verzichtet. Es liegt ein Terror in der Luft, der schwer empfunden wird. Mussolini wirbt mit allen Künsten um die Gunst der Massen. Er macht dem Vatikan den Hof, er umschmeichelt den Katholizismus der Bevölkerung, er möchte sogar die sozialistischen Gewerkschaften zu sich herüberziehen. Seine Reformen, seine auswärtige Politik werden anerkannt. Aber die Kluft bleibt offen. Mussolini hat sich aufgezwungen, er wird den Fluch der ersten Sünde nicht los. Seine Macht ist nicht organisch gewachsen, sie ist eine militärische Konstruktion, die mit dem Stuck einer verkünstelten Wahl verkleidet wird. „Wir haben eine Diktatur immer nur so lange ertragen als sie nützlich war", sagen die Italiener. Darin liegt ein Opportunismus, der alles ins Gute zu wenden sucht. Aber er schafft das schwere Problem nicht aus der Welt, mit dem das Volk ringt. Weder die sozialistischen Arbeiter noch der liberale Demokratismus hat endgültig abgedankt. Sie warten auf ihre Stunde. Vielleicht verlieren sie darüber zu viel kostbare Zeit. Vielleicht empfinden sie mit dem politischen Instinkte der Italiener ganz richtig, daß der Faszismus

Digitized by Google

sich von selbst verbraucht. Alles wird davon abhängen, ob Mussolini sich zum großen Staatsmann entwickelt, zu dem er das Zeug hat, oder ob er der Führer einer Partei bleibt, die es nicht vermocht hat, die Elite des Landes an sich zu ziehen. Er ist aufgetreten als der Zerstörer der alten Parteien. Ganz befreien wird er sich nur, wenn er auch die eigene Partei zerstört.

WESTDEUTSCHE REISE

von

OTTO FLAKE

I

Es ist Mitte März, aber hinter Magdeburg beginnt ein so heftiges Schneegestöber, daß ich befürchten muß, unvorsichtig gewesen zu sein; ich ließ den Wintermantel in Berlin, um auf meiner langen Reise, die bis zum Herbst dauern soll, nicht behindert zu werden.

Seit vier Jahren ist es meine erste Auslandsreise, wenn ich einen Sommer in Österreich und ein paar Schritte über das Huldschinerländchen hinaus nicht rechne. Ich will die deutschen Minoritäten im europäischen Ausland besuchen; es ist eine Reise auf den Spuren des Vertrags von Versailles und den meiner eigenen Ideen. Zunächst führt sie mich nur über eine Quasigrenze in ein Sozusagenausland, ins besetzte Ruhrgebiet.

Also es schneit, und der besorgte Blick auf den Regenmantel kann nicht hindern, daß der Schnee mir angenehm ist — mag der Frühling erst kommen, wenn ich unten im Süden bin. Kurzum, ich gehe gern vom Gegensatz aus und betrachte diese Reise als Flucht aus der Stadt und, was tiefer reicht, als willkommenen Abstand von Verhältnissen, die mich bedrücken, den deutschen. Die Morgenblätter berichten über die Verhaftung des Professors Quidde und über die beiden Prozesse, die sich ergänzen, den Parchimer gegen die Roßbachleute und den Münchener gegen Hitler und Genossen. Ich werde zwar überall der deutschen Geistesverfassung mit allen spezifischen Problemen begegnen; immerhin liegt im Entschluß, die Dinge aufzusuchen, eine Freiwilligkeit, die mich aus einem erleidenden Objekt zu einem abwägenden Subjekt macht.

Digitized by Google

Hinter Osnabrück, wo ich umstieg, belehrt mich ein kleines Mädchen hübsch, daß es töricht ist, sich durch völkische Gedanken die Laune verderben zu lassen. Die Kleine, die mir gegenüber ausgestreckt liegt, sieht immer wieder zu mir her, so daß ich schon, in der Meinung, ihr Gefallen erregt zu haben, an eine früh entwickelte Koketterie glaube, bis sie aufsteht und sich in die Arme der Mutter schmiegt, die neben mir sitzt. Auch jetzt trifft mich eine Reihe von Blicken, aber sie flüstert, und die Mutter lacht. Ich erkundige mich: das Mädchen nahm an, ich sei darüber böse, daß es sich ausstreckte, denn ich hätte ein finsteres Gesicht gemacht. Ich bemühe mich nun, wie Pius IX. beim Segnen zu lächeln, die Kleine amüsiert sich, und der Friede ist hergestellt.

In Münster komme ich eine Stunde früher an, als ich meinen Freunden mitteilte, und setze mich in die Bahnhofswirtschaft. Beim Anblick einer der am Buffet beschäftigten Damen werde ich an Heine erinnert, dessen Spottlust vor so viel westfälischer Robustheit zu erwachen pflegte. Am Nebentisch lassen sich einige Reichswehrsoldaten nieder, blonde, rosige, wohlgenährte Bauernsöhne, gutmütige Jungen, die eine mir fremde Sprache reden.

Ein Geschäftsreisender setzt sich neben mich und trägt die Bestellungen ein, auch die sechsunddreißig Pfennig, die der Kaffee kostet. Ich lese in dem Bändchen Stendhal, das ich, wie der Priester das Brevier, auf der Reise mitführe; von allen Schriftstellern fühle ich mich ihm am nächsten, weil ich bei ihm noch nie dem begegnete, was mich bei allen Franzosen stört, das direkte Pathos.

Der Geschäftsreisende zahlt. Er hat noch einen Pfannkuchen gegessen und trägt fünfunddreißig Pfennig nach. Sechsunddreißig und fünfunddreißig macht einundsiebzig. Das ist ein Betrag, den nur gehobene Arbeiter in der Stunde verdienen. Auch Muße ist eine Ware, die man kauft; wie du dir Kaufkraft verschaffst, ist deine Sache.

Ich hatte in Berlin eine gebildete Dame gesprochen, die bei zehnstündiger Arbeitszeit im Monat brutto neunzig, netto nach Abzug der Abzüge weniger als achtzig Mark verdiente, im Osten, so daß sie noch das Geld für zwei Hochbahnfahrten in Rechnung stellen muß. Sie lebt also von achtzig Mark. Mit voranschreitender Lebenskenntnis schreitet auch die Vorstellungskraft voran und ergänzt die billigen Illusionen der Phantasie durch diese Realitäten; solange man das nicht tut, hat man nicht viel zu sagen.

Es scheint mir, als sei ich doch recht gut daran, weil ich reisen

Digitized by Google

kann, ohne berechnen zu müssen, ob die Tagesarbeit soviel abwarf, daß ich einundsiebzig Pfennig für eine Erfrischung ausgeben darf.

2

Als die Zeit um ist, löse ich eine Bahnsteigkarte und gehe hinauf, um am Zug zu sein, wenn meine Freunde mich erwarten. Denn sie sind vorerst nur Brieffreunde; sie hatten meine Bücher gelesen, mir geschrieben und mich zu einem Vortrag in ihrer akademischen Gesellschaft eingeladen. Aber ich trage nicht vor, da ich die Geschäftstour in geistiger Ware nicht liebe, und meldete mich als Privatmann an.

Ich erblicke zwei junge Herren, sie erblicken mich; es gibt eine Freimaurerei der Intelligenz, die sich am Ausdruck erkennt — wir begrüßen uns. Ein paar Minuten später fahren wir zu dritt nach dem Fabrikstädtchen draußen im Land, und ich komme mir zwischen den beiden großen Westfalen im Auto ein wenig wie der Fuchs vor, der bei Semesterbeginn abgeholt wird, ein Gedanke, der in dieser Studentengegend nicht fern liegt. Es wirft ein Licht auf die deutschen Zustände, daß ich überrascht bin, an demselben Ort gleich zwei jungen Leuten zu begegnen, die zu dem Genus gehören, das ich das gute deutsche, das geistig interessierte, das nicht militaristisch infizierte nenne: es ist ein *genus rarissimum* geworden.

Wenn ich hinzufüge, daß die Herren keine Juden sind, geschieht es deshalb, weil der Liberalismus des Juden in der Natur seiner Stellung liegt, von der Natur seines Intellektes abgesehen; doch eben das ist, von einem bestimmten Gesichtspunkt aus betrachtet, kein Verdienst, sondern eine Selbstverständlichkeit. Daß dagegen Nachwuchs aus dieser deutschesten aller Landschaften, Söhne aus dem katholischen Bürgertum, unnationalistisch, humanitär, ideenhaft gesonnen sind, das erscheint, wie die Dinge heute liegen, als eine Art Wunder.

Sie mögen meiner Anlage, die bei Richtung auf das Allgemeine hin immer vom Einzelnen ausgeht, zu gute halten, wenn ich indiskret zu sein scheine. Der eine, bei dem ich wohne, gab nach dem Krieg das Studium auf, um in die Fabrik seines Vaters einzutreten — ein Vorgang, der typisch ist; ich kenne eine Reihe Parallelen, darunter einige Fälle, wo dieser Übertritt die Periode abschloß, in der der junge Bourgeoissohn revolutionären und kommunistischen Ideen zuneigte.

Meistens kontrastiert dieser Modernismus der Söhne aufs heftigste mit dem Konservatismus der Väter; davon ist im Fall meines neuen Freundes keine Rede, offenbar dank einer glücklichen und mich sehr

Digitized by Google

interessierenden Atmosphäre des Elternhauses: der alte Herr trägt ungeachtet seiner kaufmännischen Natur ein Stück jener Weichheit in sich, der die Musikalität und das Gefühlsleben entspringen, und in der Mutter tritt mir eine prächtige, energische Natur entgegen, deren Heiterkeit realistisch fundamentiert ist; sie regiert kräftig einen Haushalt von zwölf Kindern und folgt kameradschaftlich den geistigen Dingen, von denen viel geredet wird.

Mir fällt es nicht leicht, diese Menge Gesichter rasch zu bewältigen, und es ist gut, daß der Aufenthalt in einer Berliner Pension mich auf eine so lange Tafel vorbereitet hat; immer geht die Tür, und immer kommt noch jemand herein. Die Mutter macht mich mit Humor darauf aufmerksam; sie hat Humor, ohne ihn würde sie ihre komplizierten Aufgaben nicht mit solcher Natürlichkeit bewältigen.

Hier bedeutet also Humor nichts als Symptom, Symptom für eine Kraft, die den Dingen gewachsen ist. Auch mein zweiter neuer Freund besitzt einen ausgesprochenen Humor, aber dieser Humor will als Funktion verstanden werden. In einer bei allem Format nicht sehr robusten Physis wohnt eine sehr sensible Seele; sie muß sich eine geistige Ergänzung schaffen, um die bürgerlichen Anforderungen ertragen und selber bürgerliche Pflichten erfüllen zu können; M. ist Lehrer.

Er nennt bezeichnend seinen Humor Ironie und gebraucht das Wort mit liebevoller Hochachtung. Man kennt aus Balzac und Wilde den Dandy, der in der Gesellschaft herausfordernde Bonmots sagt; M. bringt sie im bürgerlichen Kreis so hübsch heraus, daß alle über das enfant terrible lachen, aber fühlen, daß dahinter ein Ernst steht, der die Korrektur vornimmt.

Ich halte M. für einen Pädagogen von Zukunft — nicht nur weil ich beobachte, wie er die Kinder liebt, sondern auf Grund dessen, was man mir von seiner Methode erzählt. Er gehört zu denen, die es wagen können, heranwachsende junge Leute zunächst einmal aufsässig, kritisch, revolutionär zu machen.

Er vermeidet dabei den direkten Weg, erzeugt vielmehr durch Miene, eingehende Bemerkung und Lektüre moderner Autoren eine Atmosphäre, in der die massiven überlieferten Ideen sich zersetzen. Er dreht die Dinge unmerklich so, daß sie ihre Rückseite zu zeigen, also relativ zu werden beginnen.

Diese Relativierung, ohne die es keine Neusetzung absoluter Werte gibt, ist es, die zuerst die Verbindung zwischen uns herstellte, er fand sie in meinem Verhalten zu den pazifistischen Ideen. Ich bin

Digitized by Google

Pazifist, aber ich suche den Pazifismus dessen zu entkleiden, was ihn dürr und unvital macht, des Rationalismus, des Glaubens an das erreichbare Glück; diesem Glauben entspringt bei den einen der Fanatismus, bei den anderen die Banalität des Ideologischen.

M. ist ein vorzüglicher Kenner der hundert Nuancen, in denen die Jugendbewegung schillert; durch ihn lerne ich die ganze Ausdehnung der Sektiererei übersehen, der die jungen Menschen verfallen sind, echte Deutsche, die unaufhörlich neue Atomverbindungen eingehen, weniger wirklich aktiv als radioaktiv, musikalisch, labil. In unserem Lande sind auch die Sozialisten deutsch in diesem problematischen Sinn; auch die linksgerichteten Radikalen sind es, weshalb sie so leicht ins entgegengesetzte Extrem verfallen, ganz wie die Nationalen, die sich fortwährend spalten oder radikalisieren, statt sich durch Ausgleich zu vereinfachen. Deutschland ist ein radioaktiver Herd in Europa — soviel zur metaphysischen Chemie des deutschen Menschen.

3

Am nächsten Tag fahren wir nach Münster hinein, um die Stadt zu besichtigen. Wir beginnen mit der Clemenskapelle, einem Rundbau, der so an das Spital angelehnt ist, daß die Kranken durch die Fenster zweier Gänge der heiligen Handlung am Altar beiwohnen können.

Ich habe eine Periode gehabt, in der ich allen Denkmalen vergangener Kunst aus dem Weg ging. Man darf sich eine solche Opposition erlauben, wenn sie ein Gegenzug gegen die Übermacht des Philologischen ist: das Charakteristische für meine Generation, die den Krieg im Augenblick des Übertritts in das männliche Alter erlebte, war wohl der Versuch, die Ideen der Tradition gründlich über den Haufen zu werfen und sich die Bausteine des Neuen selbst zu formen. Vater Bahr ließ zwar neulich an den verschiedensten Stellen drucken, daß wir nichts hervorgebracht haben, was sich neben den Ideen der Klassik sehen lassen kann; aber darüber wird man erst später urteilen.

In Münster finde ich, daß jene Periode der Opposition gegen Kirchen- und Galeriebesuche das getan hat, was eine Periode tun kann: der Überwindung anheimfallen. Vor dem nächsten Architekturdenkmal gerate ich in helles Entzücken, vor dem Hof der Erbdroste. Man kennt diese Besonderheit Münsters, wo der Landadel sich Stadthotels baute; Berlin hat das nicht erreicht. Im Erbdrostehof, an dem gerade eine Tafel mit dem Wappen heraushängt, zum Zeichen,

Digitized by Google

daß ein Glied der Familie starb, ist eines der schwierigsten Probleme herrlich gelöst: einem Eckbau in schmaler Straße eine volle, mächtige Fassade abzugewinnen. Man erreichte dieses Ziel hier durch Einschweifung der Front; den Schenkeln des ausgesparten Hofdreiecks folgend, umfassen die Augen diese Front von den Seiten her und vereinigen sich im Mittelstück, dem hellenischen Giebel.

Danach kommen wir ins Zentrum, in die Altstadt. Ich erblicke unter Fronten mit dem nordischen Mäandergiebel aus Backstein Arkaden und fühle mich wohl; Erinnerungen an Straßburg steigen auf, an Bozen, Innsbruck und Bologna. Berlin erscheint mir von hier aus über die Massen abscheulich. Eine Stadt muß so sein, daß man zehnmal am Tag gern durch ihre Straßen geht, weil die Architektur für das sorgt, was zugleich kurzweilig und warm ist; in Berlin hasse ich, mit geringen Ausnahmen, schon den einen Gang aus dem Haus. Es ist nichts mit Orten, in denen man sich nur mit den Beförderungsmitteln bewegt; man muß flanieren können.

Den Lauben gegenüber springt das Rathaus vor, worin der westfälische Friede geschlossen wurde, der diesen Hunderten von Fürsten das Recht gab, Bündnis mit den Fremden, lies den Franzosen, zu schließen. Ihr habt noch immer nicht begriffen, wer euer Unglück war, die Potentaten, obwohl selbst eure großen nationalistischen Geschichtsschreiber es gewußt haben. Der westfälische Friede ist unheimlich aktuell, wieder zielen dort hinter Hamm die Franzosen in die gleiche Richtung. In meinem Koffer liegt der Simplizissimus Grimmelshausens, ich werde ihn in Meran lesen.

Vom Rathaus wirft man einen Blick auf die Käfige im Turm der Stadtkirche, und was vor zehn Jahren nur ein Kuriosum gewesen wäre, dringt heute in tiefere Schichten des Bewußtseins. Diese Schichten in uns sind durchsichtig geworden; man sage nicht, daß wir in einer schlechten Zeit leben; für das Denken und Erkennen ist es eine gute Zeit. Bauernkrieg und Wiedertäufer: der deutsche Berg öffnete sich und zeigte, daß auch er einen Vulkan birgt. Wenn ich Westfale wäre und diese Rasse besser kennte, würde ich den Roman des Thomas Münzer schreiben.

Ein Freund meiner Freunde, auch einer, der mich als Schriftsteller ernster nimmt, als ich, dem das Maß des Vergleiches fehlt, zu tun wage, fragt mich, da wir vom westfälischen Geist sprechen, ob ich das Buch über den tollen Bomberg kenne, das in Stößen in den Schaufenstern liegt. Dieser Bomberg ist eine Figur, um die sich wie

Digitized by Google

um Münchhausen ein Kranz von Legenden rankte. Da ich es nicht kenne, holt es der dritte Freund in einer Buchhandlung und schenkt es mir.

Dann treten wir in den Dom, und ich erhalte sofort einen vollen, starken Eindruck, der von dem Dunkelblau ausgeht, mit dem die Gewölbe bemalt sind. Mein Gastgeber erklärt vortrefflich das Besondere dieser Kirche: ihre Wirkung beruht nicht auf räumlichen Intensitäten, sondern auf atmosphärischen, wie wohl bei allen großen romanischen Bauten. Das Dunkle und Wichtige des Doms ist doch zugleich mild und erwärmend, ich werde an den Tag erinnert, an dem ich zuerst den Mainzer Dom betrat.

Wir besichtigen noch das Schloß, vor dessen Grazie dumm ein wilhelminisches Roß mit Reiter in Bronze steht. Der Platz am Schloß ist einer der größten Stadtplätze, sei es Deutschlands, sei es der Welt. Es scheint, daß man darauf stolz ist; er sieht sehr nach Exerzierplatz aus. Bei Exerzierplätzen fällt mir immer jene Geschichte von dem falschen Depeschenboten ein, der seinerzeit durch ein selbstverfertigtes Telegramm die ganze Straßburger Garnison auf den Exerzierplatz am Rhein lockte. Dieser eines Aristophanes würdige Komödienstoff ist ganz unter den Tisch gefallen, in einem Land, dessen Humorlosigkeit demselben Grund wie seine Starrheit entspringt.

4

Am folgenden Tag nehme ich Abschied, man bringt mich zum Zug. Im letzten Augenblick werde ich gefragt, ob ich Franken habe, um in Dortmund der Regiebahn eine Karte abkaufen zu können. Nein, daran habe ich nicht gedacht; einer der Freunde hilft aus.

Nachdenklich durch die Tatsache geworden, daß ich hier unter Katholiken so fortschrittliche Leute gefunden habe, lese ich unterwegs in einigen katholischen Zeitschriften. Der „Gral" ist erstaunlich modern, aber nach der Lektüre des modernistischen „Hochlands" habe ich den Eindruck, daß der ungeheure Aufwand von Spiritualismus, den zum Beispiel Max Schelers Philosophie im katholichen Lager hervorruft, dem alten Versuch dient, Gewissensfreiheit und Dogma zu vereinigen, und – nicht eben gelingt.

Ich habe zu lange in Bayern gelebt, um übersehen zu können, daß es sich mit der Kirche wie mit allen modernen Organismen verhält: der Geist schwebt als dünne Schicht über dem erdhaften Unterbau; der Vorrang des Erdhaften ist unbestreitbar, der Wille zur Macht, das

Digitized by Google

politische Argument gibt den Ausschlag, wie beim Sozialismus. Der in einem gewissen Grad tragische Dilettant Ludendorff, den man bis dahin für die eigenen Zwecke benutzt hatte, wurde in dem Augenblick ausgeschifft, wo er den Protestantismus gegen die Kirche anzurufen wagte. Die Kirche verurteilt die Auswüchse des Kapitalismus, des Militarismus, der Überorganisation; aber sie wird nie zur entschlossenen Chirurgie übergehn; es ist verlorene Zeit, bei ihr zu hospitieren. Nie wird Deutschland die Spaltung in zwei Konfessionen überwinden. Die letzten Jahre haben zwar bewiesen, daß es immerhin schon ein lebensfähiger Organismus ist; aber es ist ein Organismus mit einer offenen Wunde, die sich symbolhaft nicht schließen kann.

Die Gespräche der Mitreisenden bereiten darauf vor, daß wir uns der Okkupationsgrenze nähern. Als wir in Dortmund einlaufen, kann ich fünf Minuten lang nicht aussteigen. Die Franzosen haben auf den Bahnsteig eine Zollhalle in Form eines langen Rechtecks gesetzt. Parallel zu seiner Längswand steht der Zug, der Zwischenraum ist keine zwei Meter breit, in ihm drängen Hunderte von Reisenden nach der hinteren Schmalseite, um nach einer Stunde an der anderen den Ausgang zu gewinnen.

Die Revision wird von jungen Leuten, Zivilisten, vorgenommen, es sind wohl Elsässer. Ich bemerke keine Brutalität; man erlaubt Frauen mit kleinen Kindern, über die Zollbänke zu steigen, um im Inneren des Rechtecks rascher nach dem Ausgang zu gelangen. Ich hatte schon im Zug gehört, daß die Zeit der rohen Übergriffe vorüber sei. Was blieb, ist die Lästigkeit, die wertlose Schikane des Verkehrs, der Verlust an Zeit, die Beschränkung der Züge in einem Menschenzentrum. Denn irgendwelchen Gewinn bringt diese Kontrolle des Handgepäcks nicht; ich bin der einzige, der zwanzig Pfennig Zoll für Zigaretten bezahlt — ich hatte naiv alle meine Vorräte mitgenommen und halte nun rasch zwei Schachteln hin.

Folgt am Ausgang das leibliche Abtasten nach Waffen, die Prüfung des Passes, die Erhebung des Groschens für jedes Gepäckstück. Dann löse ich am Schalter vor der Sperre für einen lächerlichen Betrag die Karte nach Essen, erhalte für meinen Hundertfrankenschein, der wie alle französischen Noten mit Stecknadellöchern durchsät ist (Fingerzeig für Fälscher), eine Tasche voll Regiegeld, schleppe das Gepäck abermals durch die Sperre und einen Zug entlang, in dem die meisten Wagen den Herren von der Besatzung vorbehalten sind, und finde gerade noch einen Platz. Der deutsche Beamte mit der

Digitized by Google

roten Mütze gibt das Zeichen, wir fahren, und vorläufig ist der Reise nicht Ungewöhnliches mehr abzugewinnen, ich bin auf mich angewiesen, vertrauter Zustand.

Es ist milder geworden; ein blaßheller Himmel liegt über der Landschaft, wenn man diese braunen Felder zwischen geschwärzten Mauern, gelbrauchenden Kaminen und infamen Hinterfronten noch Landschaft nennen will. Ich bin nun im Industriegebiet; also an einer der europäischsten Stellen Europas, wo sich der Sinn, das Wesen, die Idee, die Stimmung des Zeitalters am reinsten auswirken. Da es so ist, muß es erlaubt sein, hier Gedanken über das Zeitalter zu haben.

Für mich kommt weder die Auffassung des Geschäftsmannes in Betracht, der sein Arbeitsfeld betritt; noch die Einstellung des Berichterstatters, der über das Hohe Lied der Arbeit schreiben wird; noch der Gesichtspunkt des Kommunisten, der grundsätzlich mit den Augen derer sieht, die das Wirtschaftssystem tragen. Aber was er Fron nennt, nenne ich auch Fron; das also ergibt eine Gemeinsamkeit des Ausgangspunktes. Der Unterschied liegt darin, daß er Benennungen, Antworten und Lösungen hat, wo ich bei der dialektischen Betrachtung verweile, weil ich meiner Natur nach den Punkt der Gabelung suche, der recht eigentlich der Punkt des Schmerzes, der Erkenntnis und — des Mutes ist.

Vor fünfhundert Jahren fuhr einer meiner Art desselben Wegs, und die Erde, die heute unter dem Aussatz der Schlacke verschwindet, war grün. In der Feststellung dieses Wechsels, in der Art der Feststellung ist mein ganzes religiöses Gefühl enthalten. Ich leugne den Fortschritt nicht; es liegt dem Übergang von einem Zeitalter zum anderen ein Wille und ein Ziel zugrunde, und Ziele schweben ihrem Wesen nach immer über dem erreichten Niveau. Aber ich habe auch erlebt und habe erkannt, daß jede solche Entwicklung plötzlich in ihr Gegenteil umschlägt, daß das, was Diener des Menschen werden sollte, zum Beispiel die Organisation, der Verkehr, die Maschine, zu seinem Herrn wird, eigenes Leben, eigene Dämonie annimmt.

Es ist diese Dämonie, der meine Aufmerksamkeit gilt; die Fabrik, das Bergwerk, die Industrie, der Handel werden vor meinen Augen phantastisch. Ich glaube nicht, daß man Stärkeres fühlen kann, als diese Rückkehr des Technischen zum Elementaren; in dem Maße, wie der Mensch die Technik ausbildet, belebt sie sich, sein Blut strömt in sie über. Mit anderen Worten, ich sehe den Fortschritt als Kreislinie, die in den Urzustand der Dinge zurückführt. Daß die

Digitized by Google

Kreislinie genauer eine Spirale ist, wodurch die Bewegung auf einen höchsten Punkt des Menschlichen und Unrohen ermöglicht wird, tritt in einem Augenblick zurück, wo ich die unheimliche Phantastik des technischen Zeitalters mit allen Nerven spüre.

Die Nerven schaffen sich ein Symbol; als ich wieder hinausschaue, erblicke ich es. Schaue ich scharf hin, so sehe ich nichts als die Schutthalde einer Bochumer Zeche mit Förderturm und schrägem Stangenwerk; stelle ich das Auge auf Ferne ein, so schwebt der Gral vor mir. Ich wiederhole den Wechsel von Naheinstellung und Ferneinstellung, der Wechsel von Industriehalde und Glaubensburg wiederholt sich. Vor fünfhundert Jahren fuhr einer meiner Art desselben Wegs, und vom Düster der Wälder verzaubert baute er sich den Gral in die Wolken, mit leiblichen Augen. Wieder fünfhundert Jahre vorher hätte er die Angst und das Grauen verspürt, jetzt schimmert ihm durch das Heilige noch das Grauen — mir durch das Industriephantom, das Schwefeldämpfe ausspeit, noch das Heilige, und in abermals fünfhundert Jahren wird einer durch das Neue die Halden mit dem Turm sehn.

Diese Aufeinanderprojizierungen sind mir so vertraut, daß ich unbewegt nach der Zeitung greife und einen Artikel über die Industrialisierung Indiens lese. Das Zeitalter, die Phase des Gottes, der nur ist, indem er wird, zieht seine letzten Fäden zusammen, in fünfzig Jahren wird der neue Schleier der Maja gewoben sein. Ich stelle mir die Gesichter der Herren in Essen vor, wenn ich ihnen erzählte, daß das, was für sie das *ens realissimum* ist, mir nicht mehr als Erscheinung bedeutet; ich werde meine Gedanken für mich behalten.

5

In Essen zeigt die Uhr im Bahnhof die sechste Stunde; ich bin verwundert, da ich um sechs in Dortmund abfuhr, bis mir einfällt, daß die Franzosen ihre Zeit mitgebracht haben. Die Vorhalle ist voll Menschen, ich höre viel Französisch von Zivilisten, die in Gruppen stehn, teils Bürger, die mit ihrer mittleren Figur nicht auffallen und in jede Großstadt passen, teils merkwürdige Gestalten aus Landstädten, Händler oder Aufkäufer. Sie sprechen leise, wie bei uns zur Zeit der Devisengeschäfte und Schiebungen. Ein älterer Offizier, an jeder Hand ein Kind, steht in einem Kreis von weiblichen Familienmitgliedern, Frau, Schwägerin, Tante, Bonne, ich habe das schon vor Jahren in Mainz gesehen; die französische Welt muß in einer ungewohnten Bewegung begriffen sein.

Digitized by Google

Während ich vor der Halle auf das Auto warte, das mich abholen soll, werfe ich einen Blick in die Straße, die am Bahnhof vorüberzieht. Es ist die Abendstunde, in der die Städte fiebern. Man sieht viele Arbeiter und Angestellte; die Jahre, wo sie um fünf nach Hause gingen, sind vorbei. Die ganze Schwere dieser Änderung werden sie erst im Frühjahr und Sommer empfinden: keine Zeit mehr für den Schrebergarten, keine für das persönliche Leben.

Die Uhren über den Geschäften zeigen die deutsche Zeit; an der einen Ecke ist die interalliierte Telegraphie, an der anderen ein Buchladen von Hachette. Wir fahren nach Bredeney hinaus, von Fabriken ist wenig zu sehn, es sei denn ihre Wirkung, der schwarze Überzug auf allen Häusern. Man zeigt mir das Haus, in dem das von der Stadt angekaufte ehemals Hagener Folkwangmuseum untergebracht ist; der Besuch erübrigt sich, die Sammlungen sind nicht aufgestellt. In einem großen Gebäude ist der Sitz der Division; die Einwohner erkennen die beschlagnahmten Häuser an der Lichtverschwendung. Die Ausstellungshalle trägt die Bezeichnung Camp Alsace-Lorraine; eine Batterie Artillerie kommt uns entgegen, vor jedem Geschütz sechs Pferde, alles naß, es scheint geregnet zu haben; die blauen Männer dürfen putzen.

Die Straßen steigen an, Bredeney liegt auf einem Hügel und ist ein annehmbarer Ort mit Villengelände. Rechts strahlt eine Schule im Licht der Okkupation, wir biegen links ein und fahren bis an die Ausläufer des Parkes, der zur Villa Hügel gehört. Mein Zimmer geht auf diesen Park, die Fenster der Villa schimmern durch die Bäume, das Käuzchen schreit, und im übrigen ist die Nacht still wie auf dem Land. Es ist ein Zufall, daß mein Zimmer nicht wie bisher von Franzosen bewohnt wird, ringsum liegen sie in allen Häusern.

Am nächsten Morgen beginne ich die Besichtigung der Kruppschen Werke, das heißt, ich mache ein paar Stichproben. Wir fahren zuerst ins Verwaltungsgebäude; innen gleicht es mit seinem Lichthof einer kleinen Universität. Der Lichthof hat viele Feiern gesehen, zuletzt die zu Ehren der dreizehn Todesopfer vom Ostersamstag 1923, als der Leutnant Durieux in die Menge schießen ließ. Ich sah bereits die Photographien der nackten Leichen; dreizehnmal ein Doppelbild, um den Einschuß und Ausschuß erkennen zu lassen. Mein Gastgeber liefert mich an den Herrn ab, der so freundlich ist, mich zu führen. Der erste Besuch gilt der Plattform des Turmes auf dem Verwaltungsgebäude.

Digitized by Google

Die Kruppstadt unten ist Flamme, Rauch und Eisen; wie aus fließender Lava zucken böse weiße Wölkchen auf. Die Kruppstadt ist ein hunderttoriges Theben, an jedem Tor steht ein Wärter und ein Häuschen. Die Grundfarben sind Ziegelrot, Maschinengrau und Schwarz, viel Schwarz.

Es liegt mir wenig daran, Impressionen für eine malerische Wortskizze zu sammeln; aber als ein Windstoß dem Blick auf die neunte mechanische Werkstatt freigibt, drängt sich doch ein Gleichnis auf und bedeutet nicht Übertreibung: das dort ist die neunte Symphonie der Maschinenära; die Rauchfahnen auf den Masten der Kamine flaggen ehrerbietig. Es gibt Momente in der Technik, wo alles da ist, Stolz, Majestät, Vollkommenheit.

Diese Halle gehört zu den großen rheinischen Kathedralen der mechanischen Zeit; sie ist ganz ungotisch, ein ausgesprochener Langbau mit den Zwillingsschiffen der Mitte, die die höchsten und zugleich längsten sind; abklingend und kürzer legen sich neben sie die anderen Schiffe; im Ganzen sind es neunzehn. Hier werden die Lokomotiven montiert, indem sie von Schiff zu Schiff wandern, und jeden Tag verläßt eine die Halle, schematisch gesagt. Aber ich greife vor, noch sehe ich erst zu der Halle hinüber, die alle Merkmale der großen Architekturen aufweist, das Drohende, das Ruhige und das Endgültige.

6

Wir fahren hinunter, das Auto steht bereit, aber vorher machen wir ein paar Schritte über die Straße und betreten eine Halle, die allerlei von der Entente beanstandete Maschinenteile enthält. Unter ihrem Dach hat man einen Raum angelegt, der für Interessenten eine kleine Ausstellung solcher Erzeugnisse birgt, deren Herstellung die Firma nach dem Krieg aufgenommen hat, als es galt, sich umzustellen.

Es sind riesige landwirtschaftliche Maschinen dabei, die zugleich mähen und binden, aber auch viel Kleinzeug, bei dem die Erfindung des nierostenden Stahls eine Rolle spielt; man zeigt mir Bestecke, Becher, Erinnerungszeichen und, als neuste Produktion, Gebisse, deren Gaumenplatten aus diesem Stahl bestehen. Krupp als Dentist, das mag manchem im Haus, der an die stolze Zeit der Panzerplattenfabrikation denkt, als Degradation erscheinen, aber in Wahrheit ist zu den tausend Dingen, die hier hergestellt werden, nur ein neues hinzugefügt worden. Ich vergesse die Gaumenplatten schon, als ich, in der gleichen Ausstellung, Schiffskurbelwellen sehe, sie gleichen Präparaten aus dem Knochengerüst des Elefanten.

Digitized by Google

Danach fahren wir kreuz und quer in ein halbes Dutzend der zahllosen metallurgischen Betriebe, Hammer- und Walzwerke. In einer der alten Kanonenwerkstätten sehe ich noch einige der ewig von der Kontrollkommission beargwöhnten Drehbänke; sie bohren jetzt Riesenröhren für Stickstoffwerke. In diesem Raume ist die Luft entsetzlich, die Beleuchtung finster. In der nächsten Halle, einer Reparaturwerkstätte, ist gegen Luft und Licht nichts einzuwenden. Man zeigt mir gewisse Stellen des Bodens, sie hatten die Tiefe eines Panzerturms und sind jetzt auf Verlangen derselben Kommission mit Zement ausgegossen. Die Arbeiter werden soeben ausgezahlt, System der Lohndüten; manche Gesichter sind mürrisch, der Lohn bewegt sich zwischen fünfzig und siebzig Pfennig pro Stunde.

Ich bin kein Soziologe, mich interessiert das Phänomen des Arbeitstages und des Arbeitszwanges als solches. Ich bin Außenseiter des Lebenssystems, das auf der Mechanisierung beruht; es gibt für mich keinen Gang zur Fabrik oder zum Büro, und es liegt bei mir, wieviele Stunden im Tag ich arbeiten will. Ich kann Wochen der Muße einschieben und meinen Beruf auf Reisen ausüben. Ich werde durch meine Arbeit nicht wohlhabend, und kein Auto fällt bei ihr ab, aber ich bin in einem Maße Herr meiner Zeit, das als völlige Unabhängigkeit erscheint, solange es mir gelingt, durch geistige Produktion zu verdienen, was ich brauche.

Es ist nicht ganz richtig, wenn man den freien Schriftsteller im eigentlichen Sinn, also den produzierenden Künstler, zu den Kopfarbeitern rechnet. So sehr ich von der Konjunktur, der Kaufkraft, der Beliebtheit, der Geldflüssigkeit der Verleger abhänge, so bleibt es doch wahr, daß, auch wirtschaftlich gesehen, der Künstler von einem gewissen Rang an menschlicher, freier, unsklavenhafter als sonst ein Mann in diesem Zeitalter lebt.

Wenn er daher die Lebensumstände der Arbeitenden betrachtet, muß er seine Gesichtspunkte ordnen, statt sie gefühlsmäßig wirken zu lassen. Es ergeben sich so im wesentlichen zwei Tatsachen. Erstens würde er übertreiben, wenn er sein eigenes Grauen vor einem Leben, das jahraus, jahrein in die Arbeitsstätte führt, bei den Massen voraussetzte. So fatal es ist, dem Durchschnittsmenschen den der ausgesprochenen Subjektivität entgegenzusetzen, so kann ich diese Begriffe doch nicht umgehen. Also, im Durchschnitt betrachtet, ist das Leben keine Angelegenheit der ungebundenen Freiheit, sondern der Notdurft in Verbindung mit dem Bedürfnis nach Anweisung

Digitized by Google

eines Platzes, an dem man seine Kräfte rührt. Durch Arbeit so viel verdienen, daß man sich und seine Familie ernährt, eine erträgliche Wohnung besitzt, für das Alter zurücklegt, und daneben ein paar Stunden für sich haben, ist die Forderung, die man vernünftigerweise stellen kann. Dem geistigen Betrachter naheliegende Reflexionen über die Häßlichkeit der Arbeitsstätte, über die Eintönigkeit der Arbeit müssen ausscheiden oder vielmehr religiös gewertet werden, die Existenz ist Fron, und die Fron vollzieht sich in spezifischen Milieus, niemand kann es ändern. Eine Philosophie der Arbeit stellt unter diesem Gesichtspunkt fest, daß Arbeitnehmer und Arbeitunternehmer beide Arbeiter sind.

Die zweite Tatsache besteht in der Erkenntnis, daß es gleichwohl ein Unterschied ist, ob jemand als Arbeitnehmer zehn Stunden arbeitet oder als Arbeitgeber. Denn immer wirkt hier die Divergenz, die Anziehungskraft des möglichen höchsten Zieles, das beim Unternehmer Macht und Reichtum heißt, dem Arbeitnehmer untersagt bleibt. In einem Augenblick wie heute, wo der Versuch der Arbeiter, jeden zum Arbeitnehmer zu machen, gescheitert ist, wird der Glaube an die Möglichkeit des absoluten Zustandes wieder in die Unendlichkeit hinausgeschoben, so daß die Philosophie der Arbeit die Wahl hat, entweder den strengeren Sozialismus, der die Unvereinbarkeit der beiden Standpunkte ausspricht, oder den Idealismus anzubieten, der durch unaufhörliches Drängen auf das ferne Ziel die Vorrechte der einen Partei vermindert, die Rechte der andern erhöht und auf diese Weise den Ausgleich erreicht, der für den wenig bedeutet, der radikal das verwirklichte Glück will, aber viel für den, der die Welt sieht, wie sie ist.

Anders gesagt, die Stellungnahme zu diesem Problem der erträglichen Existenz ist unvollständig, wenn sie nicht in große allgemeine Grundstimmungen mündet, die ihrer Natur nach religiös sind, nämlich zu einer Betrachtung einerseits des Möglichen, andrerseits des Wünschenswerten und schließlich des Verhältnisses beider Ideen führen. Der Arbeiter, den der Marxismus, die moderne Wissenschaft und das ganze Zeitalter zum Rationalisten gemacht haben, würde nicht verstehn, wenn man mit ihm philosophieren wollte, aber es ist ein Unglück, daß er es nicht selber tut. Der Arbeiter hat überhaupt kein Weltbild, er hat keine religiöse Stimmung. Allerdings, der Arbeitnehmer hat es auch nicht, nachdem mit den letzten Alten der Kalvinismus ausstarb, den man noch bei Alfred Krupp fand. Bei Ford in Amerika schimmert er noch durch, er wirkt da als Lehre, nicht lange zu theoretisieren,

Digitized by Google

sondern entschlossen zur Selbsthilfe zu greifen: das Leben ist kein Garten, in dem man auf dem Rücken liegt, sondern eine Wildnis, diese Lehre wäre der Keim einer religiös gefärbten Arbeiterphilosophie.

7

Auf dem Weg zur hydraulischen Schmiedepresse kommen wir an dem Häuschen vorbei, in dem der Gründer der Fabrik wohnte und 1826 starb. Es ist fast weniger als ein Häuschen, ein armseliges Hüttchen; der Anblick rührt und ergreift, weil hinter ihm der Stolz steht, der die Anfänge nicht verleugnet.

Wir treten in die hydraulische Halle ein. Der Block hängt zwischen zwei Pfeilerpaaren; mein Blick wird zunächst von dem Zubringerkran gefesselt. Wie er in der Längsachse der Halle hin- und herfährt und mit den Ketten rasselt, erinnert er lebhaft an den Elefanten am Zoo, der, mit schlenkerndem Rüssel, wie er vor- und rückwärts schreitet. Er hat etwas vom Tier, auch von seiner Intelligenz, nicht nur die Höhe erinnert an den Dickhäuter. Er schiebt sich nach ganz hinten, der große Moment kommt. Dort wo Längswand und Seitenwand zusammenstoßen, öffnet sich der in der Längswand angebrachte Ofen, und der glühende Stahl schickt sein Licht voraus, aus einer Feengrotte. Man erwartet in der Phantastik dieses Lichts das Ballett Vulkans hervortanzen zu sehen oder seinen Wagen der Apotheose.

Der Wagen erscheint, schiebt sich im rechten Winkel zur Längsachse vor, unter den Kran. Die Apotheose ist da, keine Figurengruppe, sondern eine abstrakte rein formaler Gebilde, ein quadratischer Block, neben ihm und niederer ein Rechteck, darauf ein Hohlzylinder, alle weißglühend mit dunkleren Protuberanzen, die Glut schlägt bis zu mir herüber. Der Wagen bleibt stehen, der Kran streckt seinen Arm vor, faßt und beißt in den Zylinder, der Wagen mit den übrigbleibenden Blöcken gleitet in den Ofen zurück, der sich wie die Wand des Zauberfelsens schließt. Der Zylinder wird der Presse zugeführt, ein Rohr schiebt sich in ihn hinein, so rollt er unter den schmiedenden Block, der sich in Rucken auf ihn legt, hebt, wieder legt.

Wir fahren zur Halle der Martinsöfen, aus denen der Stahl in einen Kessel kommt; der Kessel hat ein Spundloch, aus dem die flüssige Masse in ein System kommunizierender Tiegel fließt. Aus

Digitized by Google

diesen Tiegeln gehen die Blöcke hervor, die die Größe eines Handkoffers haben. In derselben Halle wird Stahlblech gewalzt, die Platte rollt vor, zurück, man wirft Tannenreisig darauf. Aus der Halle treten wir in einen Hof, und ich erblicke ein System von Bretterwänden, die an Hindernishürden erinnern würden, wenn sie nicht zu hoch wären und zu dicht hintereinander ständen.

Es sind keine Bretter, sondern dunkle Panzerplatten, Muster der verschiedenen Sorten, die im Lauf der Zeit von der Fabrik hergestellt und auf ihren Schießplätzen dem Geschützfeuer ausgesetzt wurden. Man sieht unheimliche Wunden und imposante Lösungen des Problems, sie sozusagen zu bloßen Fleischwunden zu machen. Wie diese Rechtecke so dastehen, haben sie etwas von den flachen, auf einen Fleck zusammengedrängten Götzenbildern jener Südseeinseln, ins Mechanische des Zeitalters übertragen. Der Leser mag das Gleichnis nach seinem Geschmack weiterspinnen.

Ich meinerseits schließe den Morgen ab und schlage den Weg nach dem Essener Hof ein. In der Halle der Martinsöfen, des Tiegelgusses und der Walze bleibe ich noch einmal stehn. Es ist gewiß nicht menschenunwürdig, hier Arbeiter zu sein; es ist nur schlimm, daß die Errungenschaft des Achtstundentags verloren gegangen ist; denn diese zwei Stunden mehr haben Auswirkungen, die das ganze Lebensgefühl zersetzen. Gegen das Argument, daß ein Volk, das einen Krieg verloren hat, sich die Lebenshaltung nicht erleichtern darf, kann man nichts Stichhaltiges erwidern, zumal wenn es in einem Augenblick ausgesprochen wird, wo ungefähr jeder einzelne von uns einen ungeheueren Schwund an Substanz feststellen kann.

Immerhin ist es interessant, am Abend dieses Tages in einer Versammlung von Verbandsführern die Gegenargumente der Arbeitnehmer zu hören. Am schwersten wog die Behauptung, daß die Arbeitgeber in ihrem Bestreben, für Neubildung der Substanz sorgen, der Rentabilität nicht mehr die dreißig, vierzig Prozent von früher zugrunde legen, sondern die aus der Inflationszeit übernommenen hundert bis hundertundzwanzig. Es war kein Sozialist, der das sagte. Aus manchen rheinischen Betrieben kamen Klagen über schroffe Behandlung. Nicht alle Arbeitgeber und ihre Betriebsführer vermeiden es, die ihnen günstige Situation auszunützen. Die Gefahr der einzigen Philosophie, die man in den Industriezentren heute noch findet, der Machtphilosophie, hat sich verstärkt.

Auf dem Weg zum Essener Hof komme ich an zwei Denkmälern

Digitized by Google

vorüber. Das eine stellt Alfred Krupp dar, das andere seinen Sohn Friedrich Alfred. Die fleischlose Figur, vor allem der schmale, eigenwillige Kopf des Vaters eignen sich vorzüglich für künstlerische Behandlung; der Kopf hat etwas Daumierhaftes; ich denke dabei nicht an das Karikaturenmäßige, sondern an das Nervig-Phantastische dieses Künstlers. Auf den Stufen des kleinen Denkmals sitzt links die Industrie, rechts ein Arbeiter, wenn ich mich recht erinnere, in den Hemdärmeln des Feierabends. Die Erhöhung des Arbeitgebers wirkt peinlich. Sein Sohn hat ein weit pompöseres Denkmal, das im wesentlichen die Verewigung eines zu langen Gehrocks ist; die massige Figur, die darin steckt, scheint der Frage, wie man sich auf einem Postament benimmt, ratlos gegenüberzustehen.

Der Essener Hof ist ein Privathotel der Firma, für Kruppsche Herren und Besucher von auswärts bestimmt. Dieses Auswärts umfaßt alle Erdteile. Es dürfte keine öffentliche Einrichtung geben, die der Kruppstaat nicht in eigene Regie genommen hat. Krupp besitzt sein Reisebureau, seine Feuerwehr, sein Telephonnetz, daher vielerorts in der Stadt neben dem Staatstelephon der automatische Apparat mit der Drehscheibe hängt.

8

Der nächste Tag ist ein Sonnabend. Er ist für meinen Gastgeber die einzige Gelegenheit, an die Luft zu kommen. Wir gehn durch die hübsche, hügelige Landschaft, in der Wäldchen mit Äckern wechseln, hinunter an die Ruhr. Man kann sich noch gut vorstellen, wie diese Gegend vor der Industrialisierung aussah, bewegt, lieblich. Die Büsche, die das Bächchen begleiten, kriechen wie eine Raupe hinunter.

Unser Hügel wird zum Knie, die Ruhr macht einen Bogen. An dieser Stelle liegt Werden; die Brücke stößt an die Glasveranda eines Hotels und setzt sich in die Hauptstraße fort, über der eine wuchtige alte Kirche mit Patinadächern steht; das alles ist sehr rheinisch, fehlt nur der Vergnügungsdampfer.

Hinter der Kirche liegt das Gefängnis; hierher wurde mein Gastgeber nach jenem Blutbad vom Ostersamstag vorigen Jahres geführt, man erinnert sich des Prozesses gegen Krupp und Direktoren. Man zeigt mir auch den Gasthof, in dem das Kriegsgericht tagte und Krupp zu fünfzehn, die anderen Herren zu zehn Jahren verurteilte.

Die Spannung, die zwischen Okkupant und Okkupierten bestand, mußte zu einer Entladung führen; seither hat sie nachgelassen. Die Franzosen versuchten es noch mit der Schürung des Separatismus,

Digitized by Google

das Ergebnis war hier wenigstens gleich Null. Das Unrechtmäßigste und mit dem Völkerrecht Unvereinbarste, was sie sich zuschulden kommen ließen, waren die Ausweisungen von Beamten und Staatsarbeitern. Die letzte Phase ihres Auftretens läßt sich bezeichnen als System der wirtschaftlichen Ausschlachtung. Ich begleite an einem der Tage der neuen Woche den Korrespondenten eines großen Blattes zur Guten-Hoffnungshütte; es handelt sich um Nachrichten über die Verlängerung der Micumverträge. Die Besprechungen rufen die Erinnerung an das so falsch verstandene Wort Rathenaus zurück: Zahlen kann man alles. Es wurde absichtlich entstellt, sein Sinn ist: man kann alles zahlen, aber fragt mich nicht, wie. Der Kampf zwischen Diktat und Wirtschaftlichkeit geht erbittert weiter.

Die Gute-Hoffnungshütte liegt in Oberhausen; wir streifen durch diesen Ort, der eine Stadt mit einem Oberbürgermeister ist. Ich mache die Erfahrung, daß die Addition von Häusern keine Stadt ergibt. Alle zwei-, dreihundert Meter biegt man um eine Ecke und ermüdet beim bloßen Anblick dieses neuen Stück Weges zwischen Backsteinfronten. Es ist eine Stadt ohne Mittelpunkt, ohne Idee, ohne Charakter. Das Einzige, was in der Erinnerung haftet, ist jene Schutthalde, die genau den Umfang und die Gestalt von Helgoland haben soll. Nachdem sie zur Ruhe gekommen war, buddelt man wieder in ihr, nach Eisenabfällen, Lokomotiven fahren auf ihrem Plateau.

Es gibt viele solcher durch reine Addition von Häusern entstandenen Städte im Industriegebiet. Was ich mir verbot, die stimmungshafte Betrachtung, gewinnt Gewalt über mich. Wie sind die Menschen beschaffen, die in einem dieser Häuser geboren werden, leben und sterben, in deren schwarze Backsteine der Ruß Löcher frißt, wie ein Aussatz in die Haut. Man hat leicht über die Fron reden; man muß immer von neuem fühlen, was sie ist. Ich hasse an diesem Tag die Kamine, die mit ihren Ausatmungen den Atem der Kreatur verderben, den Staub, den die Lastautos in die Fenster werfen, den schwarzen Schlackenboden, die Hinterfronten mit der Kinderwäsche.

Man muß an einem Fabriktor gestanden und die Massen beobachtet haben, die sich aus der Arbeitsstätte ergießen. Sie sind doch die Kulis der Ausbeutung, sagen wir vorsichtig der Naturschätze. Es sind ihrer zu viele. In dem Maß, wie die Bevölkerung eines Landstrichs zunimmt, nimmt der Wert des Einzelnen ab. Und die Zeit, die man ihm widmet, nimmt ab. Je mehr ihr Masse werdet, desto schematischer, liebloser wird die Lebenshaltung, die man euch bieten kann.

Digitized by Google

Jedes einzelne Kind, jede einzelne Frau, jedes einzelne Paar, das sich zusammentut, ergreift mich, wenn ich es zu isolieren vermag. Strömen Tausende, Zehntausende auf mich zu, dann wächst meine Gleichgültigkeit entsprechend meiner Ohnmacht, zu isolieren.

Alles Menschliche wird nun Zahl: soundso viel Prozent Skrophulöse, Geschlechtskranke, Tuberkulöse; soundso viel Abtreibungen, Mißhandlungen, Verbrechen. Und wenn es mir so ergeht, wie groß muß dann die Gleichgültigkeit derer zueinander sein, die rettungslos in dieses System eingefangen sind? Ich erinnere mich, wie ich früher das Phänomen des Hasses studierte, den die gegeneinander hegen, die in eine Organisation der Masse getrieben worden sind, beim Militär zum Beispiel.

In Essen stelle ich mich oft an einer Ecke auf, zur Zeit, wo die Schulen, die Büros sich leeren. Man kann viel von den Gesichtern lesen, von einer Rückenhaltung, einer Hüfte, den Füßen. Man liest Torheit, Sinnlichkeit, Kleinlichkeit, Ungröße und Feigheit jeder Art ab. Der abstoßende Eindruck geht in Mitleid unter. Die unbewußt oder bewußt Zynischen sind noch die Glücklichsten. Zu denken, daß jeder dieser hunderttausend Organismen eine Welt ist, in der alle Begierden, alle Qualen, das viele Tierische und das wenige Seelische die infernale Mischung eingehen. Es gibt einen Ruck, wenn man einmal an einem feinen Nacken, einem zarten Mund, einem schlanken Bein den Menschen erkennt, der überhaupt noch die Idee der Rasse bewahrt und weitergibt. Wie selten ist dieser Ruck, und wie verloren treibt dieses Geschöpf in der schwarzen Masse dahin.

Mit diesen Empfindungen nahe ich mich den Wohlfahrtseinrichtungen Krupps.

DIE BEGEGNUNG IN PADUA

Novelle von

RUDOLF KAYSER

Es gibt Augenblicke, Zufälle — oder wie man es sonst nennen will —, wo Dinge und Menschen plötzlich Wesen geworden sind und, hinausgerissen aus ihrem gleichmütigen Alltag, für immer bleiben, trotzdem ihr äußeres Gesicht keine besonderen Merkmale trägt. Eine Begegnung, die flüchtig und unwirksam sonst wäre, ist dann entscheidend

Digitized by Google

wie nie ein Ereignis von größter und lautester Bedeutung. Es kommt allein auf die Stunde an.

Es ist im April 1923 in der Stadt Padua. Schwer duftende Frühlingsabende füllen die Straßen und Plätze. Die weiche oberitalienische Landschaft dringt in die Häuser und Kirchen, läßt die Konturen des Antonius-Doms zart musizieren und den Gattamelata hinaufreiten in die weite, rauschende Bläue. Eine Unruhe, die nicht quält, sondern fast glücklich macht, treibt mich noch spät durch die Gassen, von ihnen hinaus in die waldige Hügellandschaft und dann wieder zurück in die Stadt, zum Platz der Arena. Alles, was diese Stadt bietet, die alten Paläste, die Schläge der Kirchenuhren, der Schmutz der Rinnsteine, die wenigen verwunderten Augen, in die ich bei dieser seltsamen Wanderung blicke, sind mir verbunden, sind Teile meiner Haut, atmen mit mir die Dunkelheit, atmen das Leben.

Ich bin Privatdozent aus München, habe blondes Haar, einen freien Blick und eine fröhliche Einsamkeit in meiner Lebensführung. Ich bin erst seit zwei Tagen in Padua, um Studien über Giotto zu treiben, um eine Monographie über ihn zu schreiben, die mehr als diesen einen Meister beschreiben soll, vielmehr die menschliche Geschichte in einem Augenblicke bannen möchte, wo ein großes Zittern sie durchlief. Was ist Kunst, was ist Gelehrsamkeit? Ich bin jung; aber nicht mehr jung genug, um das Geistige ernster als das Leben zu nehmen.

Den ganzen Tag habe ich in der Cappella dell' Arena verbracht. Ich habe genaue Aufzeichnungen gemacht, zehn eng beschriebene Seiten in meinem schwarzen Wachsdeckelheft, über stilistische Merkmale, Echtes und Apokryphes, Datierungen, Farben und Kompositionen. Dies alles ist jetzt schon matt geworden, da die Sterne durch die silbergraue Nacht scheinen, ein leichter Wind den Staub vom Pflaster aufhebt und die Häuser immer dunkler und massiger werden. Von irgendwo kommt Musik. Geigen und Klavier eines Caféhausorchesters höre ich. Sie locken mich. Ich folge ihnen und kehre in den kleinen, rauchigen Raum ein, in dessem fahlen Licht wenige Gesichter undeutlich schimmern. Schnell gewöhne ich mich an den Raum, ein kleines Caféhaus von jener gewissen Talmi-Eleganz, die sich allenthalben in Europa findet, wo Armut anspruchsvoll ist und ein reicheres Leben aus der Nachbarschaft spöttisch hinüberlacht. Die Musiker — ein Trio von Männern in traurig abgenützten Fräcken — sitzen auf einem kleinen Podium an der Längswand des Zimmers und spielen Puccini-Opern. Gegenüber das übliche nüchterne Büffet und zwischen beiden die Tische, von denen

Digitized by Google

außer meinem nur zwei noch besetzt sind. An einem ein Liebespaar, am anderen ein einzelner Herr.

Der kleine Raum kommt mir wie schlafend vor. Man muß sanft und behutsam mit ihm sein und darf ihn nicht wecken. Ich fühle mich eingelullt wie in einen langsamen Traum; die Klänge der Musik schwimmen um mich wie das trübe Licht aus den verstaubten Glühbirnen. Immer stärker wird in mir der Wunsch, über den Augenblick Sicherheit zu gewinnen, aus den Dingen meine schläfrig weichende Existenz zurückzuholen. Ich greife um mich: ja, dies ist ein Stuhl, ein Tischrand, ein Glas. Auf dem Zeitungskopf steht „Corriere de la Sera" und eben erklingt der C-dur Akkord.

O weicher italienischer April!

Aus dem Fenster geht der Blick zwischen den rückwärts gesehenen Buchstaben des Wortes „Café" hinaus auf die Straße, die ganz still, still wie eine unterdrückte Klage ist. Meine Augen packen die Steine und Dächer, wie man einen Menschen packt, wenn man sagt: Sprich doch zu mir! Ich muß von allem genau wissen, woher es kommt und was es ist. Wann mögen diese Häuser gebaut sein und wer in ihnen wohnen? Das Schlafen dringt aus den Zimmern herüber wie ein Geruch. Manchmal huscht ein Schatten an den Fenstern vorbei. Die Nacht wird immer tiefer.

Ich beobachte mich und bin verwundert. Unmöglich ist es, daß mein Alleinsein mich plötzlich niederdrücken könnte. Es ist ja meine Natur und mir verbunden wie mein Haar und meine Hände. Stets war die Welt doch meine Biographie, da ich nicht Eltern und Freunde habe und Frauen nur der grausame Genuß taumelnder Nächte waren. Was ist es also, was sich in diesem armseligen Augenblick mir gegenüberstellt, in diesem schmutzigen italienischen Caféhaus, in dieser warmen, dumpfen Nacht? Irgendetwas will auf mich zu, sucht mich durch die Gassen der fremden Stadt zu erreichen, blickt durch die Scheibe hindurch und fragt jeden Vorübergehenden nach meinem Namen. Ich möchte entkommen und suche wie ein Fliehender meine Habseligkeiten zusammen; es sind aber nicht Gepäckstücke, nicht Kleider, nicht Brot. Es sind Erinnerungen, von denen ich nichts mehr wußte: eine schlechte Mathematik-Arbeit des Primaners, ein höhnisch geschürzter Frauenmund über meinen flehenden Händen, meine erste Vorlesung, das Wiedersehen mit einem Schulkameraden auf dem Odeonsplatz... was will das von mir? Es ist doch alles so klein, und die

Digitized by Google

Zeit ging weiter, ging weiter. Jetzt ist es Frühling 1923, ich bin in Italien und werde ein Buch schreiben... Mit welchem Titel? Ich vergaß ganz, es mir zu überlegen. Es darf nicht einfach „Giotto" heißen. Das wäre ganz falsch. Ich weiß keinen anderen Titel; aber ich muß ihn gleich nennen, spätestens morgen, nein in dieser Nacht, nein sofort... jetzt, jetzt den Namen des Buches. Es dringt wie ein Messer auf mich ein; das Messer ist lang, es wächst zusehends, ist schmal und spitz, ritzt meine Haut. Den Titel des Buches, den Titel... Ganz schnell! Eins, zwei... Den Titel! Drei!

Ich blicke auf.

Vor mir steht ein Mensch, lehnt sich über die Tischplatte, starrt mit spitzen Blicken in mein müdes Gesicht. Es ist der einzelne Herr vom Nebentisch. Er hat die dunkle Bräune des Süd-Italieners und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Er blickt ganz starr, unbewegt wie in einer Psychose. Dann setzt er sich neben mich und spricht:

„Ich habe Sie beobachtet. Sie sind Deutscher, vielleicht auch Russe. Ich sitze schon viele Stunden hier. Dort am Nebentisch. Ich sitze immer an Nebentischen. Begreifen Sie das?"

Ich muß es verneinen.

Und lächelnd sagt der Fremde: „Gewiß. Sie können es nicht begreifen. Sie kennen mich ja gar nicht. Ich komme plötzlich an Ihren Tisch, setze mich zu Ihnen – ich weiß, es ist ungezogen, trotzdem ich der Ältere bin und Sie vielleicht nur ein junger Student –, aber ich habe Sie beobachtet und spürte, was in Ihnen vorgeht. Glauben Sie nicht, daß ich irgendwelche Studien hier treibe. Ich bin weder Arzt noch Literat. Nein, ich bin ein einfacher Mensch des nüchternsten Alltags. Ich heiße Alessandro Vardi, bin Ingenieur und baue jetzt ein Wasserwerk südlich von Vicenza".

Dann schweigt er lange Zeit und blickte zur Straße hinaus. Sie hat ihr Gesicht geändert und eine deutliche Tiefe bekommen. Wie lauernd blicken ihre Schatten in den trüben Schein unserer kleinen Lampen hinüber. Ich habe die Empfindung, daß sie ebenso uns in sie hineinzerrt, wie gleichzeitig wir ihrem Geheimnis auf der Spur sind; ja, wir drängen uns an ihre Wände, mit unseren Rücken biegen wir die Mauern in ein namenloses Dunkel zurück.

Alessandro Vardi folgt meinen Blicken und sagte dann, seine Erregung nur mühsam verbergend:

„Ja, diese Straße! Sie rückt auch Ihnen zu Leibe, wie sie es mit mir seit vielen Jahren tut. Sie ist wie ein Trichter, spitz in der

Digitized by Google

Ferne und ein breiter sinnlicher Mund in der Nähe, der alles hinein- und nichts wieder hinausläßt. Deshalb sitze ich hier Abend für Abend, am Nebentisch dessen, den die Straße neu überfallen wird. Heute sind Sie es, morgen vielleicht irgend welche Carbanieri."

Bei diesen Worten erwacht meine natürliche Neugierde: Wer ist dieser Mann? Was will er?

Vardi muß meinen Gedanken erraten haben. „Sehen Sie", sagt er, „das menschliche Leben hängt von ganz anderen Dingen ab, als wir meist glauben. Ich werde Ihnen ein Geheimnis verraten: ein zufälliger Blick auf eine zufällige Straße ist wichtiger als ein Geschäft, ein Krieg, eine Ehe. Die Menschen hängen immer an den Ereignissen und wissen nichts von den Kräften, durch die die Ereignisse erst sind. Die Beziehungen, die unser Leben beherrschen, sind ganz andere als die zwischen Ursache und Wirkung. Ein Blick, ein Wort, eine alltägliche Verrichtung: nur an ihnen hängt das Leben und nicht an unseren Gedanken und Entschlüssen.

Doch ich will nicht mit Ihnen philosophieren. Ich bin ein Mann der exakten Berechnung und sehe Wirklichkeit nur, wo die Umdrehungsziffer der Maschinenräder mit den Zahlen meiner Tabelle übereinstimmt. Ich will Ihnen erzählen, was ich erlebt habe, und Sie werden mich besser verstehen."

Der Kopf des Alessandro Vardi ist jetzt ganz in Licht getaucht. Wie eine Insel starrt er aus dem trüben Raum. Ich erkenne deutlich die scharfen Furchen in der ledernen Haut. Eine Zeit lang schweigt Vardi, er scheint seine Erinnerungen zu sammeln. Schließlich beginnt er:

„Sehen Sie noch eimal auf die Straße hinaus. Dort in jenem Eckhaus links hat der Schlächter Baccelli seinen Laden, und ein Haus dahinter ist eine Schänke. Vor dieser Schänke ... Doch, nein," unterbricht er sich plötzlich, „Sie werden alles, was ich ihnen erzähle, für Kolportage halten. Die Deutschen hören die Pistolen nur knallen und wissen nicht, daß sie ... auch töten."

Ich versichere ihm, daß ich auf seine Erzählung brenne. Mein Gesichtsausdruck muß ihn wohl überzeugen; denn schließlich fährt er fort.

„Nun gut. Es war ein Abend wie dieser, vor zwanzig Jahren. Die Straße und das Café sahen genau aus wie jetzt. Ich saß dort drüben, am Fenstertisch, las eine Zeitung und blickte zur Straße hinaus, die noch dumpfer und stiller war als heute. Kein Laut war zu spüren.

Digitized by Google

Nur die Straße selbst tönte ihr eigentümliches Summen zu mir herüber. Plötzlich höre ich Männerstimmen, dort von der Schänke her. Sie werden immer lauter und schärfer, verschlingen sich ineinander wie die Gliedmaßen von Ringkämpfern. Dann Stille, die viel furchtbarer aber klang als die zankenden Stimmen vorher. Und dann ein langer, hell aufsteigender Schrei und wieder Ruhe, Ruhe. Mir war, als ob auf allen Seiten meines Körpers Flammen brannten. Ich konnte mich nicht bewegen. Mit einem Stoß öffnen sich rings die Haustüren, lautlos, in gleichem Rhythmus, eine nach der anderen, erst die, dann jene ... Laternen scheinen und gruppieren sich um eine Stelle, wo auf dem Pflaster etwas Schwarzes liegt. Mit einem Ruck, der meine Arme plötzlich emporschnellen läßt, springt dann die Tür hier zum Caféhaus auf. Ein kleines Mädchen tritt hinein und ruft mit ihrem dünnen Stimmchen: ‚Guiseppe hat meinen Vater erstochen!' Außer mir war niemand hier. Der Kellner war gerade herausgegangen. Leise stöhnte das Kind vor sich hin, dann bemerkte es mich, trat an mich heran und wiederholte: ‚Guiseppe hat meinen Vater erstochen!'

Das Mädchen schmiegte sich dabei so an mich, als ob es in meinem Körper wie in einem Schlaf verschwinden wollte, um alles ungeschehen zu machen. Ich machte nicht die leiseste Bewegung, legte nur meinen Arm um den kleinen Rücken und ließ das Schluchzen und Herzklopfen an mich schlagen. Um uns war immer noch die gleiche Stille. Wir waren so allein, daß in dem halben Licht — damals brannte hier nur eine kleine Gasflamme — die Dinge von uns mehr und mehr abrückten und der Raum immer größer wurde, größer und unheimlicher. Der Lärm auf der Straße ebbte ab. Die Laternen gingen auseinander. Der Himmel dämmerte bereits, und man trug den Toten hinweg.

Das Kind war an meiner Brust eingeschlafen. Als die erste Droschke am Caféhaus vorbeifuhr, rief ich sie an, nahm das Kind auf meine Arme und fuhr in meine Wohnung. —"

Nur einen Augenblick schweigt der Erzähler, wendet sich dann mir ganz nahe zu — während er bisher wie zu sich selber gesprochen hat — und sagt mit einem fast bösen Lächeln: „Das werden Sie alles für unwahr halten. Und selbst wenn Sie es glauben — was liegt daran? Ein privates Abenteuer, das Sie nichts angeht. Kein Schicksal, das auch Sie betreffen könnte. Nicht wahr?"

Vardis letzte Worte sind an mir achtlos hinabgeglitten. Ich weiß gar nicht, was sie bedeuten. Ich starre über meinen Nachbar hinweg, auf die Straße hinaus, in das Innere der alten italienischen Stadt.

Digitized by Google

Ein leiser grauer Dämmer spinnt sich über die Dächer. Vardi bestellt für uns beide eine Flasche Chianti. Sein Gesicht ist jetzt ruhig und gütig. Ein leiser Wind läßt die Scheiben schwanken. Auf der Straße dringt der Lichtkegel der Gaslaterne schon hilflos und übernächtigt auf den sich mehr und mehr erhellenden Himmel.

Wie groß ist die Welt doch im Kleinen. Ich sitze hier in der Fremde, ein unbekannter Mann stumm vor mir, eine Nacht vergeht. Die Musiker sind längst nach Hause gegangen. Vor zwanzig Jahren geschah hier ein Mord. Ein kleines Mädchen weinte an jenem Tisch und schlief ein. Dies Weinen höre ich jetzt genau. Es klirrt wie die Scherben eines zerbrochenen Spielzeugs. Es brennt empor gegen alle Gewalt dieser Erde, empor zu hoher, lohender Flamme, stürzt herab, knistert leis und ist jetzt wieder das kleine Weinen eines Kindes. Ein Toter wird hinweggetragen. Winzige Laternen verlöschen.

Was geht mich dies alles an? Ich will fort aus diesem fremden Schicksal, von diesem Mann, von seiner Erzählung, fort von dieser unheimlichen Straße. Ich bin doch hier, um Material zu einem Buch zu sammeln. Ich bin ein Gelehrter. Meine Kollegs sind gut besucht, und mein Namen hat in Fachkreisen guten Klang. In wenigen Jahren bekomme ich wohl eine Professur. Soll ich dann heiraten? Oder...

Alessandro Vardi sieht mich lächelnd an. Dann rüstet er sich zum Fortgehen. „Wir werden uns wiedersehn. Aber nicht hier. Hier haben Sie meine Karte. Ich erwarte Sie morgen abend zum Essen."

Ich gehe langsam nach Hause. Ich werde nicht mehr schlafen, sondern lieber gleich arbeiten. Ein ratterndes Fuhrwerk ist mir Symbol des beginnenden Werktags. Alle Lampen sind ausgelöscht. Hunde stöbern mit spitzen Schnauzen in Dunghaufen herum. Die aufsteigende Sonne gießt Leuchten über Stadt und Menschen.

Ich gehe mit schnellen Schritten dem Hotel zu. In meinem Zimmer sieht mich mein weißes geöffnetes Bett an. Ich bin nicht müde; aber ich habe die Nacht noch in den Gliedern und einen schlechten Geschmack von Wein und Tabak auf der Zunge. Ich blicke mich um. Wie trostlos ist dieses Zimmer, diese nüchterne Zweckhaftigkeit der Möbel, in denen heute ich wohne, morgen vielleicht ein florentinischer Handlungsreisender seinen Musterkoffer aufstellt. Ich blicke auf den Tisch. Da liegen Photographien, Manuskriptblätter, Burckhardts „Kultur der Renaissance" und Rintelens Giotto-Werk. Jetzt muß ich mich an

Digitized by Google

diesen Tisch setzen, den Federhalter in die etwas verwässerte graublaue Tinte tauchen, das Papier glätten und schreiben. Was schreiben? Neue Daten über Giottos Begegnung mit Dante (ich habe doch wichtige Dokumente aufgestöbert!), Parallelen zwischen der Divina Comedia und der Arena-Passion ... aber wozu das alles? Es ist ja sinnlos, ganz fern von mir, ferner wie die Städte Amerikas. Schmerzlichkeit und Mitleid mit mir selber steigen in mir empor und lassen meine Hände zärtlich über das Bett streicheln. Die Morgenluft aus dem halb geöffneten Fenster umweht mich leicht. Von draußen lärmt die Stadt. Ich lausche ihr ängstlich und streichle weiter mein Bett. Erst als meine Hand müde wird, erkenne ich die Bewegung und erfasse ihre Bedeutung.

Schnell ziehe ich die Hand zurück. Die Kissen erbeben noch unter meiner schroff abgebrochenen Bewegung. Mehrere Stunden starre ich vor mich hin, mein Körper rührt sich nicht, durch die Hände gleitet ein seit Jahren zum ersten Male wiederkehrendes nervöses Zucken. Die Sonne dringt in voller Breite durch das Fenster, wogt durch das Zimmer und trifft mich mit ihrem harten Glanz. Wie gut wäre es, jetzt im Dunkeln zu sitzen. Vielleicht wieder im armseligen nächtlichen Caféhaus? Aber dann wäre die Straße wieder da, ihre Schatten, ihre Winkel, ihr katzenhaftes Lauern, der Mord vor zwanzig Jahren, das leise Weinen des kleinen Mädchens, das gelbe Gesicht von Alessandro Vardi ...

Ich will ja arbeiten. Aber ich vermag nicht einmal, mich von der Stelle zu rühren. Ich versuche, eine Melodie zu pfeifen, nur um mein Dasein zu spüren. Es ist ein Motiv aus der „Bohème", vom gestrigen Abend. Ich komme nicht über vier Takte hinaus. Schließlich trete ich ans Fenster. Draußen sitzen Marktweiber vor ihren Obstkörben, schreien die Preise aus, feilschen mit ihren Käufern. Ich verfolge die Linien der Architekturen. Wieviel Musik schwebt in ihnen, die meine nördliche Heimat nicht kennt.

Wie bin ich allein!

Bin ich es? Ich habe doch meine Abenteuer, mein Wissen, das Glück der Erfolge und der Reisen. Ich sage laut Verse auf: von Goethe, von Hölderlin, von Stefan George. Das alles ist mein, und kein Sturm kann es mir wegblasen. Ich habe dies stets als mein Glück empfunden: nicht verkettet sein mit Menschen und Häusern, schweben in der leichten Helle meines jugendlich freien Lebens. Aber etwas will aus mir heraus, sich mir gegenüber stellen,

Digitized by Google

Gestalt in einem anderen gewinnen, in ihm lachen, singen, weinen, sich in ihn ergießen und ganz ausgelöscht werden.

Ich habe geliebt, lalle ich vor mich hin, und immer wieder riß ich mich aus den Leidenschaften los, mit der gleichen Ermüdung, wie ich meinen Körper aus den Körpern der Frauen riß. Ich erlebe alle die kleinen und großen Abenteuer wieder, bis hinab zu den feuchten Gerüchen französischer Bordelle. Van Gogh verschenkte hier sein blutiges abgeschnittenes Ohr. Und was den Zuaven-Tieren roh hingeworfen wurde — es war der einzige Abglanz von Liebe, den er erfuhr. Ich wäre auch mit allem zufrieden, was mich jetzt anfassen könnte und Du zu mir sagte. Nur das Streicheln einer Frauenhand über meine Haare. Nur das Wissen eines Menschen um mich, nur ein Gefühl, ein Kuß, ein Wort, eine Blume ...

Heute werde ich nicht arbeiten. Ich sehne mich dem Abend bei Alessandro Vardi entgegen. Irgendwie muß er über meine Zukunft entscheiden ... Aber das ist doch sinnlos. Was sollte diese zufällige Begegnung denn bedeuten können? —

Es ist ein müder Tag. Die Luft ist schwül und ungewohnt. Das Leben aber ist barmherzig und wird gut zu mir sein.

Der Abend verschafft Erleichterung. Das Gefühl vergeudeter Arbeitsstunden verläßt mich. Dämmerung klammert sich an Giebel und Erker und gibt auch dem Ich behutsamere Konturen.

Ich finde das Haus des Alessandro Vardi. Es liegt nicht weit von der Arena-Kapelle, die ich heute noch nicht betreten habe. Es ist ein altes Haus. Die dunklen Wände umfassen weite und ernste Räume. Die Möbel sind kostbar und stammen zumeist aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

Alessandro Vardi wirkt in seinem Hause höher und stärker noch als gestern abend. Er begrüßt mich als alten Bekannten, führt mich durch seine Wohnung und zeigt mir die Bilder, darunter kostbare Früh-Venezianer aus der Schule von Murano und einen echten Giovanni Bellini. Dann treten wir in ein kleines Eßzimmer, durch dessen Dämmer alte Porzellane von den Wänden leuchten.

Aus einem Winkel erhebt sich eine Gestalt. Ihre Bewegung ist leise und fast unsichtbar. Der Kopf schimmert noch weißer als das Porzellan an den Wänden. Sie tritt auf uns zu und reicht uns die blasse Hand.

„Das ist Beatrice", sagt Alessandro Vardi. „Sie kam zu mir als ein kleines verwundetes Vögelchen. Ich erzählte Ihnen gestern, welcher

Digitized by Google

Zufall sie zu mir brachte. Jetzt ist sie seit zwanzig Jahren meine Tochter und sorgt bedachtsam für mein Haus. Sie ist der gute Geist, der dieses alte Gemäuer wieder zum Blühen bringt."

Dann gehen wir zu Tisch. Eine Bronzeampel schießt ihr Licht auf die runde Platte, um die wir drei sitzen. Unser Gespräch beginnt mit Alltäglichem und geht dann hinüber zu den Beziehungen zwischen Räumen und Menschen. Beatrice schweigt, sieht mit ihren dunklen großen Augen auf Vardis Gesicht und seine flatternden Hände.

Vardi ist ein kluger Psycholog und feiner Sprecher. Sein Italienisch ist elastisch und horcht den Gedanken die feinsten Nuancen ab. Die Räume, in denen wir wohnen, erklärt er mit überlegener Sicherheit als Zustände, die wir in uns nicht haben, aber ersehnen. „Ich habe vielerlei Beschäftigungen gehabt, war reich und arm, sehr reich und sehr arm. Mein Ziel aber war immer Ruhe, eine Ruhe, die nicht still steht, sondern organische Form besitzt und in ihr feste Funktionen. Diese Ruhe habe ich in meinem Hause geschaffen. Was sind Möbel ohne uns? Nichts als Holz. Unser Leben erst gibt ihnen Wirklichkeit. Türen sind nur da, wenn wir sie öffnen. Stühle, wenn wir auf ihnen sitzen . . ." (Und leise setze ich hinzu — und niemand achtet auf meine Worte —: „Betten, wenn wir sie streicheln.") „Alle unsere Krankheiten, Irrtümer, Traurigkeiten träumen in den Zimmern, und mächtig ist nur der, der diese Träume beschwören, abbrechen und wieder beginnen lassen kann. Zimmer, Häuser, Straßen und Städte — sie sind in uns, wie wir in ihnen sind. Sie haben, Doktor, — und bei diesen Worten wendet sich Vardi an mich — gestern abend im Grand Café das verspürt, nicht wahr? Sehen Sie Beatrice an. Ich nenne sie meine Tochter. Sie ist es auch, trotzdem sie schon vier Jahre alt war, als sie zu mir kam. An jenem Abend habe ich sie der Straße des Schlächters Baccelli entlockt. Ich war allein und wollte einen Menschen haben. Da kam sie und blieb. — Ist der Raum nicht die Form unserer Seele, wie die Zeit die Form unseres Denkens ist? Wenige wissen, daß unsere Sehnsucht in den Raum treibt — und daß wir rufen müssen, wenn wir allein sind. Vor zwanzig Jahren rief ich nach meiner Tochter — und Vardis Augen wenden sich zärtlich Beatrice zu — und meine Tochter kam."

Da geschieht etwas Unerwartetes. Das Telephon schrillt grell durch das Haus. Alessandro Vardi nimmt das Gespräch entgegen und kommt verärgert zurück: er muß sogleich zu einer geschäftlichen Konferenz.

Digitized by Google

Er bittet mich aber zu bleiben; in einer Stunde sei er spätestens wieder zu Hause.

Beatrice und ich sitzen sich still gegenüber. Nur der Tisch ist zwischen uns und der gelbe Lichtschimmer auf ihm. Das Zimmer ist nicht groß. Die dunklen Wände, die tief hängende Kassettendecke und die schweren brokatenen Fenstervorhänge schließen es eng zusammen. Die hohen Stühle stehen starr um den Tisch.

Der Anblick Beatricens ergreift mich. Ihr zartes, ganz weißes, noch immer kindliches Gesicht, durchglüht von den schwarzen Augen, die wie Tunnel in eine tiefere Welt zu führen scheinen, wächst aus dem glatten Kleide gerade und geschmeidig empor. Ich muß alle Einzelheiten ihres Gesichtes genau sehen, die feinen Spuren ihres jungen Lebens verfolgen. Wer ist dies Mädchen? Weil vor zwanzig Jahren ein einsamer Mann in eine dunkle Gasse hineinschrie, ist sie in diesem Hause? Dieser Augenblick scheint sich jetzt wiederholen zu wollen. Mein Mund blieb bisher stets stumm vor allen Räumen, die vor mir sich öffneten. Jetzt will er sprechen, meine Stimme hineinschwingen lassen in das Zimmer, seine Wände und Winkel abtasten und suchen lassen, suchen nach allem, was sich ihm bietet.

Was sich ihm bietet.

Ich bin ein Abgrund, der alles Leben in sich hineinreißen möchte. Ich will nicht nehmen, nur empfangen. Leben empfangen, Städte, Melodien und Menschen. Nur nicht länger mit mir allein sein, mit meinen Gedanken, meinem Körper, meinen Nächten. Das Zimmer tritt immer näher auf mich zu. Die Wände beengen mich, beklemmen meinen Atem, bedrücken meine Glieder. Jetzt liegen sie eng um mich wie ein Panzer, dringen in mich ein, zerreißen meine Haut. Meine Hände sind Porzellanteller, mein linker Arm ist aus schwerem braunen Brokat, und meine Sohlen sind dunkel glänzender Teppich. Das Zimmer ruht in mir, und seine Türen schließen sich fest in die Gewebe meiner Haut. Doch Beatrice steht vor mir. Ihre Hände strahlen wie weiße Nelken empor. Sie ist aufgestanden, tritt auf mich zu, ihr Atem schwelt über meine Lippen.

Und nun geschieht, was mir bis zu meinem Tode unbegreiflich bleiben wird. Mein Bewußtsein beginnt zu stocken. Worte und Blicke wären jetzt nur Schall und stumm. Mich beherrscht nur ein einziges Gefühl: das meines Körpers, und die Ahnung des anderen Körpers ihm gegenüber.

Ich bin ein junger Mann aus gutem Hause und stets von sicherem

Digitized by Google

und taktvollem Benehmen. Nie sprach ich ein Wort, das eine Gesellschaft verletzen könnte; nie beging ich eine unfeine Handlung. Immer war ich von kindlicher Schüchternheit — alle meine Freunde neckten mich deshalb — und brachte, selbst wenn ich liebte, selten den Mut zu einer Zärtlichkeit auf. Dies alles fliegt in dieser Stunde plötzlich auf. Ein Lichtregen fällt auf mich nieder, leuchtet, brennt, verbrennt, und alle Dinge sinken hinein in ein wildes, aufbegehrendes Brausen.

Ich habe die Herrschaft über mich völlig verloren. Blindlings treibt mich mein Körper. Ich reiße Beatrice in meine Arme. Sie zittert, wehrt sich gegen meine Gewalt. Langsam erlahmt ihre Kraft. Mit einem Ruck, der mir im Innersten weh tut, reiß' ich Kleider und Wäsche von ihrem Leibe, laß' sie als schwarze und weiße Fahnen hineinrauschen in den unsichtbaren Raum. Beatricens Stöhnen schwebt um mich wie das Summen von Faltern. Dann liege ich neben ihr auf dem das ganze Zimmer überbreitenden Teppich. Die Lampe habe ich ausgelöscht. Zwei kleine Brüste ruhen in meinen Händen wie in gläsernen Schalen. Leise deutsche Worte spreche ich vor mich hin. Ihr Sinn ist mir kaum bewußt. Ich taste diesen schmalen Körper entlang, Beine, Bauch, Brust und Haar, reiße ihn in mich hinein wie ein schwaches Licht in einen taumelnden Brand. Ich breite mich hell aus über diesen Körper, dies Zimmer, dies Haus, dies Land . . .

Mein Bewußtsein kehrt schnell wieder. Stumm nehme ich Abschied und verlasse das Haus, ehe Alessandro Vardi zurückgekehrt ist.

Die Halle meines Hotels ist durchlärmt von neuen Gästen: soeben lief der Abendzug aus Venedig ein. Niemand kümmert sich um mich. Mir scheint, als ob Worte und Bewegungen vor mir zurückschrecken und lieber einen Umweg machen möchten.

Ich werde Padua verlassen. Ich stehe am Fenster meines Zimmers. Trambahngeläut und Laternenschein dringen zu mir herauf. Ich spüre weder Glück noch Schmerzlichkeit noch Scham. Es scheint mir nur, daß etwas in mir zerbricht und ein anderes aufzublühen beginnt. Das Leben, bisher nicht von mir gemieden, sondern ich von ihm, hat mich angerührt, meinen Körper gepackt, mich hineingerissen in das Gefühl der Welt. Mit Taten durchdrungen ist dieses Gefühl. Es spannt alle Sehnen und Entschlüsse und wirft Brücken hinüber zu jedem wartenden Du.

Digitized by Google

Ich lege mich zum Schlafen nieder, und zum erstenmal beschwert mich kein Gedanke und kein wehes Empfinden. Von draußen höre ich Gitarren und Mädchenstimmen. Ich bin ganz ruhig. Mein Schlaf wird traumlos und lange sein.

Morgen früh fahre ich nach München zurück.

Mein Buch über Giotto werde ich nie schreiben.

AUS EINEM SPANISCHEN REISEBUCH

von

E. R. WEISS

Valencia

Erster Eindruck: Noch lärmender als Barcelona, noch voller, und dabei höchst provinziell, häßlich und dreckig. Ich bummle durch den blödsinnigen Lärm, der am schlimmsten genau an der Ecke ist, über der ich schlafen soll, in Hitze, Geschrei und Gewühl. Die Sonne ist eben fort. Ich komme zur Kathedrale, gehe um sie herum und stehe stumm vor der Schönheit des steinernen Blockes mit dem Stück Turm und dem gotischen Tor. Traumhaft steht es da, uralt, gelbliches Licht warm widerstrahlend, mit weichen, ernsten, grauen Schatten vor dem zarten, süßen, veilchenblauen Himmel.

Ein paar Zweige der Palmen, die um das Wasserbecken in der Mitte des kleinen Platzes stehen, hängen ins Bild und geben zu dem Gotischen des Baues einen mir sehr fremden, aber schönen Klang. Er sinkt in die Dämmerung, wird körperlos, und plötzlich aufflammende Bogenlampen zerreißen alles in Fetzen von Licht und Schatten.

Am anderen Morgen in die innere Stadt. Das ist das Engste von Gassen, das turbulenteste Treiben, das ich je sah. Es war Markt, der ganze Platz mit so eng ineinandergebauten Ständen und Zelten bedeckt, daß das Ganze wie ein geschlossener, gedeckter Bazar wirkt. Unendliche bunteste Haufen von Gemüsen, Früchten, Blumen, Fischen, neben den Ständen ungezählte winzige Buden, angeklebt an die Mauern der Gebäude, die den Markt umgeben. Hier ist alles, alles zu haben. In den Gängen des Marktes, in den engen Gassen, die auf ihn münden, Wagen an Wagen, Mensch an Mensch in dichtestem Gewühl. Wie

Digitized by Google

sie es machen, hier mit den Gemüsekarren und Lastwagen aller Art durchzukommen, ist ein Rätsel, aber sie fahren sogar mit Autos zwischendurch — einmal saß ich schon fast auf einem Kotflügel, der mich einfach herunterwischte von der Ecke des Trottoirs, an dem ich stand und zeichnete, eingekeilt zwischen ein paar Dutzend Menschen, die sich besahen, wie ich es machte, — denn dazu haben sie doch alle Zeit, — fünf Zentimeter von meiner Schulter gingen die Ohren der Maultiere, gingen die Räder der hohen zweirädrigen Karren vorbei, eines hinter dem andern. Ich atmete auf, als ich vom Markt weg in stillere Straßen kam, was man hier „stiller" nennen kann. Im Fortgehen noch einen Blick auf Los Santos Juanes, die seltsame Kirche auf der anderen Seite des Marktes. „Churriguerescher" Stil, Fassade und Türmchen über dem Portal, das Bizarrste, Phantastischste, Spielerischste, was ich je sah, ganz und gar aufgelockert und durchlöchert, wie ein Ornament in die Luft gezupft, wie Blumenranken steigend und hängend, wie Wasserbogen von Fontänen, mit spritzenden Enden, vollendet im Rhythmus, tanzender Stein! Gegenüber die gotische Lonja de la Seda. Das schaut euch an, außen, innen! Welch ein Märchen von Kraft, Einfachheit, Kühnheit und Eleganz! Immer wieder habe ich gotische Profanbauten bewundern müssen, großartige wie einfache, diesen Bau fast mehr, als je einen anderen. Es ist nicht zu sagen, wie vollendet die großen glatten Flächen des Blockes mit den Fenstern, den Toren, den Bogen, den Zinnen und Wappen zusammen unter dem tiefen glanzvollen Himmel Musik machen. Geht zwischen den zwei Reihen hoher gedrehter Säulen des ganz schmucklosen Saales und hört diese Musik. Ihr hört die Musik des großartigen fünfzehnten Jahrhunderts. Der Geist dieser Tage haucht euch an und reißt die Seele aus Ohnmacht und Niedergeschlagenheit in seine Freiheit. Geht aber nicht in das Museo provincial de Bellas Artes, auch der Goyas wegen nicht, es ist nicht ein einziges Bild dort, das den Weg lohnt, und was einem von modernen Bildern dort zugemutet wird, das ist nicht zu glauben.

Abends Abschied und Ausfahrt zwischen Tag und Dunkel. Im Augenblick, da unser Dampfer sich in Bewegung setzt, flammen rund um den Hafen märchenhaft die Lichter auf, weiß, orange, rot, grün. Mit einem Schlage wird die weiche violette Dämmerung zur schwarzblauen Nacht. Die vielen farbigen Lichter tanzen auf dem Wasser, die Dampfer brüllen, wir gleiten unter leisem Tock-Tock-Tock-Tock am Molo längs und hinaus ins helle Dunkel. Oh, göttliche, gepriesene

Digitized by Google

Mondnacht auf dem Meer! Auf der Flut liegt die goldene Bahn des noch fast vollen Mondes, die Flut ist wie gerillte Seide, schwarz, wenn ich hinuntersehe von der vordersten Spitze des Schiffes, wo die weiße Welle rauschend um den Bug schäumt, und unnennbar ihre Farbe bis zum Himmelsrand. Venus strahlt durch das Takelwerk, wir fahren immerzu geradeaus zwischen Mond und Venus. Geisterhaft weiß und schwarz steht das Schiff im Mondlicht, wenn ich mich rückwärts wende. Wäre das leise Rauschen der Kielwelle nicht, man könnte denken, das Schiff stünde still, so sanft geht es seine Bahn. Ganz leise brummt die Maschine irgendwo. Es glaast. Wie seltsam diese zwei Schläge in die Totenstille klingen. Ein paar kleine helle Scheiben, ein Licht oben an dem Mast, nach unten abgeblendet. Oh Traum! Oh Stille! Zeitlose schwebende Fahrt! Entspannung endlich, Leibes und der Seele! Der alte chinesische Dichter fällt mir ein, ich senke, wie er, den Kopf und denke an die Heimat, an die Heimat bei dem einen Menschen. Der Mond steht schon hoch. Spät gehe ich schlafen.

Die Fahrt war so herrlich, daß ich meinen Reiseplan umstoße, Murcia, Cartagena schießen lasse und bis Malaga auf dem Schiff zu bleiben beschließe.

Morgens in sonnigster frischester Frühe Einfahrt in Alicante. Das Bild, das der kleine Hafen, Häuser, Palmen und darüber das unvermeidliche Castello geben, ist reizend.

Gleich mit der Bahn nach Elche. Unterwegs ein paar schöne Blicke über die Landschaft aufs Gebirge, linker Hand zu Anfang noch das blendend blaue Meer. Das Bahnhöfchen in Elche, genau in dem Rosa von Erdbeereis, mit weißer Gliederung, liegt unter einem Himmel von blauem Glas. Ein körperlich fühlbares Licht, eine Last von Licht umfängt mich auf dem kurzen Weg in das kleine Nest. Ein Wermut und noch einer tuen gut. Dann gehe ich zwei Stunden ungestraft unter Palmen spazieren, in einem richtigen Wald von Palmen, durch den das Zügle herwärts eine beträchtliche Strecke fuhr. Ich gerate zu einem jungen Menschen, der auf die Palmen steigt, die Bündel von Datteln herunterzuholen. Es ist wunderbar, wie er das macht. Er steigt schneller auf die höchste Palme, als ich imstande bin, seine Bewegung zeichnend festzuhalten. Er legt ein breites, flaches Seil aus grünlichem Bast um den Stamm der Palme und sich um die Mitte des Körpers, knotet es, und dann geht es los. Er faßt das Seil mit beiden Händen und wirft es anderthalb Meter hoch um

Digitized by Google

den schuppigen Stamm, tritt mit einem Fuß auf eine der harten, stufenartigen Schuppen, wirft das Seil mit einem Ruck einen Meter höher, macht einen Schritt mit dem anderen Bein auf eine höhere Schuppenstufe, wieder ein Ruck, wieder ein Schritt, es geht unglaublich schnell. Ist er oben, stemmt er sich, beide Füße nebeneinander, gegen den Stamm, lehnt sich mit dem Körper nach hinten, in das Bastseil, holt sein Messer und schneidet die Bündel los, deren harter Stiel mit einem Knall gegen die Krone zurückschnellt. Er hat ein Seil am Gürtel hängen, das nimmt er, schlingt es durch das abgeschnittene Bündel und, schnurr! saust es herunter, dem unten wartenden Jungen, der das Ende des Seiles hält, in den Arm; oder er läßt die Bündel selber am Seil herunter. Er turnt um die Krone der Palme herum, schneidet alle Bündel ab und ist fast ebenso schnell wieder unten, wie er hinaufging. Er sagt mir, daß manche der Palmen aus der Zeit der Mauren stammen, nennt mir das Alter von dem und jenem Baum und schlägt gegen einen der ältesten, der aussieht, wie ein fossiler Stamm, dunkelgrau und verwittert, wie aus Stein; sagt, daß das Holz der alten Stämme das härteste Holz sei, das es gibt. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber der Schlag dagegen klang sehr hart. Wir rauchen eine Zigarette, ich muß die eben herabgeholte Dattel versuchen, finde sie scheußlich und spucke sie wieder aus. Dann lieg ich im Gras und fühle, fühle das unerhörte Licht. Es ist heiß. Mein Gott, was ist es heiß! Aber es ist schön heiß, und die Luft herrlich rein und leicht.

Ungeheure Feigen-Kakteenhecken sind als undurchdringliche Mauern um ein paar friedliche weiße Häuschen gepflanzt, vor denen ein kleiner Scherenschleifer ununterbrochen, aber liebenswürdig und bescheiden, bellt, solange ich in seinem Gesichtsfeld bin. Hähne krähen, und die unzähligen Palmen stehen unbeweglich. Ich schlage mit dem Stock gegen einen der fahlgraugrünen Lappen der Kakteen. Die Wunde ist grünlich-weiß und sofort rinnt reichlich grüngelber Saft. Ein bißchen Wind stößt durch die Luft, die Wedel der Palmenkronen blitzen wie Metall. Das ist schön, und damit gehe ich. Noch ein Wermut vor dem kleinen Café, vor dem man inzwischen orangebraune Sonnensegel quer über das ganze Sträßlein gezogen hat, so daß man in einem durchsichtigen orangefarbigen Schatten sitzt. Wie leicht, wie durchsichtig, wie farbig alle Schatten sind, überall! Neben dem orangefarbigen, in dem ich sitze, sind die weißen Häuser im Schatten von reinstem Lavendelblau.

Digitized by Google

Zurück; dritter Klasse. Ich zeichne einen Blick durchs Wagenfenster. Abgesehen von einem fetten, schweren Kerl, der langsam aber sicher den Fußboden zu einem Morast vollkodderte, fühlte ich mich sehr wohl unter den Leuten, von denen einige Blumenbukette bei sich trugen, wie man sie bei uns aus Daguerreotypien und Bildern aus der Krinolinenzeit kennt: die herrlichsten Blumen aller Art eng zusammengequetscht zu einem vielfarbigen ungeheuren Pilz, drum herum eine „Manschette" aus weißem Papier.

In Alicante zu Mittag gegessen, im Hotel Samper. Ein Klavier, eine Geige, eine Cello spielten neben anderem Unpassenden während des Essens die Prometheus-Musik von Beethoven.

Gegen Abend führte mich der Dampfer von der Stadt, die in Dämmerung versank und ihre Lichtersterne aufsteckte, wieder hinaus aufs ruhige Meer. Purpurn versanken die Bergzüge der Küste ins Dunkel. Um halb elf Uhr stieg programmäßig der Mond herauf, ein ovaler, schiefer, ungeheuerlicher Klumpen orangeroten Lichtes, unheimlich anzusehen. Früh schlafen gegangen, und dann einen wunderbaren Tag verbracht bis Malaga, gleichmäßig schön und immer leise wechselnd in Licht und Farbe von Himmel, Küste und Meer.

In unermeßlicher Öde und Verlassenheit streckt sich gelblich, weißlich die nackte felsige Küste, dahinter kahl und verbrannt das Gebirge, ohne einen Baum, fahlgrüngelb, rötlichblau überhaucht. Ganz selten einmal ein einsames Haus, ein kleiner Leuchtturm. Wir kommen um ein Kap und hinter dem rötlich-blauen Gebirge tauchen schneebedeckte Höhen der Sierra Nevada auf. Es wird leise nebelig, die niedere Küste liegt in weichem Dunstschleier, darüber erhebt sich schattenhaft blau das höhere Gebirg, in ganzer Länge mit Schnee bedeckt, weiß schimmernd, aufsteigend zum breiten Gipfel des Mulhacen.

Die Schatten der Wolken ziehen blau über die weißen Kuppen, die mit wenigen Ausnahmen rundlich sind, nicht scharf und gezackt, also die eines alten Gebirges. Der Eindruck des Ganzen ist der unendlicher Verlassenheit, Unfruchtbarkeit, Einsamkeit. Blaue, ernsthafte, kraftvolle, unsäglich gebreitete Herrlichkeit des Meeres, das die Küste trägt. Delphine spielen ab und zu, schimmern bräunlich, am Bauch grünlich weiß durchs Wasser, schwingen sich hoch, blitzen in der Sonne in flachem Bogen übers Wasser, immer wieder. Es glaast media dia. Welch ein Geschenk, welche Gnade, diese Stunden, dieser lange, blaue, schweigsame Tag auf dem Meer! Abends sind wir in Malaga.

Digitized by Google

Malaga

Endlos liegen wir in dumpfer Hitze im Hafen, bis es sich herausstellt, daß ich mich ausbooten lassen muß. Auch das ist schließlich getan, und um neun stehe ich im Fenster des Hotels und sehe hinunter auf die Straße, wo die Menschen sich langsam durcheinanderschieben, gegenüber vor dem Café sitzen, die Zeitungsbuben brüllen, die Autos husten, trillern, jaulen, die Wagen mit tausend Schellen klingeln. Es ist afrikanisch heiß, und der Lärm schlimmer, als er irgendwo war. Hier soll ich schlafen, zehn Meter über der Straße! Nun, auch das wird vorübergehen. Einstweilen gehe ich aus, langsam ein paar Straßen auf und ab, und lande glücklich bei dem Café gegenüber meinem Hotel. Diese Ecke scheint das Verkehrszentrum der Stadt zu sein, also genau das Richtige für mich und meinen Schlaf! Ich sehe mit langsam wachsendem Grauen, was sich da an Gestalten an mir vorüberschiebt. Unvorstellbare Verkrüppelungen und Verkommenheiten! Einer kommt auf allen vieren über die Straße gekrochen, einer rutscht mit der Kraft seiner Arme seine kinderdünnen, geschwundenen, nackten Beine vorwärts. Ein Kerl, halb nackt, mit ein paar erdfarbigen Fetzen an sich, reibt sich wütend juckend die Schenkel und den Hintern. Ein Zeitungsjunge, ein halber Neger, steht und glotzt ins Licht und zuckt ab und zu mit der von Schwären zerfressenen Wange, ein anderer trocknet sich immer wieder die triefenden rotentzündeten Augen. Dabei brüllt er sein „El Sol" von Zeit zu Zeit mechanisch und mit einer erschütternd starken Stimme. Die „limpia botas", die Stiefelputzer, machen sich wilde Konkurrenz. Wohl sitzt da und dort einer, der sich abends um elf noch einmal – zum wievielten Male? – die Schuhe blank machen läßt, aber die Konkurrenz ist zu groß, es sind Dutzende von diesen Kerlen vor dem Café. Ich möchte sie übrigens alle einmal dem Freund in Berlin zeigen, der mir sagte, diese Brüder seien alle „Strichjungens". Vorausgesetzt, daß er recht hat, hier möchte auch dem verkommensten Geschmack jede Lust vergehen. Ich staune, wieviel vernegerte Gesichter man sieht, vom Gent bis zum Bettler sind sie in allen Schattierungen und Graden der Mischung unverkennbar. Ein Mädchen verkauft Blumen: sie ist das Produkt eines Mongolen. Eine andere, ganz junge, kommt, bezaubernd, mit einer riesigen Rose im Haar, richtiger: auf dem Kopf, grüne, haarfeine Zweiglein mit weißen kleinen Blüten daneben, um die Schulterchen einen leuchtend hellblauen gestickten Schaal. Wieder eine mit einem seltsam schmalen Kopf, eingewickelt in ein schwarzes Tuch.

Digitized by Google

Immer noch steht der Junge da, mit den Schwären an Wange und Hals, seine Zeitungen unterm Arm, glotzt ins Licht, runzelt ab und zu die niedere Stirn über seinen zwei traurigen Negeraugen und brüllt: El Soool!

Es hilft nichts, ich muß mich entschließen, schlafen zu gehen. Fenster zu, Läden zu, Wachs in die Ohren. Ich werfe mich nackt aufs Bett. Der Lärm geht die ganze Nacht, um vier wurde es stiller, um sechs geht es mit erneuter Vehemenz los.

Am andern Morgen zur Kathedrale. Ich zeichne das alte gotische Tor. Das übrige ist uninteressant. Ins Museum. In zehn Minuten lief ich durch. Es ist nicht ein einziges gutes Bild da.

Dann durch die Alcaraba aufwärts zum Kastell des Gibraltaro, des Bergklotzes über der Stadt. Seltsamer Eindruck! Das ist die alte maurische Stadt, schneeweiß fast alles, und alles so eng ineinander, durcheinander und übereinander gebaut und geschachtelt, daß das Ganze wie ein einziges Haus ist, in dem man, statt auf Fluren, auf Gäßchen und Gängen und Treppen auf- und niedergeht, durch Häuser hindurch und gewölbte Durchgänge mit maurischen Bogen, an denen irgendwo eine gußeiserne Laterne klebt, der gegenüber in der Wand noch der alte, schöne, ganz einfache schmiedeeiserne Halter für eine Art Lampe steckt. Ich schaue in kleine Höfe und Höfchen; in einem tragen zwei uralte, edle Säulchen aus rötlichem Marmor die Decke so eines Wohnkäfigs. Es ist fast still hier. Menschen kommen aus einer Mauer, machen drei Schritte und verschwinden in einer anderen. Ein Schuster arbeitet in einem offenen Gelaß, ein uralter Mann. Eine Katze schleicht langsam und rabenschwarz an einer blauweißen Wand entlang. Frau und Kinder tauchen auf, wirklich wie aus dem Boden, ein unsichtbares Treppchen herauf, einen Augenblick sichtbar, und weg sind sie. Man versteht wieder, wie in der Araberstadt in Algier, daß einer einen Erschlagenen aus dem Fenster heraus seinem Nachbar vor die Tür lehnen kann.

Ich gehe aufwärts und abwärts und auf einmal bin ich wieder, wo ich war. Durch eine andere Gasse, die ein Esel mit zwei großen Körben links und rechts vollkommen sperrt — ich drücke mich mühsam durch — komme ich aufwärts. Ein kahler Felshang, zertrümmerte Mauern, halbzerstörte Häuser, oben ein Stück der graugelben Mauern des Kastels. Durch Schutt, Geröll, Kot klettere ich hinauf. Die Verwahrlosung, Verlumpung ist vollkommen.

Fahle, olivbraune Trümmer riesiger Mauern, kaum unterscheidbar

Digitized by Google

in den nackten Fels übergehend, Mauern über Mauern in wilden Massen parallel, rechtwinkelig, im Zickzack laufend, zertrümmerte kleine Häuser, drei nebeneinander, das erste und dritte nur noch ein paar Brocken von Wänden, im mittleren wohnen Menschen. Da und dort weiße, rosa Häuschen eingeklemmt. Aus turmhohen, zerrissenen Wänden schauen plötzlich Fenster, und plötzlich ruft eine Frau hoch über mir aus einem solchen Fenster in der Wand hinter mir. Braune und schwarze Ziegen weiden auf kümmerlichen Grasflächen, zwei kleine Esel trippeln bedächtig den Weg zwischen Mauern, Felsen, Steinen hinauf. Es stinkt maaßlos.

Nachmittags vergeblicher Versuch, etwas zu schlafen. Ein mechanisches Klavier hämmert auf der Straße, genau dem Hotel gegenüber. Vor den Cafés sitzen die Herren Spanier, wie immer, und haben nichts zu tun. Die Zeitungsbuben brüllen, wie immer. Ich gebe es auf, gehe Tee trinken, zeichne heimlich drei Hidalgos in genau den gleichen spanischen hellbraunen Hüten mit breiter gerader Krempe und gehe in den Parque, mich erholen. Hier ist es schön.

Prachtvoll die Allee von Platanen und Palmen, überraschend frisch grün und gepflegt. Menschen spazieren, Kinder spielen, auch hier die Limpia botas, einer nach dem andern. Klotzige große Kerls von Priestern lesen Zeitung. Schellenklingelnde Maultiergespanne vor altmodisch hübschen Wagen kommen die Allee herab in schnellem Trab. Ich sehe ein bezauberndes Mädchen. Ich sehe auch ein wahrhaft vollkommenes Exemplar des schönen Körperteils, durch dessen Fülle sich die Spanierinnen auszeichnen sollen. In gleicher Länge neben der Allee der Park: Blumenbeete, Palmenhaine, Palmen und Nadelbäume unbekanntester Art nebeneinander. Jasmin, Beete von Levkojen, Geranien, Rosen zu Abertausenden in mannshohen Büschen, in Hecken und Beeten, weiße, rosa, gelbliche, vor allem richtig rosenrote, groß, wie ich sie nie gesehen. Welcher Duft überall!

Nach Granada

Sonntagmorgen. Entsetzliches Gedränge an dem kleinen dreckigen Bahnhof. Die Spanier scheinen noch nicht zu wissen, daß man die Fahrkarten für die verschiedenen Klassen an verschiedenen Schaltern kaufen kann. So stehe ich eingeklemmt in dem Menschenknäuel, meine bezahlten Kilometer in der Tasche, nur um die idiotische Formalität zu erfüllen, mir an dem Schalter das „richtige" Billett gegen eine Extrabezahlung von ganzen zehn Centimos zu erringen. Eine

Digitized by Google

halbe Stunde in Lärm, Gestank und Staub, umtost von Haufen von Soldaten, gut aussehenden, prachtvoll gesunden Kerlen, die von Offizieren — sehr schicken Leuten — in einer Uniform, die der englischen nachgemacht ist — zurechtgewiesen werden. Schließlich bin ich in dem überfüllten Zug. — Sonntag! Tren mixto! Zug nach Madrid, Sevilla und Granada! — und hocke auf meinem Handkoffer im Gang, wie andere auch, genau wie bei uns in der schlimmsten Zeit. Immerhin, ich sitze, und wir fahren. Berge begleiten uns links und rechts in mäßiger Ferne, schön, wie immer. Bald kommen sie näher und bald sind wir mitten drin. Der Wagen schaukelt und stößt zum Übelwerden. Ich skizziere eine Berglandschaft bei Pizarra, die sich in Terrassen prachtvoll kühn aufbaut. Wir kommen durch Tunnels und Schluchten, schmal und unwahrscheinlich hoch. Milchgrünes Wasser tost rauschend abwärts. Wie das erquickt! Der Zug schleicht höher in die Berge.

Ein mächtiger, runder, kahler Berg taucht auf. In zartem, bläulichem Silbergrau mit ein paar weißen und gelben Schründen steigt er auf, breit gelagert und gewölbt. Seine Flanken sinken in silbriggrünen, kaum grünen, Hängen herab. Ein, zwei einsame zerrissene dunkle Bäume, — in der Tiefe ein fast ausgetrocknetes Flußbett, ein milchiggrünes schmales Wasserrinnsal darin. Dort stehen ein paar gelbe und braune Ziegen. Mir wird wohl, es tut mir gut, den Berg zu sehen, die resedagrünen Hänge, den kühlen blauen Berghimmel darüber mit ein paar dünnen bläulichen Windwolken. Dort oben ist Schweigen, Stille, Gelassenheit, Kraft der demütigen Geduld, der Einsicht und Ergebung. Darum liebe ich die kahlen Berge, sie haben ausgelitten, sie haben überwunden, sie sind Heilige.

Bobadilla, Knotenpunkt; ich steige in den Zug nach Granada. Ein böser, heißer Wind stößt in heftigen Böen, jagt Staub und Dreck in Wolken durch die heiße Luft. Rasches Mittagessen, Abfahrt. Der heiße Wind jagt über die Hochebene, der Luftzug, den die Bewegung des Zuges macht, ist heiß, atemraubend. Der Wind rollt weiße Glanzwellen über die grünen Grasflächen, wirbelt blanke Lichter über die geschüttelten, rauschenden, sich beugenden Bäume. Die Berge stehen in einem rötlichen gewitterigen Himmel, manche knochenweiß oder in blindem Grau, wie Zink. Man empfindet, was dieser böse, heiße, unbarmherzige Wind dem Land an Feuchtigkeit entziehen mag. Wie muß das im hohen Sommer schrecklich sein! Ab und zu steht irgendwo im Feld einsam mit steifen Beinen ein armseliges

Digitized by Google

Eselchen, ein nacktes Maultier oder ein erbarmungswürdig aussehendes Pferd.

Da: Blendend weiß die Höhe der Sierra Nevada. Ein gänzlich unwahrscheinlicher Kontrast zu dem Grün, dem trockenhellen Staubgelb und harten Rot der tieferen Landschaft, zu dem heißen Hauch der Luft. Meine Augen bleiben den Rest der Strecke an dem Blau und Weiß der Höhe hängen.

Nach einer Fahrt von über sieben Stunden tauchen die Hügel und die Häuser von Granada auf und schon sehe ich die rötlichen Mauern und Türme der Alhambra.

Durch die heitere Stadt, dann auf herrlich kühler Straße unter den prachtvoll üppigen Bäumen des Parkes steige ich langsam hinauf auf den Hügel der Alhambra. (Wird fortgesetzt)

JUGENDBRIEFE AN FRANZ STEINER

von

GUSTAV MAHLER

Lieber Steiner! Pußta-Batta, 17. Juni 1879

Seien Sie mir nicht bös, daß ich Sie solange ohne Antwort gelassen habe; aber alles ist so öde um mich herum, und hinter mir knacken die Zweige eines dürren, ausgetrockneten Daseins zusammen. Viel ist in mir vorgegangen, seit ich Ihnen nicht geschrieben. Doch ich kann es Ihnen nicht sagen. Nur soviel: ich bin ein anderer geworden; ob ein besserer, weiß ich nicht, ein glücklicherer jedenfalls nicht. Die höchste Glut der freudigsten Lebenskraft und die verzehrendste Todessehnsucht: beide thronen abwechselnd in meinem Herzen; ja oft wechseln sie mit der Stunde — eines weiß ich: so kann es nicht mehr fortgehen! Wenn mich der scheußliche Zwang unserer modernen Heuchelei und Lügenhaftigkeit bis zur Selbstentehrung getrieben hat, wenn der unzerreißbare Zusammenhang mit unseren Kunst- und Lebensverhältnissen imstande war, mir Ekel vor allem was mir heilig ist, Kunst, Liebe, Religion, ins Herz zu schleudern, wo ist dann ein anderer Ausweg als Selbstvernichtung. Gewaltsam zerreiße ich die Bande, die mich an den eklen schalen Sumpf des Daseins ketten, mit der Kraft der Verzweiflung klammere ich mich

Digitized by Google

an den Schmerz, meinen einzigen Tröster. — Da lacht die Sonne mich an — und weg ist das Eis von meinem Herzen, ich sehe den blauen Himmel wieder und die schwankende Blume, und mein Hohnlachen löst sich in das Weinen der Liebe auf. Und ich muß sie lieben, diese Welt mit ihrem Trug und Leichtsinn und mit dem ewigen Lachen. O, daß ein Gott den Schleier risse von meinen Augen, daß mein klarer Blick bis an das Mark der Erde dringen könnte! O, ich möchte sie schauen, diese Erde, in ihrer Nacktheit, ohne Schmuck, ohne Zierde, wie sie vor ihrem Schöpfer daliegt; ich wollte dann hintreten vor ihren Genius: „Nun kenne ich dich, Lügner, hast mich nicht getäuscht mit deinem Heucheln, mich nicht geblendet mit deinem Schein! O, sieh her! Ein Mensch, umgaukelt von dem gleißendsten Spiele deiner Falschheit, getroffen von den furchtbarsten Schlägen deines Hohns, doch ungebeugt, stark! Angst treffe dich, wo du dich birgst! Aus dem Tale der Menschheit tönt's zu dir herauf, zu deiner kalten einsamen Höhe! Begreifst du den unsäglichen Jammer, der sich da drunten durch Äonen zu Bergen gehäuft hat? Und auf ihren Gipfeln thronst du und lachst! Wie willst du dich einst vor dem Rächer verantworten, der du nicht einmal den Schmerz einer einzigen geängstigten Seele zu sühnen vermagst!!!

18. Juni

Ich war gestern zu erschöpft und zu ergriffen, als daß ich hätte weiter schreiben können. Nun hat meine wild erregte Stimmung von gestern einer weit milderen Platz gemacht; mir ist zumute, wie einem, dem nach langem Zorne die Tränen der Erleichterung ins Auge treten. Lieber Steiner! Sie wollen wissen, was ich die ganze Zeit her getrieben? Nur einige wenige Worte genügen. — Ich habe gegessen und getrunken, gewacht und geschlafen, geweint und gelacht, ich bin [auf] Bergen gestanden, wo der Odem Gottes weht, ich bin auf der Heide gewesen, und das Geläute der Herdeglocken hat mich in Träume gesungen. Doch meinem Geschick bin ich nicht entflohen; der Zweifel folgt mir auf allen Wegen; ich kann mich [über] nichts ganz freuen, und mein seligstes Lächeln begleiten Tränen. Nun lebe ich hier auf einer ungarischen Pußta, bei einer Familie, die mich auf den Sommer gemietet hat; ich habe den Knaben Klavierunterricht zu erteilen, und hie und da die Familie in musikalische Begeisterung zu versetzen, da sitze ich nun wie eine Mücke im Spinnennetz, und zapple. Doch der Mohr tut seine Schuldigkeit. Doch wenn ich des

Digitized by Google

Abends hinaus gehe auf die Heide und einen Lindenbaum, der dort einsam steht, ersteige, und ich sehe von dem Wipfel meines Freundes, meines Freundes in die Welt hinaus: vor meinen Augen zieht die Donau ihren altgewohnten Gang und in ihren Wellen flackert die Glut der untergehenden Sonne; hinter mir im Dorfe klingen die Abendglocken zusammen, die ein freundlicher Lufthauch zu mir hinüber trägt, und die Zweige des Baumes schaukeln im Winde hin und her, wiegen mich ein, wie die Töchter des Erlkönigs und die Blätter und Blüten meines Lieblings schmiegen sich dann zärtlich an meine Wangen. — Überall Ruhe! Heiligste Ruhe! Nur von fern her tönt der melancholische Ruf der Unke, die traurig im Rohre sitzt.* —

Da ziehen die blassen Gestalten meines Lebens wie der Schatten längst vergangenen Glückes an mir vorüber, und in meinen Ohren erklingt das Lied der Sehnsucht wieder. — Und wir wandeln wieder auf bekannten Gefilden zusammen, und dort steht der Leiermann, und hält in seiner dürren Hand den Hut hin. Und in den verstimmten Tönen hör' ich den Gruß Ernsts von Schwaben, und er kommt selbst hervor und breitet die Arme nach mir aus und wie ich hinsehe, ist's mein armer Bruder; Schleier senken sich herab, die Bilder und Töne werden blässer.

Aus dem grauen Meere tauchen zwei freundliche Namen auf: Morawan, Konow! Und ich sehe Gärten und viele freundliche Menschen darin, und einen Baum, da steht ein Name eingegraben: Pauline. Und ein blauäugiges Mädchen beugt sich zur Seite — sie bricht mir lachend eine Traube vom Stock — meine Wangen werden bei der Erinnerung zum zweiten Male rot — ich sehe die zwei Augen, die mich einst zum Diebe gemacht hatten — und wieder sinkt alles zurück. — Nichts! — Dort erhebt sich nun der verhängnisvolle Regenschirm, und ich höre die prophetische Stimme, die mir aus seinen Rippen und Eingeweiden, gleich einem römischen Auguren, Unglück weissagt. Plötzlich steigt ein Tisch aus dem Boden, an ihm eine gespenstische Gestalt, ganz in blaue Wolken eingehüllt: Es ist Mälion, der den „großen Geist" besingt, und ihn zugleich mit echtem „Dreikönig" räuchert! Und daneben sitzen wir, wie zwei Ministranten, die zum ersten Male dem heiligen Amte dienen.

Und hinter uns schwebt grinsend, mit Piquékarten bekleidet, ein Kobold, mit dem Angesichte Buxbaums, der uns mit furchtbarer

---

* Entstehungszeit der „Lieder eines fahrenden Gesellen"

Digitized by Google

Stimme, in der Melodie der Bertinischen Etüden zuruft: „Beuget euch! Auch diese Herrlichkeit wird verschwinden!“ Ein Wolkenstrom Mälions bedeckt die Szene und die Wolken werden immer dichter und dichter, da plötzlich blickt, wie auf dem Rafaelschen Madonnenbild, ein Engelsköpfchen hervor, und unter ihm steht Ahasver mit seinen Leiden, und möchte hinauf zu ihm in die seelige erlösende Nähe, doch der Engel entschwebt lachend, und er starrt ihm im unermeßlichen Schmerze nach, dann nimmt er seinen Stock, und ziehet weiter, ohne Tränen, ewig, unsterblich!

O meine vielgeliebte Erde, wann, ach wann nimmst du den Verlassenen in deinen Schoß; sieh! Die Menschen haben ihn fortgewiesen von sich, und er flieht hinweg von ihrem kalten Busen dem herzlosen, zu dir, zu dir! O, nimm den Einsamen auf, den Ruhelosen, allewige Mutter!!

Lieber Steiner! 19. Juni

Nun kehre ich schon den dritten Tag zu Ihnen zurück, heute, um fröhlichen Abschied zu nehmen. Es ist die Geschichte meines Lebens, die in diesen Blättern verzeichnet steht. Seltsames Verhängnis, das mich auf den Wogen meiner Sehnsucht bald im Sturme umherwirft, bald im lachenden Sonnenschein fröhlich dahinweht. Ich fürchte nur, daß mich im Sturme einst eine Klippe zerschellt — meinen Kiel hat sie schon oft berührt!

Es ist sechs Uhr früh! Ich war draußen auf der Weide, und bin bei Fárkas, dem Hirten, gesessen, und habe dem Klange seiner Schalmei gelauscht. Ach, wie klang sie traurig, und doch so leidenschaftlich verzückt, die Volksweise, die er spielte. Die Blume, die ihm zu Füßen wuchs, erbebte unter der träumerischen Glut seines dunkeln Auges und das braune Haar wehte um seine sonnverbrannten Wangen. Ach, Steiner! Sie schlafen noch in Ihrem Bette, und ich habe schon den Tau auf den Gräsern gesehen. — Ich bin nun so friedlich heiter, und das stille Glück um mich herum schleicht sich auch in mein Herz wie die Frühlingssonne auf die winterlichen Gefilde. Wird's nun Lenz in meinem Busen?! Und so lassen Sie uns Abschied nehmen, treuer Freund!

Schreiben Sie bald, recht bald, denn ich bin so mutterseelen allein, habe weder Menschen, noch Bücher.

Leben Sie recht wohl Ihr Gustav Mahler

Aus der von A. Maria Mahler vorbereiteten Sammlung der Briefe von Gustav Mahler

Digitized by Google

DER KREISEL, DER AUF DER SPITZE STEHT

Eine Philosophie des Wahnsinns von

MAX BROD

Wahnsinn in seiner ganz ausgebildeten Form ist ein vollständig konsequentes Denksystem mit einer einzigen charakteristischen Inkonsequenz oder Verbiegung, an der das Nichtübereinstimmen des Systems mit der Wirklichkeit zum Vorschein kommt — allerdings meist nur für den außenstehenden Betrachter.

Jemand ist Napoleon. Alles, was er tut, was ihm zustößt, stimmt damit. Nur die eine Tatsache nicht, daß er sich in einem Irrenhaus befindet.

Ich will die Grundfrage stellen. Die Frage nach dem rechten Lebensweg. Wie soll ich leben, um richtig zu leben?

Was immer man darauf geantwortet hat — es zeigt sich, daß jedes System eine Stelle hat, an der es mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt — zum Wahnsinn wird.

Jedes System, auf die Frage nach dem richtigen Leben angewendet, trägt die Physiognomie des Wahnsinns an sich.

Da alle Antworten solcherart ins Irre gehen, könnte man auch sagen: Es liegt an der Frage, daß die Antworten so ausfallen. Die Frage selbst ist wahnsinnig.

Vorsichtiger ausgedrückt: Die Idee eines richtigen Lebens — oder, was dasselbe ist, der Versuch, die Welt als Einheit und Sinn zu erfassen, enthüllt die Welt als einen Tatbestand, auf den angewendet alle uns bekannten Systeme, alle Vorschläge eines richtigen Lebens, Moral- oder Unmoral-Lehren, ihr Ungenügen erweisen. Bei der Division „Welt: ethisches System" bleibt immer ein Rest, der nicht aufgeht.

Es wurde versucht, der Welt mit einem System nützlicher Maßregeln beizukommen.

Reformen, Sozialismus, bessere Gesetze, neue Erziehung, politische Umgruppierung, charitative Aktion, sexualpolitische Aktion, ökonomische Aktion, Aktivität, Pflichterfüllung, Aktion, Aktivität, Aktion, Aktion . . .

Alle diese Dinge dürfen nicht unterlassen werden. Werden sie

Digitized by Google

unterlassen, so wird alles noch viel schlechter, als es ist. Wird an dem Kampfe gegen das behebbare Unglück der Menschheit (unedles Unglück nannte ich es) gearbeitet, so bessert sich manches, vieles.

Aber ein Leben, ein System, das mit letzter Konsequenz nichts als nützliche Hilfeleistungen kennt, läuft schließlich doch ins Leere. Auch auf der Stirn des allervernünftigsten Menschen Voltaire, der tausend Aberglauben verworfen hat — thront der Wahnsinn. Der Wahnsinn heißt in diesem Spezialfalle: „Ich habe die wichtigsten Werte des Lebens als Aberglauben verwerfen müssen."

Erschütterndes Beispiel in unsern Tagen: Bernard Shaws Faust-Dichtung („Zurück zu Methusalem").

Ich liebe dieses Buch. Es ist von einer wunderbaren Frische des Hilfs- und Besserungsglaubens: — Die Menschen sind dumm, weil sie nicht lange genug leben, weil sie mit 70, 80 Jahren als Kinder sterben. Würden sie 300 oder 700 Jahre alt werden, so gäbe es keine Ungerechtigkeit, keine Kriege, keine Diplomatie.

„Die Kraft, die hinter der Evolution steht, man nenne sie, wie man will, ist entschlossen, das Problem der Zivilisation zu lösen, und wenn sie das nicht tun kann, wird sie dazu irgendwelche wirksamere Mittel erzeugen. — Der Mensch ist nicht das letzte Wort Gottes, Gott kann noch immer schaffen. Wenn wir sein Werk nicht tun können, wird er irgendein Wesen schaffen, das es kann. — Die Macht, die mein Bruder Gott nennt, arbeitet mit der Methode von Versuch und Irrtum."

Und nun bringt es also Shaw dahin, den langlebigen, den weisen, den rational durchlichteten Menschen zu schaffen. Resultat: es hört alles auf, was uns das Leben wünschenswert macht — es erlischt Leidenschaft und Liebe, es erlischt das niedere dumpfe Leben und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, alle Kunst wird als Kinderei erkannt, Geselligkeit und Gespräch sind „überwunden". Nichts bleibt als eine grandiose Einsamkeit der Allweisen, Uralten — eine Leere, die Shaw optimistisch deutet. Aber ist sie solch einer Deutung ehrlich fähig?

Was tun diese Alten? Was bedeutet es, daß „die Ekstase des Lebens durch sie rollt" — daß sie in Dornen schlafen, gegen Genuß und Leid gleich unempfindlich und ohne die Lockungen des Geschlechts, daß sie keine andere Sehnsucht mehr haben als „Vortex" (Urwirbel) zu werden? Endet der weltfrohe Fortschrittsmann Shaw bei einem Klosterideal (einem buddhistischen noch dazu), so hat er sich wohl gründlich ad absurdum geführt.

Digitized by Google

Zuletzt freut man sich, daß dem fortschrittlichen Gott sein Schöpfungs- und Evolutionswerk bis heute nicht so recht gelungen ist. Wenn dies das Ende sein soll! — Und es scheint einem nicht mehr so absurd, daß etwa alle Schönheit, Gestaltung, Lustigkeit, alles lebhafte Drama des Lebens nur dem Teufel zu verdanken wäre.

Einzelne Waren des Teufels würden wir ja gern dahingeben: den Krieg, die Diplomaten. Aber Shaw (der dies gar nicht beweisen will) beweist leider, daß wir uns mit zunehmender Weisheit alles abgewöhnen müßten, was Pracht und Farbe des Lebens ausmacht.

Sein Buch bleibt wichtig (abgesehen von den „teuflischen" Vorzügen seines Witzes, seiner dramatischen Kraft) als Protest gegen ein anderes Wahnsinnssystem.

Gegen das System, in allem, auch in dem, was sich leicht mit Menschenkraft ändern ließe, „immanente Tragik" zu sehen — unbehebbares (edles) Unglück, wie es etwa Blüher (mit anderen leichtsinnig-heroischen Autoren) schon im angeblich nie zu schlichtenden Gegensatz Frankreich: Deutschland findet. An wie vieles schon wurden die heiligen Worte des Grauens „unheilbar, unveränderlich, unbehebbar" verschwendet!

Dieses zweite Wahnsinnssystem nimmt gleichsam den Wahnsinn von vornherein ins System auf. Als unmotivierbaren Glauben. — Der auch der Glaube jener Derwische sein kann, die sich im Tanz Wangen und Zunge durchbohren.

Wahnsinn der Hingabe an eine höhere Welt. Der Mensch kann nichts Wesentliches leisten, die Gnade erfülle ihn denn. Und die Gnade kann durch menschliche Handlungen und Gedanken nicht erzwungen werden (so lautet das System in seiner Reinheit). Mithin ist des Menschen Teil nichts als dies: die Gnade erwarten. —

Ich versuchte in meinem Bekenntnisbuch ein drittes System. Beide Ebenen ließ ich nebeneinander bestehen. Die Ebene, in der man tätig „unedlem Unglück" abhelfen will — und die Ebene, in der man demütig das „edle Unglück" der Endlichkeit, Begrenztheit nach jeder Richtung hin, Vergänglichkeit, Unzulänglichkeit einfach erträgt.

Aber diese beiden Ebenen verlangen ein entgegengesetztes Verhalten. Kann man gleichzeitig hilfreich tätig und demütig abwartend sein? —

Ja! Man kann. — —

Das ist merkwürdig, ja es ist durchaus von anderem, höherem

Digitized by Google

Range als alle andern Merkwürdigkeiten des Daseins, es ist, offen heraus, vielleicht das einzig Merkwürdige auf Erden.

Ein Ausgleich der beiden Ebenen ist unmöglich, solange man rational denkt. Aber plötzlich gibt es ihn doch. Aufgehoben ist für einen bestimmten persönlichen Bezirk die Unmöglichkeit zu leben. Gnade hat eingegriffen. Die Erfahrung belegt dieses Ereignis, dieses Wunder. Es ist möglich, gleichzeitig seiner Pflicht (der nützlichen Arbeit im Interesse der Menschen, im eigenen Interesse) und dem Trieb (der Entfaltung der inneren göttlichen, autonomen, keinem Zweck dienenden Welt) Genüge zu tun. — Im normalen Ablauf des Lebens bekämpfen einander diese beiden Einstellungen aufs grausamste, in der Minute des Wunders sind sie Eins.

Die Welt der Pflicht ist die unvollendete, werdende, sittlich zu erarbeitende Welt. Die Welt Gottes ist vollendet, in sich ruhend, vollkommen. — Und das „Wunder" zeigt nun, daß beide zugleich und nebeneinander erlebbar, möglich sind. Nicht im Diesseits geht man heidnisch-böse oder selbstgerecht-sittlich auf und das Jenseits verlangt nicht, daß man dem bunten schönen Diesseits entsage. In der Minute des Wunders lebt der Mensch in beiden Welten zugleich!

Das alte böse Problem aller Religionen, der alte Rechtsstreit zwischen Gott und Mensch, die Theodizee, erhält von hier aus neues Licht.

Warum hat Gott die Welt erschaffen? Warum ist die Sphäre des Absoluten nicht in sich unbewegt geblieben, warum hat sie sich mit den „Taten des Anfangs" ins Bedingte hinabgelassen, ins Demiurgische, das den Gnostikern als Degradation, als Gottheit zweiten Ranges erschien?

Wenn Gott absolutes, in sich vollendetes Wesen ist, wozu alle Qual der Geschöpfe, wozu die Mangelhaftigkeit der Schöpfung, wozu Sünde und Versuchung, da der Mensch durch ihr Überwinden nichts Neues in die Welt bringt — neben dem ohnehin allmächtigen und vollkommenen Gott? Ist die höhere Welt (Gott) von Anfang an neben der werdenden, mangelhaften, Fehler überwindenden gegeben, dann ist des Menschen Leben und Leiden sinnlos. Dann könnte Gott als böser Demiurg, die Welt als eine seiner üblen Launen, ja als sein Sündenfall gelten. Denn wozu „Läuterung des Menschen", die man etwa als Sinn alles Elends in der Welt ansehen mag — wenn der geläuterte Mensch schließlich doch nur in eine Sphäre aufsteigt, die vor ihm und ohne ihn schon fertig und durchaus vollkommen war? Mit anderen Worten: Die Existenz des Menschen muß für Gott etwas

Digitized by Google

Neues, eine Bereicherung bedeuten — etwas, ohne das die absolute Sphäre doch nur Mangel litte. — Ist das aber auch nur denkbar?

Ja! Wenn man das Nebeneinander der beiden Ebenen (der unvollkommenen, aktiven Welt und der vollendeten, ruhenden), wenn man dieses eigentliche „Wunder" zu fassen vermag. — Das Wesentliche dieses Wunder-Erlebnisses ist es ja gerade, daß selbst im Lichte der absoluten Vollkommenheit unser irdisches Pflichten- und Sündenleben seine Bedeutung nicht verliert, nicht aufgesogen wird das Begrenzte, Mannigfaltige im Unendlichen, Einen. — Die höchsten Momente des tätigen Lebens, der Liebe, der Kunst, sind solcher Art. Die Seele vergeht im Grenzenlosen. Plotin beschreibt es: „Oft schon bin ich aus meinem Körper zu mir selbst erwacht, befand mich außerhalb alles andern, aber innerhalb meiner selbst. Ich sah eine Schönheit von wunderbarer Größe, und war überzeugt, das bessere Teil ergriffen, das beste Leben verwirklicht zu haben und mit der Gottheit eins geworden zu sein". — Wesentlich ist aber noch für diesen Zustand der Gnade, daß in seinem Glanz die einzelne Tat, die Geliebte, die Tonfolge einer Musik nicht ausgelöscht worden ist, daß sich auf unsagbare Art das Irdisch-Individuelle mit der Unendlichkeit des Gefühls vermählt.

Das Irdische kann also unter Umständen eine Bereicherung des Göttlichen sein. Dies ist die eigentliche Theodizee! — Das Nebeneinander der absoluten, vollkommenen Kraft und der sich entwickelnden, bösen Welt ist mehr als das Absolute allein! Wohl ist der Körper eine Herabwürdigung der Seele; doch die körperlose Seele wäre in gewissem Sinn von geringerem Wert als die im Körper gefangene, um jene Neuauswirkungen ärmer, die nur durch ihre Belastung mit Materie, also durch ihre Verschlechterung gegeben sind.

So weit hielt ich ungefähr, als ich mein Bekenntnisbuch „Heidentum, Christentum, Judentum" abschloß. An diesem Punkte aber konnte ich nicht stehenbleiben.

Ist das Unvollkommene eine Bereicherung Gottes, ist paradoxerweise das Mangelhafte, das neben das Vollendete tritt, kein Minus, sondern ein Plus zu diesem Vollendeten, — dann hat auch das Böse, die Sünde einen Platz im Weltplan.

Die chaotische Welt, die sich im Kampf gegen die Hemmnisse der Materie abarbeitet, vielleicht hinaufarbeitet, vielleicht endgültig kaputt-

Digitized by Google

geht — sie wäre kein „Sündenfall" des Absoluten, sondern etwas wie ein Geniestreich Gottes. Geschaffen aus Kraftüberschwang des Absoluten, das so stark ist, daß es sich in seinen Grenzen der makellosen Vollkommenheit nicht festhalten mag, sondern über diese Grenzen lustig hinwegschäumt ins Unvollkommene, neben dem Grenzenlosen das Begrenzte, neben dem Reinen das Getrübte, neben der Gestalt das Gestaltlose verschafft. Es kommt mithin auch das Böse von Gott, und der Teufel ist (wie ja auch positive Religion es weiß) ein Diener Gottes. — Und ein wie notwendiger Diener, das stellte sich vorhin als Korrektur des öden Shawschen Zukunftsparadieses von selbst ein!

Daß Sünde entschuldbar ist, geht mithin aus der Erkenntnis hervor, daß dem Mangelhaften-Endlichen neben dem Absoluten ein Sinn im Weltplan zukommt.

Gefährliche Erkenntnis. Und neue Skepsis. Die Sünde geht ja offenbar darauf aus, das Weltall einzureißen. Und nun soll sie, in kleinen Dosen gewissermaßen, eine „Bereicherung Gottes" darstellen?

Es grenzt an Blasphemie. Und doch werde ich diesen Gedankenkreis nicht los. — Die lebenspendende Funktion der Sünde habe ich in den drei Büchern seit meinem Bekenntnisbuch dargestellt. In ziemlicher Erregung, denn das ist schon ein Einfall, der aus der Fassung bringen kann. In „Franzi" ist es die Sünde des „zweiten Ranges", der von ihrer höchsten Gefühlsintensität nachlassenden Liebe, im „Leben mit einer Göttin" die Sünde der Fremdheit zwischen den Menschen, in „Klarissa" die Sünde des „halben Herzens". In all diesen Formen ergibt sich als Aufgabe des Menschen, mit der Sünde zu leben. Nur so mildert er die unerträgliche Spannung, die aus der Unmöglichkeit des konsequenten Lebens in einer der beiden Ebenen (von Gnadenmomenten abgesehen) entsteht. — Nebenbei bemerkt: Unter all den hundert Theaterkritikern, die mein Klarissa-Lustspiel rezensierten, haben kaum zwei, drei diesen Zusammenhang mit meinem Lebenswerk bemerkt oder nur geahnt. Ein Beweis mehr für die Belanglosigkeit der Kritik, und zwar ebensogut der Tageskritik wie jener nur scheinbar ernsteren, die (wie zum Beispiel Franz Blei) oberflächliche Theoreme und Inkonsequenzen mit schlechten Manieren des Herzens verbindet.

Sünde, um leben zu könnnen! 1708 bewies Bernard de Mandeville die nationalökonomische Richtigkeit dieser These in seiner Flugschrift: „The grumbling hive or Knaves made honest".

Digitized by Google

Eine Art „Homöopathie der Sünde" — wäre dies das letzte Wort auf die Frage nach dem richtigen Leben? — Denn die Sünde hat die Tendenz, den ganzen Menschen zu ergreifen. Dieser Tendenz widerstehen! Obwohl man weiß, daß man verdorren müßte, wollte man ganz ohne Sünde leben! Kraft haben, dies zu wissen und doch zu widerstehen!

Reicht man dem Teufel einen Finger, so verlangt er die ganze Hand. — Wohl! So reiche den Finger, aber verweigere die Hand. — Es klingt so einfach . . .

Die Gefahr ist groß. Denn es kann natürlich alles, was zur Rechtfertigung der Sünde im Weltplan angeführt wird, eine Versuchung des Teufels sein. Ein halbwegs intelligenter Teufel würde auch gar nicht anders argumentieren als mit diesem Trick, — wie übrigens aus der großen Satansbibel, E. Th. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels" zu ersehen.

Er würde dann etwa so fortsetzen: Eine nette Sünde das! Du kostest sie ein wenig, ohne sie auszukosten. Verdünnst und rationiert sie. In usum delphini. Ad majorem Absoluti gloriam. Das macht der Sünde ja gar keinen Spaß mehr, wenn sie so als Medizin verschrieben wird. Dann lieber ein unbewußter dummer Sünder als solch ein Klugschwätzer, der immer über der Situation . . .

Mit solch einem dialektischen Widersacher ist übrigens viel leichter fertig zu werden als mit der Sünde selbst, die schon ganz allein, ohne Anwalt, dafür sorgt, daß man es bei der ersten Station, beim Verkosten nicht bewenden läßt . . .

Die Gefahren also sehe ich wohl. Kann nur erwidern, daß man sich solchen Gefahren aussetzt, indem man geboren wird. Leben ist Lebensgefahr. Die Anweisung, sich mit der Sünde einzulassen, ohne Furcht, und ihr doch nicht nachzugeben, — diese Anweisung bedeutet nur, daß man ohne Gefahr nicht leben kann und daß Gefahr, ernst genommen, die Möglichkeit des Unterganges, der physischen wie der moralischen Vernichtung, in sich schließt. Aber in Augenblicken der Schwäche fürchtet man die Gefahr, in Augenblicken der Kraft fürchtet man sie nicht. Man vertraut.

Man vertraut. — Wem? Warum? — Hier endet meine Betrachtung in eine Sphäre, die ich in einem Essai „Gerhart Hauptmanns Frauengestalten" (Neue Rundschau, November 1921) ziemlich klar umgrenzt habe, von der ich aber immerhin glatt zugebe, daß sie die Sphäre des Wahnsinns ist.

Vertrauen. — Ein Kreisel wollte auf der Spitze stehen. Er ver-

Digitized by Google

suchte es, indem er sich möglichst sorgfältig ausbalanzierte, weder nach rechts noch nach links einen Ruck machte, selbst starr und regungslos wurde, wie auch seine Umgebung bat, sich nicht ein bißchen zu bewegen. Die Luft beschwor er, keinen Hauch zu tun, die Tischplatte, auf der er seinen Versuch machte, bat er, nicht zu zittern. Mit angespanntester Aufmerksamkeit probierte man die besten Bedingungen aus. Vergebens. Der Kreisel fiel immer um. — Plötzlich setzte er sich in Schwung und begann sich zu drehen. Unbekümmert um Wackeln und Umschlagen tanzte er immer schneller. Er freute sich, weil ihm die Gefahr des Umfallens aus dem Sinn gekommen war. Er vertraute. Und in rasender unbedenklicher Umdrehung, in schnellster Bewegung stand er nun mit einem Mal ganz fest auf seiner Spitze; obwohl es ja kaum glaublich erscheint, daß ein toller, wirbelnder Kreisel eher auf seiner Spitze stehen kann als ein vorsichtiger, ruhiger. —

Ein schönes Symbol. Dennoch nur ein Symbol des Wahnsinns.

Aber habe ich denn versprochen, daß mein System ohne Knax sein wird?

Im Gegenteil: gegen Systeme ohne diesen Knax habe ich das höchste Mißtrauen. Sie sind sicher falsch.

Wenn es nun also am Ende doch wieder auf einen Wahnsinn herauskommt: warum nicht ebensogut der Wahnsinn der wangen- und zungendurchstechenden Derwische?

Ich ahne aber, daß es eine geheime Rangordnung der Wahnsinne geben mag, mit denen seit je die Menschheit sich das Leben möglich gemacht hat. Sie sind nicht gleichwertig. Zwar gehen alle diese heiligen Räusche von dem richtigen Gefühl aus, daß Vernunft einen unauflösbaren Rest im Leben nicht zu lösen vermag. Und besser, hundertfach besser dieses Gefühl als das falsche von der glatt aufgehenden Rechnung. Aber noch besser, den unauflösbaren Rest an einer Stelle des Seelen-Raumes zu suchen, wo er wirklich ist, als nach dem Unfaßbaren in überdies unergiebigen Richtungen zu tappen. — Es kann also immerhin auch eine Philosophie des Wahnsinns einen gewissen Fortschritt der Erkenntnis bedeuten. Den Wahnsinnsschmerz richtig lokalisieren — das wäre schon etwas!

Digitized by Google

GESCHMACK DER WELT

Erinnerungen von

ARTHUR HOLITSCHER

Rasch will ich noch hieher schreiben, wie Max Dauthendey Jahrzehnte später starb. Er starb, im Kriege, der ihn im fernen Osten überrascht hatte, hoffnungslos und verzweifelt, fern von seiner Heimat, in der es ihn auch nicht mehr leiden wollte, an gebrochenem Herzen. Er war mit einigen Deutschen in einem kleinen hochgelegenen Kurort auf der Insel Java so gut wie interniert. Mit diesen Genossen seines Schicksals hatte er wenig Fühlung, nichts Gemeinsames, es waren Menschen, die ihn nicht verstanden, wahrscheinlich verhöhnten, und die selig primitiven Eingeborenen schied ebenfalls eine Welt von ihm. Als er die Einsamkeit über sich zusammenschlagen fühlte, kaufte er einen Papagei, der Javanisch sprach und versuchte von dem Tier die Sprache des Landes zu erlernen, in dem er bald darauf begraben liegen sollte. So starb der Dichter, ein „Ausländer des Daseins".

Aus dem Wirrsal, dem Schwarm, dem Getümmel dieser Münchner Zeit steigt vor meinem Herzen ein Bedauern, eine Klage, Reue empor, zugleich mit einem unvergeßlichen Namen, dem Namen einer Freundin: Mathilde H.

Sie nannte sich meine mütterliche Freundin, obzwar sie an Jahren nicht gar viel älter war, als ich. Sie lebte als Begleiterin einer Amerikanerin in München, ich traf sie in einer Gesellschaft und kam in der Folge oft zu ihr. Eines Tages fuhr sie nach England und kehrte nicht mehr zurück. Sie schrieb, ich sollte nach London kommen, wo sie einen großen Freundeskreis besaß, einflußreiche Leute, die mich gut aufnehmen würden; sie hatte meine Bücher mitgenommen und unter ihren Freunden Sympathien für meine Bücher entdeckt.

Felsenfest glaubte sie an das Ende meiner Nöte unter den Menschen, in deren Mitte sie sich geborgen fühlte. Sie war sicher, ich würde gut arbeiten, Freunde und die Wärme um mein Leben finden, die ich entbehrte, wenn ich erst nach England kommen wollte. Immer wieder sagte sie mir: die Menschen, die mich in München umgaben, und deren Lob ich ihr sang, seien interessant, ich aber würde in München erfrieren, bliebe ich zu lange. Sie sah für mich glück-

Digitized by Google

lichere Entwicklungen voraus, sobald ich mich, wie sie es formulierte, der Welt vertrauen würde, wobei sie unter: „Welt" ferne Länder und außereuropäische Kulturen verstand. Sie war mit starken okkulten Kräften begabt und ich hatte, mit anderen ihrer Bekannten, des öfteren Gelegenheit gehabt, Gewißheit über ihre Gabe des Hellsehens zu erlangen. Sie stand mit der Schule von Bombay und Madras, mit Annie Besant und Madame Blavatska in Fühlung und suchte mich für die Wissenschaft des Okkultismus zu interessieren. Mein Stück „Das andere Ufer" schien ihr Beweis dafür, daß ich mich in diese Materie rasch einleben und daß dies meine Arbeit in günstigem Sinne beeinflussen werde. Aus meiner Liebe zu den englischen Praeraffaeliten aber schloß sie, daß ich mich in London und in ihrem Freundeskreis rasch werde einbürgern können.

Ich folgte ihrem Rufe nicht, auch nicht der Einladung einer ihrer Freundinnen, die in einer Villa in Eastbourne lebte, bei der Mathilde H. die Wintermonate verbrachte. Nach einigen unfrohen und bedrückten Jahren führte mich endlich mein Weg nach London. Ich hatte von meiner Freundin lange nichts mehr gehört. Am Tage meiner Ankunft las ich die Parlamentsrede eines ihrer Freunde, desselben, bei dessen Frau Mathilde in Eastbourne gewohnt hatte. Ich entsann mich auch der Adresse, die auf Mathildens Briefen gestanden hatte: Bryanston-Square im Londoner Westen. Ich ging hin, holte Erkundigungen ein. Meine Freundin war wenige Monate zuvor auf der Yacht einer ihr befreundeten Familie, auf der Fahrt nach Japan, auf hoher See an Herzschlag gestorben. —

Was ist es mit der „Welt", der Freude an dem Wandern, an dem Fortgehen, dem Traum, daß man sich bald dort befinden wird, wo man nicht ist, nie war, wohin einen Lust und Grauen locken, was ist es mit der Ferne, dem rätselhaften Geschick, tief und rätselhaft wie der Tod?

Denke ich darüber nach, was in meiner unruhigen Seele, deren Flamme nicht schwer zu entfachen ist, den nie verstummten, immer schwelenden, schwingenden, schwärmenden Wandertrieb zu Zeiten so übermächtig hat anschwellen lassen, daß mir das Verweilen an dem Orte, wo ich mich befand, fast als ein körperlicher Schmerz unerträglich wurde — dann drängen sich mir Erklärungen auf, die wieder Fragen sind. Der Ahasver-Trieb des Juden, des ewig im Exil, an der Peripherie des Lebens Dahintreibenden. Was bewirkt die Verzweiflung

Digitized by Google

an dem Gefühl des Dorthin-Nichtgehörens, wo man ist und die Sucht, noch vollkommenere Einsamkeit in dem Ungekannten zu erlangen? Ist Weltliebe nicht: Unfähigkeit zur Hingabe an den Einzigen? Ist es nicht trüber, gehemmter, verleiteter Sexualtrieb, der sich in der Sehnsucht nach fernen Ländern des Erdballs manifestiert? Was ist von Gott in dieser Lust an dem Fernen, was vom Dämon?

Sicherlich ist das absolute Glück in der absoluten Ruhe zu finden oder im beständigen Wechsel, ihrem Gegenpol. Was zwischen der Scholle und der Wolke liegt, ist Unbefriedigung, ewig zehrende Unrast, Schmerz. Geheime Kräfte wollen in der rätselhaften, bis zum Erschrecken befremdlichen Seele entbunden werden. An fremden Orten fühlt der unruhige Wanderer eine Saite in sich erschwingen, ein Akkord wird im Innern geweckt, es erklingt voller als je, eine ferne Landschaft, der Duft einer niegekannten Stadt, der Nebel über einem See, dessen Namen man beim Vorüberfahren aus dem Reisebuch erfährt, der Blick eines verspäteten Passanten in einer dunklen Straße der kleinen Stadt, die man Gott weiß warum aufsuchen mußte, dieser kleinen Stadt, in die man heute gekommen ist, die man morgen verläßt, in einem Land, dessen Sprache man nicht kennt, nicht kennen mag: alldies ist unser Besitz. Wir wissen, es hat von je uns gehört, aber erst seit wir uns unseres Besitzes versichert haben, wissen wir, wie reich wir sind. Fast könnte man dies Seelenwanderung nennen, etwas Kosmisch-Metaphysisches, Seelenwanderung bei lebendem Leib, der die in ihm neu erwachenden Seelen fest behält zu steter Amalgamation. Man ist höher, voller, gerader geworden, wenn man aus fremden Gegenden an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt. Fremdes hat man gesehen und in sich aufgenommen. Indem man an fremden Orten Menschen streifte und sie verließ, indem man sich um seine Beziehung zu ihnen bereichert und sie dann verlassen hat, erhob man sich zu gleicher Zeit über die kleine Welt, in der sie fortfahren, zu leben, und über die Sphäre, in der man selber zu leben fortfährt.

Auf diese Weise findet man hier und dort in der Welt, an Orten und bei Menschen, zu denen man sich rätselhaft gezogen fühlt, Stücke seiner selbst und konstruiert sich aus diesen verstreuten Teilen sein Ganzes. Der Reisetrieb wird bestimmt durch den Drang der Moleküle, sich zu aggregieren. Zuweilen ist es so mächtig, was uns an fremden Orten erwartet und überrascht, daß wir es auf einmal nicht in unseren Besitz bringen können, dann treibt es uns dorthin zurück, immer wieder zurück, bis wir uns voll erobert haben, was dort für

Digitized by Google

uns bereit lag. Allmählich gewinnen wir, und die Erde verhilft uns dazu, unsere Beziehung zur Scholle wieder. Sie zieht uns an, sie hält uns fest. Es ist die Scholle, in der wir begraben werden sollen.

Aber noch das Jenseits lockt, wie unbekannte Ferne. Daß es Jenseits ist, beweist, wie tief in unserer Seele der Drang nach Veränderung, die Gewißheit, daß es dort, wo wir nicht sind, besser sein wird als hier, verwurzelt ruht.

Wen das Leben allzuhart bedrückt, der ändere den äußeren Schauplatz seines Lebens. Die Ferne betrügt nie. Nur im Verweilen ist Betrug. Das wissen auch die Glücklichen.

Erst in späteren Jahren erlebte ich das Große, Entscheidende: Menschen, Länder, Menschengemeinschaften an fernen Orten nicht im Hinblick auf mein Leben, es sei denn ein erträumtes Dasein in der Utopie, zu betrachten und darzustellen. In der Zeit, da mir Mathilde H. den Rat gab, nach England zu reisen, mich in England niederzulassen, war ich noch allzusehr im Eigenen befangen, in jenem überaus sonderbaren Rausch, der einem vorgaukelt, daß man auf irgendeine seltsame Weise der Mittelpunkt des Geschehens der Welt ist. Nicht daß das, was geschieht, auf das eigene, verborgene Schicksal Bezug habe, sondern daß dieses eigene, rätselhaft mächtige Schicksal alles, was in breitestem Umkreis geschieht, zu seinem Geschehen veranlasse — eine absurde Vorstellung, die jedoch mächtig und zwingend über das ganze Gefühlsleben herrschen kann! Und zwar gerade in jenen Zeiten, in denen man sich am ärgsten, hoffnungslosesten bedrückt fühlt durch die eigene Unfähigkeit, zu handeln.

Heute kann ich mir dieses Rätsel lösen, das Absurde erscheint mir vernünftig: in jenen Zeiten der Hoffnungslosigkeit bereitete sich die Seele vor auf den Augenblick, in dem meine Aufgabe anfangen sollte: durch die Kraft meiner Überzeugung das Schicksal vieler unbekannter, über den Erdball verstreuter Menschen zu beeinflussen, sie für Ideen zu gewinnen — diese Aufgabe war mir gerade aus meinem Wandertrieb, der quälenden Begierde, fremde Länder und Menschenzusammenhänge aufzusuchen, sie für die eigene Seele nutzbar zu machen, erwachsen.

Später, auf Reisen, die mich über das kleine Bereich Westeuropas hinüber nach den weiten Gebieten Kanadas, durch Rußlands Städte, die Täler der Wolga und durch Galiläas Ebenen und Berge führten, wurde es mir offenbar, daß meine Irrfahrten um jene Zeit, die meinen Münchner Jahren folgten, nur Vorbereitung waren für das ernste Werk,

Digitized by Google

das mich in späteren Jahren der gereiften sozialen Erkenntnis erwartete: meine unruhige Sehnsucht umzumünzen in aktive Hilfe, für andere, von gleicher Rastlosigkeit ihres heißen Herzens Erfüllte. Ihnen zu weisen, den ich irrend gesucht hatte, ohne einen Menschen, der den Weg mir beigestanden hätte — außer dem einen, meiner Freundin in England, die auf hoher See gestorben ist. —

Ein wunderlicher Nebel liegt über meinen Erinnerungen an die Zeit meiner Wanderungen quer durch den europäischen Kontinent, von Belgien bis Siebenbürgen, vom Kattegat bis Capri. Wie durch einen Trichter stürzte die Welt in ein Gefäß, dessen Inhalt schäumte und gor. Auf diesen Reisen, die ich unternahm, ohne einen Ort, an den ich zurückzukehren vermocht hätte, ohne Heim und Heimat, jähen Entschlüssen preisgegeben, fühlte ich mein schwankendes Lehen emporgeworfen und in die Tiefe geschleudert wie ein schwaches Schiff in hohem Wellengang. In der Erinnerung vermischen sich Eindrücke von außen mit den geheimen Erlebnissen der Phantasie, die schwer auch nur an die Peripherie der Sinne dringen, eine Landschaft, ein Haus, ein Mensch verliert oder gewinnt in der Erinnerung seine Gestalt und es ist nicht sicher, ob man sie geträumt hat oder ihr wahrhaftig begegnet ist, ob sie sich aus dem Traum von der Welt in der Helle des klaren Tages materialisiert hat oder ob sie aus der Wirklichkeit in einen Traum geraten ist, der dann so bezwingend wurde, als hätte ihn wirklich das wahrhaftige Dasein unter der Sonne entfesselt.

Auf meiner Landkarte eine kleine rote Linie, in meinem Schrank ein Steinchen, ein Fetzen dünnes Tuch, ein Bild, ein Papierblatt mit ein paar aufgekritzelten Zeichen — von den tiefsten Ereignissen nicht einmal so wenig — ein Vorüberhuschen, die Seele weiß es noch, das Bewußtsein hat die Spur verloren. Eins ist nur ganz sicher: eingegeben wurden diese Irrfahrten nicht durch die Laune, den Ort zu wechseln, sondern durch meist nur in der Einbildung begründeten Zwang, für die Arbeit, die ich vorhatte, eine ihrem Wesen entsprechende Umgebung, einen Entstehungsort zu finden, der ihr Werden günstig beeinflussen könnte — und dann: der Wunsch, der Einsamkeit ein Ende zu bereiten, hier und dort, wo freundliche Menschen beisammen waren, mich ihnen anzuschließen, der Wunsch nach Freundschaft, Gemeinschaft, Heiterkeit des Lebens, Wärme.

Und hier und dort die Lockung des verschwenderischen Reichtums,

Digitized by Google

den der Geist des Menschengeschlechtes über die Länder Europas verstreut hat, und an dem alle Epochen der Geschichte ihr Teil hatten, auch die gefährliche und zweideutige Gärens volle der Jahre, in die meine Wanderzeit fiel.

In Brüssel lehrte Elisée Reclus, der Geograph, an der Freien Universität. Ich hörte einige seiner Vorträge, in denen er über das Primat Italiens sprach. Der Zeitpunkt war nicht günstig gewählt; während ich in den Stunden, die ich zu Füßen dieses außerordentlichen Menschen, des Erwählten unter den Vorläufern der Menschheitsentwicklung saß und den Zauber seiner Persönlichkeit genoß, dozierte nebenan Georges Eekhoud in seiner eindringlich lichten Art: die vorshakespearische dramatische Literatur Englands.

Im selben Sommer hörte ich in Heidelberg Kuno Fischers formvollendete Vorlesungen über Spinoza, die aber durch eine gewisse, naiv zur Schau getragene geistige Unfehlbarkeit des berühmten Lehrers beeinträchtigt waren. Thode las um dieselbe Zeit über die Italiener vor Raffael und ich faßte den Entschluß, sobald wie möglich nach Florenz zu gehen. Doch dauerte es Jahre, ehe ich diesen Plan verwirklichte.

Eine Erzählung, die ein Memlinckbild, eine von Anemonen umgebene Madonna, zum Vorwurf hatte, hielt mich monatelang in Brügge fest, dann lebte ich ein paar Frühjahrsmonate lang in Knocke an der belgischen Küste, wo die unglückliche Erzählung im Dünensand begraben liegt. Aber hier war es, wo Georgie nnd Chickie wohnten, mit ihrem Bruder, dem Maler und ihrem alten Elternpaar, diese kleine schottische Familie, die den alten Namen des berühmtesten Klans der Könige Schottlands trug. Wenn nach dem Abendessen in dem kleinen warmen Salon der Flügel aufgetan wurde, dann sangen die Alten und die Töchter die Lieder vom König Jakob, vom jungen Prätendenten und von den Seen und Bergwegen ihres Heimatlandes, das ihnen, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ebenso fern und sagenhaft verloren zu sein schien, wie die Zeit der Könige, aus deren Stamm der ihre ein Sproß war. —

An den Sonntagen versammelte sich die Gilde des heiligen Sebastian um einen hohen Mast, von dessen Spitze Kränze im Wind baumelten. Mit Armbrüsten wurde nach diesen Kränzen geschossen und dann johlte der Sieg und die Niederlage schiedamumduftet durch die stille, nur vom Meeresrauschen unterbrochene und rhythmisch belebte Nacht.

Herrlich war es, stundenlang in der Einöde von See und Dünen

Digitized by Google

auf die Töne, Worte und Sätze, die Wasser und Wind und Gras artikulierten, zu horchen und zu warten, bis die Seele mitzuschwingen begann und ein Gedicht, ein paar beflügelte Wortgebilde sich regten und Gestalt annahmen. Da kamen wohl die kleinen schüchternen Hasen aus ihren Dünenlöchern gekrochen, blieben stehen, sahen den reglosen Menschen vor sich, erkannten in ihm ihren Freund, nickten mit ihren langen Ohren und fingen zu tanzen an, ohne Sinn und Zweck, denn sie hätten eher auf die Jagd gehen sollen, aber die unschuldsvollen Tiere gehorchten dem friedlichen Gebot ihrer harmlosen Natur und der Mensch traute sich kaum eine Geste zu machen, die sie in ihrem Vergnügen hätte stören können. Als er dann aufbrechen mußte, um zur Mahlzeit im Hotel rechtzeitig zu erscheinen, tat er es mit einem bedauernden Hutschwenken nach den sich in der Runde emsig in ihre Höhlen verkriechenden Mitwesen. Auch Bruder Maler saß, fast reglos vor Angst, die Tiere zu stören, vor seiner Staffelei in den Dünen und hatte die Ockertuben vor sich aufgeschichtet. Nur wenn die jungen Mädchen kamen, Georgie besonders in ihrem rotschottischen Cape und Tam o'shanter, den Farben ihres Klans, purzelten die verängsteten Tiere durcheinander und jedes versuchte sich, so rasch es ging, im Bauche der sandrieselnden Hügel in Sicherheit zu bringen.

Hier war auch, an der Grenze Hollands, nicht weit vom Dorfe Knocke, jenes verwunschene Haus mit dem Garten, in dem es zu jeder Jahreszeit blühte und sproß. Der Friede um die Menschen, die in diesem Haus und diesem Garten lebten, war so groß, daß der Vorüberwandernde stehen blieb und in der Lautlosigkeit die fernen Glockentöne vom Belfried Brügges zu hören wähnte, die die Mittagsstunde läuteten. Aber dann stellte es sich heraus, daß er das Pochen seines unruhigen Herzens vernommen hatte, und er ging weiter, den kleinen Gassen mit den blankgescheuerten roten Häuschen entgegen, in denen das Volk der flandrischen Bauern und Fischer hauste.

Brügge, das tote: sein Glockenspiel war ein Atmen im Schlaf der Vergessenheit; die weißen und schwarzen Schwäne zogen Kreise über das grünliche Wasser des Teiches, der das Minnewater genannt ist; zwischen den Mauern der alten Paläste, Beginenhöfe und Spitäler die dunklen schmalen Kanäle waren den Schwänen Straße und Ruderplatz.

Florenz, in das ich Jahre später zog, war nicht das Florenz Burckhardts, noch war Rom, in dem ich ein Jahr später alle Jahreszeiten

Digitized by Google

auf- und niederrauschen sah, das Rom Gregorovius' und Rankes, noch auch das Rom der Nachfolger von Hans von Marées.

Nach Florenz reiste ich mit Dauthendey. Ich hatte mich in einem Anfall von Mißmut, weil meine Arbeit in München nicht gedieh, rasch entschlossen, nach Florenz zu reisen. Aber noch rascher als ich hatte Dauthendey seinen Reiseentschluß gefaßt. Er begleitete mich zur Bahn und ehe ich mich versah, hatte er, nach mir an den Billetschalter tretend, in plötzlichem, aufflackerndem Reisetrieb, ebenfalls eine Karte nach Florenz gelöst. Aus Kufstein telegraphierten wir an Frau Dauthendey, sie solle sogleich das Nötigste in einen Koffer packen und nach Florenz bahnhoflagernd schicken. Schon wenige Stunden nach unserer Ankunft in Florenz hatte Dauthendey das Abenteuer bereut. Wir wohnten in einer geräuschvollen Pension in der Via Tornabuoni. Nachts war ein Kommen und Gehen, an Schlafen nicht zu denken, und nächsten Morgen beteuerte mir Dauthendey, in der verflossenen Nacht sei eine Leiche über den Pensionskorridor geschleift worden. (Ich nehme an, es war eine harmlose Matratze, auf der ein spät eingetroffener Gast im Badezimmer seine Schlafstätte fand!) Aber die Angst der ersten Nacht hatte sich in Dauthendey festgebissen, er übersiedelte in ein Hotel, schlief dort „aus Sicherheitsgründen" bei offener Tür, damit er gleich Kontakt mit der Außenwelt erlange, falls er überfallen würde; schlaftrunken und verstört schlich er durch die Uffizien und war nach München zurückgereist, noch ehe sein Koffer in Florenz eintraf.

Jeden Abend gegen Sonnenuntergang ging ich nach San Miniato über Florenz die Via dei Colli hinauf, um in der kleinen Kirche des heiligen Franziskus, hinter der durchschimmernden, wie von Wolken durchzogenen rötlichen Marmorplatte der Apsis die Sonne untergehen zu sehen. Um diese Stunde war die Kirche von einem mystischen Feuer des Gestirns wie von Gottesnähe durchschimmert, und ich erlebte eine Stunde der Andacht — Andacht der Sinne — wie unten in Or San Michele vor dem jungen David des Donatello, wie in der Akademie vor dem Relief der Sängerestrade Donatellos!

Fiesoles Kirchturm steckt wie der herausragende Griff eines Dolches mitten in dem Tal der geschwungenen sanften Hügelbrüste der etruskischen Stadt, Fiesole ist wie eine nie aufhörende Musik zu Häupten Florenz.

Melodisch wechselt der schwarze Marmor mit dem weißen ab auf der Fassade des Doms unten in der Stadt, der Dom ist ein Orgelpunkt in der Musik Florenz, dem hymnischen Gedicht des Baumeisters

Digitized by Google

Zeit ging weiter, ging weiter. Jetzt ist es Frühling 1923, ich bin in Italien und werde ein Buch schreiben... Mit welchem Titel? Ich vergaß ganz, es mir zu überlegen. Es darf nicht einfach „Giotto" heißen. Das wäre ganz falsch. Ich weiß keinen anderen Titel; aber ich muß ihn gleich nennen, spätestens morgen, nein in dieser Nacht, nein sofort... jetzt, jetzt den Namen des Buches. Es dringt wie ein Messer auf mich ein; das Messer ist lang, es wächst zusehends, ist schmal und spitz, ritzt meine Haut. Den Titel des Buches, den Titel... Ganz schnell! Eins, zwei... Den Titel! Drei!

Ich blicke auf.

Vor mir steht ein Mensch, lehnt sich über die Tischplatte, starrt mit spitzen Blicken in mein müdes Gesicht. Es ist der einzelne Herr vom Nebentisch. Er hat die dunkle Bräune des Süd-Italieners und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Er blickt ganz starr, unbewegt wie in einer Psychose. Dann setzt er sich neben mich und spricht:

„Ich habe Sie beobachtet. Sie sind Deutscher, vielleicht auch Russe. Ich sitze schon viele Stunden hier. Dort am Nebentisch. Ich sitze immer an Nebentischen. Begreifen Sie das?"

Ich muß es verneinen.

Und lächelnd sagt der Fremde: „Gewiß. Sie können es nicht begreifen. Sie kennen mich ja gar nicht. Ich komme plötzlich an Ihren Tisch, setze mich zu Ihnen — ich weiß, es ist ungezogen, trotzdem ich der Ältere bin und Sie vielleicht nur ein junger Student —, aber ich habe Sie beobachtet und spürte, was in Ihnen vorgeht. Glauben Sie nicht, daß ich irgendwelche Studien hier treibe. Ich bin weder Arzt noch Literat. Nein, ich bin ein einfacher Mensch des nüchternsten Alltags. Ich heiße Alessandro Vardi, bin Ingenieur und baue jetzt ein Wasserwerk südlich von Vicenza".

Dann schweigt er lange Zeit und blickte zur Straße hinaus. Sie hat ihr Gesicht geändert und eine deutliche Tiefe bekommen. Wie lauernd blicken ihre Schatten in den trüben Schein unserer kleinen Lampen hinüber. Ich habe die Empfindung, daß sie ebenso uns in sie hineinzerrt, wie gleichzeitig wir ihrem Geheimnis auf der Spur sind; ja, wir drängen uns an ihre Wände, mit unseren Rücken biegen wir die Mauern in ein namenloses Dunkel zurück.

Alessandro Vardi folgt meinen Blicken und sagte dann, seine Erregung nur mühsam verbergend:

„Ja, diese Straße! Sie rückt auch Ihnen zu Leibe, wie sie es mit mir seit vielen Jahren tut. Sie ist wie ein Trichter, spitz in der

Digitized by Google

Ferne und ein breiter sinnlicher Mund in der Nähe, der alles hinein- und nichts wieder hinausläßt. Deshalb sitze ich hier Abend für Abend, am Nebentisch dessen, den die Straße neu überfallen wird. Heute sind Sie es, morgen vielleicht irgend welche Carbanieri."

Bei diesen Worten erwacht meine natürliche Neugierde: Wer ist dieser Mann? Was will er?

Vardi muß meinen Gedanken erraten haben. „Sehen Sie", sagt er, „das menschliche Leben hängt von ganz anderen Dingen ab, als wir meist glauben. Ich werde Ihnen ein Geheimnis verraten: ein zufälliger Blick auf eine zufällige Straße ist wichtiger als ein Geschäft, ein Krieg, eine Ehe. Die Menschen hängen immer an den Ereignissen und wissen nichts von den Kräften, durch die die Ereignisse erst sind. Die Beziehungen, die unser Leben beherrschen, sind ganz andere als die zwischen Ursache und Wirkung. Ein Blick, ein Wort, eine alltägliche Verrichtung: nur an ihnen hängt das Leben und nicht an unseren Gedanken und Entschlüssen.

Doch ich will nicht mit Ihnen philosophieren. Ich bin ein Mann der exakten Berechnung und sehe Wirklichkeit nur, wo die Umdrehungsziffer der Maschinenräder mit den Zahlen meiner Tabelle übereinstimmt. Ich will Ihnen erzählen, was ich erlebt habe, und Sie werden mich besser verstehen."

Der Kopf des Alessandro Vardi ist jetzt ganz in Licht getaucht. Wie eine Insel starrt er aus dem trüben Raum. Ich erkenne deutlich die scharfen Furchen in der ledernen Haut. Eine Zeit lang schweigt Vardi, er scheint seine Erinnerungen zu sammeln. Schließlich beginnt er:

„Sehen Sie noch eimal auf die Straße hinaus. Dort in jenem Eckhaus links hat der Schlächter Baccelli seinen Laden, und ein Haus dahinter ist eine Schänke. Vor dieser Schänke ... Doch, nein," unterbricht er sich plötzlich, „Sie werden alles, was ich ihnen erzähle, für Kolportage halten. Die Deutschen hören die Pistolen nur knallen und wissen nicht, daß sie ... auch töten."

Ich versichere ihm, daß ich auf seine Erzählung brenne. Mein Gesichtsausdruck muß ihn wohl überzeugen; denn schließlich fährt er fort.

„Nun gut. Es war ein Abend wie dieser, vor zwanzig Jahren. Die Straße und das Café sahen genau aus wie jetzt. Ich saß dort drüben, am Fenstertisch, las eine Zeitung und blickte zur Straße hinaus, die noch dumpfer und stiller war als heute. Kein Laut war zu spüren.

Digitized by Google

Nur die Straße selbst tönte ihr eigentümliches Summen zu mir herüber. Plötzlich höre ich Männerstimmen, dort von der Schänke her. Sie werden immer lauter und schärfer, verschlingen sich ineinander wie die Gliedmaßen von Ringkämpfern. Dann Stille, die viel furchtbarer aber klang als die zankenden Stimmen vorher. Und dann ein langer, hell aufsteigender Schrei und wieder Ruhe, Ruhe. Mir war, als ob auf allen Seiten meines Körpers Flammen brannten. Ich konnte mich nicht bewegen. Mit einem Stoß öffnen sich rings die Haustüren, lautlos, in gleichem Rhythmus, eine nach der anderen, erst die, dann jene ... Laternen scheinen und gruppieren sich um eine Stelle, wo auf dem Pflaster etwas Schwarzes liegt. Mit einem Ruck, der meine Arme plötzlich emporschnellen läßt, springt dann die Tür hier zum Caféhaus auf. Ein kleines Mädchen tritt hinein und ruft mit ihrem dünnen Stimmchen: ‚Guiseppe hat meinen Vater erstochen!' Außer mir war niemand hier. Der Kellner war gerade herausgegangen. Leise stöhnte das Kind vor sich hin, dann bemerkte es mich, trat an mich heran und wiederholte: ‚Guiseppe hat meinen Vater erstochen!'

Das Mädchen schmiegte sich dabei so an mich, als ob es in meinem Körper wie in einem Schlaf verschwinden wollte, um alles ungeschehen zu machen. Ich machte nicht die leiseste Bewegung, legte nur meinen Arm um den kleinen Rücken und ließ das Schluchzen und Herzklopfen an mich schlagen. Um uns war immer noch die gleiche Stille. Wir waren so allein, daß in dem halben Licht — damals brannte hier nur eine kleine Gasflamme — die Dinge von uns mehr und mehr abrückten und der Raum immer größer wurde, größer und unheimlicher. Der Lärm auf der Straße ebbte ab. Die Laternen gingen auseinander. Der Himmel dämmerte bereits, und man trug den Toten hinweg.

Das Kind war an meiner Brust eingeschlafen. Als die erste Droschke am Caféhaus vorbeifuhr, rief ich sie an, nahm das Kind auf meine Arme und fuhr in meine Wohnung. —"

Nur einen Augenblick schweigt der Erzähler, wendet sich dann mir ganz nahe zu — während er bisher wie zu sich selber gesprochen hat — und sagt mit einem fast bösen Lächeln: „Das werden Sie alles für unwahr halten. Und selbst wenn Sie es glauben — was liegt daran? Ein privates Abenteuer, das Sie nichts angeht. Kein Schicksal, das auch Sie betreffen könnte. Nicht wahr?"

Vardis letzte Worte sind an mir achtlos hinabgeglitten. Ich weiß gar nicht, was sie bedeuten. Ich starre über meinen Nachbar hinweg, auf die Straße hinaus, in das Innere der alten italienischen Stadt.

Digitized by Google

Ein leiser grauer Dämmer spinnt sich über die Dächer. Vardi bestellt für uns beide eine Flasche Chianti. Sein Gesicht ist jetzt ruhig und gütig. Ein leiser Wind läßt die Scheiben schwanken. Auf der Straße dringt der Lichtkegel der Gaslaterne schon hilflos und übernächtigt auf den sich mehr und mehr erhellenden Himmel.

Wie groß ist die Welt doch im Kleinen. Ich sitze hier in der Fremde, ein unbekannter Mann stumm vor mir, eine Nacht vergeht. Die Musiker sind längst nach Hause gegangen. Vor zwanzig Jahren geschah hier ein Mord. Ein kleines Mädchen weinte an jenem Tisch und schlief ein. Dies Weinen höre ich jetzt genau. Es klirrt wie die Scherben eines zerbrochenen Spielzeugs. Es brennt empor gegen alle Gewalt dieser Erde, empor zu hoher, lohender Flamme, stürzt herab, knistert leis und ist jetzt wieder das kleine Weinen eines Kindes. Ein Toter wird hinweggetragen. Winzige Laternen verlöschen.

Was geht mich dies alles an? Ich will fort aus diesem fremden Schicksal, von diesem Mann, von seiner Erzählung, fort von dieser unheimlichen Straße. Ich bin doch hier, um Material zu einem Buch zu sammeln. Ich bin ein Gelehrter. Meine Kollegs sind gut besucht, und mein Namen hat in Fachkreisen guten Klang. In wenigen Jahren bekomme ich wohl eine Professur. Soll ich dann heiraten? Oder ...

Alessandro Vardi sieht mich lächelnd an. Dann rüstet er sich zum Fortgehen. „Wir werden uns wiedersehn. Aber nicht hier. Hier haben Sie meine Karte. Ich erwarte Sie morgen abend zum Essen."

Ich gehe langsam nach Hause. Ich werde nicht mehr schlafen, sondern lieber gleich arbeiten. Ein ratterndes Fuhrwerk ist mir Symbol des beginnenden Werktags. Alle Lampen sind ausgelöscht. Hunde stöbern mit spitzen Schnauzen in Dunghaufen herum. Die aufsteigende Sonne gießt Leuchten über Stadt und Menschen.

Ich gehe mit schnellen Schritten dem Hotel zu. In meinem Zimmer sieht mich mein weißes geöffnetes Bett an. Ich bin nicht müde; aber ich habe die Nacht noch in den Gliedern und einen schlechten Geschmack von Wein und Tabak auf der Zunge. Ich blicke mich um. Wie trostlos ist dieses Zimmer, diese nüchterne Zweckhaftigkeit der Möbel, in denen heute ich wohne, morgen vielleicht ein florentinischer Handlungsreisender seinen Musterkoffer aufstellt. Ich blicke auf den Tisch. Da liegen Photographien, Manuskriptblätter, Burckhardts „Kultur der Renaissance" und Rintelens Giotto-Werk. Jetzt muß ich mich an

Digitized by Google

diesen Tisch setzen, den Federhalter in die etwas verwässerte graublaue Tinte tauchen, das Papier glätten und schreiben. Was schreiben? Neue Daten über Giottos Begegnung mit Dante (ich habe doch wichtige Dokumente aufgestöbert!), Parallelen zwischen der Divina Comedia und der Arena-Passion ... aber wozu das alles? Es ist ja sinnlos, ganz fern von mir, ferner wie die Städte Amerikas. Schmerzlichkeit und Mitleid mit mir selber steigen in mir empor und lassen meine Hände zärtlich über das Bett streicheln. Die Morgenluft aus dem halb geöffneten Fenster umweht mich leicht. Von draußen lärmt die Stadt. Ich lausche ihr ängstlich und streichle weiter mein Bett. Erst als meine Hand müde wird, erkenne ich die Bewegung und erfasse ihre Bedeutung.

Schnell ziehe ich die Hand zurück. Die Kissen erbeben noch unter meiner schroff abgebrochenen Bewegung. Mehrere Stunden starre ich vor mich hin, mein Körper rührt sich nicht, durch die Hände gleitet ein seit Jahren zum ersten Male wiederkehrendes nervöses Zucken. Die Sonne dringt in voller Breite durch das Fenster, wogt durch das Zimmer und trifft mich mit ihrem harten Glanz. Wie gut wäre es, jetzt im Dunkeln zu sitzen. Vielleicht wieder im armseligen nächtlichen Caféhaus? Aber dann wäre die Straße wieder da, ihre Schatten, ihre Winkel, ihr katzenhaftes Lauern, der Mord vor zwanzig Jahren, das leise Weinen des kleinen Mädchens, das gelbe Gesicht von Alessandro Vardi ...

Ich will ja arbeiten. Aber ich vermag nicht einmal, mich von der Stelle zu rühren. Ich versuche, eine Melodie zu pfeifen, nur um mein Dasein zu spüren. Es ist ein Motiv aus der „Bohème", vom gestrigen Abend. Ich komme nicht über vier Takte hinaus. Schließlich trete ich ans Fenster. Draußen sitzen Marktweiber vor ihren Obstkörben, schreien die Preise aus, feilschen mit ihren Käufern. Ich verfolge die Linien der Architekturen. Wieviel Musik schwebt in ihnen, die meine nördliche Heimat nicht kennt.

Wie bin ich allein!

Bin ich es? Ich habe doch meine Abenteuer, mein Wissen, das Glück der Erfolge und der Reisen. Ich sage laut Verse auf: von Goethe, von Hölderlin, von Stefan George. Das alles ist mein, und kein Sturm kann es mir wegblasen. Ich habe dies stets als mein Glück empfunden: nicht verkettet sein mit Menschen und Häusern, schweben in der leichten Helle meines jugendlich freien Lebens. Aber etwas will aus mir heraus, sich mir gegenüber stellen,

Digitized by Google

Gestalt in einem anderen gewinnen, in ihm lachen, singen, weinen, sich in ihn ergießen und ganz ausgelöscht werden.

Ich habe geliebt, lalle ich vor mich hin, und immer wieder riß ich mich aus den Leidenschaften los, mit der gleichen Ermüdung, wie ich meinen Körper aus den Körpern der Frauen riß. Ich erlebe alle die kleinen und großen Abenteuer wieder, bis hinab zu den feuchten Gerüchen französischer Bordelle. Van Gogh verschenkte hier sein blutiges abgeschnittenes Ohr. Und was den Zuaven-Tieren roh hingeworfen wurde — es war der einzige Abglanz von Liebe, den er erfuhr. Ich wäre auch mit allem zufrieden, was mich jetzt anfassen könnte und Du zu mir sagte. Nur das Streicheln einer Frauenhand über meine Haare. Nur das Wissen eines Menschen um mich, nur ein Gefühl, ein Kuß, ein Wort, eine Blume ...

Heute werde ich nicht arbeiten. Ich sehne mich dem Abend bei Alessandro Vardi entgegen. Irgendwie muß er über meine Zukunft entscheiden ... Aber das ist doch sinnlos. Was sollte diese zufällige Begegnung denn bedeuten können? —

Es ist ein müder Tag. Die Luft ist schwül und ungewohnt. Das Leben aber ist barmherzig und wird gut zu mir sein.

Der Abend verschafft Erleichterung. Das Gefühl vergeudeter Arbeitsstunden verläßt mich. Dämmerung klammert sich an Giebel und Erker und gibt auch dem Ich behutsamere Konturen.

Ich finde das Haus des Alessandro Vardi. Es liegt nicht weit von der Arena-Kapelle, die ich heute noch nicht betreten habe. Es ist ein altes Haus. Die dunklen Wände umfassen weite und ernste Räume. Die Möbel sind kostbar und stammen zumeist aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

Alessandro Vardi wirkt in seinem Hause höher und stärker noch als gestern abend. Er begrüßt mich als alten Bekannten, führt mich durch seine Wohnung und zeigt mir die Bilder, darunter kostbare Früh-Venezianer aus der Schule von Murano und einen echten Giovanni Bellini. Dann treten wir in ein kleines Eßzimmer, durch dessen Dämmer alte Porzellane von den Wänden leuchten.

Aus einem Winkel erhebt sich eine Gestalt. Ihre Bewegung ist leise und fast unsichtbar. Der Kopf schimmert noch weißer als das Porzellan an den Wänden. Sie tritt auf uns zu und reicht uns die blasse Hand.

„Das ist Beatrice", sagt Alessandro Vardi. „Sie kam zu mir als ein kleines verwundetes Vögelchen. Ich erzählte Ihnen gestern, welcher

Digitized by Google

Zufall sie zu mir brachte. Jetzt ist sie seit zwanzig Jahren meine Tochter und sorgt bedachtsam für mein Haus. Sie ist der gute Geist, der dieses alte Gemäuer wieder zum Blühen bringt."

Dann gehen wir zu Tisch. Eine Bronzeampel schießt ihr Licht auf die runde Platte, um die wir drei sitzen. Unser Gespräch beginnt mit Alltäglichem und geht dann hinüber zu den Beziehungen zwischen Räumen und Menschen. Beatrice schweigt, sieht mit ihren dunklen großen Augen auf Vardis Gesicht und seine flatternden Hände.

Vardi ist ein kluger Psycholog und feiner Sprecher. Sein Italienisch ist elastisch und horcht den Gedanken die feinsten Nuancen ab. Die Räume, in denen wir wohnen, erklärt er mit überlegener Sicherheit als Zustände, die wir in uns nicht haben, aber ersehnen. „Ich habe vielerlei Beschäftigungen gehabt, war reich und arm, sehr reich und sehr arm. Mein Ziel aber war immer Ruhe, eine Ruhe, die nicht still steht, sondern organische Form besitzt und in ihr feste Funktionen. Diese Ruhe habe ich in meinem Hause geschaffen. Was sind Möbel ohne uns? Nichts als Holz. Unser Leben erst gibt ihnen Wirklichkeit. Türen sind nur da, wenn wir sie öffnen. Stühle, wenn wir auf ihnen sitzen . . ." (Und leise setze ich hinzu — und niemand achtet auf meine Worte —: „Betten, wenn wir sie streicheln.") „Alle unsere Krankheiten, Irrtümer, Traurigkeiten träumen in den Zimmern, und mächtig ist nur der, der diese Träume beschwören, abbrechen und wieder beginnen lassen kann. Zimmer, Häuser, Straßen und Städte — sie sind in uns, wie wir in ihnen sind. Sie haben, Doktor, — und bei diesen Worten wendet sich Vardi an mich — gestern abend im Grand Café das verspürt, nicht wahr? Sehen Sie Beatrice an. Ich nenne sie meine Tochter. Sie ist es auch, trotzdem sie schon vier Jahre alt war, als sie zu mir kam. An jenem Abend habe ich sie der Straße des Schlächters Baccelli entlockt. Ich war allein und wollte einen Menschen haben. Da kam sie und blieb. — Ist der Raum nicht die Form unserer Seele, wie die Zeit die Form unseres Denkens ist? Wenige wissen, daß unsere Sehnsucht in den Raum treibt — und daß wir rufen müssen, wenn wir allein sind. Vor zwanzig Jahren rief ich nach meiner Tochter — und Vardis Augen wenden sich zärtlich Beatrice zu — und meine Tochter kam."

Da geschieht etwas Unerwartetes. Das Telephon schrillt grell durch das Haus. Alessandro Vardi nimmt das Gespräch entgegen und kommt verärgert zurück: er muß sogleich zu einer geschäftlichen Konferenz.

Digitized by Google

Er bittet mich aber zu bleiben; in einer Stunde sei er spätestens wieder zu Hause.

Beatrice und ich sitzen sich still gegenüber. Nur der Tisch ist zwischen uns und der gelbe Lichtschimmer auf ihm. Das Zimmer ist nicht groß. Die dunklen Wände, die tief hängende Kassettendecke und die schweren brokatenen Fenstervorhänge schließen es eng zusammen. Die hohen Stühle stehen starr um den Tisch.

Der Anblick Beatricens ergreift mich. Ihr zartes, ganz weißes, noch immer kindliches Gesicht, durchglüht von den schwarzen Augen, die wie Tunnel in eine tiefere Welt zu führen scheinen, wächst aus dem glatten Kleide gerade und geschmeidig empor. Ich muß alle Einzelheiten ihres Gesichtes genau sehen, die feinen Spuren ihres jungen Lebens verfolgen. Wer ist dies Mädchen? Weil vor zwanzig Jahren ein einsamer Mann in eine dunkle Gasse hineinschrie, ist sie in diesem Hause? Dieser Augenblick scheint sich jetzt wiederholen zu wollen. Mein Mund blieb bisher stets stumm vor allen Räumen, die vor mir sich öffneten. Jetzt will er sprechen, meine Stimme hineinschwingen lassen in das Zimmer, seine Wände und Winkel abtasten und suchen lassen, suchen nach allem, was sich ihm bietet.

Was sich ihm bietet.

Ich bin ein Abgrund, der alles Leben in sich hineinreißen möchte. Ich will nicht nehmen, nur empfangen. Leben empfangen, Städte, Melodien und Menschen. Nur nicht länger mit mir allein sein, mit meinen Gedanken, meinem Körper, meinen Nächten. Das Zimmer tritt immer näher auf mich zu. Die Wände beengen mich, beklemmen meinen Atem, bedrücken meine Glieder. Jetzt liegen sie eng um mich wie ein Panzer, dringen in mich ein, zerreißen meine Haut. Meine Hände sind Porzellanteller, mein linker Arm ist aus schwerem braunen Brokat, und meine Sohlen sind dunkel glänzender Teppich. Das Zimmer ruht in mir, und seine Türen schließen sich fest in die Gewebe meiner Haut. Doch Beatrice steht vor mir. Ihre Hände strahlen wie weiße Nelken empor. Sie ist aufgestanden, tritt auf mich zu, ihr Atem schwelt über meine Lippen.

Und nun geschieht, was mir bis zu meinem Tode unbegreiflich bleiben wird. Mein Bewußtsein beginnt zu stocken. Worte und Blicke wären jetzt nur Schall und stumm. Mich beherrscht nur ein einziges Gefühl: das meines Körpers, und die Ahnung des anderen Körpers ihm gegenüber.

Ich bin ein junger Mann aus gutem Hause und stets von sicherem

Digitized by Google

und taktvollem Benehmen. Nie sprach ich ein Wort, das eine Gesellschaft verletzen könnte; nie beging ich eine unfeine Handlung. Immer war ich von kindlicher Schüchternheit — alle meine Freunde neckten mich deshalb — und brachte, selbst wenn ich liebte, selten den Mut zu einer Zärtlichkeit auf. Dies alles fliegt in dieser Stunde plötzlich auf. Ein Lichtregen fällt auf mich nieder, leuchtet, brennt, verbrennt, und alle Dinge sinken hinein in ein wildes, aufbegehrendes Brausen.

Ich habe die Herrschaft über mich völlig verloren. Blindlings treibt mich mein Körper. Ich reiße Beatrice in meine Arme. Sie zittert, wehrt sich gegen meine Gewalt. Langsam erlahmt ihre Kraft. Mit einem Ruck, der mir im Innersten weh tut, reiß' ich Kleider und Wäsche von ihrem Leibe, laß' sie als schwarze und weiße Fahnen hineinrauschen in den unsichtbaren Raum. Beatricens Stöhnen schwebt um mich wie das Summen von Faltern. Dann liege ich neben ihr auf dem das ganze Zimmer überbreitenden Teppich. Die Lampe habe ich ausgelöscht. Zwei kleine Brüste ruhen in meinen Händen wie in gläsernen Schalen. Leise deutsche Worte spreche ich vor mich hin. Ihr Sinn ist mir kaum bewußt. Ich taste diesen schmalen Körper entlang, Beine, Bauch, Brust und Haar, reiße ihn in mich hinein wie ein schwaches Licht in einen taumelnden Brand. Ich breite mich hell aus über diesen Körper, dies Zimmer, dies Haus, dies Land . . .

Mein Bewußtsein kehrt schnell wieder. Stumm nehme ich Abschied und verlasse das Haus, ehe Alessandro Vardi zurückgekehrt ist.

Die Halle meines Hotels ist durchlärmt von neuen Gästen: soeben lief der Abendzug aus Venedig ein. Niemand kümmert sich um mich. Mir scheint, als ob Worte und Bewegungen vor mir zurückschrecken und lieber einen Umweg machen möchten.

Ich werde Padua verlassen. Ich stehe am Fenster meines Zimmers. Trambahngeläut und Laternenschein dringen zu mir herauf. Ich spüre weder Glück noch Schmerzlichkeit noch Scham. Es scheint mir nur, daß etwas in mir zerbricht und ein anderes aufzublühen beginnt. Das Leben, bisher nicht von mir gemieden, sondern ich von ihm, hat mich angerührt, meinen Körper gepackt, mich hineingerissen in das Gefühl der Welt. Mit Taten durchdrungen ist dieses Gefühl. Es spannt alle Sehnen und Entschlüsse und wirft Brücken hinüber zu jedem wartenden Du.

Digitized by Google

Ich lege mich zum Schlafen nieder, und zum erstenmal beschwert mich kein Gedanke und kein wehes Empfinden. Von draußen höre ich Gitarren und Mädchenstimmen. Ich bin ganz ruhig. Mein Schlaf wird traumlos und lange sein.

Morgen früh fahre ich nach München zurück.

Mein Buch über Giotto werde ich nie schreiben.

AUS EINEM SPANISCHEN REISEBUCH

von

E. R. WEISS

Valencia

Erster Eindruck: Noch lärmender als Barcelona, noch voller, und dabei höchst provinziell, häßlich und dreckig. Ich bummle durch den blödsinnigen Lärm, der am schlimmsten genau an der Ecke ist, über der ich schlafen soll, in Hitze, Geschrei und Gewühl. Die Sonne ist eben fort. Ich komme zur Kathedrale, gehe um sie herum und stehe stumm vor der Schönheit des steinernen Blockes mit dem Stück Turm und dem gotischen Tor. Traumhaft steht es da, uralt, gelbliches Licht warm widerstrahlend, mit weichen, ernsten, grauen Schatten vor dem zarten, süßen, veilchenblauen Himmel.

Ein paar Zweige der Palmen, die um das Wasserbecken in der Mitte des kleinen Platzes stehen, hängen ins Bild und geben zu dem Gotischen des Baues einen mir sehr fremden, aber schönen Klang. Er sinkt in die Dämmerung, wird körperlos, und plötzlich aufflammende Bogenlampen zerreißen alles in Fetzen von Licht und Schatten.

Am anderen Morgen in die innere Stadt. Das ist das Engste von Gassen, das turbulenteste Treiben, das ich je sah. Es war Markt, der ganze Platz mit so eng ineinandergebauten Ständen und Zelten bedeckt, daß das Ganze wie ein geschlossener, gedeckter Bazar wirkt. Unendliche bunteste Haufen von Gemüsen, Früchten, Blumen, Fischen, neben den Ständen ungezählte winzige Buden, angeklebt an die Mauern der Gebäude, die den Markt umgeben. Hier ist alles, alles zu haben. In den Gängen des Marktes, in den engen Gassen, die auf ihn münden, Wagen an Wagen, Mensch an Mensch in dichtestem Gewühl. Wie

Digitized by Google

sie es machen, hier mit den Gemüsekarren und Lastwagen aller Art durchzukommen, ist ein Rätsel, aber sie fahren sogar mit Autos zwischendurch — einmal saß ich schon fast auf einem Kotflügel, der mich einfach herunterwischte von der Ecke des Trottoirs, an dem ich stand und zeichnete, eingekeilt zwischen ein paar Dutzend Menschen, die sich besahen, wie ich es machte, — denn dazu haben sie doch alle Zeit, — fünf Zentimeter von meiner Schulter gingen die Ohren der Maultiere, gingen die Räder der hohen zweirädrigen Karren vorbei, eines hinter dem andern. Ich atmete auf, als ich vom Markt weg in stillere Straßen kam, was man hier „stiller" nennen kann. Im Fortgehen noch einen Blick auf Los Santos Juanes, die seltsame Kirche auf der anderen Seite des Marktes. „Churriguerester" Stil, Fassade und Türmchen über dem Portal, das Bizarrste, Phantastischste, Spielerischste, was ich je sah, ganz und gar aufgelockert und durchlöchert, wie ein Ornament in die Luft gezupft, wie Blumenranken steigend und hängend, wie Wasserbogen von Fontänen, mit spritzenden Enden, vollendet im Rhythmus, tanzender Stein! Gegenüber die gotische Lonja de la Seda. Das schaut euch an, außen, innen! Welch ein Märchen von Kraft, Einfachheit, Kühnheit und Eleganz! Immer wieder habe ich gotische Profanbauten bewundern müssen, großartige wie einfache, diesen Bau fast mehr, als je einen anderen. Es ist nicht zu sagen, wie vollendet die großen glatten Flächen des Blockes mit den Fenstern, den Toren, den Bogen, den Zinnen und Wappen zusammen unter dem tiefen glanzvollen Himmel Musik machen. Geht zwischen den zwei Reihen hoher gedrehter Säulen des ganz schmucklosen Saales und hört diese Musik. Ihr hört die Musik des großartigen fünfzehnten Jahrhunderts. Der Geist dieser Tage haucht euch an und reißt die Seele aus Ohnmacht und Niedergeschlagenheit in seine Freiheit. Geht aber nicht in das Museo provincial de Bellas Artes, auch der Goyas wegen nicht, es ist nicht ein einziges Bild dort, das den Weg lohnt, und was einem von modernen Bildern dort zugemutet wird, das ist nicht zu glauben.

Abends Abschied und Ausfahrt zwischen Tag und Dunkel. Im Augenblick, da unser Dampfer sich in Bewegung setzt, flammen rund um den Hafen märchenhaft die Lichter auf, weiß, orange, rot, grün. Mit einem Schlage wird die weiche violette Dämmerung zur schwarzblauen Nacht. Die vielen farbigen Lichter tanzen auf dem Wasser, die Dampfer brüllen, wir gleiten unter leisem Tock-Tock-Tock-Tock am Molo längs und hinaus ins helle Dunkel. Oh, göttliche, gepriesene

Digitized by Google

Mondnacht auf dem Meer! Auf der Flut liegt die goldene Bahn des noch fast vollen Mondes, die Flut ist wie gerillte Seide, schwarz, wenn ich hinuntersehe von der vordersten Spitze des Schiffes, wo die weiße Welle rauschend um den Bug schäumt, und unnennbar ihre Farbe bis zum Himmelsrand. Venus strahlt durch das Takelwerk, wir fahren immerzu geradeaus zwischen Mond und Venus. Geisterhaft weiß und schwarz steht das Schiff im Mondlicht, wenn ich mich rückwärts wende. Wäre das leise Rauschen der Kielwelle nicht, man könnte denken, das Schiff stünde still, so sanft geht es seine Bahn. Ganz leise brummt die Maschine irgendwo. Es glaast. Wie seltsam diese zwei Schläge in die Totenstille klingen. Ein paar kleine helle Scheiben, ein Licht oben an dem Mast, nach unten abgeblendet. Oh Traum! Oh Stille! Zeitlose schwebende Fahrt! Entspannung endlich, Leibes und der Seele! Der alte chinesische Dichter fällt mir ein, ich senke, wie er, den Kopf und denke an die Heimat, an die Heimat bei dem einen Menschen. Der Mond steht schon hoch. Spät gehe ich schlafen.

Die Fahrt war so herrlich, daß ich meinen Reiseplan umstoße, Murcia, Cartagena schießen lasse und bis Malaga auf dem Schiff zu bleiben beschließe.

Morgens in sonnigster frischester Frühe Einfahrt in Alicante. Das Bild, das der kleine Hafen, Häuser, Palmen und darüber das unvermeidliche Castello geben, ist reizend.

Gleich mit der Bahn nach Elche. Unterwegs ein paar schöne Blicke über die Landschaft aufs Gebirge, linker Hand zu Anfang noch das blendend blaue Meer. Das Bahnhöfchen in Elche, genau in dem Rosa von Erdbeereis, mit weißer Gliederung, liegt unter einem Himmel von blauem Glas. Ein körperlich fühlbares Licht, eine Last von Licht umfängt mich auf dem kurzen Weg in das kleine Nest. Ein Wermut und noch einer tuen gut. Dann gehe ich zwei Stunden ungestraft unter Palmen spazieren, in einem richtigen Wald von Palmen, durch den das Zügle herwärts eine beträchtliche Strecke fuhr. Ich gerate zu einem jungen Menschen, der auf die Palmen steigt, die Bündel von Datteln herunterzuholen. Es ist wunderbar, wie er das macht. Er steigt schneller auf die höchste Palme, als ich imstande bin, seine Bewegung zeichnend festzuhalten. Er legt ein breites, flaches Seil aus grünlichem Bast um den Stamm der Palme und sich um die Mitte des Körpers, knotet es, und dann geht es los. Er faßt das Seil mit beiden Händen und wirft es anderthalb Meter hoch um

Digitized by Google

den schuppigen Stamm, tritt mit einem Fuß auf eine der harten, stufenartigen Schuppen, wirft das Seil mit einem Ruck einen Meter höher, macht einen Schritt mit dem anderen Bein auf eine höhere Schuppenstufe, wieder ein Ruck, wieder ein Schritt, es geht unglaublich schnell. Ist er oben, stemmt er sich, beide Füße nebeneinander, gegen den Stamm, lehnt sich mit dem Körper nach hinten, in das Bastseil, holt sein Messer und schneidet die Bündel los, deren harter Stiel mit einem Knall gegen die Krone zurückschnellt. Er hat ein Seil am Gürtel hängen, das nimmt er, schlingt es durch das abgeschnittene Bündel und, schnurr! saust es herunter, dem unten wartenden Jungen, der das Ende des Seiles hält, in den Arm; oder er läßt die Bündel selber am Seil herunter. Er turnt um die Krone der Palme herum, schneidet alle Bündel ab und ist fast ebenso schnell wieder unten, wie er hinaufging. Er sagt mir, daß manche der Palmen aus der Zeit der Mauren stammen, nennt mir das Alter von dem und jenem Baum und schlägt gegen einen der ältesten, der aussieht, wie ein fossiler Stamm, dunkelgrau und verwittert, wie aus Stein; sagt, daß das Holz der alten Stämme das härteste Holz sei, das es gibt. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber der Schlag dagegen klang sehr hart. Wir rauchen eine Zigarette, ich muß die eben herabgeholte Dattel versuchen, finde sie scheußlich und spucke sie wieder aus. Dann lieg ich im Gras und fühle, fühle das unerhörte Licht. Es ist heiß. Mein Gott, was ist es heiß! Aber es ist schön heiß, und die Luft herrlich rein und leicht.

Ungeheure Feigen-Kakteenhecken sind als undurchdringliche Mauern um ein paar friedliche weiße Häuschen gepflanzt, vor denen ein kleiner Scherenschleifer ununterbrochen, aber liebenswürdig und bescheiden, bellt, solange ich in seinem Gesichtsfeld bin. Hähne krähen, und die unzähligen Palmen stehen unbeweglich. Ich schlage mit dem Stock gegen einen der fahlgraugrünen Lappen der Kakteen. Die Wunde ist grünlich-weiß und sofort rinnt reichlich grüngelber Saft. Ein bißchen Wind stößt durch die Luft, die Wedel der Palmenkronen blitzen wie Metall. Das ist schön, und damit gehe ich. Noch ein Wermut vor dem kleinen Café, vor dem man inzwischen orangebraune Sonnensegel quer über das ganze Sträßlein gezogen hat, so daß man in einem durchsichtigen orangefarbigen Schatten sitzt. Wie leicht, wie durchsichtig, wie farbig alle Schatten sind, überall! Neben dem orangefarbigen, in dem ich sitze, sind die weißen Häuser im Schatten von reinstem Lavendelblau.

Digitized by Google

Zurück; dritter Klasse. Ich zeichne einen Blick durchs Wagenfenster. Abgesehen von einem fetten, schweren Kerl, der langsam aber sicher den Fußboden zu einem Morast vollkodderte, fühlte ich mich sehr wohl unter den Leuten, von denen einige Blumenbukette bei sich trugen, wie man sie bei uns aus Daguerreotypien und Bildern aus der Krinolinenzeit kennt: die herrlichsten Blumen aller Art eng zusammengequetscht zu einem vielfarbigen ungeheuren Pilz, drum herum eine „Manschette" aus weißem Papier.

In Alicante zu Mittag gegessen, im Hotel Samper. Ein Klavier, eine Geige, eine Cello spielten neben anderem Unpassenden während des Essens die Prometheus-Musik von Beethoven.

Gegen Abend führte mich der Dampfer von der Stadt, die in Dämmerung versank und ihre Lichtersterne aufsteckte, wieder hinaus aufs ruhige Meer. Purpurn versanken die Bergzüge der Küste ins Dunkel. Um halb elf Uhr stieg programmäßig der Mond herauf, ein ovaler, schiefer, ungeheuerlicher Klumpen orangeroten Lichtes, unheimlich anzusehen. Früh schlafen gegangen, und dann einen wunderbaren Tag verbracht bis Malaga, gleichmäßig schön und immer leise wechselnd in Licht und Farbe von Himmel, Küste und Meer.

In unermeßlicher Öde und Verlassenheit streckt sich gelblich, weißlich die nackte felsige Küste, dahinter kahl und verbrannt das Gebirge, ohne einen Baum, fahlgrüngelb, rötlichblau überhaucht. Ganz selten einmal ein einsames Haus, ein kleiner Leuchtturm. Wir kommen um ein Kap und hinter dem rötlich-blauen Gebirge tauchen schneebedeckte Höhen der Sierra Nevada auf. Es wird leise nebelig, die niedere Küste liegt in weichem Dunstschleier, darüber erhebt sich schattenhaft blau das höhere Gebirg, in ganzer Länge mit Schnee bedeckt, weiß schimmernd, aufsteigend zum breiten Gipfel des Mulhacen.

Die Schatten der Wolken ziehen blau über die weißen Kuppen, die mit wenigen Ausnahmen rundlich sind, nicht scharf und gezackt, also die eines alten Gebirges. Der Eindruck des Ganzen ist der unendlicher Verlassenheit, Unfruchtbarkeit, Einsamkeit. Blaue, ernsthafte, kraftvolle, unsäglich gebreitete Herrlichkeit des Meeres, das die Küste trägt. Delphine spielen ab und zu, schimmern bräunlich, am Bauch grünlich weiß durchs Wasser, schwingen sich hoch, blitzen in der Sonne in flachem Bogen übers Wasser, immer wieder. Es glaast media dia. Welch ein Geschenk, welche Gnade, diese Stunden, dieser lange, blaue, schweigsame Tag auf dem Meer! Abends sind wir in Malaga.

Digitized by Google

Malaga

Endlos liegen wir in dumpfer Hitze im Hafen, bis es sich herausstellt, daß ich mich ausbooten lassen muß. Auch das ist schließlich getan, und um neun stehe ich im Fenster des Hotels und sehe hinunter auf die Straße, wo die Menschen sich langsam durcheinanderschieben, gegenüber vor dem Café sitzen, die Zeitungsbuben brüllen, die Autos husten, trillern, jaulen, die Wagen mit tausend Schellen klingeln. Es ist afrikanisch heiß, und der Lärm schlimmer, als er irgendwo war. Hier soll ich schlafen, zehn Meter über der Straße! Nun, auch das wird vorübergehen. Einstweilen gehe ich aus, langsam ein paar Straßen auf und ab, und lande glücklich bei dem Café gegenüber meinem Hotel. Diese Ecke scheint das Verkehrszentrum der Stadt zu sein, also genau das Richtige für mich und meinen Schlaf! Ich sehe mit langsam wachsendem Grauen, was sich da an Gestalten an mir vorüberschiebt. Unvorstellbare Verkrüppelungen und Verkommenheiten! Einer kommt auf allen vieren über die Straße gekrochen, einer rutscht mit der Kraft seiner Arme seine kinderdünnen, geschwundenen, nackten Beine vorwärts. Ein Kerl, halb nackt, mit ein paar erdfarbigen Fetzen an sich, reibt sich wütend juckend die Schenkel und den Hintern. Ein Zeitungsjunge, ein halber Neger, steht und glotzt ins Licht und zuckt ab und zu mit der von Schwären zerfressenen Wange, ein anderer trocknet sich immer wieder die triefenden rotentzündeten Augen. Dabei brüllt er sein „El Sol" von Zeit zu Zeit mechanisch und mit einer erschütternd starken Stimme. Die „limpia botas", die Stiefelputzer, machen sich wilde Konkurrenz. Wohl sitzt da und dort einer, der sich abends um elf noch einmal — zum wievielten Male? — die Schuhe blank machen läßt, aber die Konkurrenz ist zu groß, es sind Dutzende von diesen Kerlen vor dem Café. Ich möchte sie übrigens alle einmal dem Freund in Berlin zeigen, der mir sagte, diese Brüder seien alle „Strichjungens". Vorausgesetzt, daß er recht hat, hier möchte auch dem verkommensten Geschmack jede Lust vergehen. Ich staune, wieviel vernegerte Gesichter man sieht, vom Gent bis zum Bettler sind sie in allen Schattierungen und Graden der Mischung unverkennbar. Ein Mädchen verkauft Blumen: sie ist das Produkt eines Mongolen. Eine andere, ganz junge, kommt, bezaubernd, mit einer riesigen Rose im Haar, richtiger: auf dem Kopf, grüne, haarfeine Zweiglein mit weißen kleinen Blüten daneben, um die Schulterchen einen leuchtend hellblauen gestickten Schaal. Wieder eine mit einem seltsam schmalen Kopf, eingewickelt in ein schwarzes Tuch.

Digitized by Google

Immer noch steht der Junge da, mit den Schwären an Wange und Hals, seine Zeitungen unterm Arm, glotzt ins Licht, runzelt ab und zu die niedere Stirn über seinen zwei traurigen Negeraugen und brüllt: El Soool!

Es hilft nichts, ich muß mich entschließen, schlafen zu gehen. Fenster zu, Läden zu, Wachs in die Ohren. Ich werfe mich nackt aufs Bett. Der Lärm geht die ganze Nacht, um vier wurde es stiller, um sechs geht es mit erneuter Vehemenz los.

Am andern Morgen zur Kathedrale. Ich zeichne das alte gotische Tor. Das übrige ist uninteressant. Ins Museum. In zehn Minuten lief ich durch. Es ist nicht ein einziges gutes Bild da.

Dann durch die Alcaraba aufwärts zum Kastell des Gibraltaro, des Bergklotzes über der Stadt. Seltsamer Eindruck! Das ist die alte maurische Stadt, schneeweiß fast alles, und alles so eng ineinander, durcheinander und übereinander gebaut und geschachtelt, daß das Ganze wie ein einziges Haus ist, in dem man, statt auf Fluren, auf Gäßchen und Gängen und Treppen auf- und niedergeht, durch Häuser hindurch und gewölbte Durchgänge mit maurischen Bogen, an denen irgendwo eine gußeiserne Laterne klebt, der gegenüber in der Wand noch der alte, schöne, ganz einfache schmiedeeiserne Halter für eine Art Lampe steckt. Ich schaue in kleine Höfe und Höfchen; in einem tragen zwei uralte, edle Säulchen aus rötlichem Marmor die Decke so eines Wohnkäfigs. Es ist fast still hier. Menschen kommen aus einer Mauer, machen drei Schritte und verschwinden in einer anderen. Ein Schuster arbeitet in einem offenen Gelaß, ein uralter Mann. Eine Katze schleicht langsam und rabenschwarz an einer blauweißen Wand entlang. Frau und Kinder tauchen auf, wirklich wie aus dem Boden, ein unsichtbares Treppchen herauf, einen Augenblick sichtbar, und weg sind sie. Man versteht wieder, wie in der Araberstadt in Algier, daß einer einen Erschlagenen aus dem Fenster heraus seinem Nachbar vor die Tür lehnen kann.

Ich gehe aufwärts und abwärts und auf einmal bin ich wieder, wo ich war. Durch eine andere Gasse, die ein Esel mit zwei großen Körben links und rechts vollkommen sperrt — ich drücke mich mühsam durch — komme ich aufwärts. Ein kahler Felshang, zertrümmerte Mauern, halbzerstörte Häuser, oben ein Stück der graugelben Mauern des Kastels. Durch Schutt, Geröll, Kot klettere ich hinauf. Die Verwahrlosung, Verlumpung ist vollkommen.

Fahle, olivbraune Trümmer riesiger Mauern, kaum unterscheidbar

Digitized by Google

in den nackten Fels übergehend, Mauern über Mauern in wilden Massen parallel, rechtwinkelig, im Zickzack laufend, zertrümmerte kleine Häuser, drei nebeneinander, das erste und dritte nur noch ein paar Brocken von Wänden, im mittleren wohnen Menschen. Da und dort weiße, rosa Häuschen eingeklemmt. Aus turmhohen, zerrissenen Wänden schauen plötzlich Fenster, und plötzlich ruft eine Frau hoch über mir aus einem solchen Fenster in der Wand hinter mir. Braune und schwarze Ziegen weiden auf kümmerlichen Grasflächen, zwei kleine Esel trippeln bedächtig den Weg zwischen Mauern, Felsen, Steinen hinauf. Es stinkt maaßlos.

Nachmittags vergeblicher Versuch, etwas zu schlafen. Ein mechanisches Klavier hämmert auf der Straße, genau dem Hotel gegenüber. Vor den Cafés sitzen die Herren Spanier, wie immer, und haben nichts zu tun. Die Zeitungsbuben brüllen, wie immer. Ich gebe es auf, gehe Tee trinken, zeichne heimlich drei Hidalgos in genau den gleichen spanischen hellbraunen Hüten mit breiter gerader Krempe und gehe in den Parque, mich erholen. Hier ist es schön.

Prachtvoll die Allee von Platanen und Palmen, überraschend frisch grün und gepflegt. Menschen spazieren, Kinder spielen, auch hier die Limpia botas, einer nach dem andern. Klotzige große Kerls von Priestern lesen Zeitung. Schellenklingelnde Maultiergespanne vor altmodisch hübschen Wagen kommen die Allee herab in schnellem Trab. Ich sehe ein bezauberndes Mädchen. Ich sehe auch ein wahrhaft vollkommenes Exemplar des schönen Körperteils, durch dessen Fülle sich die Spanierinnen auszeichnen sollen. In gleicher Länge neben der Allee der Park: Blumenbeete, Palmenhaine, Palmen und Nadelbäume unbekanntester Art nebeneinander. Jasmin, Beete von Levkojen, Geranien, Rosen zu Abertausenden in mannshohen Büschen, in Hecken und Beeten, weiße, rosa, gelbliche, vor allem richtig rosenrote, groß, wie ich sie nie gesehen. Welcher Duft überall!

Nach Granada

Sonntagmorgen. Entsetzliches Gedränge an dem kleinen dreckigen Bahnhof. Die Spanier scheinen noch nicht zu wissen, daß man die Fahrkarten für die verschiedenen Klassen an verschiedenen Schaltern kaufen kann. So stehe ich eingeklemmt in dem Menschenknäuel, meine bezahlten Kilometer in der Tasche, nur um die idiotische Formalität zu erfüllen, mir an dem Schalter das „richtige" Billett gegen eine Extrabezahlung von ganzen zehn Centimos zu erringen. Eine

Digitized by Google

halbe Stunde in Lärm, Gestank und Staub, umtost von Haufen von Soldaten, gut aussehenden, prachtvoll gesunden Kerlen, die von Offizieren — sehr schicken Leuten — in einer Uniform, die der englischen nachgemacht ist — zurechtgewiesen werden. Schließlich bin ich in dem überfüllten Zug. — Sonntag! Tren mixto! Zug nach Madrid, Sevilla und Granada! — und hocke auf meinem Handkoffer im Gang, wie andere auch, genau wie bei uns in der schlimmsten Zeit. Immerhin, ich sitze, und wir fahren. Berge begleiten uns links und rechts in mäßiger Ferne, schön, wie immer. Bald kommen sie näher und bald sind wir mitten drin. Der Wagen schaukelt und stößt zum Übelwerden. Ich skizziere eine Berglandschaft bei Pizarra, die sich in Terrassen prachtvoll kühn aufbaut. Wir kommen durch Tunnels und Schluchten, schmal und unwahrscheinlich hoch. Milchgrünes Wasser tost rauschend abwärts. Wie das erquickt! Der Zug schleicht höher in die Berge.

Ein mächtiger, runder, kahler Berg taucht auf. In zartem, bläulichem Silbergrau mit ein paar weißen und gelben Schründen steigt er auf, breit gelagert und gewölbt. Seine Flanken sinken in silbriggrünen, kaum grünen, Hängen herab. Ein, zwei einsame zerrissene dunkle Bäume, — in der Tiefe ein fast ausgetrocknetes Flußbett, ein milchiggrünes schmales Wasserrinnsal darin. Dort stehen ein paar gelbe und braune Ziegen. Mir wird wohl, es tut mir gut, den Berg zu sehen, die resedagrünen Hänge, den kühlen blauen Berghimmel darüber mit ein paar dünnen bläulichen Windwolken. Dort oben ist Schweigen, Stille, Gelassenheit, Kraft der demütigen Geduld, der Einsicht und Ergebung. Darum liebe ich die kahlen Berge, sie haben ausgelitten, sie haben überwunden, sie sind Heilige.

Bobadilla, Knotenpunkt; ich steige in den Zug nach Granada. Ein böser, heißer Wind stößt in heftigen Böen, jagt Staub und Dreck in Wolken durch die heiße Luft. Rasches Mittagessen, Abfahrt. Der heiße Wind jagt über die Hochebene, der Luftzug, den die Bewegung des Zuges macht, ist heiß, atemraubend. Der Wind rollt weiße Glanzwellen über die grünen Grasflächen, wirbelt blanke Lichter über die geschüttelten, rauschenden, sich beugenden Bäume. Die Berge stehen in einem rötlichen gewitterigen Himmel, manche knochenweiß oder in blindem Grau, wie Zink. Man empfindet, was dieser böse, heiße, unbarmherzige Wind dem Land an Feuchtigkeit entziehen mag. Wie muß das im hohen Sommer schrecklich sein! Ab und zu steht irgendwo im Feld einsam mit steifen Beinen ein armseliges

Digitized by Google

Eselchen, ein nacktes Maultier oder ein erbarmungswürdig aussehendes Pferd.

Da: Blendend weiß die Höhe der Sierra Nevada. Ein gänzlich unwahrscheinlicher Kontrast zu dem Grün, dem trockenhellen Staubgelb und harten Rot der tieferen Landschaft, zu dem heißen Hauch der Luft. Meine Augen bleiben den Rest der Strecke an dem Blau und Weiß der Höhe hängen.

Nach einer Fahrt von über sieben Stunden tauchen die Hügel und die Häuser von Granada auf und schon sehe ich die rötlichen Mauern und Türme der Alhambra.

Durch die heitere Stadt, dann auf herrlich kühler Straße unter den prachtvoll üppigen Bäumen des Parkes steige ich langsam hinauf auf den Hügel der Alhambra. (Wird fortgesetzt)

JUGENDBRIEFE AN FRANZ STEINER

von

GUSTAV MAHLER

Lieber Steiner! Pußta-Batta, 17. Juni 1879

Seien Sie mir nicht bös, daß ich Sie solange ohne Antwort gelassen habe; aber alles ist so öde um mich herum, und hinter mir knacken die Zweige eines dürren, ausgetrockneten Daseins zusammen. Viel ist in mir vorgegangen, seit ich Ihnen nicht geschrieben. Doch ich kann es Ihnen nicht sagen. Nur soviel: ich bin ein anderer geworden; ob ein besserer, weiß ich nicht, ein glücklicherer jedenfalls nicht. Die höchste Glut der freudigsten Lebenskraft und die verzehrendste Todessehnsucht: beide thronen abwechselnd in meinem Herzen; ja oft wechseln sie mit der Stunde — eines weiß ich: so kann es nicht mehr fortgehen! Wenn mich der scheußliche Zwang unserer modernen Heuchelei und Lügenhaftigkeit bis zur Selbstentehrung getrieben hat, wenn der unzerreißbare Zusammenhang mit unseren Kunst- und Lebensverhältnissen imstande war, mir Ekel vor allem was mir heilig ist, Kunst, Liebe, Religion, ins Herz zu schleudern, wo ist dann ein anderer Ausweg als Selbstvernichtung. Gewaltsam zerreiße ich die Bande, die mich an den eklen schalen Sumpf des Daseins ketten, mit der Kraft der Verzweiflung klammere ich mich

Digitized by Google

an den Schmerz, meinen einzigen Tröster. — Da lacht die Sonne mich an — und weg ist das Eis von meinem Herzen, ich sehe den blauen Himmel wieder und die schwankende Blume, und mein Hohnlachen löst sich in das Weinen der Liebe auf. Und ich muß sie lieben, diese Welt mit ihrem Trug und Leichtsinn und mit dem ewigen Lachen. O, daß ein Gott den Schleier risse von meinen Augen, daß mein klarer Blick bis an das Mark der Erde dringen könnte! O, ich möchte sie schauen, diese Erde, in ihrer Nacktheit, ohne Schmuck, ohne Zierde, wie sie vor ihrem Schöpfer daliegt; ich wollte dann hintreten vor ihren Genius: „Nun kenne ich dich, Lügner, hast mich nicht getäuscht mit deinem Heucheln, mich nicht geblendet mit deinem Schein! O, sieh her! Ein Mensch, umgaukelt von dem gleißendsten Spiele deiner Falschheit, getroffen von den furchtbarsten Schlägen deines Hohns, doch ungebeugt, stark! Angst treffe dich, wo du dich birgst! Aus dem Tale der Menschheit tönt's zu dir herauf, zu deiner kalten einsamen Höhe! Begreifst du den unsäglichen Jammer, der sich da drunten durch Äonen zu Bergen gehäuft hat? Und auf ihren Gipfeln thronst du und lachst! Wie willst du dich einst vor dem Rächer verantworten, der du nicht einmal den Schmerz einer einzigen geängstigten Seele zu sühnen vermagst!!!

18. Juni

Ich war gestern zu erschöpft und zu ergriffen, als daß ich hätte weiter schreiben können. Nun hat meine wild erregte Stimmung von gestern einer weit milderen Platz gemacht; mir ist zumute, wie einem, dem nach langem Zorne die Tränen der Erleichterung ins Auge treten. Lieber Steiner! Sie wollen wissen, was ich die ganze Zeit her getrieben? Nur einige wenige Worte genügen. — Ich habe gegessen und getrunken, gewacht und geschlafen, geweint und gelacht, ich bin [auf] Bergen gestanden, wo der Odem Gottes weht, ich bin auf der Heide gewesen, und das Geläute der Herdeglocken hat mich in Träume gesungen. Doch meinem Geschick bin ich nicht entflohen; der Zweifel folgt mir auf allen Wegen; ich kann mich [über] nichts ganz freuen, und mein seligstes Lächeln begleiten Tränen. Nun lebe ich hier auf einer ungarischen Pußta, bei einer Familie, die mich auf den Sommer gemietet hat; ich habe den Knaben Klavierunterricht zu erteilen, und hie und da die Familie in musikalische Begeisterung zu versetzen, da sitze ich nun wie eine Mücke im Spinnennetz, und zapple. Doch der Mohr tut seine Schuldigkeit. Doch wenn ich des

Digitized by Google

Abends hinaus gehe auf die Heide und einen Lindenbaum, der dort einsam steht, ersteige, und ich sehe von dem Wipfel meines Freundes, meines Freundes in die Welt hinaus: vor meinen Augen zieht die Donau ihren altgewohnten Gang und in ihren Wellen flackert die Glut der untergehenden Sonne; hinter mir im Dorfe klingen die Abendglocken zusammen, die ein freundlicher Lufthauch zu mir hinüber trägt, und die Zweige des Baumes schaukeln im Winde hin und her, wiegen mich ein, wie die Töchter des Erlkönigs und die Blätter und Blüten meines Lieblings schmiegen sich dann zärtlich an meine Wangen. — Überall Ruhe! Heiligste Ruhe! Nur von fern her tönt der melancholische Ruf der Unke, die traurig im Rohre sitzt.* —

Da ziehen die blassen Gestalten meines Lebens wie der Schatten längst vergangenen Glückes an mir vorüber, und in meinen Ohren erklingt das Lied der Sehnsucht wieder. — Und wir wandeln wieder auf bekannten Gefilden zusammen, und dort steht der Leiermann, und hält in seiner dürren Hand den Hut hin. Und in den verstimmten Tönen hör' ich den Gruß Ernsts von Schwaben, und er kommt selbst hervor und breitet die Arme nach mir aus und wie ich hinsehe, ist's mein armer Bruder; Schleier senken sich herab, die Bilder und Töne werden blässer.

Aus dem grauen Meere tauchen zwei freundliche Namen auf: Morawan, Konow! Und ich sehe Gärten und viele freundliche Menschen darin, und einen Baum, da steht ein Name eingegraben: Pauline. Und ein blauäugiges Mädchen beugt sich zur Seite — sie bricht mir lachend eine Traube vom Stock — meine Wangen werden bei der Erinnerung zum zweiten Male rot — ich sehe die zwei Augen, die mich einst zum Diebe gemacht hatten — und wieder sinkt alles zurück. — Nichts! — Dort erhebt sich nun der verhängnisvolle Regenschirm, und ich höre die prophetische Stimme, die mir aus seinen Rippen und Eingeweiden, gleich einem römischen Auguren, Unglück weissagt. Plötzlich steigt ein Tisch aus dem Boden, an ihm eine gespenstische Gestalt, ganz in blaue Wolken eingehüllt: Es ist Mälion, der den „großen Geist" besingt, und ihn zugleich mit echtem „Dreikönig" räuchert! Und daneben sitzen wir, wie zwei Ministranten, die zum ersten Male dem heiligen Amte dienen.

Und hinter uns schwebt grinsend, mit Piquékarten bekleidet, ein Kobold, mit dem Angesichte Buxbaums, der uns mit furchtbarer

---

* Entstehungszeit der „Lieder eines fahrenden Gesellen"

Digitized by Google

Stimme, in der Melodie der Bertinischen Etüden zuruft: „Beuget euch! Auch diese Herrlichkeit wird verschwinden!“ Ein Wolkenstrom Mälions bedeckt die Szene und die Wolken werden immer dichter und dichter, da plötzlich blickt, wie auf dem Rafaelschen Madonnenbild, ein Engelsköpfchen hervor, und unter ihm steht Ahasver mit seinen Leiden, und möchte hinauf zu ihm in die seelige erlösende Nähe, doch der Engel entschwebt lachend, und er starrt ihm im unermeßlichen Schmerze nach, dann nimmt er seinen Stock, und ziehet weiter, ohne Tränen, ewig, unsterblich!

O meine vielgeliebte Erde, wann, ach wann nimmst du den Verlassenen in deinen Schoß; sieh! Die Menschen haben ihn fortgewiesen von sich, und er flieht hinweg von ihrem kalten Busen dem herzlosen, zu dir, zu dir! O, nimm den Einsamen auf, den Ruhelosen, allewige Mutter!!

Lieber Steiner! 19. Juni

Nun kehre ich schon den dritten Tag zu Ihnen zurück, heute, um fröhlichen Abschied zu nehmen. Es ist die Geschichte meines Lebens, die in diesen Blättern verzeichnet steht. Seltsames Verhängnis, das mich auf den Wogen meiner Sehnsucht bald im Sturme umherwirft, bald im lachenden Sonnenschein fröhlich dahinweht. Ich fürchte nur, daß mich im Sturme einst eine Klippe zerschellt — meinen Kiel hat sie schon oft berührt!

Es ist sechs Uhr früh! Ich war draußen auf der Weide, und bin bei Fárkas, dem Hirten, gesessen, und habe dem Klange seiner Schalmei gelauscht. Ach, wie klang sie traurig, und doch so leidenschaftlich verzückt, die Volksweise, die er spielte. Die Blume, die ihm zu Füßen wuchs, erbebte unter der träumerischen Glut seines dunkeln Auges und das braune Haar wehte um seine sonnverbrannten Wangen. Ach, Steiner! Sie schlafen noch in Ihrem Bette, und ich habe schon den Tau auf den Gräsern gesehen. — Ich bin nun so friedlich heiter, und das stille Glück um mich herum schleicht sich auch in mein Herz wie die Frühlingssonne auf die winterlichen Gefilde. Wird's nun Lenz in meinem Busen?! Und so lassen Sie uns Abschied nehmen, treuer Freund!

Schreiben Sie bald, recht bald, denn ich bin so mutterseelen allein, habe weder Menschen, noch Bücher.

Leben Sie recht wohl Ihr Gustav Mahler

Aus der von A. Maria Mahler vorbereiteten Sammlung der Briefe von Gustav Mahler

Digitized by Google

DER KREISEL, DER AUF DER SPITZE STEHT

Eine Philosophie des Wahnsinns von

MAX BROD

Wahnsinn in seiner ganz ausgebildeten Form ist ein vollständig konsequentes Denksystem mit einer einzigen charakteristischen Inkonsequenz oder Verbiegung, an der das Nichtübereinstimmen des Systems mit der Wirklichkeit zum Vorschein kommt — allerdings meist nur für den außenstehenden Betrachter.

Jemand ist Napoleon. Alles, was er tut, was ihm zustößt, stimmt damit. Nur die eine Tatsache nicht, daß er sich in einem Irrenhaus befindet.

Ich will die Grundfrage stellen. Die Frage nach dem rechten Lebensweg. Wie soll ich leben, um richtig zu leben?

Was immer man darauf geantwortet hat — es zeigt sich, daß jedes System eine Stelle hat, an der es mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt — zum Wahnsinn wird.

Jedes System, auf die Frage nach dem richtigen Leben angewendet, trägt die Physiognomie des Wahnsinns an sich.

Da alle Antworten solcherart ins Irre gehen, könnte man auch sagen: Es liegt an der Frage, daß die Antworten so ausfallen. Die Frage selbst ist wahnsinnig.

Vorsichtiger ausgedrückt: Die Idee eines richtigen Lebens — oder, was dasselbe ist, der Versuch, die Welt als Einheit und Sinn zu erfassen, enthüllt die Welt als einen Tatbestand, auf den angewendet alle uns bekannten Systeme, alle Vorschläge eines richtigen Lebens, Moral- oder Unmoral-Lehren, ihr Ungenügen erweisen. Bei der Division „Welt: ethisches System" bleibt immer ein Rest, der nicht aufgeht.

Es wurde versucht, der Welt mit einem System nützlicher Maßregeln beizukommen.

Reformen, Sozialismus, bessere Gesetze, neue Erziehung, politische Umgruppierung, charitative Aktion, sexualpolitische Aktion, ökonomische Aktion, Aktivität, Pflichterfüllung, Aktion, Aktivität, Aktion, Aktion . . .

Alle diese Dinge dürfen nicht unterlassen werden. Werden sie

Digitized by Google

unterlassen, so wird alles noch viel schlechter, als es ist. Wird an dem Kampfe gegen das behebbare Unglück der Menschheit (unedles Unglück nannte ich es) gearbeitet, so bessert sich manches, vieles.

Aber ein Leben, ein System, das mit letzter Konsequenz nichts als nützliche Hilfeleistungen kennt, läuft schließlich doch ins Leere. Auch auf der Stirn des allervernünftigsten Menschen Voltaire, der tausend Aberglauben verworfen hat — thront der Wahnsinn. Der Wahnsinn heißt in diesem Spezialfalle: „Ich habe die wichtigsten Werte des Lebens als Aberglauben verwerfen müssen."

Erschütterndes Beispiel in unsern Tagen: Bernard Shaws Faust-Dichtung („Zurück zu Methusalem").

Ich liebe dieses Buch. Es ist von einer wunderbaren Frische des Hilfs- und Besserungsglaubens: — Die Menschen sind dumm, weil sie nicht lange genug leben, weil sie mit 70, 80 Jahren als Kinder sterben. Würden sie 300 oder 700 Jahre alt werden, so gäbe es keine Ungerechtigkeit, keine Kriege, keine Diplomatie.

„Die Kraft, die hinter der Evolution steht, man nenne sie, wie man will, ist entschlossen, das Problem der Zivilisation zu lösen, und wenn sie das nicht tun kann, wird sie dazu irgendwelche wirksamere Mittel erzeugen. — Der Mensch ist nicht das letzte Wort Gottes, Gott kann noch immer schaffen. Wenn wir sein Werk nicht tun können, wird er irgendein Wesen schaffen, das es kann. — Die Macht, die mein Bruder Gott nennt, arbeitet mit der Methode von Versuch und Irrtum."

Und nun bringt es also Shaw dahin, den langlebigen, den weisen, den rational durchlichteten Menschen zu schaffen. Resultat: es hört alles auf, was uns das Leben wünschenswert macht — es erlischt Leidenschaft und Liebe, es erlischt das niedere dumpfe Leben und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, alle Kunst wird als Kinderei erkannt, Geselligkeit und Gespräch sind „überwunden". Nichts bleibt als eine grandiose Einsamkeit der Allweisen, Uralten — eine Leere, die Shaw optimistisch deutet. Aber ist sie solch einer Deutung ehrlich fähig?

Was tun diese Alten? Was bedeutet es, daß „die Ekstase des Lebens durch sie rollt" — daß sie in Dornen schlafen, gegen Genuß und Leid gleich unempfindlich und ohne die Lockungen des Geschlechts, daß sie keine andere Sehnsucht mehr haben als „Vortex" (Urwirbel) zu werden? Endet der weltfrohe Fortschrittsmann Shaw bei einem Klosterideal (einem buddhistischen noch dazu), so hat er sich wohl gründlich ad absurdum geführt.

Digitized by Google

Zuletzt freut man sich, daß dem fortschrittlichen Gott sein Schöpfungs- und Evolutionswerk bis heute nicht so recht gelungen ist. Wenn dies das Ende sein soll! — Und es scheint einem nicht mehr so absurd, daß etwa alle Schönheit, Gestaltung, Lustigkeit, alles lebhafte Drama des Lebens nur dem Teufel zu verdanken wäre.

Einzelne Waren des Teufels würden wir ja gern dahingeben: den Krieg, die Diplomaten. Aber Shaw (der dies gar nicht beweisen will) beweist leider, daß wir uns mit zunehmender Weisheit alles abgewöhnen müßten, was Pracht und Farbe des Lebens ausmacht.

Sein Buch bleibt wichtig (abgesehen von den „teuflischen" Vorzügen seines Witzes, seiner dramatischen Kraft) als Protest gegen ein anderes Wahnsinnssystem.

Gegen das System, in allem, auch in dem, was sich leicht mit Menschenkraft ändern ließe, „immanente Tragik" zu sehen — unbehebbares (edles) Unglück, wie es etwa Blüher (mit anderen leichtsinnig-heroischen Autoren) schon im angeblich nie zu schlichtenden Gegensatz Frankreich: Deutschland findet. An wie vieles schon wurden die heiligen Worte des Grauens „unheilbar, unveränderlich, unbehebbar" verschwendet!

Dieses zweite Wahnsinnssystem nimmt gleichsam den Wahnsinn von vornherein ins System auf. Als unmotivierbaren Glauben. — Der auch der Glaube jener Derwische sein kann, die sich im Tanz Wangen und Zunge durchbohren.

Wahnsinn der Hingabe an eine höhere Welt. Der Mensch kann nichts Wesentliches leisten, die Gnade erfülle ihn denn. Und die Gnade kann durch menschliche Handlungen und Gedanken nicht erzwungen werden (so lautet das System in seiner Reinheit). Mithin ist des Menschen Teil nichts als dies: die Gnade erwarten. —

Ich versuchte in meinem Bekenntnisbuch ein drittes System. Beide Ebenen ließ ich nebeneinander bestehen. Die Ebene, in der man tätig „unedlem Unglück" abhelfen will — und die Ebene, in der man demütig das „edle Unglück" der Endlichkeit, Begrenztheit nach jeder Richtung hin, Vergänglichkeit, Unzulänglichkeit einfach erträgt.

Aber diese beiden Ebenen verlangen ein entgegengesetztes Verhalten. Kann man gleichzeitig hilfreich tätig und demütig abwartend sein? —

Ja! Man kann. — —

Das ist merkwürdig, ja es ist durchaus von anderem, höherem

Digitized by Google

Range als alle andern Merkwürdigkeiten des Daseins, es ist, offen heraus, vielleicht das einzig Merkwürdige auf Erden.

Ein Ausgleich der beiden Ebenen ist unmöglich, solange man rational denkt. Aber plötzlich gibt es ihn doch. Aufgehoben ist für einen bestimmten persönlichen Bezirk die Unmöglichkeit zu leben. Gnade hat eingegriffen. Die Erfahrung belegt dieses Ereignis, dieses Wunder. Es ist möglich, gleichzeitig seiner Pflicht (der nützlichen Arbeit im Interesse der Menschen, im eigenen Interesse) und dem Trieb (der Entfaltung der inneren göttlichen, autonomen, keinem Zweck dienenden Welt) Genüge zu tun. — Im normalen Ablauf des Lebens bekämpfen einander diese beiden Einstellungen aufs grausamste, in der Minute des Wunders sind sie Eins.

Die Welt der Pflicht ist die unvollendete, werdende, sittlich zu erarbeitende Welt. Die Welt Gottes ist vollendet, in sich ruhend, vollkommen. — Und das „Wunder" zeigt nun, daß beide zugleich und nebeneinander erlebbar, möglich sind. Nicht im Diesseits geht man heidnisch-böse oder selbstgerecht-sittlich auf und das Jenseits verlangt nicht, daß man dem bunten schönen Diesseits entsage. In der Minute des Wunders lebt der Mensch in beiden Welten zugleich!

Das alte böse Problem aller Religionen, der alte Rechtsstreit zwischen Gott und Mensch, die Theodizee, erhält von hier aus neues Licht.

Warum hat Gott die Welt erschaffen? Warum ist die Sphäre des Absoluten nicht in sich unbewegt geblieben, warum hat sie sich mit den „Taten des Anfangs" ins Bedingte hinabgelassen, ins Demiurgische, das den Gnostikern als Degradation, als Gottheit zweiten Ranges erschien?

Wenn Gott absolutes, in sich vollendetes Wesen ist, wozu alle Qual der Geschöpfe, wozu die Mangelhaftigkeit der Schöpfung, wozu Sünde und Versuchung, da der Mensch durch ihr Überwinden nichts Neues in die Welt bringt — neben dem ohnehin allmächtigen und vollkommenen Gott? Ist die höhere Welt (Gott) von Anfang an neben der werdenden, mangelhaften, Fehler überwindenden gegeben, dann ist des Menschen Leben und Leiden sinnlos. Dann könnte Gott als böser Demiurg, die Welt als eine seiner üblen Launen, ja als sein Sündenfall gelten. Denn wozu „Läuterung des Menschen", die man etwa als Sinn alles Elends in der Welt ansehen mag — wenn der geläuterte Mensch schließlich doch nur in eine Sphäre aufsteigt, die vor ihm und ohne ihn schon fertig und durchaus vollkommen war? Mit anderen Worten: Die Existenz des Menschen muß für Gott etwas

Digitized by Google

Neues, eine Bereicherung bedeuten — etwas, ohne das die absolute Sphäre doch nur Mangel litte. — Ist das aber auch nur denkbar?

Ja! Wenn man das Nebeneinander der beiden Ebenen (der unvollkommenen, aktiven Welt und der vollendeten, ruhenden), wenn man dieses eigentliche „Wunder" zu fassen vermag. — Das Wesentliche dieses Wunder-Erlebnisses ist es ja gerade, daß selbst im Lichte der absoluten Vollkommenheit unser irdisches Pflichten- und Sündenleben seine Bedeutung nicht verliert, nicht aufgesogen wird das Begrenzte, Mannigfaltige im Unendlichen, Einen. — Die höchsten Momente des tätigen Lebens, der Liebe, der Kunst, sind solcher Art. Die Seele vergeht im Grenzenlosen. Plotin beschreibt es: „Oft schon bin ich aus meinem Körper zu mir selbst erwacht, befand mich außerhalb alles andern, aber innerhalb meiner selbst. Ich sah eine Schönheit von wunderbarer Größe, und war überzeugt, das bessere Teil ergriffen, das beste Leben verwirklicht zu haben und mit der Gottheit eins geworden zu sein". — Wesentlich ist aber noch für diesen Zustand der Gnade, daß in seinem Glanz die einzelne Tat, die Geliebte, die Tonfolge einer Musik nicht ausgelöscht worden ist, daß sich auf unsagbare Art das Irdisch-Individuelle mit der Unendlichkeit des Gefühls vermählt.

Das Irdische kann also unter Umständen eine Bereicherung des Göttlichen sein. Dies ist die eigentliche Theodizee! — Das Nebeneinander der absoluten, vollkommenen Kraft und der sich entwickelnden, bösen Welt ist mehr als das Absolute allein! Wohl ist der Körper eine Herabwürdigung der Seele; doch die körperlose Seele wäre in gewissem Sinn von geringerem Wert als die im Körper gefangene, um jene Neuauswirkungen ärmer, die nur durch ihre Belastung mit Materie, also durch ihre Verschlechterung gegeben sind.

So weit hielt ich ungefähr, als ich mein Bekenntnisbuch „Heidentum, Christentum, Judentum" abschloß. An diesem Punkte aber konnte ich nicht stehenbleiben.

Ist das Unvollkommene eine Bereicherung Gottes, ist paradoxerweise das Mangelhafte, das neben das Vollendete tritt, kein Minus, sondern ein Plus zu diesem Vollendeten, — dann hat auch das Böse, die Sünde einen Platz im Weltplan.

Die chaotische Welt, die sich im Kampf gegen die Hemmnisse der Materie abarbeitet, vielleicht hinaufarbeitet, vielleicht endgültig kaputt-

Digitized by Google

geht — sie wäre kein „Sündenfall" des Absoluten, sondern etwas wie ein Geniestreich Gottes. Geschaffen aus Kraftüberschwang des Absoluten, das so stark ist, daß es sich in seinen Grenzen der makellosen Vollkommenheit nicht festhalten mag, sondern über diese Grenzen lustig hinwegschäumt ins Unvollkommene, neben dem Grenzenlosen das Begrenzte, neben dem Reinen das Getrübte, neben der Gestalt das Gestaltlose verschafft. Es kommt mithin auch das Böse von Gott, und der Teufel ist (wie ja auch positive Religion es weiß) ein Diener Gottes. — Und ein wie notwendiger Diener, das stellte sich vorhin als Korrektur des öden Shawschen Zukunftsparadieses von selbst ein!

Daß Sünde entschuldbar ist, geht mithin aus der Erkenntnis hervor, daß dem Mangelhaften-Endlichen neben dem Absoluten ein Sinn im Weltplan zukommt.

Gefährliche Erkenntnis. Und neue Skepsis. Die Sünde geht ja offenbar darauf aus, das Weltall einzureißen. Und nun soll sie, in kleinen Dosen gewissermaßen, eine „Bereicherung Gottes" darstellen?

Es grenzt an Blasphemie. Und doch werde ich diesen Gedankenkreis nicht los. — Die lebenspendende Funktion der Sünde habe ich in den drei Büchern seit meinem Bekenntnisbuch dargestellt. In ziemlicher Erregung, denn das ist schon ein Einfall, der aus der Fassung bringen kann. In „Franzi" ist es die Sünde des „zweiten Ranges", der von ihrer höchsten Gefühlsintensität nachlassenden Liebe, im „Leben mit einer Göttin" die Sünde der Fremdheit zwischen den Menschen, in „Klarissa" die Sünde des „halben Herzens". In all diesen Formen ergibt sich als Aufgabe des Menschen, mit der Sünde zu leben. Nur so mildert er die unerträgliche Spannung, die aus der Unmöglichkeit des konsequenten Lebens in einer der beiden Ebenen (von Gnadenmomenten abgesehen) entsteht. — Nebenbei bemerkt: Unter all den hundert Theaterkritikern, die mein Klarissa-Lustspiel rezensierten, haben kaum zwei, drei diesen Zusammenhang mit meinem Lebenswerk bemerkt oder nur geahnt. Ein Beweis mehr für die Belanglosigkeit der Kritik, und zwar ebensogut der Tageskritik wie jener nur scheinbar ernsteren, die (wie zum Beispiel Franz Blei) oberflächliche Theoreme und Inkonsequenzen mit schlechten Manieren des Herzens verbindet.

Sünde, um leben zu könnnen! 1708 bewies Bernard de Mandeville die nationalökonomische Richtigkeit dieser These in seiner Flugschrift: „The grumbling hive or Knaves made honest".

Digitized by Google

Eine Art „Homöopathie der Sünde" — wäre dies das letzte Wort auf die Frage nach dem richtigen Leben? — Denn die Sünde hat die Tendenz, den ganzen Menschen zu ergreifen. Dieser Tendenz widerstehen! Obwohl man weiß, daß man verdorren müßte, wollte man ganz ohne Sünde leben! Kraft haben, dies zu wissen und doch zu widerstehen!

Reicht man dem Teufel einen Finger, so verlangt er die ganze Hand. — Wohl! So reiche den Finger, aber verweigere die Hand. — Es klingt so einfach . . .

Die Gefahr ist groß. Denn es kann natürlich alles, was zur Rechtfertigung der Sünde im Weltplan angeführt wird, eine Versuchung des Teufels sein. Ein halbwegs intelligenter Teufel würde auch gar nicht anders argumentieren als mit diesem Trick, — wie übrigens aus der großen Satansbibel, E. Th. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels" zu ersehen.

Er würde dann etwa so fortsetzen: Eine nette Sünde das! Du kostest sie ein wenig, ohne sie auszukosten. Verdünnst und rationiert sie. In usum delphini. Ad majorem Absoluti gloriam. Das macht der Sünde ja gar keinen Spaß mehr, wenn sie so als Medizin verschrieben wird. Dann lieber ein unbewußter dummer Sünder als solch ein Klugschwätzer, der immer über der Situation . . .

Mit solch einem dialektischen Widersacher ist übrigens viel leichter fertig zu werden als mit der Sünde selbst, die schon ganz allein, ohne Anwalt, dafür sorgt, daß man es bei der ersten Station, beim Verkosten nicht bewenden läßt . . .

Die Gefahren also sehe ich wohl. Kann nur erwidern, daß man sich solchen Gefahren aussetzt, indem man geboren wird. Leben ist Lebensgefahr. Die Anweisung, sich mit der Sünde einzulassen, ohne Furcht, und ihr doch nicht nachzugeben, — diese Anweisung bedeutet nur, daß man ohne Gefahr nicht leben kann und daß Gefahr, ernst genommen, die Möglichkeit des Unterganges, der physischen wie der moralischen Vernichtung, in sich schließt. Aber in Augenblicken der Schwäche fürchtet man die Gefahr, in Augenblicken der Kraft fürchtet man sie nicht. Man vertraut.

Man vertraut. — Wem? Warum? — Hier endet meine Betrachtung in eine Sphäre, die ich in einem Essai „Gerhart Hauptmanns Frauengestalten" (Neue Rundschau, November 1922) ziemlich klar umgrenzt habe, von der ich aber immerhin glatt zugebe, daß sie die Sphäre des Wahnsinns ist.

Vertrauen. — Ein Kreisel wollte auf der Spitze stehen. Er ver-

Digitized by Google

suchte es, indem er sich möglichst sorgfältig ausbalanzierte, weder nach rechts noch nach links einen Ruck machte, selbst starr und regungslos wurde, wie auch seine Umgebung bat, sich nicht ein bißchen zu bewegen. Die Luft beschwor er, keinen Hauch zu tun, die Tischplatte, auf der er seinen Versuch machte, bat er, nicht zu zittern. Mit angespanntester Aufmerksamkeit probierte man die besten Bedingungen aus. Vergebens. Der Kreisel fiel immer um. — Plötzlich setzte er sich in Schwung und begann sich zu drehen. Unbekümmert um Wackeln und Umschlagen tanzte er immer schneller. Er freute sich, weil ihm die Gefahr des Umfallens aus dem Sinn gekommen war. Er vertraute. Und in rasender unbedenklicher Umdrehung, in schnellster Bewegung stand er nun mit einem Mal ganz fest auf seiner Spitze; obwohl es ja kaum glaublich erscheint, daß ein toller, wirbelnder Kreisel eher auf seiner Spitze stehen kann als ein vorsichtiger, ruhiger. —

Ein schönes Symbol. Dennoch nur ein Symbol des Wahnsinns.

Aber habe ich denn versprochen, daß mein System ohne Knax sein wird?

Im Gegenteil: gegen Systeme ohne diesen Knax habe ich das höchste Mißtrauen. Sie sind sicher falsch.

Wenn es nun also am Ende doch wieder auf einen Wahnsinn herauskommt: warum nicht ebensogut der Wahnsinn der wangen- und zungendurchstechenden Derwische?

Ich ahne aber, daß es eine geheime Rangordnung der Wahnsinne geben mag, mit denen seit je die Menschheit sich das Leben möglich gemacht hat. Sie sind nicht gleichwertig. Zwar gehen alle diese heiligen Räusche von dem richtigen Gefühl aus, daß Vernunft einen unauflösbaren Rest im Leben nicht zu lösen vermag. Und besser, hundertfach besser dieses Gefühl als das falsche von der glatt aufgehenden Rechnung. Aber noch besser, den unauflösbaren Rest an einer Stelle des Seelen-Raumes zu suchen, wo er wirklich ist, als nach dem Unfaßbaren in überdies unergiebigen Richtungen zu tappen. — Es kann also immerhin auch eine Philosophie des Wahnsinns einen gewissen Fortschritt der Erkenntnis bedeuten. Den Wahnsinnsschmerz richtig lokalisieren — das wäre schon etwas!

Digitized by Google

GESCHMACK DER WELT

Erinnerungen von

ARTHUR HOLITSCHER

Rasch will ich noch hieher schreiben, wie Max Dauthendey Jahrzehnte später starb. Er starb, im Kriege, der ihn im fernen Osten überrascht hatte, hoffnungslos und verzweifelt, fern von seiner Heimat, in der es ihn auch nicht mehr leiden wollte, an gebrochenem Herzen. Er war mit einigen Deutschen in einem kleinen hochgelegenen Kurort auf der Insel Java so gut wie interniert. Mit diesen Genossen seines Schicksals hatte er wenig Fühlung, nichts Gemeinsames, es waren Menschen, die ihn nicht verstanden, wahrscheinlich verhöhnten, und die selig primitiven Eingeborenen schied ebenfalls eine Welt von ihm. Als er die Einsamkeit über sich zusammenschlagen fühlte, kaufte er einen Papagei, der Javanisch sprach und versuchte von dem Tier die Sprache des Landes zu erlernen, in dem er bald darauf begraben liegen sollte. So starb der Dichter, ein „Ausländer des Daseins".

Aus dem Wirrsal, dem Schwarm, dem Getümmel dieser Münchner Zeit steigt vor meinem Herzen ein Bedauern, eine Klage, Reue empor, zugleich mit einem unvergeßlichen Namen, dem Namen einer Freundin: Mathilde H.

Sie nannte sich meine mütterliche Freundin, obzwar sie an Jahren nicht gar viel älter war, als ich. Sie lebte als Begleiterin einer Amerikanerin in München, ich traf sie in einer Gesellschaft und kam in der Folge oft zu ihr. Eines Tages fuhr sie nach England und kehrte nicht mehr zurück. Sie schrieb, ich sollte nach London kommen, wo sie einen großen Freundeskreis besaß, einflußreiche Leute, die mich gut aufnehmen würden; sie hatte meine Bücher mitgenommen und unter ihren Freunden Sympathien für meine Bücher entdeckt.

Felsenfest glaubte sie an das Ende meiner Nöte unter den Menschen, in deren Mitte sie sich geborgen fühlte. Sie war sicher, ich würde gut arbeiten, Freunde und die Wärme um mein Leben finden, die ich entbehrte, wenn ich erst nach England kommen wollte. Immer wieder sagte sie mir: die Menschen, die mich in München umgaben, und deren Lob ich ihr sang, seien interessant, ich aber würde in München erfrieren, bliebe ich zu lange. Sie sah für mich glück-

Digitized by Google

lichere Entwicklungen voraus, sobald ich mich, wie sie es formulierte, der Welt vertrauen würde, wobei sie unter: „Welt" ferne Länder und außereuropäische Kulturen verstand. Sie war mit starken okkulten Kräften begabt und ich hatte, mit anderen ihrer Bekannten, des öfteren Gelegenheit gehabt, Gewißheit über ihre Gabe des Hellsehens zu erlangen. Sie stand mit der Schule von Bombay und Madras, mit Annie Besant und Madame Blavatska in Fühlung und suchte mich für die Wissenschaft des Okkultismus zu interessieren. Mein Stück „Das andere Ufer" schien ihr Beweis dafür, daß ich mich in diese Materie rasch einleben und daß dies meine Arbeit in günstigem Sinne beeinflussen werde. Aus meiner Liebe zu den englischen Praeraffaeliten aber schloß sie, daß ich mich in London und in ihrem Freundeskreis rasch werde einbürgern können.

Ich folgte ihrem Rufe nicht, auch nicht der Einladung einer ihrer Freundinnen, die in einer Villa in Eastbourne lebte, bei der Mathilde H. die Wintermonate verbrachte. Nach einigen unfrohen und bedrückten Jahren führte mich endlich mein Weg nach London. Ich hatte von meiner Freundin lange nichts mehr gehört. Am Tage meiner Ankunft las ich die Parlamentsrede eines ihrer Freunde, desselben, bei dessen Frau Mathilde in Eastbourne gewohnt hatte. Ich entsann mich auch der Adresse, die auf Mathildens Briefen gestanden hatte: Bryanston-Square im Londoner Westen. Ich ging hin, holte Erkundigungen ein. Meine Freundin war wenige Monate zuvor auf der Yacht einer ihr befreundeten Familie, auf der Fahrt nach Japan, auf hoher See an Herzschlag gestorben. —

Was ist es mit der „Welt", der Freude an dem Wandern, an dem Fortgehen, dem Traum, daß man sich bald dort befinden wird, wo man nicht ist, nie war, wohin einen Lust und Grauen locken, was ist es mit der Ferne, dem rätselhaften Geschick, tief und rätselhaft wie der Tod?

Denke ich darüber nach, was in meiner unruhigen Seele, deren Flamme nicht schwer zu entfachen ist, den nie verstummten, immer schwelenden, schwingenden, schwärmenden Wandertrieb zu Zeiten so übermächtig hat anschwellen lassen, daß mir das Verweilen an dem Orte, wo ich mich befand, fast als ein körperlicher Schmerz unerträglich wurde — dann drängen sich mir Erklärungen auf, die wieder Fragen sind. Der Ahasver-Trieb des Juden, des ewig im Exil, an der Peripherie des Lebens Dahintreibenden. Was bewirkt die Verzweiflung

Digitized by Google

an dem Gefühl des Dorthin-Nichtgehörens, wo man ist und die Sucht, noch vollkommenere Einsamkeit in dem Ungekannten zu erlangen? Ist Weltliebe nicht: Unfähigkeit zur Hingabe an den Einzigen? Ist es nicht trüber, gehemmter, verleiteter Sexualtrieb, der sich in der Sehnsucht nach fernen Ländern des Erdballs manifestiert? Was ist von Gott in dieser Lust an dem Fernen, was vom Dämon?

Sicherlich ist das absolute Glück in der absoluten Ruhe zu finden oder im beständigen Wechsel, ihrem Gegenpol. Was zwischen der Scholle und der Wolke liegt, ist Unbefriedigung, ewig zehrende Unrast, Schmerz. Geheime Kräfte wollen in der rätselhaften, bis zum Erschrecken befremdlichen Seele entbunden werden. An fremden Orten fühlt der unruhige Wanderer eine Saite in sich erschwingen, ein Akkord wird im Innern geweckt, es erklingt voller als je, eine ferne Landschaft, der Duft einer niegekannten Stadt, der Nebel über einem See, dessen Namen man beim Vorüberfahren aus dem Reisebuch erfährt, der Blick eines verspäteten Passanten in einer dunklen Straße der kleinen Stadt, die man Gott weiß warum aufsuchen mußte, dieser kleinen Stadt, in die man heute gekommen ist, die man morgen verläßt, in einem Land, dessen Sprache man nicht kennt, nicht kennen mag: alldies ist unser Besitz. Wir wissen, es hat von je uns gehört, aber erst seit wir uns unseres Besitzes versichert haben, wissen wir, wie reich wir sind. Fast könnte man dies Seelenwanderung nennen, etwas Kosmisch-Metaphysisches, Seelenwanderung bei lebendem Leib, der die in ihm neu erwachenden Seelen fest behält zu steter Amalgamation. Man ist höher, voller, gerader geworden, wenn man aus fremden Gegenden an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt. Fremdes hat man gesehen und in sich aufgenommen. Indem man an fremden Orten Menschen streifte und sie verließ, indem man sich um seine Beziehung zu ihnen bereichert und sie dann verlassen hat, erhob man sich zu gleicher Zeit über die kleine Welt, in der sie fortfahren, zu leben, und über die Sphäre, in der man selber zu leben fortfährt.

Auf diese Weise findet man hier und dort in der Welt, an Orten und bei Menschen, zu denen man sich rätselhaft gezogen fühlt, Stücke seiner selbst und konstruiert sich aus diesen verstreuten Teilen sein Ganzes. Der Reisetrieb wird bestimmt durch den Drang der Moleküle, sich zu aggregieren. Zuweilen ist es so mächtig, was uns an fremden Orten erwartet und überrascht, daß wir es auf einmal nicht in unseren Besitz bringen können, dann treibt es uns dorthin zurück, immer wieder zurück, bis wir uns voll erobert haben, was dort für

Digitized by Google

uns bereit lag. Allmählich gewinnen wir, und die Erde verhilft uns dazu, unsere Beziehung zur Scholle wieder. Sie zieht uns an, sie hält uns fest. Es ist die Scholle, in der wir begraben werden sollen.

Aber noch das Jenseits lockt, wie unbekannte Ferne. Daß es Jenseits ist, beweist, wie tief in unserer Seele der Drang nach Veränderung, die Gewißheit, daß es dort, wo wir nicht sind, besser sein wird als hier, verwurzelt ruht.

Wen das Leben allzuhart bedrückt, der ändere den äußeren Schauplatz seines Lebens. Die Ferne betrügt nie. Nur im Verweilen ist Betrug. Das wissen auch die Glücklichen.

Erst in späteren Jahren erlebte ich das Große, Entscheidende: Menschen, Länder, Menschengemeinschaften an fernen Orten nicht im Hinblick auf mein Leben, es sei denn ein erträumtes Dasein in der Utopie, zu betrachten und darzustellen. In der Zeit, da mir Mathilde H. den Rat gab, nach England zu reisen, mich in England niederzulassen, war ich noch allzusehr im Eigenen befangen, in jenem überaus sonderbaren Rausch, der einem vorgaukelt, daß man auf irgendeine seltsame Weise der Mittelpunkt des Geschehens der Welt ist. Nicht daß das, was geschieht, auf das eigene, verborgene Schicksal Bezug habe, sondern daß dieses eigene, rätselhaft mächtige Schicksal alles, was in breitestem Umkreis geschieht, zu seinem Geschehen veranlasse — eine absurde Vorstellung, die jedoch mächtig und zwingend über das ganze Gefühlsleben herrschen kann! Und zwar gerade in jenen Zeiten, in denen man sich am ärgsten, hoffnungslosesten bedrückt fühlt durch die eigene Unfähigkeit, zu handeln.

Heute kann ich mir dieses Rätsel lösen, das Absurde erscheint mir vernünftig: in jenen Zeiten der Hoffnungslosigkeit bereitete sich die Seele vor auf den Augenblick, in dem meine Aufgabe anfangen sollte: durch die Kraft meiner Überzeugung das Schicksal vieler unbekannter, über den Erdball verstreuter Menschen zu beeinflussen, sie für Ideen zu gewinnen — diese Aufgabe war mir gerade aus meinem Wandertrieb, der quälenden Begierde, fremde Länder und Menschenzusammenhänge aufzusuchen, sie für die eigene Seele nutzbar zu machen, erwachsen.

Später, auf Reisen, die mich über das kleine Bereich Westeuropas hinüber nach den weiten Gebieten Kanadas, durch Rußlands Städte, die Täler der Wolga und durch Galiläas Ebenen und Berge führten, wurde es mir offenbar, daß meine Irrfahrten um jene Zeit, die meinen Münchner Jahren folgten, nur Vorbereitung waren für das ernste Werk,

Digitized by Google

das mich in späteren Jahren der gereiften sozialen Erkenntnis erwartete: meine unruhige Sehnsucht umzumünzen in aktive Hilfe, für andere, von gleicher Rastlosigkeit ihres heißen Herzens Erfüllte. Ihnen zu weisen, den ich irrend gesucht hatte, ohne einen Menschen, der den Weg mir beigestanden hätte — außer dem einen, meiner Freundin in England, die auf hoher See gestorben ist. —

Ein wunderlicher Nebel liegt über meinen Erinnerungen an die Zeit meiner Wanderungen quer durch den europäischen Kontinent, von Belgien bis Siebenbürgen, vom Kattegat bis Capri. Wie durch einen Trichter stürzte die Welt in ein Gefäß, dessen Inhalt schäumte und gor. Auf diesen Reisen, die ich unternahm, ohne einen Ort, an den ich zurückzukehren vermocht hätte, ohne Heim und Heimat, jähen Entschlüssen preisgegeben, fühlte ich mein schwankendes Leben emporgeworfen und in die Tiefe geschleudert wie ein schwaches Schiff in hohem Wellengang. In der Erinnerung vermischen sich Eindrücke von außen mit den geheimen Erlebnissen der Phantasie, die schwer auch nur an die Peripherie der Sinne dringen, eine Landschaft, ein Haus, ein Mensch verliert oder gewinnt in der Erinnerung seine Gestalt und es ist nicht sicher, ob man sie geträumt hat oder ihr wahrhaftig begegnet ist, ob sie sich aus dem Traum von der Welt in der Helle des klaren Tages materialisiert hat oder ob sie aus der Wirklichkeit in einen Traum geraten ist, der dann so bezwingend wurde, als hätte ihn wirklich das wahrhaftige Dasein unter der Sonne entfesselt.

Auf meiner Landkarte eine kleine rote Linie, in meinem Schrank ein Steinchen, ein Fetzen dünnes Tuch, ein Bild, ein Papierblatt mit ein paar aufgekritzelten Zeichen — von den tiefsten Ereignissen nicht einmal so wenig — ein Vorüberhuschen, die Seele weiß es noch, das Bewußtsein hat die Spur verloren. Eins ist nur ganz sicher: eingegeben wurden diese Irrfahrten nicht durch die Laune, den Ort zu wechseln, sondern durch meist nur in der Einbildung begründeten Zwang, für die Arbeit, die ich vorhatte, eine ihrem Wesen entsprechende Umgebung, einen Entstehungsort zu finden, der ihr Werden günstig beeinflussen könnte — und dann: der Wunsch, der Einsamkeit ein Ende zu bereiten, hier und dort, wo freundliche Menschen beisammen waren, mich ihnen anzuschließen, der Wunsch nach Freundschaft, Gemeinschaft, Heiterkeit des Lebens, Wärme.

Und hier und dort die Lockung des verschwenderischen Reichtums,

Digitized by Google

den der Geist des Menschengeschlechtes über die Länder Europas verstreut hat, und an dem alle Epochen der Geschichte ihr Teil hatten, auch die gefährliche und zweideutige Gärens volle der Jahre, in die meine Wanderzeit fiel.

In Brüssel lehrte Elisée Reclus, der Geograph, an der Freien Universität. Ich hörte einige seiner Vorträge, in denen er über das Primat Italiens sprach. Der Zeitpunkt war nicht günstig gewählt; während ich in den Stunden, die ich zu Füßen dieses außerordentlichen Menschen, des Erwählten unter den Vorläufern der Menschheitsentwicklung saß und den Zauber seiner Persönlichkeit genoß, dozierte nebenan Georges Eekhoud in seiner eindringlich lichten Art: die vorshakespearische dramatische Literatur Englands.

Im selben Sommer hörte ich in Heidelberg Kuno Fischers formvollendete Vorlesungen über Spinoza, die aber durch eine gewisse, naiv zur Schau getragene geistige Unfehlbarkeit des berühmten Lehrers beeinträchtigt waren. Thode las um dieselbe Zeit über die Italiener vor Raffael und ich faßte den Entschluß, sobald wie möglich nach Florenz zu gehen. Doch dauerte es Jahre, ehe ich diesen Plan verwirklichte.

Eine Erzählung, die ein Memlinckbild, eine von Anemonen umgebene Madonna, zum Vorwurf hatte, hielt mich monatelang in Brügge fest, dann lebte ich ein paar Frühjahrsmonate lang in Knocke an der belgischen Küste, wo die unglückliche Erzählung im Dünensand begraben liegt. Aber hier war es, wo Georgie nnd Chickie wohnten, mit ihrem Bruder, dem Maler und ihrem alten Elternpaar, diese kleine schottische Familie, die den alten Namen des berühmtesten Klans der Könige Schottlands trug. Wenn nach dem Abendessen in dem kleinen warmen Salon der Flügel aufgetan wurde, dann sangen die Alten und die Töchter die Lieder vom König Jakob, vom jungen Prätendenten und von den Seen und Bergwegen ihres Heimatlandes, das ihnen, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ebenso fern und sagenhaft verloren zu sein schien, wie die Zeit der Könige, aus deren Stamm der ihre ein Sproß war. —

An den Sonntagen versammelte sich die Gilde des heiligen Sebastian um einen hohen Mast, von dessen Spitze Kränze im Wind baumelten. Mit Armbrüsten wurde nach diesen Kränzen geschossen und dann johlte der Sieg und die Niederlage schiedamumduftet durch die stille, nur vom Meeresrauschen unterbrochene und rhythmisch belebte Nacht.

Herrlich war es, stundenlang in der Einöde von See und Dünen

Digitized by Google

auf die Töne, Worte und Sätze, die Wasser und Wind und Gras artikulierten, zu horchen und zu warten, bis die Seele mitzuschwingen begann und ein Gedicht, ein paar beflügelte Wortgebilde sich regten und Gestalt annahmen. Da kamen wohl die kleinen schüchternen Hasen aus ihren Dünenlöchern gekrochen, blieben stehen, sahen den reglosen Menschen vor sich, erkannten in ihm ihren Freund, nickten mit ihren langen Ohren und fingen zu tanzen an, ohne Sinn und Zweck, denn sie hätten eher auf die Jagd gehen sollen, aber die unschuldsvollen Tiere gehorchten dem friedlichen Gebot ihrer harmlosen Natur und der Mensch traute sich kaum eine Geste zu machen, die sie in ihrem Vergnügen hätte stören können. Als er dann aufbrechen mußte, um zur Mahlzeit im Hotel rechtzeitig zu erscheinen, tat er es mit einem bedauernden Hutschwenken nach den sich in der Runde emsig in ihre Höhlen verkriechenden Mitwesen. Auch Bruder Maler saß, fast reglos vor Angst, die Tiere zu stören, vor seiner Staffelei in den Dünen und hatte die Ockertuben vor sich aufgeschichtet. Nur wenn die jungen Mädchen kamen, Georgie besonders in ihrem rotschottischen Cape und Tam o'shanter, den Farben ihres Klans, purzelten die verängsteten Tiere durcheinander und jedes versuchte sich, so rasch es ging, im Bauche der sandrieselnden Hügel in Sicherheit zu bringen.

Hier war auch, an der Grenze Hollands, nicht weit vom Dorfe Knocke, jenes verwunschene Haus mit dem Garten, in dem es zu jeder Jahreszeit blühte und sproß. Der Friede um die Menschen, die in diesem Haus und diesem Garten lebten, war so groß, daß der Vorüberwandernde stehen blieb und in der Lautlosigkeit die fernen Glockentöne vom Belfried Brügges zu hören wähnte, die die Mittagsstunde läuteten. Aber dann stellte es sich heraus, daß er das Pochen seines unruhigen Herzens vernommen hatte, und er ging weiter, den kleinen Gassen mit den blankgescheuerten roten Häuschen entgegen, in denen das Volk der flandrischen Bauern und Fischer hauste.

Brügge, das tote: sein Glockenspiel war ein Atmen im Schlaf der Vergessenheit; die weißen und schwarzen Schwäne zogen Kreise über das grünliche Wasser des Teiches, der das Minnewater genannt ist; zwischen den Mauern der alten Paläste, Beginenhöfe und Spitäler die dunklen schmalen Kanäle waren den Schwänen Straße und Ruderplatz.

Florenz, in das ich Jahre später zog, war nicht das Florenz Burckhardts, noch war Rom, in dem ich ein Jahr später alle Jahreszeiten

Digitized by Google

auf- und niederrauschen sah, das Rom Gregorovius' und Rankes, noch auch das Rom der Nachfolger von Hans von Marées.

Nach Florenz reiste ich mit Dauthendey. Ich hatte mich in einem Anfall von Mißmut, weil meine Arbeit in München nicht gedieh, rasch entschlossen, nach Florenz zu reisen. Aber noch rascher als ich hatte Dauthendey seinen Reiseentschluß gefaßt. Er begleitete mich zur Bahn und ehe ich mich versah, hatte er, nach mir an den Billetschalter tretend, in plötzlichem, aufflackerndem Reisetrieb, ebenfalls eine Karte nach Florenz gelöst. Aus Kufstein telegraphierten wir an Frau Dauthendey, sie solle sogleich das Nötigste in einen Koffer packen und nach Florenz bahnhoflagernd schicken. Schon wenige Stunden nach unserer Ankunft in Florenz hatte Dauthendey das Abenteuer bereut. Wir wohnten in einer geräuschvollen Pension in der Via Tornabuoni. Nachts war ein Kommen und Gehen, an Schlafen nicht zu denken, und nächsten Morgen beteuerte mir Dauthendey, in der verflossenen Nacht sei eine Leiche über den Pensionskorridor geschleift worden. (Ich nehme an, es war eine harmlose Matratze, auf der ein spät eingetroffener Gast im Badezimmer seine Schlafstätte fand!) Aber die Angst der ersten Nacht hatte sich in Dauthendey festgebissen, er übersiedelte in ein Hotel, schlief dort „aus Sicherheitsgründen" bei offener Tür, damit er gleich Kontakt mit der Außenwelt erlange, falls er überfallen würde; schlaftrunken und verstört schlich er durch die Uffizien und war nach München zurückgereist, noch ehe sein Koffer in Florenz eintraf.

Jeden Abend gegen Sonnenuntergang ging ich nach San Miniato über Florenz die Via dei Colli hinauf, um in der kleinen Kirche des heiligen Franziskus, hinter der durchschimmernden, wie von Wolken durchzogenen rötlichen Marmorplatte der Apsis die Sonne untergehen zu sehen. Um diese Stunde war die Kirche von einem mystischen Feuer des Gestirns wie von Gottesnähe durchschimmert, und ich erlebte eine Stunde der Andacht — Andacht der Sinne — wie unten in Or San Michele vor dem jungen David des Donatello, wie in der Akademie vor dem Relief der Sängerestrade Donatellos!

Fiesoles Kirchturm steckt wie der herausragende Griff eines Dolches mitten in dem Tal der geschwungenen sanften Hügelbrüste der etruskischen Stadt, Fiesole ist wie eine nie aufhörende Musik zu Häupten Florenz.

Melodisch wechselt der schwarze Marmor mit dem weißen ab auf der Fassade des Doms unten in der Stadt, der Dom ist ein Orgelpunkt in der Musik Florenz, dem hymnischen Gedicht des Baumeisters

Digitized by Google

der Erdenschönheit. Mit wie zartem Schwung streut die Primav
ihre hellbunten Ranunkeln, Primeln, Krokuse und Anemonen
dem Bilde Botticellis über die in Licht und Wärme hingebreitete Sta

Nachts singt eine ungeschulte Tenorstimme jubelnd Puccinis A
über den Lung, Arno-Acciajuoli dahin. Den gewölbten Ponte vecch
entlang tönt es:

„. . . lucean le stelle . . . "

Die wunderbare junge Engländerin öffnet ihr Fenster und blic
im Nachtgewand zum Sänger hinunter. In ihrer Geste, wie sie i
Hemd mit der einen Hand zuhält — die Kette aus bunten römische
Glasperlen hat sie, dieses Kind, mit ins Bett genommen, sie hängt üb
ihre zarte junge Brust — wie ihre dünnen Finger mit der schaukelnde
Kette spielen, verrät sich die erwachende Sinnlichkeit, es ist Julia, Italien
die brünstige Musik der italienischen Oper. Glühend in seinem Ge
sang, mit geschlossenen Augen taumelt der Sänger über den Brücken
bogen dahin.

Pittis Zauber! Wer beschreibt den Duft der Gärten Boboli im
Frühling, die Farben des Konzerts Giorgiones, dieses aufreizenden,
mißlungenen, geheimnisvollen Dreiklangs? Und van Dycks Bentivoglio,
was sucht er hier? Sein Kardinalgewand ist Maskerade, die feine
durchgeistigte Hand krümmt sich leise im Takt eines Sonetts.

In der Straße, die zu Pitti führt, sind die Händler mit ihren
Pergamentläden, hier liegen die Büchlein im Fenster, die man wie
kostbares Lebensgut mit nach Hause nimmt, zag formt die Feder einen
Vers auf die Seite, die sich an den Pergamentumschlag schmiegt . . .
oder es ist Michel Angelos

„. . . grato m'é'l sonno, e piu l'esser die sasso . . . "

die unsterblichen Worte unter der „Dämmerung" im Medicäergrab, die
unsterbliche Melancholie des ins Menschenland und seine Qual ver-
schlagenen Erzengels.

Aber im Bogen über der Sakristei, im Kloster des heiligen Markus
schwebt des Engels-Bruders überirdisch leichter Finger, der Schweigen
mahnt, vor des Märtyrers Petrus geschlossenen Lippen.

Aufschrei und Schweigen, Schwung der Frühlingsgeberde und Reg-
losigkeit der mit der Landschaft in eins geschmolzenen Architektur,
alldies schwebt, wie ein nie endendes Konzert, über den Dächern,
kreist um die Türme, verbindet die Hügel der Stadt Florenz.

Und draußen vor dem Tor, Settignano zu, wohnen die Freunde,
in einem riesigen, verlassenen Palast, diese melodischen schönen Menschen,

Digitized by Google

en schönen Dingen der Welt, der Gestaltung erzener, marmorner Schönheit hingegeben; auf einem einfachen Tisch in der Vigne, die das Haus umgibt, steht das arme Mahl bereit, aber Schönheit, Freundschaft und heiterer Genuß des Lebens ist die Würze der kargen Bissen, die Lichter der fernen Hügel erschimmern über dem Horizont, ein wie vom Meister der zarten Frühe dieser Kunst gezeichneter dünner Sichelmond hat sich über den Sternen entfaltet, blinkt aus dem tiefer werdenden Himmelblau zu uns herab.

Wir sprechen, sprechen, schweigen, Pläne tauchen auf, Rom, eine Villa vor der Porta del Popolo, bald, es muß zu erlangen sein . . . ein wenig Freundschaft um dich, Freund, ein wenig Heiterkeit, so etwas wie Heimat, in der unsterblichen Stadt, an der unsterblichen Stätte . . . dann umarmen wir uns und scheiden.

Rom entsteigt dem Zauberabgrund der Sybille. Das ewige Rom erscheint, wie ein magischer Spuk, voll Verheißung und Gefahr. Die Dünste des Abends schütten Fieber in die rasenden Adern. Willkommen Tod in der Umarmung der Maremma! August glüht über der spanischen Treppe, an Keats Fenster gelehnt ein Hügel berstender Granatäpfel. Die Trinità de' Monti speit eine Lichtkaskade hinab zum feinzierlichen steinernen Schifflein auf dem Platz. Langsam schreiten Mönche in bleiernen Kutten die marternd heißen Stufen mit sandalenbewehrten Schritten hinan. Mit ein paar Sätzen die Ciociarenkinder. Noch ist es zu früh im Jahre, die Maler warten vor der Kirche in der Straße des Babuins noch nicht auf ihre Modelle.

Die Pinien der Villa Borghese — die Lorbeergebüsche. Wer träumte nicht von ihnen in der Erkältung der nordischen Freudlosigkeit. Die frischen Morgen ob dem Stadium der Villa finden das Buch mit den Gedichten des Magiers in den gefalteten Händen. Gut ist zu träumen und gut ist zu leben in der Villa Borghese, zur Morgenzeit.

Nächsten Vollmond kommen die Freunde aus Settignano! Dort, wohin jetzt der Windhauch zieht, ist die alte, halbverfallene Villa, zwischen hohen Vignen, auf dem Weg des Papstes Julius, dort wollen wir hausen. Aber der Mond nimmt zu, nimmt ab, nimmt wieder zu, und dieser Traum ist zerronnen . . . Rom und die Einsamkeit schließen sich fester und tiefer um das versinkende Herz. —

Tief sind die Jahreszeiten Roms um den verzauberten Fremden und die Begegnungen verwirrend und abenteuerlich. Wenn im sinkenden Jahr der Abend von Anzio her kühler über die sieben Hügel weht,

Digitized by Google

kehren aus allen Teilen der Erde Menschen ein, die der immerwährende Spuk der ewigen Stadt besessen hält. Statt der geruhigen Atmosphäre der Villa an der Straße des Papstes Julius, die ich mit den Freunden bewohnen wollte, die leer und verfallen bleibt, kein Heim mehr sein darf, nur Erinnerung, umgibt mich mit einemmal, ich weiß nicht woher, ein buntes Gewimmel vielgestaltigen Verkehrs, in dessen Mitte ich geraten bin ich weiß nicht auf welche Weise.

Bei Aragno habe ich einmal dem guten alten irländischen Geistlichen die „Times" hinübergereicht, seither gehen wir jeden Abend in die alte Kneipe an dem Pantheonplatz essen. Wenn ich dann durch die mondbeschienenen Gassen den Alten, dem der Sabinerwein arg zusetzt, zu seinem Quartier begleite, erzählt er mir Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, an deren Kirchen wir vorüber müssen. Diese Anekdoten stehen in keiner Sammlung von Heiligenlegenden, sie sind ebenso bunt und würzig, wie der Dunst, den der goldene Wein in unseren Köpfen hinterlassen hat, und erst, als er mir einmal eine saftige Geschichte von der Allerheiligsten Jungfrau erzählt hat, bleibt der Alte ein paar Abende aus und hat, wie wir uns dann doch im Café an dem gewohnten Platz wieder treffen, einen scheuen Blick und Gewissensbisse. Er hat gebeichtet und ist eine Woche langweilig. Allmählich sammeln sich um uns Priester aus England, aus Kanada und einer aus Australien ist auch da. Sie sind heitere Menschen, die die Welt kennen; in der Bibliothek des Vatikans sammeln sie Material für Bücher, die sie daheim schreiben werden; sie stecken in allerhand Liebesintriguen mit reichen ältlichen englischen und amerikanischen Erbinnen, deren Gelder sie der Kirche zuzuführen beabsichtigen — man gewinnt durch solche Manipulationen die Gunst des Himmels und hat auch schon im Diesseits Aussicht auf Beförderung. Ein paar Jahre später höre ich in der Tat, aus einem Brief, den mir der gute alte Ire schreibt, daß einer der Frischesten, Unternehmungslustigsten unserer Tafelrunde Kardinal in einer Dominion über See geworden ist.

Oft bin ich in St. Peter, dieser monströsen Festung, in der man laut und geräuschvoll wird, auch wenn man sonst in Kirchen zu verstummen pflegt. Oben auf der kleinen Galerie schwindelig hoch in der Kuppel über dem Hauptaltar gehen die Fremden herum, unten zelebriert der derbknochige, von Ehrgeiz verzehrte Papstschaftsanwärter Rampolla die Messe. Mit vor Demut zitternden Händen und gebrochener Stimme segnet der alte Heuchler die niederknienden

Digitized by Google

und sich tief zur Erde neigenden Andächtigen im Vorübergehen. Ein Schauer läuft den weißen Rücken der gottesfürchtigen englisch-amerikanischen Erbinnen hinunter, wenn der Blick des Kardinals auf sie fällt, wenn seine Soutane ihren geneigten Scheitel, ihre gefalteten Hände, zwischen denen ein geweihter Rosenkranz pendelt, streift oder streichelt. Im Lateran der andere Lieblingskardinal der Damen, Vannutelli, sendet ein kurzes Gebet mit Augenaufschlag zum Himmel, wenn in langer Reihe Kniende vor ihm defilieren. Er sitzt auf einem hohen Thron und hat eine lange dünne Rute in der Hand, mit deren Spitze er die Pönitenten berührt, die auf solche Art ihrer Sünden ledig werden.

Mein irischer Freund behauptet seufzend, er sei schon zu alt, um der Freuden des Himmels noch auf Erden teilhaftig zu werden. Einerseits ist er damit einverstanden, denn er sammelt dadurch Kraft für die Freuden, die ihn im Jenseits erwarten. Er behauptet auch: daß sein weltlicher Ehrgeiz nie recht wach gewesen sei, daß er infolgedessen etwas zu spät nach Rom gekommen wäre, aber er ist dennoch imstande, seinen glücklicheren Amtsbrüdern gute Ratschläge zu erteilen, sie werden ihm dafür, wenn er erst zu Jahren kommt, irgendwo eine freundliche Sinekure zuschanzen, er weiß es.

Wie gut könnte ich meine Beziehungen zum Himmel durch meine Gefährten in der Soutane nutzbar machen! Aber ich habe nicht einmal dazu Lust, vom Papst in Audienz empfangen zu werden!

Hier ist die Kolonie der Deutschen versammelt: im Kunstverein, in den Salons musikgieriger Malersgattinnen, in den Kneipen des Trastevereviertels und in Ateliers, die zum Empfang der wohlhabenden Landsleute hergerichtet sind, wenn sich um Ostern herum die ewige Stadt mit Touristen und Andenkenjägern füllt. Verstreut über die ungeheure Stadt hausen hier und dort ein paar alte und jüngere Fanatiker, die in dem hellen Licht, das alle Konturen herausmeißelt, alle Farben abschwächt und verwischt, Malertraditionen wachhalten, die Nazarener, Feuerbach, die Landschafter um den alten Koch, auch die, die unglückliche Spekulationen von neueren Synthetikern der Staffage und der Formen der Natur fortsetzen, oft in qualvoller aussichtsloser Arbeit — dabei von allen Wundern der Vollendung täglich und stündlich bis zum Ertrinken überflutet.

Grimmige Fehden wogen hin und her zwischen Menschen, Richtungen und Interessen. Die Kleinstadt Rom, in der die Kreise sich scharf und grausam schneiden, fördert die deutsche Unverträg-

Digitized by Google

lichkeit der Zunftgenossenschaft. Alle gehäuften Schätze der Antike, des Südens, der heiteren Welt vermögen sie nicht zu stillen.

Im Übrigen wachte an dem Kolosseum, in hohem Haus, das über die immense Ruinenstadt der Jahrtausende schaut, ein Auge. Und am anderen Ende der Stadt, in einem Hause nahe der Villa Torlonia, wachte ein Herz. Zwischen diesen beiden trieb mich das Jahr in Rom dahin. Alles andere waren Schemen, blasse verhuschende Visionen der Zeit, aus dem Altertum zu unwirklichen Leben in die unwirkliche Gegenwart erwachte, aus der Gegenwart in das wesenlose Nichts des Niegeschehenen verflatternde, flutende Nebel. —

Otto Greiner, der Maler, wohnte hoch oben in dem Atelier, das Klinger sich hatte auf dem flachen Dach einer ungeheuren Mietskaserne der Via Claudia bauen lassen. Dort oben wachte das Auge, und ging ein Leben in ehrfürchtiger rastloser Arbeit dahin. Er war noch jung, starb jung, hatte in seinem Blut das quälende Ferment des nahenden Todes, aber was er schuf, trug nicht den Stempel der Hast, sondern es war Strich für Strich einem harten, unerbittlichen Gesetz abgerungen, das sich zwischen das wache Auge und die emsige Hand schob und Tage vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang mit Ringen und Not der Schöpfung anfüllte — bis an den Rand!

In Wirklichkeit habe ich in diesem Menschen den Meister des mittelalterlichen Handwerks, der großen Tradition der Dürer, Holbein, Altorfer, Cranach leibhaftig auferstehen sehen. Der ungeheure Respekt vor der Natur, vor dem Modell, das Ringen der eigenen Vision mit der widerspenstigen Wirklichkeit war Greiner eingeboren und hielt ihn gefangen sein Leben lang bis zur Besessenheit, eine übermenschliche Gewissenhaftigkeit in dem Abwägen der Leistung, in der Qual der notwendigen Vollendung seines Werkes.

Während er den römischen Kutscher zeichnete, den er nach langem Suchen in den Straßen der Stadt als das Modell seines Herakles entdeckt hatte, sah ich die tausend Blätter an, die er zu seinem Bild „Odysseus und die Sirenen“ als Detailstudien, Bewegungsskizzen und Landschaftsentwürfe angefertigt hatte. Der Kutscher, den er Omphale gegenüber zu setzen gedachte, war einer jener Römer der Gegenwart, in dessen Äußerem sich die Züge der edlen Rasse, die in antiken Zeiten die bekannte Welt beherrscht hatte, mit dem körperlichen Niedergang der zivilisierten Jetztzeit sonderbar mischten. Der herrliche Imperatorenschädel und die zu kurz geratenen Beine gaben dem

Digitized by Google

muskulösen Menschen das Aussehen eines Bastards der Jahrtausende, und Greiner mühte sich, bei seinem unbedingten Festhalten an allen Einzelheiten der Erscheinung, diesen Schaden durch Stellung und Beleuchtung des Körpers auszugleichen. Dies geschah in langen Monaten, die von Schweiß und Mühsal dampften. Wenn er abends in die kleine Kneipe des Zi Pippo in Trastevere kam, wo gelegentlich auch Siegfried Wagner, der englische Maler Lavery, der deutsche Kunsthistoriker Hartwig anzutreffen waren, dann sah man dem zerfurchten Menschen die Erschöpfung des Kämpfers an. Das war das deutsche Schicksal eines nach dem heiteren Süden verschlagenen Hyperboräers: das Gewissen und die Schwere im körperlichen Anprall mit der olympischen Leichtfertigkeit des lockeren phantastischen Göttergeschlechts.

„. . . Groß ist die Diana der Epheser . . ."

Immer weiter weg von der Kunstrichtung der sich im Abstrusen, Halbgesehenen, Falschempfundenen verirrenden Jüngsten in den Malerzentren Deutschlands, verbohrte sich Greiner in der Übung seines schweren, andächtigen Handwerks. Als er, im Kriege, in seiner Heimat, die ihm Exil schien, starb, war er verzweifelt — aber er hatte sein Tagwerk vollendet. —

In der leichtfertigen, von Intrigen, kleinen gesellschaftlichen und erotischen Abenteuern wimmelnden Welt der deutschen Kolonie waren die bescheidenen Zimmer, die in einem Hause nahe der Villa Torlonia das deutsche Ehepaar Bamberger bewohnte, eine Zufluchtsstätte, ein guter, warmer Ort, fast so etwas wie eine Heimat. Die lieben Alten waren nach Rom gekommen, um vereint einstmals an der Pyramide des Cestius begraben zu liegen. Nach einem Leben voll Geduld und Arbeit hatten sie sich in jenen bescheidenen Zimmern eingenistet, in denen sich ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Menschen aller Art abspielte. Fast willenlos, schließlich wirklich betäubt von ihrer eigenen Güte und Hilfsbereitschaft, sahen die beiden guten Menschen zu, wie sich eine Schar von bedürftigen Kunstjüngern, enthusiastischen Rompilgern aus aller Herren Ländern, aber auch zynischen Charlatanen der Fremdenstadt, Photographen von kleinen nackten Mädchen, Tenören, Fechtlehrern, liebebedürftigen alten Maldilettantinnen, denen zusammen mit einer kleinen Erbschaft ein Cicisbeo in den Schoß gefallen war, um die immer volle, märchenhafte Suppenschüssel drängte. Eine üppige Köchin aus der römischen Campagna trug dieses unerschöpfliche Gefäß unablässig aus der Küche in das Eßzimmer hin und her, aus ihm kamen alle

Digitized by Google

Gemüsearten des fruchtbaren Vulkanbodens und Kotelettes, Rindfleischstücke, Hühner und Fische zum Vorschein und verschwanden sogleich in den gierigen Schlünden der buntscheckigen Gesellschaft.

Die großen Korbflaschen machten die Runde und wenn nach dem Mahl sich kleine Gruppen in den Ecken der beiden Zimmer verteilten, eine brüchige, aber begeisterte Stimme sich am Klavier vernehmen ließ:

„Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein — nimmer allein!
Kaum daß ich Bacchus, den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein . . ."

und dann:

„Sag, wie bewirt ich, der Erdgeborne
Himmlischen Chor — himmlischen Chor . . ."

— da konnte man den treuen Max und das gütige alte Jettchen von einem zum andern gehen sehen, beseligt, daß das Leben ihnen noch solches Glück beschieden habe, daß sie für all diese Schmarotzer sorgen, sich mühen konnten, oft boshaften Undank ernten, ja gelegentlich noch Ärgeres — was sie aber nur in ihrem Glauben bestärkte: daß nämlich die Menschen im allgemeinen nicht sehr glücklich sind und daß es Pflicht der Glücklichen ist, sich in Hilfe, Nächstenliebe und Nachsicht zu üben, solang das Lämpchen glüht.

Der Tod war härter mit ihnen verfahren als das Leben. Der Krieg hat ihren Wunsch, beisammen zu liegen unter der Pyramide des Cestius, vereitelt — nur Jettchen ist jetzt dort begraben, Max aber in Deutschland. Ruht in Frieden, holde Seelen!

Die Welt! !

Welch eine Narrenwelt, großer Gott!

Welch ein Geschmack auf den Lippen, dem Gaumen, aus beizenden Essenzen, faulenden Früchten, nahrhafter Substanz, befeuernden Tropfen edlen Weins!

Auch der Traum hinterläßt einen Geschmack auf Zunge und Gaumen, auch der Traum kann Wein sein, Bitternis und Fäule, und vielleicht bleibt der Geschmack der Träume in der Seele länger bestehen, wenn der der Welt der Sinne sich schon längst verflüchtigt hat und die Sinne erloschen sind!

Digitized by Google

Die Jahre vergingen, die Jahreszeiten verschoben sich, den Breitegraden gehorsam, unter die die Lebensangst, die Lebensunrast getrieben hatten; zuweilen überhasteten sich Tage, dann wieder schlichen Sekunden leer und matt wie Ewigkeiten dahin. Nichts wiederholte sich, auch die Eindrücke, die man wieder und wieder suchte, waren immer wieder neu, zuweilen unbefriedigend und verstimmend bis zur Verzweiflung — aber der ewige Wechsel, der wie eine Rettung gesucht und herbeigesehnt worden war, ließ in der leeren Brust oft noch tiefere Langeweile zurück, hoffnungslosere Einöde, als wäre das äußere Dasein an kurzer Kette und festen Pflock gebunden gewesen.

Hie und da ein ohnmächtiger, trüber Versuch, von der tiefen Wesensbedingung der Kreatur eingegeben: dort Fuß zu fassen, wo das Leben begann, die Wiege stand. Der Verstand rebellierte, die Erfahrung warnte das Gefühl, aber das Abenteuer wurde doch unternommen und endete kläglich.

Große Distanzen zwischen die Phasen der Arbeit setzen. Unerträglichen Menschenzusammenhängen sich durch rasche Flucht entziehen. Hin und her sich treiben lassen von einem Ende Europas zum anderen, dabei stets beengt durch das unzulängliche materielle Fundament einer solch labilen Existenzform. Die Flucht, im Grunde: vor der Unzulänglichkeit der eigenen Natur. Der Luftzug der raschen Ortsveränderung nötig, um das heiße Herz kühlen zu können. Zwischendurch in Pausen der atemlosen Hast: die jähe, über das Bewußtsein stürzende Erkenntnis, daß das Schicksal mit diesem scheinbar sinnlosen Drang: anderswohin, immer anderswohin zu gelangen, doch noch eine geheime, wenn auch noch verhüllte Absicht hege: einen geheimen Zweck, der sich einst offenbaren werde. Das Geheimnis des Reifens durch die quälende Zerrissenheit; die sinnvolle Planmäßigkeit, nach deren Gesetz die Vorsehung die Inkohärenz einer unter ihren Widersprüchen leidenden Natur aufhebt. Alldies vage, unterbewußt, an der Oberfläche des Geschehens durch die Handgreiflichkeit des Irrens noch verhängnisvoller getrübt und verwirrt. Aufdämmernd durch das Unabwendbare: die Verbundenheit mit tüchtigen, gefestigten, reinen und starken Menschen, und die Zuneigung, die diese dem Irrenden, Wirren, Zerrissenen, im Zwiespalt mit sich ewig Vergrämten bekundeten — Gewähr für spätere Klärung und das Erreichen des Zieles, daß weiß Gott wo wartete, doch offensichtlich vorhanden war!

Aus dem Schattenwesen, dem Narrentanz der eigenen unbegriffenen Existenz diese Erkenntnis: daß der Ruhepunkt, der Pol einige tüchtige,

Digitized by Google

verläßliche und gute Menschen sind. Die Treue das stärkste Gesetz des Lebenden. Die Zuversicht zur Güte des Nächsten. Die Zuverlässigkeit des eigenen Empfindens gegenüber dem Nächsten, in der Verfolgung des vorgeschriebenen Weges. Demut gegenüber dem eigenen Schicksal. Auflehnung gegen das Unrecht, das dem Anderen geschieht. Auflehnung gegen das Falsche, wo es sich zeigt. Die Sammlung aller Kräfte zur Bekämpfung der Lüge in sich selber, bis zur Selbstvernichtung. Die Ahnung, daß im Triumph der Lüge sich das schaurige Schicksal einer untergehenden Zivilisation erfüllen wird. Das Weltgericht in der eigenen Brust vorausgefühlt und in vielfachen Schwingungen immer wieder erkannnt.

Es waren nur wenige Jahre verflossen, seit ich meinem Berufe hatte folgen dürfen. Viel war nachzuholen, auch an Glück. Aber es war mir nicht beschieden, das Versäumte wettzumachen, nicht durch Arbeit, nicht durch die Gunst des Erlebten. Schon näherte ich mich der Mitte des Lebens. Oft strauchelnd, niederbrechend, dann wieder emporgerissen durch eine Kraft, die mich so stark mit der Umwelt verband, daß ich sie mit einer von außen auf mich einwirkenden Gewalt verwechselte. Im Grunde war es ein Hin- und Herirren zwischen dem zuweilen verstummenden sozialen Trieb, der sich auf Wege des Ästhetischen verbannt fand, und dem Willen zu einem Kunstwerk, das unbewußt eine Synthese suchte zur Gestaltung des Dichterischen und jenes verschütteten Elementaren der zwiespältigen Natur.

Die Mitte des Lebens war fast erreicht — eine Drohung des Lebens, das war diese Erkenntnis, daß die Mitte des Lebens fast schon erreicht sei! Kein Werk, das die Seele befriedigt hätte, war noch geschaffen. Ein paar Menschen hielten zu mir — das war die Ausbeute. Alles andere bunter Flitter, der durch die Hände rann. Die Gärung hielt an, spät noch im Leben. Klarheit war nicht einmal in der Ferne noch abzusehen, kündigte sich kaum noch an. Und doch war diese Zeit ein Wendepunkt. Denn von außen wie von innen strömten unerklärliche Strömungen rätselhaft in dem erregten Herzen Einzelner zusammen, die sich ihre Unruhe mitteilten. Sie suchten Wahrheit, eine Form für ihr dahingehendes Leben, um das die Gegenwart verworrener und verworrener wurde mit jedem Tag. Sie suchten sich Gewißheit zu schaffen über diese Form, nach der ihr Leben stürmisch begehrte. Sie irrten, aber bei ihnen war Hoffnung. Denn es dämmerte in jenen Seelen, die das Element des Sozialen als Triebkraft, offen

Digitized by Google

oder heimlich empfangen hatten, daß die Form, die Wahrheit, die ihr Leben nach einem Ziel hintrieb, nirgend anderswo gefunden werden konnte, als in der Gerechtigkeit, die den Menschen mit dem Menschen verbindet — und daß die Form, die ihr Gewissen ihrem Dasein zu geben suchte, in der Erkenntnis der Grenzen der Gerechtigkeit gefunden werden mußte, in dem Erkennen von Recht und Unrecht, dem Willen, mit einer Vorstellungswelt aufzuräumen, die sich der Konsequenz des Handelns widersetzte.

Die Umwelt, betörend phantastisch, quoll von Neuem über. Die Zeit glich einem Golfstrom, die Welt wurde befruchtet durch Ideen der technischen Vollendung, der philosophischen, nationalökonomischen, ästhetischen Erkenntnis. Ein über die Ufer aller Entwicklung schäumender Materialismus riß, was nicht tief und sicher gegründet lag, in den wirbelnden Abgrund. Halt war schwer zu finden. Aber die Zeit reifte. Und die ihr eigene Entwicklung in der Linie dieses Reifwerdens der Zeit zu den großen Dingen, der Neuformung aller Begriffe, des Erwachens einer Gottgläubigkeit besonderer Art, inmitten von Chaos und Verfall erkannten, lebten trotz allem froh und zuversichtig.

Die Fülle des Geschehens rings um ihre Existenz bot ihnen Nahrung und Würze, ihr Wille erstarkte im Widerstand wie in der Bejahung, ihr Leben wurde reicher und überwand allmählich die schweren, bedrückenden Fesseln, Skepsis, Verzweiflung, Eigenliebe.

Sie bezogen die Ereignisse nicht mehr auf sich. Dienend dem rätselhaft großen Weltgeschehen versuchten sie Einklang zu erreichen zwischen ihrem Wollen und der Logik der geistigen Entwicklung der Menschheit.

Was ich in den Jahren dieser folgenden Periode erlebte, sehe ich heute im durchdringend scharfen Licht der unerschütterlichen Wirklichkeit. Mitten in dieser Zeit des Schwankens aller als wurzelfest erachteten Begriffe glaube ich einen gesicherten Standort innezuhaben. Nie erschaute ich die Welt ruhiger und nie mit vollendeterer Plastik. Die Arbeit freut mich, als wäre noch der Rausch der Jugend über mir — der betörende Rausch jener Tage im Luxembourg, die ich in diesen Blättern heraufbeschworen habe.

Die Erinnerungen Arthur Holitschers, von denen wir einige Kapitel zum Abdruck brachten, erscheinen zum Herbst in Buchform.

Digitized by Google

DIE RUSSISCHEN KOMMUNISTEN UND DER BÄUERLICHE MYTHOS

von

WERNER BERGENGRUEN

Wer an dieses ungeheure „Rußland" rühren will, erfühle das Vorhandensein des Primären: des Mythos. Alle die vielgestaltigen Probleme der wirtschaftlichen, politischen, sozialen, der geistigen Struktur schlechthin bezeichnen die Peripherie. Von einem jeden aus führt der Radius zum Mittelpunkt: dem Mythos. Mythos aber ist Bauernsache.

Die Idee des rechtgläubigen Zarentums war kein Mythos, sondern nur eine seiner zeitgebundenen Ausdrucksformen. Der russische Mythos ist ewig, ist viel größer, als daß er westlich exakt mit Namen wie Iwan Grosny, Peter I., Lenin umschrieben werden könnte. Der Bolschewismus war ein Versuch, den Mythos mit einem Griff gewaltigster Spannweite zu umfassen, ihn in das Gewand einer ganz bestimmten Ideologie zu pressen, ihn unter Gesetze zu stellen. Dieser Versuch mußte scheitern und ist gescheitert. Der Zeitpunkt, in dem er unternommen wurde, schien glücklich. Der alte russische Staatsgedanke, fälschlich dem Mythos gleichgesetzt, war tot, ein neuer hatte sich noch nicht geformt. In das scheinbare Vakuum, — in Wirklichkeit die Stille des sich Umgebärenden — suchte der Bolschewismus erfüllend hineinzuspringen.

Die sachlich betriebene Revolutionierung Rußlands ist vom Dekabristenaufstand an fast ausschließlich Angelegenheit der Intelligenz, des Kleinbürgertums, allenfalls des Industrieproletariats gewesen. Revolution hat in Rußland wenig mit bäuerlichem Mythos zu tun. Die Form, in der dieser sich dynamisch entlädt, ist nicht organisierte Revolution, planmäßig in jahrzehntelanger Arbeit vorbereitet, sondern Revolte. Das Aufstehen des Bauern gegen den Gutsherrn, gegen den Offizier, Brand und Plünderung der Herrenhäuser — das war Mythos, jahrhundertealter Traum vom „Lande". Es muß immer wieder betont werden, daß der Bolschewismus zum russischen Bauern nicht als Gebender, sondern als Nehmender kam. Die gewaltsame Aufteilung des Großgrundbesitzes — das Wort „Aufteilung" gibt den elementaren Charakter des Vorganges nur sehr blaß wieder — war keine wirtschaftliche Angelegenheit, sondern eine solche des bäuerlichen Mythos. Land, mehr Land, Freiheit, Weiträumigkeit — mehr Land sogar, als

Digitized by Google

der Bauer selbst zu bestellen vermag! Diese Aufteilung geschah nicht erst kraft eines Dekretes des Sowjet, sie vollzog sich, wie das bezeichnenderweise so überaus häufig gebrauchte russische Wort lautet, „stichiino", auf elementarem Wege (der Ausdruck elementar läßt wenig genug von der Wildheit des russischen Wortsinnes ahnen). Die Sowjetregierung fand bereits zum größten Teil die vollzogene Tatsache vor. Aber wie? Hatte Marx nichts anderes gewollt, als daß statt eines verabschiedeten Gardekapitäns einige Dutzend Bauern mit der gleichen eifersüchtigen Zähigkeit die gleichen egoistischen Besitzerinstinkte an das gleiche Landstück klammerten, das doch „allen! allen! allen!" gehören sollte? Fast am ersten Tage schon war der Konflikt gegeben. In seiner schärfsten Form hat er die ganze Zeit des sogenannten „Kriegskommunismus" beherrscht. Die erste, die heroische Periode der Bolschewistenherrschaft endigte mit der praktischen Anerkennung des bäuerlichen und nicht des Eigentumsrechts der Allgemeinheit am geraubten Herrenlande wie an den Erträgen bäuerlicher Arbeit. Das konkreteste Symptom dieser Wendung war der Ersatz der „Raswerstka", der gewaltsamen, entschädigungslosen Getreideenteignung, durch den „Prodnalog", die Getreidesteuer, nach deren Entrichtung dem Bauern das freie Verfügungsrecht über seine Produkte blieb. Die zwangsweise Einführung der ländlichen Kollektivwirtschaft mußte auch theoretisch fallen gelassen werden. Der Umfang des kollektivistisch bewirtschafteten Landes ging zugunsten der Einzel- und Gruppenwirtschaft von 935000 Desjatinen im Jahre 1921 über 492300 im Jahre 1922 auf 250000 Desjatinen im Jahre 1923 zurück.

Das Dorf lebt wieder sein eigenes Leben. Es wäre falsch, den russischen Bauern einfach als antikommunistisch zu bezeichnen. Er ist im wesentlichen akommunistisch. Die offene Feindschaft gegen die Sowjetstruktur hat er fallen gelassen, seitdem „die Stadt" keine gewaltsamen Eingriffe in sein Leben, keine Beschlagnahme seiner Arbeitserträge oder gar Produktionsmittel mehr unternimmt und sich mit der inzwischen gänzlich durch Geld abgelösten Getreidesteuer begnügt. Ihren Versuchen, ihn agitatorisch zu gewinnen, setzt er bäuerlich lächelndes Mißtrauen und pfiffige Passivität entgegen. Er ist nicht aggressiv, wohl aber verärgert. Er hat sich seine eigene Ordnung geschaffen. Die von Partei und Regierung ins Leben gerufenen „Komitees der Dorfarmut" haben ihre Rolle längst ausgespielt. Die soziale Dreigliederung des Dorfes in Großbauern (Kulaki), Mittel-

Digitized by Google

bauern (Serednjaki) und Dorfarme (Bednota) scheint fast fester verankert als die ständische Einteilung des Zarenreiches.

Gefühlsmäßiges Reagieren auf die von höfischer Regie geschickt gesteigerte Legendenwirkung des Namens Lenin bedeutet nicht im entferntesten inneren Anschluß an den Apparat oder die Phraseologie der Partei. Abseits von allem, was uns als wesentlichste Lebensäußerung dieses Landes erscheint, steht die unvorstellbar große Masse seiner eigentlichen Bevölkerung. Und dennoch gibt es kaum eine einzige politisch oder wirtschaftlich bedeutungsvolle Frage für die Sowjetregierung oder die Kommunistische Partei, die nicht im engsten Zusammenhang mit der bäuerlichen stünde. Der Versuch, ein ungeheures Bauernland unter eine wesentlich aus industrieproletarischen Gesichtspunkten erwachsene Theorie zu stellen, erwies sich als undurchführbar. Den ersten, notgedrungen der Bauernschaft gemachten Konzessionen folgte der immer lauter und dringlicher erhobene Ruf nach der „Smytschka", der kulturellen und wirtschaftlichen Verschmelzung von Stadt und Dorf, die im Grunde genommen nichts anderes bedeutet als den empirischen Ausdruck einer Erfassung und Beherrschung des bäuerlichen Mythos. Der Kampf um die innere Einbeziehung der Bauernschaft in den bolschewistischen Staatsgedanken, vornehmlich mit den Mitteln kommunistischer Propaganda betrieben, geht weiter, obwohl der Mißerfolg der „Aufklärungskampagne" im Dorf unumwunden zugegeben wird. Eben erst hat das Zentralkomitee der Partei die Entsendung von dreitausend Parteimitgliedern zu „kulturell-politischer" Tätigkeit unter den Bauern beschlossen. Sie sollen zunächst in kleinen bezahlten Posten untergebracht werden (Sekretäre der Gemeinde-Exekutivkomitees, Leiter von Postämtern usw.), um von da aus allmählich in einflußreichere, gewählte ländliche Verwaltungsstellen einzudringen.

Diese von Lenin unablässig geforderte Smytschka ist bisher mißlungen. Weder gelang es, die stärker als jemals religiös gebundene Seele des Bauern der kommunistischen Botschaft zu gewinnen und in ihm ein alle Werktätigen umfassendes Solidaritätsgefühl entstehen zu lassen, das ihn aus einem passiven Dulder zu einem aktiven Bejaher der Sowjetmacht machen könnte, noch ist es geglückt, die Smytschka auf dem Felde des Wirtschaftlichen durchzuführen und, wie der Sowjetausdruck lautet, „die Schere zu schließen", das heißt die immer noch gewaltige Spanne zwischen den allzu hohen Gestehungskosten der Industrieerzeugnisse und den immer noch niedrigen

Digitized by Google

Getreidepreisen zu beseitigen, die die Kaufkraft der Bauern lähmt und daher die gesamte staatskapitalistisch betriebene Industrie in eine schwere, ihre Existenz bedrohende Absatzkrisis geführt hat. Die Schuld am Mißlingen der Smytschka schiebt jede der Richtungen, die sich heute in der Kommunistischen Partei befehden, der andern zu. Auch wo die Debatte um scheinbar völlig unbäuerliche Dinge geht, ist es unausgesprochen doch immer wieder die Bauernfrage, auf welche die Gegensätze zurückgehen, die gegenwärtig stärker als je die ehemals klassische Homogenität und Geschlossenheit der herrschenden Oligarchie bedrohen. Es ist nötig, bei diesen Gegensätzlichkeiten zu verweilen.

Das ganze eigenartige seelische Gefüge des Bolschewismus in seiner seltsamen Mischung aus verschiedenen Elementen ist so beschaffen, daß es je nach dem Überwiegen der einzelnen Komponenten im Individuum oder einem Kreise von Individuen eine Reaktion gegenüber den andern auslösen mußte. Eng beieinander liegt asiatisch nomadenhafte Verachtung des schwerfälligen, geistig verspießerten, ewig gestrigen Europa der Bourgeoisie und des Kleinbürgertums — und kaufmännisch nüchterne Kalkulation, die, von Stimmungen unbeeinflußt, den Anschluß an eben dieses Europa sucht; leidenschaftliche Glut des Gefühles und kältester, abstraktester Dogmatismus; heroischer Fanatismus und berechnend kleine Gier; Starrheit und Biegsamkeit; Verstiegenheit und Tatsachenblick. Die Persönlichkeit eines Lenin vermochte das Auseinanderstrebende von Fall zu Fall zusammenzufassen, die Tatsache dieses Auseinanderstrebens konnte auch er nicht aus der Welt schaffen. Sein Ausscheiden aus der Leitung der russischen Dinge ließ die zentrifugalen Tendenzen anwachsen, sein Tod hatte (mit Rücksicht auf die Dehors der Parteipietät) eine ausgleichende und zentripetale Augenblickswirkung, sein Andenken aber wird den Zwiespalt in der Partei nicht auf die Dauer bannen können. Schon jetzt fallen Äußerungen im Sinne eines „Lenin und kein Ende".

Eine Opposition von grundsätzlicher Bedeutung gibt es in der Kommunistischen Partei — die fast hundert Prozent starke „parteilose" Bevölkerung kommt in diesem Zusammenhang nicht in Frage — erst seit Einführung des „Nep", der neuen Wirtschaftspolitik. Ging sie ursprünglich nur von der dogmatisch-kommunistisch bedingten Ablehnung des Nep aus, so ist sie heute längst zu einem Sammelbecken all der Elemente geworden, die, ganz gleich von welcher Seite her, den heutigen Kurs des Zentralkomitees und des Politbüro befehden.

Digitized by Google

Nichts ist irreführender, als hier von Rechts und Links sprechen zu wollen. Die größte Stoßkraft von allen oppositionellen Gruppen haben ohne Frage die Verfechter der „Demokratisierung". Selbstverständlich steht der Begriff der Demokratisierung im westeuropäischen Sinne nicht zur Diskussion. Nichts harmlos-belustigender als ein auf solchem Mißverständnis fußender Leitartikel, der mir kürzlich in einem deutschen Blatt begegnete und verständig vom Kampf um den Beginn einer demokratischen Ära im roten Rußland kathederte (— — das Gute bricht sich eben „denn doch" überall Bahn). Einer so liebenswürdigen Naivität kann man unmöglich gram sein. Selbstverständlich stehen auch die Befürworter der Demokratisierung auf dem Boden der unbedingten Diktatur des Proletariats, das heißt der Partei, und denken nicht im entferntesten an die Gewährung staatsbürgerlicher Rechte an die Masse der Parteilosen. Was sie wollen, ist lediglich gleichmäßige Verteilung dieser Rechte unter alle Parteimitglieder, größere Freiheit der Kritik und Meinungsäußerung und des Zusammenschlusses Gleichgesinnter innerhalb der Partei — als Fraktionsbildung und Gefährdung der Parteieinigkeit von der Parteileitung am schärfsten bekämpft, — grundlegende Erneuerung des überalterten, schwerfälligen, bürokratisch erstarrten Parteiapparates durch Wahlen unter Abschaffung des Ernennungssystems, Zulassung frischerer jüngerer Kräfte zu verantwortungsvollen Stellungen. Denn es stehen sich hier nicht nur verschiedene Programme, sondern verschiedene Generationen gegenüber. Ein System streng hierarchischer Abstufungen behält die einflußreichen Stellen der „alten Garde" vor, in der nach Ansicht der Jungen der stürmende Geist der heroischen Zeit längst von mechanisierender Verwaltungsroutine überwuchert ist. Verstärkte Bedeutung gewann diese Strömung, als Trotzki, der bekanntlich selbst nicht der alten Garde angehört, sondern den Weg zur Partei erst verhältnismäßig spät gefunden hat, sich unzweideutig zu ihr bekannte und sich für ihre Forderungen mit einer Schärfe einsetzte, die in der bisherigen Parteidiskussion nicht ihresgleichen hatte. In den Kreisen der Roten Armee (das heißt der Kommunisten in der Roten Armee, die etwa fünf bis sieben Prozent der Truppe ausmachen), in denen der Roten Studentenschaft, denen der Komsomol, der Kommunistischen Jugendverbände, fand er einen unüberhörbaren Widerhall. Wütende Angriffe der alten Garde antworteten. Für und Wider drängte mit Leidenschaft nach Ausdruck, und das alles in offenen Sitzungen, in den Spalten der Sowjetpresse, in voller Öffentlichkeit — ein Vorgang, der in der Ge-

Digitized by Google

schichte der Partei ohne Beispiel dasteht. Lenins Tod und Trotzkis in Form eines Krankheitsurlaubes in den Kaukasus vorgenommene zeitweilige Kaltstellung wirkten zusammen, um die Auseinandersetzung zwischen Mehrheit und Opposition zu dämpfen, im Frühjahr dürfte sie wieder aufleben, und die Zugeständnisse, die auf dem Gebiet der Demokratisierung gemacht worden sind, werden auf die Dauer ebensowenig wie die von Rykow fast allzu reichlich ausgenutzte Autorität des Namens Lenin eine Verschärfung dieses internen Kampfes hindern können.

Die Forderung der Demokratisierung schließt einen Punkt ein, an dem allen Gruppen der sonst so heterogenen Opposition gleich viel gelegen ist: die Freiheit der Kritik und Diskussion, von der jede dieser Gruppen für sich Vorteil zu ziehen hofft. Je mehr hier die Beschränkungen fallen, um so stärker muß auch der Druck der Opposition werden, deren Tätigkeit sich jetzt noch zum Teil in konspirativen Formen abspielt. Die Kommunisten strengster Observanz dringen auf Revision der Wirtschaftspolitik im Sinne größtmöglicher (nicht gänzlicher) Rückkehr zu den Methoden des Kriegskommunismus, Ablehnung aller Konzessionen an das ausländische und neuentstandene einheimische Privatkapital und die führende Großbauernschicht (die Kulaki) — denn der Bauer wird in diesem Sinne als der erste wieder auf den Plan getretene privatkapitalistische Unternehmer des neuen Rußland angesehen. Ein Teil dieser Gruppe, zu dessen Führern Larin gehört, hat kürzlich eine gemeinsame Basis mit den Rykow, Kamenew, Stalin, Sinowjew, also den anerkannten Spitzen der Partei gefunden, mindestens in Form einer zeitweiligen Einigung. Der Preis dieser Einigung waren wirtschaftspolitische Zugeständnisse an die Larinsche Gruppe, so daß das gegenwärtige Stadium — Bekämpfung des neuen Privatkapitals von Fall zu Fall unter gleichzeitiger prinzipieller Beibehaltung des Nep — als Maximum dessen anzusehen ist, was beide Richtungen zu erreichen vermögen. Ein anderer Teil dieser Gruppe, etwa die Männer um Schljapnikow — Keyserlingk würde sie die Catonen nennen — beharrt unentwegt auf seiner Forderung des konzessions- und rücksichtslosen Vernichtungskampfes gegen den Nep unter völliger Gleichsetzung der neuen städtischen Bourgeoisie und der ländlichen, der Großbauernschaft, zum Teil sogar des mittleren Bauerntums. Mithin Smytschka im Sinne eines gemeinsam geführten Feldzuges des städtischen und des ländlichen Proletariats gegen den Groß-, aber auch den Mittelbauern, während die „Opposition der Jugend" gerade den letzteren für den Gedanken der Smytschka gewinnen möchte.

Digitized by Google

Noch ist eine Strömung der Opposition unerwähnt geblieben, und sie ist vielleicht die wichtigste. Ihr Auftreten zeigt, wie auf dem Umwege über das Wirtschaftspolitische, auch die Frage der russischen Außenpolitik als eine bäuerlich bedingte angesehen werden muß. Die Namen Krassin, Pjatakow, Preobrashenski, Smirnow, Ossinski decken jene Richtung, die von den unentwegten Kommunisten ebenso wie von den gemäßigteren um Rykow gruppierten Partei- und Staatsführern als großbäuerlich-kleinbürgerliche Wirtschaftsorientierung bekämpft wird. Die Bilanz des staatlich monopolisierten Außenhandels ist bekanntlich dank gewaltsamer Einfuhrkontingentierung eine überaus aktive, die geringe staatlich zugelassene Einfuhr vermag aber den Bedarf des Bauern an landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, an Kunstdünger, an zahllosen Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens ebensowenig zu decken wie die Produktion der hart kämpfenden russischen Industrie, die die bäuerliche Nachfrage zum Beispiel an Pflügen zu 24 Prozent, an Säemaschinen zu 57 Prozent, an Mähmaschinen zu 81,5 bis 92,5 Prozent unbefriedigt lassen muß. Wohl hat die Absatzkrise zu Preisherabsetzungen gezwungen, wohl werden den Bauern neuerdings von der Staatsindustrie Maschinen und Geräte auf langfristige Kredite und unter dem Selbstkostenpreise geliefert — die Preisdifferenz trägt der Staat — aber trotz der gestiegenen Getreidepreise (92 Prozent in den letzten fünf Monaten) ist die „Schere" nicht geschlossen und die Erzeugnisse der russischen Industrie sind für den Bauern zu teuer. Die erwähnte Gruppe fordert nun Fallenlassen der mißverstandenem Merkantilismus entsprungenen Unterbindung der Einfuhr, massenweise Zulassung von Importwaren für den dörflichen Bedarf und zwar in Form von ausländischen Warenkrediten, mit deren Hilfe nicht nur die eigentliche Landwirtschaft Rußlands, sondern auch die sogenannten speziellen Kulturen (Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Seide usw.) und damit zugleich die Exportfähigkeit des Landes gehoben werden könnten. In der Verwirklichung dieser Forderungen sehen deren Gegner zwei Gefahrenmomente für die heutige politisch-wirtschaftliche Struktur Rußlands: im Innern eine schwere Gefährdung der Industrie, die der Konkurrenz einer solchen „ausländischen Warenintervention" erliegen müßte, und nach außen hin die Notwendigkeit weitgehender Zugeständnisse an das kapitalistische Europa, die wiederum nicht ohne Rückwirkungen auf die russische Innenpolitik und das Kräfteverhältnis zwischen den einzelnen Klassen bleiben könnten.

Digitized by Google

Gegensätze, wie die geschilderten, sind in den letzten Monaten zum ersten Male in breitester Öffentlichkeit erörtert worden und haben selbstverständlich ihren Widerhall auch bei den Parteilosen gefunden; und diese Parteilosen bilden die gesamtrussische Bevölkerung weniger 500000 Seelen. Die Intensität und Leidenschaftlichkeit der Diskussion bewegte sich in Kurven, deren Höhepunkt in den Monaten Dezember 1923 und Januar 1924 lag. Je mehr das Opiat des Leninkultus verdampft, um so heftiger wird der erneute Aufeinanderprall sein, den selbst Iljitschs legendäre Autorität nicht zu bannen vermochte. Einige Strahlen des Leninschen Nimbus umwittern Rykow wohl noch in den Augen der grauen Masse; in der Partei kennt man die halbsubalterne Schildknappennatur besser, die nichts als ein Korrelat des Toten war. Nicht er ist der Nachfolger, seine Rolle blieb die gleiche; der neue Starke, dessen Schild er trägt, ist Dsershinski. Als neuer Vorsitzender des Sownarchos (des Obersten Volkswirtschaftsrates) wird der ehemalige Leiter der Tscheka das Steuer kaum mit einem Ruck nach der Richtung des alten Kriegskommunismus zurückwerfen, wohl aber es langsam, fest, unbeirrt zu wenden suchen. Dabei aber wird er die Kräfte der Opposition zu bestehen haben, und sie sind im Wachsen, wie die Jugend im Wachsen ist.

Erreicht sie zunächst auch nur eins ihrer Ziele, nämlich die völlige Freiheit der Meinungsäußerung und Fraktionsbildung, so ist nach der ersten, der heroischen, auch die zweite Phase des russischen Kommunismus abgeschlossen. Die Kommunistische Partei, die den Weg von einer Klassenpartei zu einer Staatspartei gegangen ist, wird sich dann vor die Entwicklung zu einer Summe von Parteien gestellt sehen. Und dann erst wird sich in ihrer ganzen Größe, ja fast möchte man sagen, in ihrer ganzen Unlösbarkeit die bäuerliche Frage aufrecken. Aber auch erst dann könnten sich Schleusen öffnen, durch die Bauernwille und Bauernmythos ihre aufgespeicherten und zurückgehaltenen Kraftmengen zu lebendiger staatlicher Geltung hinausströmen lassen.

Das Rußland von morgen wird dem von heute unähnlich sein, unähnlicher vielleicht noch dem von gestern. Wie die Wegstrecke aussehen wird, die noch zurückgelegt werden muß, wissen wir nicht. Was wir fühlen und ahnen, ist nur dies, daß sein seelischer Untergrund nicht Doktrinen oder Parteiprogramme sein werden, sondern der lebendige bäuerliche Mythos.

Digitized by Google

METAPHYSISCHE UND EMPIRISCHE SPRACHGEMEINSCHAFT

von

KARL VOSSLER

Es scheint eine Selbstverständlichkeit und ist doch nicht wahr und nicht richtig, daß die Sprachgemeinschaft der Deutschen nur aus Deutschen, die der Franzosen nur aus Franzosen bestehe. Selbst wenn wir ganz davon absehen, daß ausnahmsweise und gelegentlich einmal dieser oder jener Franzose Deutsch lernen, Deutsch sprechen und in unsere Sprachgemeinschaft sich einschleichen und einbürgern kann, so bleibt noch eine andere, merkwürdige Tatsache übrig, über die man hinwegzusehen pflegt, die nun aber hier unterstrichen werden soll: nämlich, daß jede Sprachgemeinschaft neben den Menschen, die sie umschließt, noch allerhand andere Wesen, andere Personen unter ihrem Dache beherbergt. Gespenster gehen hier um und treiben ihr sprachliches Wesen in unserer Mitte, als ob sie Unseresgleichen wären.

Primitive Völker und Kinder sprechen mit ihren Göttern und Puppen, mit Steinen und Tischen, ja sogar mit der Luft und dem Lichte, mit allem, was ihrem Gemüte verbunden und gegenwärtig ist. Diese über- und hintermenschlichen Teilhaber einer Sprachgemeinschaft unterscheiden sich von den rein menschlichen nur scheinbar und äußerlich, insofern die Götter, die Puppen, die Steine nicht antworten. — Wie aber, wenn wir ihnen das erwartete Verstehen und Antworten unterschieben, oder gar beobachten, daß ein angesprochenes Haustier oder ein „besprochener" Gott unseren Willen tun? Der Unterschied, wird man sagen, bestehe dann immerhin darin, daß jene fremden Wesen keine oder jedenfalls andere Sprachwerkzeuge benützen als die gemeinhin menschlichen, daß sie nicht mit Zungen und Lungen reden. Jedoch können auch innerhalb der menschlichen Gemeinschaften und Gespräche die sogenannten Sprachwerkzeuge umgangen, entbehrt, ausgeschaltet und ersetzt werden. Die Gebärden, die Bilder- und Buchstabenschriften, allerhand malerische, musikalische und plastische Zeichen und Signale, ja gewisse unwillkürliche Ausdrucksbewegungen sogar bezeugen uns, wie vielerlei Listen und Umwege der sprechende Geist zu finden weiß, wenn Mund und Ohr ihm verschlossen werden. Wo das Gehör versagt, vereinigt sich unsere übrige Sinnlichkeit und baut Notbrücken für die sprachliche Verständigung. So entstehen, je nach

Digitized by Google

der Tragweite und Brauchbarkeit der ergriffenen Ausdrucksmittel, wann und wo immer ein sprachlicher Wille einen sinnfälligen Weg ebnet, neue und besondere Sprachgemeinschaften, und es ist unwesentlich, ob der sprechende und verstehende Mensch sich dabei mit Hunden, Göttern und Gestirnen oder mit Seinesgleichen verbindet, denn kraft seines sprachlichen Vermögens macht er jene fremden Wesen zu Seinesgleichen. In diesem Sinne freilich darf man behaupten, daß der Mensch, auch wenn er zu Puppen und Holzklötzen oder zum „unbekannten Gotte" spricht, immer nur mit Seinesgleichen sprachlich verkehrt, und daß daher die empirische Sprachwissenschaft ein gutes Recht hat, sich lediglich um die rein menschlichen Sprachgemeinschaften zu kümmern und zu tun, als ob es keine anderen gäbe.

Ausschließlich „menschlich" im geselligen Verstande des Wortes aber ist in Wahrheit keine einzige Sprachgemeinschaft. In jede wird durch die anthropomorphe Gewalt unseres Sprechens ein Stück Umwelt, ja sogar die ganze Welt hereingezogen und zum Mitsprechen gebracht. In jeder spielen Natur und Gottheit, nicht nur als Gegenstände, über die gesprochen wird, sondern als mitsprechende Subjekte eine Rolle.

La Nature est un temple où de vivants piliers
Laissent parfois sortir de confuses paroles;
L'homme y passe à travers des forêts de symboles
Qui l'observent avec des regards familiers. . . . . .

sagt Baudelaire.

Daß im Frühlingslied eines Dichters die Natur, oder in den Ahnungen und Verheißungen eines alttestamentarischen Propheten die Gottheit das Wort führt, mag eine Fiktion sein; und wie heikel dieses Verhältnis ist, mag man daraus ersehen, daß man ebensogut den Dichter, beziehungsweise den Propheten als das Sprachrohr betrachten kann, durch das die Natur, beziehungsweise die Gottheit uns ihre Stimmen hören lassen; wie umgekehrt diese Natur, beziehungsweise Gottheit nur Ausdrucksmittel oder Stimmträger für die Meinungen des Dichters, beziehungsweise des Propheten sind. Der Dichter spricht durch die Natur, indem er sich zu ihrem Sprecher macht, wodurch sie hinwiederum als seine Sprecherin erscheint. Kraft solcher Hingabe des Sprechers an die Sprecherin und dieser an jenen entsteht ein geistiges, künstlerisches, ästhetisches Verhältnis von Sprachgemeinschaft, das der nüchterne Mensch als erdichtet, eingebildet, scheinhaft und unwirklich beiseite schiebt. Er ahnt nicht,

Digitized by Google

wie die gesellige Sprachgemeinschaft, deren er sich am Stammtisch mit Müller und Schulze erfreut, ohne eine metaphysische Sprachgemeinschaft mit den Kräften und dem Geiste des Universums auseinanderfiele.

Nicht einmal physisch mehr wäre sie möglich. Denn die Luft, die er mit seinen Stimmbändern erschüttert, gehört auch zu der Gemeinschaft und tut nicht nur als Sprachrohr, sondern geradezu als Sprache mit. Sie ist zwar keine Person für sich, und darum keine selbsttätige Sprecherin, aber Mitsprecherin und bewegliche Teilhaberin bald dieser, bald jener sprechenden und hörenden Person; und manchmal kann man geradezu beobachten, wie sie an der Inspiration und Gestaltung der Sprache mitwirkt.

Wenn um den Stammtisch der Müller, Meyer und Schulze her viele und starke Geräusche von fremden Stimmen, von Gläser- und Tellergeklapper die Luft beunruhigen, so werden unsere Gäste, um sich zu verständigen, ihre Sprachwerkzeuge forcieren müssen und bald in einen Ton der Unterhaltung verfallen, den sie ganz und gar nicht gewünscht hätten, und an dessen Grobschlächtigkeit schließlich doch die gestörte Leitung einer Luft schuldig ist, die gerade hier und jetzt nur unter der Bedingung sprachlich werden will, daß man ihr keine lautlichen und seelischen Delikatessen anvertraut.

Ob und inwiefern die Lautgestalt von bäuerlichen Mundarten dadurch bedingt ist, daß sie in freier, unruhiger Luft und auf große Entfernungen gesprochen oder geschrien zu werden pflegen, ist eine Frage, der es wohl lohnte nachzugehen. Für die Lautgeschichte des Vulgärlatein zum Beispiel könnte dieser Gesichtspunkt fruchtbar werden. Da der Vulgärlateiner, wie ich früher einmal zu zeigen versucht habe,* im Unterschied vom Schriftlateiner, sich eher auf den Standpunkt des Hörers als des Sprechers stellt, so ist anzunehmen, daß seine Lautgebung mehr durch das empfindende als durch das bewegende und artikulierende Teil der Sprachwerkzeuge geregelt wird. Man muß sich das Verhältnis des Vulgärlatein zum Hochlatein ähnlich vorstellen, wie das einer Mundart zu einer Schriftsprache. Ist es verwunderlich, wenn sich im Lauf der Jahrhunderte dort ein anderer Lautkörper hervorbildet als hier? Treten doch hier wie dort immer wieder besondere und typische Notlagen ein, durch die der schriftsprachlich Redende,

* Neue Denkformen im Vulgärlatein in „Hauptfragen der Romanistik", Festschrift für Ph. A. Becker, Heidelberg 1922.

Digitized by Google

der Vorleser, der gebildete Gesellschaftsmensch, der Lehrer, der Rhetor, der Schauspieler usw. auf tunlichste Klarheit, Gliederung, Geschmeidigkeit des Sprechens, — der Vulgärlateiner, der Handwerker, der Bauer, der Alltagsmensch aber auf vermehrte Schallkraft, Schallfülle und Ohrfälligkeit hingedrängt werden. Die schriftsprachliche Diktion trachtet, den Lautkörper übersichtlich, anschaulich und plastisch zu gestalten, als ob im Ohr des Hörers ein Auge säße. Der schriftsprechende Mensch hat etwas Taubes an sich, der mundartliche etwas Blindes, daher für jenen die Sprache, auch wenn sie laut wird, wie eine Gebärde des Gedankens aussieht, und für diesen, selbst bei gedämpfter Stimme, wie Schallrohr und Echo klingt. Es handelt sich also nicht um größere oder geringere Deutlichkeit, Verständlichkeit oder Nachdruck, denn verstanden, begriffen und geglaubt wollen die Sprecher beider Arten werden; nur schlägt, um dasselbe Ziel zu erreichen, der Hochlateiner vorzugsweise den Weg der anschaulichen, der Vulgärlateiner den der schallenden Lautgebung ein. Ungeschulte Redner brüllen anstatt zu artikulieren. Daher das lautgeschichtliche Leben des Vulgärlatein sich mehr auf der Seite des Vokalismus als des Konsonantismus abspielt und konsonantische Wandlungen zumeist durch Expansion der benachbarten Stimmlaute veranlaßt werden. Wie weit man in der Erklärung der vulgärlateinischen Lautwandlungen mit dieser Annahme eines anhaltenden Strebens nach verstärkter Sonorität vordringen kann, läßt sich nur durch eingehende phonetische Sonderuntersuchungen erfahren. Auf den ersten Blick will uns scheinen, daß wenigstens die wichtigsten Ereignisse: Umsetzung der vokalischen Quantitäten in Qualitäten, Wandel von *i* und *u* zu den schallstärkeren *e* und *o*, Fall der unbetonten Vokale unter gewissen Bedingungen, Verstummen des *h* und anderes, zwanglos in diese Richtung sich fügen. —

Die Steine, Papiere und Erze, auf die wir schreiben, die Lüfte und Drähte, durch die wir sprechen, die Ohren, mit denen wir hören, unsere Kehlköpfe und Stimmbänder, unsere Lungen und Hände, Nerven und Muskeln, unsere Gehirne schließlich, werden, wenn es darauf ankommt, zu Sprache, sind an und für sich aber etwas völlig anderes. Sie lassen sich belehnen mit Sprache und geben Sprache wieder ab, sooft die Gelegenheit es fordert. In der Zwischenzeit aber verhalten sie sich der Sprache gegenüber so gleichgültig und fremd, wie eine Münze, die außer Kurs liegt. Sie sind, kraft dieser bereitwilligen Indifferenz zwischen Sprechen und Nichtsprechen, das verkörperte Medium. In ihnen greift man das Zusammentreffen und den Wechsel von

Digitized by Google

Leben und Tod, von Für-sich-sein und Für-anderes-sein, von Thesis und Heterothesis mit Händen. Sie sind der materielle Sitz und die leibhaftigen Träger des sprachlichen Verkehrs, die unaufmerksam getreuen, mechanischen Wächter der sprachlichen Gebräuche, der Treffpunkt, wo die Person des Hörers und Lesers mit der des Sprechers und Schreibers ihr Stelldichein hat. Sie sind im Leben, in der Gegenwart, in der Natur unseres ruhelos wandernden, immer sich erneuernden, hüpfenden, sprühenden Sprechens das einzig Verharrende. Sie sind, am Sprechen gemessen, das ewig Starre. Denn, wenn der Stein zerfällt, das Papier vergilbt oder verbrennt, die Luft verweht, der Draht zerbricht, die Stimmbänder verschleimen und die Gehirne verkalken, so ist es kein sprachlicher, sondern physischer Wandel, den man sich schwerlich sprachfremd genug denken kann. Das physische Sein dieser Verkehrswege oder Materialien erscheint von der Seite der Sprache her als zufällig und will, wie aller Zufall, wie alles Material bearbeitet werden. Unsere Zungen, Nerven und Gehirne sind an und für sich so wenig Sprache, wie es ein Stein oder Blatt Papier ist. Der Stein will behauen, das Papier beschrieben, die Zunge im Artikulieren geübt und das Gehirn geschult und sprachlich gebildet werden. Indem wir sie sprechend und verstehend bearbeiten, uns in sie hineinlegen und auseinandersetzen, also vereinen und entzweien mit ihnen, treten wir aus der metaphysischen Sprachgemeinschaft in die verschiedenen besonderen materiellen Gemeinschaften des sprachlichen Zusammenarbeitens über. Alle empirische Sprachgemeinschaft ist auf gemeinsame Arbeit mit und an gemeinsamen Materialien und Werkzeugen gestellt; sie besteht aus arbeitenden Personen, die sich um sprachbereite Gegenstände her zu schaffen machen: sei es, daß sie sich um ein Buch, um eine Geige oder ein Klavier, um eine Malerleinwand, um einen Fernsprecher her zusammenscharen, oder daß sie an den weniger künstlichen Verbindungen sich genügen lassen, die durch menschliche Stimmen, Ohren, Augen, Hände usw. gegeben sind und um die Ausbildung und Verfeinerung dieser angeborenen Organe sich gemeinsam bemühen. Durch die spezifisch sprachliche Mühe und Arbeit, durch Anpassung der Werkzeuge an den sprachlichen Gedanken, mag es nun die artikulierende Zungenübung eines Kindes, oder die Meisterschaft eines Künstlers oder Redners sein, kurz durch das erworbene Können unterscheiden sich die empirischen Sprachgemeinschaften von der metaphysischen. Zu dieser letzteren gehören wir ohne weiteres alle, als fühlende, hingebende, religiöse, ästhetische Wesen. Es bedarf hier keiner Ausübung; die

Digitized by Google

innerliche Geistesarbeit genügt. Ein stimmungsvoller, schwärmerischer, mystischer Anthropomorphismus, ein symbolisierendes Verhalten, wie es allem Sprachvermögen eigen ist, scheint auszureichen, um mit dem Weltall uns eins zu fühlen und das, was man seine unendliche Sprache nennen könnte, wenigstens in frommer Schau zu ahnen. In die empirische Sprachgemeinschaft der Deutschen aber hat nur, wer Deutsch kann Zutritt, in die der Schriftsprachen nur, wer in ihnen schreiben und lesen kann, in die der Musik nur, wer Gehör und musikalische Bildung hat; und je größer und sicherer das spezifische Können und die entsprechenden Leistungen des Einzelnen innerhalb einer solchen Sprachgemeinschaft, desto unangefochtener seine Zugehörigkeit, desto führender seine Stellung in ihr.

In dem Maße wie der Anthropomorphismus des gefühlvollen Nichts- oder Alleskönners aus seiner intuitiven Andacht heraustritt, tätig wird, ein besonderes Material mit besonderen Organen ergreift und es wollend und schaffend zu eigenen Verständigungszwecken bearbeitet, entsteht ein spezifisches sprachliches Können, ein Bürgerrecht für diese, beziehungsweise jene empirische Sprachgemeinschaft. Alles sprachliche Können ist demnach anthropomorphisierend, ist eine Art Zauberkunst, das heißt eine merkwürdige geistige Fähigkeit und Fertigkeit, Gehirn, Luft, Stein, Papier, Linien, Farben und alles mögliche, was Natur und Umwelt darbieten, auf einen Augenblick und immer wieder zu Sprache zu machen, das heißt, den jeweiligen Formen des menschlichen Denkens und Verstehens anzuverwandeln.

So ragt als metaphysisches Prinzip die gefühlte und geahnte Einheit unseres Menschentums mit dem gesamten Weltall in alle technischen Verästelungen unseres Sprechens herein und wirkt bis in die Zunge, mit der wir artikulieren, bis in die Feder, mit der wir schreiben und in die phonographischen Apparate herein, die wir bauen und schnurren lassen. Selbst diese Maschinen sind, wenigstens ihrer Bestimmung nach, anthropomorph, indem ihre mechanischen Geräusche ein Nach- und Vorbild von menschlichen Seelenschwingungen abgeben sollen.

Daher kommt es, daß die mechanisch kausale Zergliederung und Erklärung von Sprachlauten, Schriftzeichen usw. niemals damit fertig wird, die Zweideutigkeit der phonetischen, akustischen und visiven Erscheinungen zu beseitigen, so wenig wie eine einfühlende und deutende Symbolik derselben jemals zum Ziele gelangt. Denn immer sind diese Gebilde, kraft ihrer medialen Natur, Sprache und Nicht-

Digitized by Google

sprache, persönlich und unpersönlich, sinnvoll und zufällig, geistig und mechanisch, metaphysisch und physisch zugleich, lebendig und tot. Am zweckmäßigsten denkt man sie sich als Lehensleute oder Beauftragte eines persönlichen Herrschers, denen neben ihrer sprachvermittelnden Dienstpflicht ein beliebiges Privatleben vergönnt ist. Zwischen diesem und jener sind allerlei Kreuzungen, Störungen, Konflikte und Kompromisse möglich, aber nie und nirgends eine unterschiedslose Einheit. Es gibt kein einziges physisches Ausdrucksmittel, das lediglich für die Sprache bestimmt wäre und ganz in ihr aufginge. Unsere Ohren nehmen, neben den sprachlichen Lauten, eine Menge anderer Geräusche auf, und unsere Stimmbänder sind zum Husten so gut wie zum Sprechen zu brauchen. Das natürliche Sonderdasein oder außersprachliche Privatleben dieser Verkehrswege, Werkzeuge und Materialien kann zur Erklärung von Widerständen, Schwierigkeiten und allerhand Schranken und Ungelegenheiten, die dem sprachlichen Ausdruck aus ihnen erwachsen, bedeutsam werden. Der eigentliche Sinn des sprachlichen Ausdrucks wird dadurch so wenig erklärt, wie aus der Beihilfe und Nachlässigkeit, aus der Treue und dem Verrat einer Dienerschaft die Maßnahmen eines Selbstherrschers verständlich werden. Denn entweder hat der König die unzuverlässige Zuverlässigkeit und den Eigensinn seiner Organe schon in Rechnung gestellt, also ihren Sinn in den seinigen eingeschmolzen, und dann wird man, um seine Regierung zu verstehen, an ihn allein, an ihn selbst, als einen Allein- und Selbstherrscher sich zu halten haben, — oder aber sein Wille zerschellt an der Schwäche oder Eigenmacht seiner Werkzeuge, und dann entsteht ein Durcheinander von Sinn und Unsinn, das von allen Seiten her zu durchleuchten eine höchst umständliche Sache ist.

In den empirischen Sprachgemeinschaften kommen beide Fälle vor, freilich nicht in den exemplarischen Reinkulturen einer starren Harmonie, noch einer hoffnungslosen Verwirrung zwischen dem sprechenden Geiste und seinen Organen, wie wir sie soeben konstruiert haben. Die Alternative zwischen der absolut einheitlichen Sprachgemeinschaft, welche etwas Metaphysisches ist, und der absolut anarchischen, welche überhaupt keine Gemeinschaft mehr wäre, besteht nirgends in der Wirklichkeit. In ihr herrscht das Bedürfnis nach Ausgleich zwischen den zwei Grenzfällen; womit nicht gesagt sein soll, daß dem einen geradesoviel Berechtigung und Anspruch auf Wirklichkeit innewohne wie dem anderen. Denn die unbedingte Hingabe des Werkzeuges an seinen Meister und was dadurch erreicht wird: die geistige Einheit und Ge-

Digitized by Google

schlossenheit der Sprachgemeinschaft, ist ein Ideal, ein Ziel, auf das der sprachliche Wille aller beteiligten Personen zusammenwirkt; der Zerfall aber nur eine Gefahr, in die wir durch zielfremde Eigenheit, Trägheit und Zufälligkeit der Materie, durch sprachlich ungewollte Nebengeräusche und dergleichen abgedrängt werden.

Darum ist die mechanisch kausale Forschung, die sich an die gefahrbringende Starrheit der Materialien klammert, die Sprachwerkzeuge, die einzelnen Laute und Schriftzeichen, die „selbständigen" Wort- und Satzformen in ihrem körperhaften Sonderdasein untersucht, methodisch ebenso sicher und ungefährlich, wie innerlich ziellos; während die deutende und idealistische Betrachtung, je zielstrebiger sie nach einem einheitlichen Sprachsinn sucht, desto gefährlicher wird. Sie bedarf auf dem großen und langen Marsche, der aus der Vielheit und Zerstreuung der sprachlichen Erscheinungen zur Einheit des sprachlichen Geistes führen soll, der isolierenden, mechanisierenden und positivistischen Sprachbetrachtung als Vorhut und Nachtrab. Das Gros muß sie freilich selbst bilden. In der heutigen Sprachwissenschaft haben wir zwar viele und gut geschulte Plänkler und treffliche positivistische Sprachvergleicher zur Seitendeckung, auch schwerbeladene Bagagewagen in unserer Mitte — aber das Gros?

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Die harte und grausame Schule der Geduld, die wir durchmachen, hat uns als nächste Prüfung die allgemeinen Wahlen zum Deutschen Reichstag auferlegt. Sie werden, wenn dieses Heft erscheint, entschieden sein. In welcher Richtung? In allgemeinen Umrissen läßt sich das Resultat vorhersehen. Das terminologische Geschwätz, mit dem der Kundenfang betrieben wird, kann niemanden darüber täuschen, daß sich vor unseren Augen eine zeitumständlich gebundene Art von Bürgerblockherrlichkeit zu etablieren trachtet. Nachdem der Bruderzwist derer, die heimlich zueinander streben, verraucht sein wird, hoffen die machtlüsternen parlamentarischen Doktoren eine Reichs-

Digitized by Google

regierung zustande zu bringen, die sich auf alle katastrophenfeindlichen Elemente von den Deutschnationalen bis zu den demokratischen Grüppchen hin zu stützen vermag und es wagen dürfte, die außenpolitische Verständigung, soweit sie an uns liegt, grundsätzlich und ohne weitere Konzessionen an die Illusionen der Straße zu betreiben. In diesem heinrichsanften Programm steckt in der Tat ein Maximum relativer Vernunft; denn das gegenwärtig noch amtierende Kabinett Marx bekäme, erneuert oder durch die stärksten der zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten ersetzt, die parlamentarische Sanktion und könnte ohne Diktaturparagraphen und Ermächtigungsgesetze regieren. Und wenn ich mich gegen die andrängende Flut von Zweifeln und Argwohn einen Augenblick lang stemme, wenn ich mich gegen die herrschende ideologische Verwahrlosung an Haupt und Gliedern abblende, könnte ich für die Wünschbarkeit einer solchen Entwicklung sogar geltend machen, daß die an Persönlichkeitswerten so dürftige Regierung immerhin den Verfall und die Verlotterung durch zwei Maßregeln aufgehalten hat, die sich in ihrem Nekrolog sehr gut ausnehmen werden: sie hat durch das Mysterium der Rentenmark die valutarische Lähmung Deutschlands zu bezwingen gesucht; und sie hat das Steuerzahlen zur unausweichbaren Bürgerpflicht gemacht und dadurch, gestützt auf ein System vielfach grausamer, ja erdrosselnder Härten, einem zukünftigen Budgetausgleich erst die Wege geebnet. Das bißchen Staatsautorität, das die Reichsregierung noch besitzt, beruht auf diesen beiden Maßregeln. Noch mehr: die Kloakenreinigung, die in der inneren Reichsverwaltung vorgenommen wurde, hat ihre „zwangsläufigen" Folgen auch außenpolitisch. Der Kampf gegen die valutarische Lähmung Deutschlands, in der eine nicht genug zu segnende Atempause eingetreten ist, hat die Kreditwilligkeit des Auslands, das heißt unserer früheren und jetzigen Gegner uns gegenüber neu belebt; ohne sie sind wir verloren; er zwingt uns also automatisch in den Gesundungs- und Zahlungsplan hinein, den die anglo-amerikanischen Sachverständigen inzwischen offenbart haben werden, — auf sie aber kommt es hauptsächlich an. Denn sie allein haben zu den Finanzreserven der Welt Zugang. Eine nur leise nationalistisch gefärbte deutsche Katastrophen- oder Illusionspolitik zerstört den ganzen Aufbau und würde sofort die noch arg schwankenden Fundamente unserer wirtschaftlichen Erholung wie ein Kartenhaus umwerfen. Diese Zusammenhänge binden, sollte man meinen, jede zukünftige Regierung, schreiben jeder zukünftigen Koalitionsbildung das Gesetz ihrer Zusammensetzung und die politische Fahrtrichtung vor.

Digitized by Google

Unter ihrem Druck steht, trotz mangelnder Überlegenheit der Gesamtleitung und trotz törichter Extratouren von außenpolitisch herumstümpernden Mitgliedern, das Kabinett Marx, obwohl einzelne der ihm angehörenden Mitglieder, die Herren Jarres und Emminger zum Beispiel, ihren inneren Überzeugungen nach weit rechts stehen und sicher die Sympathien waschechter Deutschnationaler genießen und verdienen. Wirtschafts- und sozialpolitisch ist die reaktionäre Welle — die schon eher ein Meer von Wellen ist — von reißender Gewalt. Privatwirtschaftliche Methoden und Gesinnungen triumphieren und dringen siegreich in die Staatsbetriebe. Die Sozialdemokratie gleicht viel mehr einer vom Erdbeben heimgesuchten Stadt als einer sprießenden Frühlingslandschaft. In sich verzankt und in Parteiungen zersplittert, ohne Glauben an ihre Regierungsfähigkeit, belastet mit dem Odium eines fünfjährigen Mißwuchses, den nicht sie allein und nicht einmal zuallermeist verschuldet hat, aber den sie nach außen vertreten mußte, innerlich an Werbekraft so geschwächt, daß sie als einzige unter allen Parteien nicht wagen kann, vor den Wahlen ihren Vertretertag einzuberufen: muß sie wünschen, in die Erneuerungs- und Verjüngungskur der Opposition geschickt zu werden. Die Regierungen des Reichs und der Einzelstaaten sind, bis auf Preußen, von ihren Anhängern so gut wie rein gefegt; die Verwaltung ist dem land- oder geheimrätlichen Typus von ehedem ausgeliefert; und der Tage, während welcher ihre Mannschaft die preußische Bastion noch besetzt halten darf, sind wahrscheinlich gar wenige. Kann sie, aus Selbsterhaltungstrieb in scharfe Opposition abgedrängt (die fabelhafte Chancen bietet), auch nur daran denken, einer bürgerlichen Koalition der Mitte wohlwollende Neutralität zu leisten, wie es bisher war? Es scheint logischer, daß die bürgerlichen Parteien, unter sich eine Mehrheits- und Regierungsbildung versuchen und durch die Aufnahme maßvoller Deutschnationaler in die verantwortliche Firma den Kontakt mit den herrschenden und beherrschenden Realitäten des Landes herstellen. Es erscheint ehrlicher, es ist politisch nützlicher und es würde das beschämend verzerrte deutsche Antlitz auch nach außen hin eindeutiger machen und charaktervoller prägen, wenn diejenigen offen mit ans Steuer träten, die mit terroristischen Mitteln in Staat und Wirtschaft und Gesellschaft die Merkmale des Deutschtums von sich aus bestimmen. Wie sie es anfangen, sich ‚vorläufig und bis auf weiteres' mit der Republik und der Weimarer Verfassung und — dem Vertrag von Versailles und den sonstigen internationalen Notwendigkeiten abzufinden, nachdem

Digitized by Google

sie alle ganz oder halb ehrlichen republikanischen Regierungen um dieser bejahenden Haltung willen hemmungslos angeprangert haben, ist ihre Sache. Ist's ihnen mit der kaum noch anhörbaren Definition der Politik als der Kunst des Möglichen ernst, so wird ihr Machthunger das Feigenblatt für das Kompromiß schon finden. Freilich, diese Entwicklung setzt voraus, daß plötzlich staatsmännische Köpfe unter diesen Erbpächtern der nationalen Gesinnung und diesen providentiellen Verwaltern des Bismärckischen Erbes in den Vordergrund treten. Die bisherigen Erfahrungen geben der Hoffnung wenig Nahrung. Auf jeden Fall aber kann der Reichspräsident diesmal in die paradoxe Lage geraten, die Regierungsbildung einer ausgesprochen antirepublikanischen Partei, die die deutsche Geschichte seit dem November 1918 nicht bloß platonisch leugnet, anzubieten. Die Prophezeiung Max Webers aus den Gründungstagen der Republik mit den großdeutschen Farben hat sich mit verblüffender Präzision erfüllt!

2

Der Leser wird ungläubig lächeln, wenn er sich vergegenwärtigt, welches Maß außerordentlicher Führereigenschaften den deutschnationalen Häuptlingen hier zugesprochen wird, damit ein regierungsfähiger Bürgerblock auf parlamentarischer Grundlage möglich sei und in außenpolitischer Hinsicht die uns verbliebenen Hilfsmittel, das deutsche Schicksal tragbarer zu machen, benutzt werden können. Ja ich selber staune über den Optimismus, der den eben niedergeschriebenen Orientierungsversuch durchweht. Alle Programme dieser Partei mit ihrer in einer Unsumme vaterländischer Verbände vereinigten Massengefolgschaft kündigen offiziell einen Zweifrontenkrieg an: nach innen, um die Verfassung von Weimar ‚abzuschaffen', die Monarchie wieder herzustellen und aus Wirtschaft (!) und Verwaltung den jüdisch-marxistischen Geist zu verjagen; nach außen: um, in aktiver Außenpolitik, die Befreiung von Versailles zu betreiben. Kann das anders als mit dem Aufgebot alldeutscher und heidnischer Methoden bewerkstelligt werden, für die das Zentrum selbst in seinen konversativen Gruppen keine Vorliebe hat? Ich weiß das alles, die jüngsten Erlebnisse gerade sind erschütternd; und die abschreckende Tiefe des geistigen und politischen Niveaus, auf dem sich der völkische Gedanke in seinen offenen wie in seinen verhüllten Formen und erst recht wahlagitatorisch bewegt, gibt keinen Anlaß, an den Sieg mäßigender Vernunft zu glauben. Immerhin zwingt der Machtbesitz und die parlamentarische Verantwortung für die Art seiner Verwendung

Digitized by Google

erfahrungsgemäß zu tausend Kompromissen; und da keine Regierung der sogenannten Mitte die Belastung einer starken deutschnationalen Opposition mit völkischem Anhang und Kommunistenbeihilfe in parlamentarischer Sabotage hinfort ertragen könnte, so wäre der Eintritt der Deutschnationalen in die Regierungskoalition eine Vereinfachung des wüsten Durch- und Gegeneinanders der Parteien und würde parlamentarischem Leben erst wieder Sinn und Charakter geben. Ja, sogar außenpolitisch wäre ein Reichskabinett dieser Zusammensetzung aktionsfähiger als das bisherige, dessen schielende Halbheiten vielfach durch die ängstliche Rücksicht auf das nationalistische Echo in der Presse bestimmt waren. Es wäre gut, wenn die gegnerischen Regierungen, mit denen wir um unser Leben zu ringen haben, wüßten, daß die zukünftige Reichsregierung weit mehr und gewichtigere Realitäten hinter sich habe als das gegenwärtige. Das wäre ein unendlicher Gewinn, — immer unter der Voraussetzung, daß vom Zentrum her der Druck, katastrophenpolitischen Einstellungen auszuweichen und dem illoyalen Mitregieren der Straße ein Ende zu machen, erfolgreich sein könnte. Trüb genug sehen diese Wenns und Abers aus, aber so lange sämtliche Möglichkeiten noch nicht endgültig verbaut scheinen, es möchten die schuldbeladenen Bourgeoisien diesseits und jenseits der Grenzen im letzten Augenblick die Rettungsseile ergreifen, brauchen wir uns der optimistischen Zwangsgeburten unserer politischen Phantasie nicht zu schämen. Morgen schon kann der Spuk zerronnen sein.

3

War es nicht Goethe, der vorschlug, man solle das Wort Gemüt auf lange Zeit aus dem deutschen Sprachgebrauch ausscheiden? Solche Schonzeit würde vermutlich Bismarck für den Gebrauch seines Namens und seines Werkes, soweit es in geschriebenen oder gedruckten Dokumenten verkörpert ist, ersehnen, lebte er als stiller Zuschauer unserer Wirrsäligkeit unerkannt unter uns.

Selbst seine erbittertsten Gegner, die wesentlichste Teile seines Lebenswerkes als Keimzellen zukünftigen Unheils verurteilten, konnten nicht umhin, es als Ausfluß einer übergroßen geschichtsbildenden Persönlichkeit anzuerkennen. Die dämonische Einmaligkeit seines Wirkens und Nachwirkens erfüllt auch sie mit einer Art (widerwillig gespendeter) Ehrfurcht; seine Muthaftigkeit, sein majestätischer Verstand, die Leidenschaftlichkeit seines politischen Sachwillens, diese vergleichslose Mischung von Übermensch und Unmensch, wie sie Taine dem ersten

Digitized by Google

Buonaparte zuschrieb, setzten sie in schreckhafte Bewunderung; und waren sie Kenner und Schlecker originaler Wortprägung, so pürschten sie unablässig in seinen Briefen, Gesandtschaftsberichten, Memoiren, in genießerischem Staunen vor dem Erdgeruch seiner Bilder und dem Eigenwuchs seiner politischen Vision. Alle irgendwie künstlerisch empfängliche Menschen waren und sind in Eindrücken dieser Art befangen. Große Teile seines Werkes sind heute zerfallen, selbst die wohlwollendsten Kritiker, die nicht hofhisteriographisch verkrüppelt sind, können mit Leichtigkeit dem Genius böse nachwirkende Schranken, Grenzen, Mängel, Zeitwidrigkeiten nachweisen: innen- und außenpolitisch. Ich habe, zum Beispiel, nie begriffen, daß, um nur einen Punkt hervorzuheben, Bismarck sein Bündnissystem auf dem Zarismus und Austriazismus als festen Größen aufgebaut hat, zu einer Zeit, da beide schon offensichtlich von revolutionären Gewalten innerlich zerfressen oder jedenfalls angenagt waren und die nationalistische slawische Sturmflut im Osten und Südosten des eingepferchten Deutschtums, die das bestehende territoriale Mauerwerk der mitteleuropäischen Staaten umwerfen sollte, sich vor unsren Augen zusammenbraute. Unser Erlebnis hat uns sehend gemacht, nur unsere Historiker tragen noch die Binde um die Augen und schämen sich, das Erlebnis radikal zum kritischen Maßstab des bismärckischen Erbes zu machen. Welchen Nutzen kann so der Riesenbetrieb der Bismarckphilologie stiften, den die Rentenmark von neuem beschwingt hat? Auf fast allen zusammenfassenden Bismarckbüchern, auch solchen von feinen Stilisten, „bewährten" Forschern und dem politischen Erlebnis zugänglichen Köpfen, liegt es wie Schimmel, einzelne wundervolle Exkurse hier und da können höchstens als Bausteine einem zukünftigen Visionär der Geschichte hingereicht werden. An dem demagogischen Unfug, der mit dem Zauber des großen Namens in der Not des Volkes getrieben wird, wird er, sollte er schon unter uns weilen, mitleid- und verständnisvoll vorbeischleichen.

Ein unvergleichliches Hilfsmittel werden seiner Aufgabe die erstmalig gesammelten Werke Bismarcks bieten, dessen Eröffnungsband Otto Stollberg und Co., der rührige Verlag für Politik und Wirtschaft in Berlin, soeben ausgaben. Alles, was als Werk des Staatsmannes in literarischem Sinn aufzufassen ist, soll hier zusammengestellt werden. Das innere heimliche Schauen im Stadium der Empfängnis, wie es in Briefen an Freunde und Vertraute Wort wurde, und die urkundlichen Kristallisierungen des amtlichen Verkehrs sollen, gesäubert und gesichtet, in zeitlicher Ordnung veröffentlicht werden; statt in

Digitized by Google

der Flut der Studierstubenproduktion oder der Sammlerarbeit zu versinken, wird nun jeder lese- und denkgeübte Mensch sich bequem selbst umschauen und orientieren können. Die besten Sachkenner betreuen das Werk, die klangreichsten Namen der deutschen Geschichtswissenschaft: Erich Brandenburg, Max Lenz, Friedrich Meinecke, Erich Marcks, Hermann Oncken. Herausgeber ist Hermann von Petersdorff vom Geheimen Staatsarchiv in Berlin. Das Kernstück des vorliegenden Bandes sind die berühmten Berichte vom Bundestag, 18. Mai 1851 bis 31. Dezember 1854. Der knappe, ganz sachlich gehaltene Kommentar unter dem Strich war durchaus notwendig und ist hilfreich. Wir wünschen dem Verlag Glück zu dem Unternehmen.

4

Von den von R. St. Baker herausgegebenen Memoiren und Dokumenten, die Woodrow Wilsons Besitz an Aufzeichnungen und Protokollen aus der Zeit der Pariser Kongreßtage entstammen, ist nun der dritte Band bei Paul List, Leipzig, erschienen. Curt Thesing hat mit gleicher Sorgfalt wie bei den ersten beiden Bänden die schwierige Übersetzung besorgt, und der Leser, der hier wiederholt auf die unvergleichliche Bedeutung dieser Veröffentlichung hingewiesen wurde, hat nun die trübselige Genugtuung, sich vergegenwärtigen zu können, wie in geistiger und sittlicher Hinsicht die Gehirne in Wirklichkeit aussahen, die unter der Flagge der höchsten von armen Menschenseelen gestammelten Göttternamen ein neues Europa aufzubauen und das neue Weltgewissen zu prägen unternahmen. Dieser letzte Teil der Sammlung enthält die Dokumente im engeren Sinne: die Berichte über die Geheimkonferenzen; über die Organisation und den Verhandlungsprozeß des Kongresses; über die Geburtswehen des Völkerbundstatuts, das einem Kompromiß aus den Entwürfen von Sir Walter Phillimore (grundlegend!), Wilson, Oberst House, General Smuts, General Bliss, Hurst-Miller seine Entstehung dankte; über das Ringen um die Rüstungsbeschränkungen; über Fochs Forderung der Rheingrenze und die Auflehnung der Amerikaner dagegen (B. M. Baruch, der auch die französische Besitzergreifung der Saarkohlengruben so heftig bekämpft, wie P. B. Noyes die vorgeschlagenen Vereinbarungen über das linke Rheinufer); über die italienische Krise; über die japanische Krise; über die wirtschaftlichen Vereinbarungen, eine schauerliche Groteske der konstruktiven Ohnmacht aller ‚reinen' Sachverständigenintelligenz, weswegen sie leicht in das von den Politikern ausgelegte Netz hinterlistiger Drosselungen geriet; endlich, im neunten Abschnitt,

Digitized by Google

den Abdruck eines vom Generalmajor Bliss dem Präsidenten übergebenen Memorandums, das klug vorausschauende Erwägungen über ‚gerechte' Friedensbedingungen anstellt und sich heute wie eine Prophezeiung der inzwischen erlebten Dunkelzeit liest; zuallerletzt: zweier die im Entwurf vorliegenden Bedingungen scharf kritisierenden Briefe des Generals Smuts, der die Verstöße gegen den Buchstaben und Geist der Vierzehn Punkte aufzählte. Vor dem Abschied wird dann noch das Stenogramm über eine Aussprache Wilsons mit den sämtlichen Mitarbeitern der amerikanischen Friedensdelegation über die deutschen Gegenvorschläge gereicht. Sie fand am 3. Juni 1919 statt. Die Hauptschlachten waren geschlagen, das Wühlen in den Eingeweiden des bösen Opfertieres hatte seinen biblischen Ausdruck in einer endgültigen Vertragsredaktion gefunden. Wenn das alles Geschichte ist: wozu Gewesenes neu beleben? Wer so fragt, verfügt über eine starke Dosis Gedankenlosigkeit. Dieser Vertrag bestimmt in jeder Hinsicht das europäische Schicksal auf Jahrhunderte, das heißt: für alle geschichtlichen Zeiten. Ihm können wir nimmermehr entfliehen, so wenig wir uns ohne chemische Hilfsmittel von Pech reinigen können. Aber wer kennt ihn? Lloyd George, einer seiner Mitschöpfer, beklagt sich darüber, natürlich ohne zuzugeben, daß seine Klagen — Anklagen sind.

Freilich, die Lektüre dieses Schluß-Bandes macht unsagbar beklommen, geschwächten Nerven ist sie kein Labsal. Die beträchtlichsten Mitglieder gerade der amerikanischen Delegationen legten den Finger auf die Punkte, aus denen Unheil erwachsen könnte: auf die östliche Grenzführung; auf die Reparationen; auf die Art und die Dauer der militärischen Okkupation; auf die den Deutschen aufzuerlegende „Bewährungsfrist", ehe sie in den Völkerbund aufgenommen werden könnten; auf die Schwierigkeiten der Besitzübertragung, und ähnliches. Die hier einsetzenden deutschen Gegenvorschläge hatten nach Wilsons Bekundung unter den Engländern den tiefsten Eindruck hervorgerufen; und wie sehr Lloyd George sich von ihnen in seinem politischen Gewissen beunruhigt fühlte, davon legt sein Verhalten hinterher Zeugnis ab. Aber nun lese man das Stenogramm über diese entscheidende Sitzung der Amerikaner: der Herzschlag stockt, es ist, wie wenn sich der Torweg zur città dolente, zur schmerzerfüllten Stadt, öffnete, die unsere Wohnstatt geworden ist. Diese banale Oberflächlichkeit im Argumentieren, wo es sich um das Schicksal eines Kontinentes handelt, dieses bequeme Wachsein ohne Leidenschaftlichkeit der Teilnahme, dieses Sichabfinden mit dem im Völkerbundstatut geschaffenen Ventil

Digitized by Google

In jeder wichtigen Aufsichtsratsitzung entladen sich die vom direkten Interesse geheizten Gewitter, — die materielle und machtpolitische Interesselosigkeit der Wilsongruppe war es gerade, die uns Europäern zum Unheil wurde. Nur eine seichte Geschichtsphilosophie kann über dieses Mysterium hinweggleiten. Wilsons Feuer und puritanische Überredungskunst reichten aus, um im „Gewissen seines Volkes", dem Mittelwesten, die teilnehmende Kreuzzugsstimmung zu entfachen: sie haben versagt, wo es galt, an Stelle der Stimmung und des guten Willens die Verantwortung und die Tat zu setzen.

Ein Beispiel am Rande: es führt in die Kloake der Entschädigungswirren. Da heißt es in einem Briefe Wilsons an Lord George, 5. Mai 1919: „Während der Reparationserörterungen hat die amerikanische Vertretung den anderen Delegierten beständig plausibel zu machen versucht, daß die vorgeschlagenen Pläne Deutschland zweifellos der Mittel berauben würden, überhaupt wesentliche Reparationszahlungen zu leisten . . Aber so oft einer von uns diesen Punkt berührte, erhob sich sofort die Anklage: prodeutsch! So gaben unsere Leute schließlich ihre Zustimmung nur, weil das Zahlungsproblem zuallernächst Frankreich, England, Belgien und die übrigen Europäerstaaten betrifft und nicht Amerika . ."

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Stendhal und Europa

Er ist das stärkste Beispiel europäischer Geistigkeit, das heute wieder wirkt. Es zeigt, daß weniger wichtig und fruchtbar als die weltbürgerliche Absicht die wahrhaft europäische Natur ist und die Herrschaft über das geschichtlich Gegebene. Der Schiffbruch romantischer und konstruktivistischer Ideologien in allen Lagern, den wir heute beobachten, bedeutet — den Segen der Ideen. Denn sie sind Ereignisse geistiger Naturgeschichte und lassen nicht vom Wipfel, sondern von der Wurzel her den Stamm wachsen. Ideologien sind, als konstruierte Programme, Eingeständnis von Ohnmacht und Suchen. Ideen aber führen ihr geschichtliches Leben, wachsen, blühen, zerfallen. Ihre Wirkung ist Macht. So gab es die antikisch-ästhetische Idee, die christliche des Mittelalters, die individualistische der Renaissance ... sie alle herrschend und die Erde gestaltend aus keinerlei Erfindung heraus, sondern nur aus eigenem natürlichen Leben.

Stendhals eigentliche Natur ist die europäische Idee. Deshalb predigte er sie nicht, sondern lebt und dichtet sie. In seiner sehr realen Skepsis, der mathematischen Schulung des Knaben, der Erziehung in Condillacschen und Rousseauschen Gedanken, dem Napoleonismus ... ist er Stockfranzose. Aber er liebt Italien, macht es zu seiner Wahlheimat, ist begeistert von dem vegetabilischen, natürlichen Charakter dieses Volks, das sein Leben nicht damit versäumt, sein Glück abzuschätzen. „Das wahre Vaterland ist das Land, wo man die meisten Menschen trifft, die einem gleichen. In Frankreich fürchte ich stets eine kalte Grundstimmung in allen Gesellschaften. Hierzulande empfinde ich einen Zauber, über den ich mir keine Rechenschaft ablegen kann. Es ist wie die Liebe, und doch liebe ich niemanden." Stendhal hätte auch sagen können: mein Vaterland ist immer dort, wo mein eigener Typus lebt. Er fand ihn, national gestuft, in Frankreich, Italien und zuweilen auch in Deutschland (Braunschweig). In Frankreich sah er überlegene Intellektualität, in Italien Sinnlichkeit und Musik, in Deutschland melancholische Landschaften, kleine Städte und jene Art von bürgerlicher Nüchternheit, die als deutlicher Gegensatz zu seinem eigenen Wesen diesem doch wichtig wurde. Sein Werk gilt jenem Typus, der intellektuell das Leben zu beherrschen vermag, trotzdem sich dem Leben und seinem Glück hingibt und über alle Erfahrungen ein skeptisches Lächeln behält. Seine Bücher sind an die „happy few" gerichtet, die freien, allen zeitlichen Begrenzungen überlegenen Menschen. Er prophezeite sich selbst eine sehr späte Wirkung: daß seine Bücher erst um 1880 gelesen und um 1900 neu gedruckt werden würden.

Diese Prophezeiung verwirklicht sich jetzt im stärksten Maße und zwar sowohl in Frankreich wie in Deutschland. Wohl nie gab es eine so lebendige Wiedergeburt eines Dichters. Neue Ausgaben und Forschungen sind fast unübersehbar. Die psychologische Ursache dieser Wiedergeburt ist klar: man sieht eine geistige Erscheinung, wie das heutige Europa sie entbehrt; wie sie in ihrer psychologischen Souveränität, ihrer südlichen Farbigkeit und westlichen Klarheit eine große europäische Befreiung sein könnte. Wir erinnern an das Wort Taines: „Ich betrachte die Karthause von Parma als ein Meisterwerk der psychologischen Literatur, als das größte, das je in irgendeiner Sprache veröffentlicht wurde."

Die Zeitschrift *Tentatives* gibt so-

Digitized by Google

eben ein Stendhal-Sonderheft heraus. Es bringt unveröffentliche Tagebücher aus der Marseiller Zeit und eine Reihe von Arbeiten über Stendhal, unter anderem einen der letzten Briefe von Maurice Barrès, in dem es heißt: „Das Außerordentliche Stendhals ist, daß man um seine Gestalten herumgehen und, wie bei einem Berg, gemäß der eigenen Natur und dem Standpunkt, den man einnimmt, sie lieben oder verdammen kann. . . . Stendhal ist eine der Personen, die am meisten dazu beigetragen haben, mir ein angenehmes Leben zu schaffen. Mit Delacroix und zwei, drei anderen ist es meine beste Gesellschaft gewesen." Ein Hauptaufsatz — von Cristian Sénéchal — heißt „Stendhal und Deutschland". Er erhellt die wechselseitigen Beziehuugen zwischen beiden, gibt genaue philologische Übersichten und zerstört die — auf Grund einiger scharfer Bemerkungen Stendhals entstandene — Legende von Stendhals „Deutschfeindlichkeit". „Das sind nur Ausbrüche eines heißen und von den Vorurteilen der Zeit nicht freien Temperaments. Aber neben diesen Spuren schlechter Laune welch gerechten und richtigen Gedanken. Und vor allem, welche tiefe Bemerkung wie die über die zufälligen politischen oder klimatischen Ursachen gewisser Charaktereigenschaften, wo andere unüberwindliche Rassenunterschiede sehen! Nun wir sind im Jahre 1807 und haben hier schon Züge, die, je nachdem ob sie durch einen Aus- oder einen Inländer beobachtet werden, zu Irrtümern oder Tugenden getauft werden. Gerade bei Stendhal könnten die beiden Nationen die Regel in der Führung des Kampfes suchen, der noch andauert, und erbitterter als je. Am 20. September 1808, also zwei Monate bevor er Braunschweig verließ, blickte Stendhal auf sich selbst zurück und vertraute seinem Tagebuch an: „Seit etwa einem Monat fallen auf allen Seiten die Vorurteile, die mir den deutschen Charakter verbargen, und ich beginne, scheint mir, ihn klar zu sehen". . . . Wie Voltaire ist er von Natur aus Kosmopolit, fremd jenem Patriotismus, der an den Höfen des Jahrhunderts entsteht, aus ebensoviel Haß wie Liebe geschaffen, und doch ohne den Stolz völlig darüber abzulegen, daß man der Nation angehört, die die an Geist und Eleganz älteste Tradition besitzt."

Intelligenz und Demokratie

Es ist ein Problem, das über den staatsphilosophischen Bezirk weit hinausreicht. Es umschließt das soziologische Schicksal des geistigen Menschen in dieser Zeit. Der Dualismus zwischen dem aufs Uniforme und zugleich Universelle strebenden (deshalb notwendig pazifistischen) Kollektivismus und dem oft bis zur schmerzlichen Einsamkeit verschärften Individualismus bedeutet keineswegs einen Kampf, in dem es Sieg und Niederlage geben muß. Man sollte deshalb in den Krisen der politischen und geistigen Mächte beide voneinander trennen und den Körper vom Körper, den Geist vom Geist her zu helfen suchen. Vielleicht ist die geistige Heilung leichter als die physische. Der (demokratische) Majoritäts-Gedanke beherrscht immer mehr die Politik der Staaten, schafft Bündnisgruppen, denen gegenüber die nationalen Minoritäten eine schwächliche Stellung einnehmen. Was bedeutet dieser neuen Ordnung der Nationen gegenüber das Schicksal des Individuums? Diese Frage wird deutlich schon in der Forderung an die geistigen Menschen, „nützliche" (im Sinne ungeistiger Werte) Arbeit zu leisten. Die Gesetze und Lebensformen der Menge sind nicht für und durch diese Minderheiten geschaffen, für die es heute keinen Ort mehr gibt, an dem ihre eigenen Werte herrschen. Es ist die Paradoxie des demokratischen Gedankens, daß er jeden herrschen lassen

Digitized by Google

will, aber da dieser „jeder" eine Vielheit ist, notwendig auch jeden in eine Opposition treibt. Es ist dem geistigen Menschen der Minderheit nicht möglich, dem Willen der Vielheit sich zu entziehen: er muß also die geistigen Werte seines Daseins abhängig machen von den immer mächtiger werdenden materiellen der Allgemeinheit. Es ist nicht mehr möglich, außerhalb der Gesetze der Mehrheiten zu leben. Jeder, der nicht „nützlich" ist und sein will, ist zur Tragödie verurteilt.

Geist aber läßt sich nicht von Materie beherrschen. Sein Dasein ist Freiheit. Je mehr die Welt von Gewalt beherrscht wird, desto bedrohter ist das geistige Leben. Keine Minorität kann unter Kriegen leben. So geht aber das Interesse des Einzelnen wie das Fortschreiten der Demokratie auf das gleiche Ziel: Abschaffung der Kriege. Die Welt eilt einer neuen Einheit zu, der Mensch wird Weltbürger. Dieses (ethische) Problem beschäftigt Köpfe wie Desjardins, Rivière, Valéry, Unamuno, Masaryk, Preppolini, Keyserling... Die besten, die jüngsten schweigen noch.

Weder Egoismus noch Nationalismus schaffen eine edlere Zukunft. Die Demokratie wird vielleicht die großen Konflikte unmöglich machen. Aber sie bleibt doch ohnmächtig gegenüber den geistigen Bedürfnissen. Sie ist kein Ziel, sondern nur ein Anfang. Die Führung der Majoritäten durch Einzelne oder Gruppen eines höheren Menschentypus aber — das würde die Einbuße ihrer geistigen Werte zur Folge haben. Propheten können nicht Offiziere, Dichter nicht Könige sein. Die Macht zerstört die Freiheit. Die Ethik des Geistes stürmt an gegen die der Nützlichkeit. Das Problem unserer Zeit spitzt sich immer mehr zu.

Diese nur flüchtig umrissenen Gedanken entwickelt in einem außerordentlich klugen und klar gebauten Aufsatz Pierre de Lanuc — im letzten Heft der *Nouvelle Revue Française* — und kommt zu dieser Schluß-Überlegung:

„Es gibt eine wachsende Zahl von Wesen, die erwarten oder sich mühen und nicht allein den höheren Zielen und größeren Sachen zu dienen suchen, sondern stets dem höchsten Ziel und der dringlichsten Sache. Ihre getreuliche Heiterkeit, ihre Verachtung für das Vergängliche und für die Gewalt, und die Stärke ihres Willens werden vielleicht Umbildungen in der Welt-Ethik erzwingen, Umbildungen, die so unklar erwartet werden.

Der große Fehler ist, unaufmerksam gegenüber den außergewöhnlichen Bildern zu sein, die unsere Zeit uns bietet. Eine kleine Zahl von Männern versteht, was es bedeutet, in dieser Gegenwart zu leben. Eine kleine Zahl begreift und ergreift geistig diese gegenwärtige Welt als Ganzes. Sie nehmen sie als Gegenstand ihrer Kunst, ihres Studiums oder ihres Dienstes.

Sie gehören in Wahrheit dieser Zeit wie dieser Welt."

Der Balzac-Preis

André Gide sagt einmal von Balzac: es ist gut, ihn vor fünfundzwanzig Jahren zu lesen, nachher wird es zu schwer. Es ist also gut, den Literatur-Preis für die Jungen nach Balzac zu nennen.

Der diesjährige Preis ist soeben drei Dichtern verliehen, die man bei uns kaum kennt: Pierre Dominique, Paule Régnier und André Thérive. Die *Nouvelles Littéraires* — diese glänzende, lebendige, äußerst geschickt geleitete Literaturzeitung — unterrichtet uns über sie mit jener sachlichen Frische, die dieses Blatt zum besten kritischen Führer in der jungen französischen Literatur macht. Thérive ist kein Balzacscher Dichtertypus, eher eine Balzacsche Figur. Sein preisgekrönter Roman heißt: „Le plus grand péché". Es ist ein Buch religiöser

Digitized by Google

Problematik. Es herrscht in ihm „der stolze und aufrührerische Geist, das ist der Haß Gottes." Die Geschichte des Simon Morin, der im Jahre 1663 verbrannt wurde, oder die der Antoinette Bourignon: das sind für Thérive Gegenstände, die pathetisch ausschwingen. Der durch den Preis ausgezeichnete Roman der Paule Régnier ist betitelt „La vivante Paix". René Crevel gibt diese Charakteristik: „‚La vivante Paix' ist noch impressionistisch. Ohne in Einzelheiten einzutreten, ohne selbst den Anspruch auf die Fähigkeit des Zusammenfassens zu haben, sagt uns Fräulein Paule Régnier, daß ihr Buch die Geschichte einer Seele sei. Von Täuschung zu Täuschung geht eine Frau zum lebendigen Frieden, zum Frieden, der selbst die Verzweifeltsten ein tröstliches Mysterium ahnen läßt. Fräulein Régnier, die Belustigungen und Leichtsinn verachtet, hat für sich allein ein ernstes Werk geträumt. ‚La vivante Paix', bekennt sie, ist ein gesteigerter, ein romantischer Roman. . . . In Nachdenklichkeit hat sie ihr Werk empfangen." Pierre Dominique beginnt erst jetzt, als Dreiunddreißigjähriger, zu veröffentlichen. Er wird so definiert: „eine zitternde Empfindsamkeit, ausgeglichen durch einen eisernen Willen und kanalisiert, nutzbar gemacht gegenüber edleren Zielen durch einen Verstand, der beherrschen will." Er ging als Freiwilliger in den Krieg, mit Schopenhauers Hauptwerk im Tornister, und erlebte von Tag zu Tag mehr das Wort von Paul Valéry: unsere Kultur ist tödlich. Auf den Kriegseindrücken baute sich sein Roman „Danubiennes" auf, den Dominique selbst der „Notre-Dame de la sagesse", die jetzt den Balzac-Preis erhielt, vorzieht. Als seine Meister bezeichnet er: Barrès, Maurras, den Krieg und das Spital. Der Roman „Notre-Dame de la sagesse" ist von „nüchterner und doch bildhafter, fast halluzinatorischer Handschrift, von sicherer, schneller, originaler Komposition, von tief humaner Eingebung. Die immer zahlreicheren Leser werden dieser Entscheidung des Balzac-Preises zustimmen."

Zum Thema: Lenin

Nachrichten eines Freundes in Moskau über die Bestattung Lenins mündeten in den Satz: Hier wächst eine Legende heran. Wird eine Gestalt legendarisch, so betritt sie den Mythos-Bezirk. Sie bedeutet jetzt mehr als sich selbst, mehr sogar als das eigene Werk. Sie ist Symbol geworden: für Zeit, Volk, Glauben und ist aller Einzelzüge und Zufälle des Lebens entkleidet. Ein Dasein gipfelt sich empor zu einer Säule, einem Bild. Man fragt nicht mehr nach Gesinnung und der einzelnen Leistung. Politik schweigt, es spricht nur noch Bewunderung und magisches Bezwungensein. Nicht aus der Anerkennung von Tat-Inhalten baut sich das Denkmal eines solchen Mannes auf, sondern aus dem Wissen um die Produktivität dieser Taten. In einem Gespräch mit Eckermann sagte Goethe: „Was ist Genie andres als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind." Leben und Charakter ist nur Ausgang und natürliche Voraussetzung solcher produktiven Kraft.

Biographie und politische Anekdote über Wladimir Iljitsch geben bereits ein reichhaltiges Material über die Herkunft der Lenin-Legende. Ich nenne vor allem das große (deutsch noch nicht erschienene) Memoirenwerk von Nikolaus Suchanow und das Buch von Henri Guilbeaux. Jetzt veröffentlicht Maxim Gorki seine Lenin-Erinnerungen in der Pariser Revue Européenne. Politisch ist Gorki ein Nachbar des Bolschewismus, nicht sein Parteigänger. Der tote Lenin aber ist ihm einer der größten

Digitized by Google

Repräsentanten russischen Willens und Lebens und der Furchtlosigkeit russischer Vernunft, ein Held, der sich das brennende Herz aus der Brust riß, um den Menschen den Weg aus dem blutigen Sumpf zu erhellen. „Ein Mann eines bewunderungswürdig starken Willens war Lenin, sonst der Typus des russischen Intellektuellen. Er besaß in stärkstem Maße dessen Haupt-Eigenschaft: die Selbstbegrenzung, die bis zur Kasteiung, bis zur Selbstverstümmelung geht, bis zur Verneinung der Kunst, bis zu dieser Logik einer Andrejewschen Gestalt: „Die Menschen leben schlecht, also muß auch ich schlecht leben."

Im Jahre 1919, dem furchtbaren Hungerjahr, schämte sich Lenin zu essen, was ihm Genossen aus der Provinz, Soldaten oder Bauern, sandten. Als in seiner unbehaglichen Wohnung die Sendungen eintrafen, schnitt er ein Gesicht, war verwirrt und beeilte sich, Mehl, Zucker und Butter unter Kranken oder durch den Nahrungsmangel geschwächten Kameraden zu verteilen.

Als er mich zum Mittag bei sich einlud, sagte er zu mir: ich bewirte Sie mit geräuchertem Fisch: ich habe welchen aus Astrachan bekommen." Und mit Falten auf seiner sokratischen Stirn, mit den Augen, die alles sahen, blinzelnd, fügte er hinzu: „Man schickt mir Geschenke wie einem Baron. Wie soll ich ihnen diese Gewohnheit austreiben? Verweigern — das würde sie kränken. Und ringsherum hungern alle. Unsinnig . . ."

Leicht zu befriedigen, enthaltsam gegenüber Wein und Tabak, vom Morgen bis zum Abend durch eine gewaltige und schwierige Aufgabe beschäftigt, war er völlig unfähig, sich mit sich selbst zu beschäftigen, aber er überwachte aufmerksam das Leben seiner Kameraden. Seine Sorge um sie steigerte sich bis zum Grade einer Zartheit, wie sie nur Frauen besitzen; er widmete den anderen alle seine freien Minuten und achtete nicht auf seine Ruhe. —

Im Jahre 1907, in London, sagte er mir diese denkwürdigen Worte: „Vielleicht werden wir anderen Bolschewiki nicht einmal von den Massen verstanden werden. Es ist wahrscheinlich, daß man uns am Beginn unseres Werks erdrosseln wird. Aber das ist nicht wichtig. Die bürgerliche Welt ist in einen Zustand fauliger Gärung gelangt, der alles zu vergiften droht. Das ist das Wichtige!"

Einige Jahre später, in Paris, ich glaube im Beginn des Balkankrieges, erinnerte er mich an diese Worte:

„Sie sehen, ich hatte recht! Die Zersetzung hat begonnen. Die Drohung, durch das Leichengift angesteckt zu werden, sollte jetzt allen klar werden, die den Ereignissen ins Gesicht sehen können."

Mit einer charakteristischen Geste steckte er die Hände in die Ärmelausschnitte seiner Weste, unter der Achselhöhle, und fuhr, während er langsam durch das überfüllte Zimmer schritt, fort:

„Das ist der Anfang der Katastrophe. Wir werden noch einen europäischen Krieg sehen. Es wird ein wildes Würgen geben. Es ist unvermeidlich. Das Proletariat? Ich denke, daß das Proletariat in sich nicht die nötige Kraft finden wird, um dieses blutige Schlachtgetümmel zu beschwören. Wohl verstanden, es wird davon mehr zu leiden haben als alle anderen; für den Augenblick ist das sein Schicksal. Aber die Verbrecher werden im Morast stecken bleiben und in dem von ihnen vergossenen Blut ertrinken. Die Feinde werden sich gegenseitig schwächen. Auch das ist unvermeidlich."

Er entblößte die Zähne und blickte weit aus dem Fenster.

„Nein, denken Sie wohl daran: zu welchem Zweck schicken die Satten die Hungrigen aus, um sich gegenseitig zu ermorden! Kann man das

Digitized by Google

zulassen? Können Sie mir ein ungerechtfertigteres, dümmeres Verbrechen nennen? Das wird den Arbeitern furchtbar teuer zu stehen kommen, aber schließlich werden sie die Rechnung gewinnen. So ist der Wille der Geschichte."

Er sprach oft von der Geschichte, aber ich habe nie in seinen Worten eine fetischistische Anbetung für ihren Willen noch für ihre Kraft gefunden."

Henry Ford

Je weiter die Verwirtschaftung und Mechanisierung der Welt fortschreitet, desto mehr entstammen die Symbole der Zeit dem Bezirk des ökonomischen Lebens. Für uns ist das eine naturgeschichtliche, eine gesetzliche, eine soziologische Tatsache. Die Wertung überlassen wir der Zukunft; uns gilt die Wirkung. Sie bedeutet politisch eine organische Umwandlung der Machtverhältnisse, eine Bezwingung aller zwischen- und innenstaatlichen Beziehungen durch Wirtschaftsmächte oder (in der Terminologie Franz Oppenheimers) den Sieg des ökonomischen über das politische Mittel. Welches die Wirkung dieses geschichtlichen Prozesses im geistigen Leben ist, läßt sich kaum sagen. Die Bedrohungen sind furchtbar, die Diskrepanz zwischen den Idealen der Verdienste und des Verdienens ist unmeßbar. Das Land der radikalsten Verwirtschaftung und großen Exporte, Amerika, ist kulturell ohnmächtig, und hilflos auf den Import des europäischen Geistes angewiesen. Das schließt eigene künstlerische Leistungen nicht aus. Aber sie sind wesentlich doch nur Offenbarung einer jüngeren Rasse, ihres Willens, ihrer psychologischen Chemie, ohne ein geschichtliches Kultur-Bewußtsein und dessen Sprache, vielmehr auf der Suche nach dem eigenen Wesen, seinem Narrentum, seinem Weisheitstum, seinem Leuchten.

Deshalb ist es nur natürlich, daß — nochmals: es handelt sich um keine Wertfrage — der voll blühende Bezirk der wirtschaftlichen Macht Amerikas für unser Auge stärkere Symbole schafft als der fragwürdigere der amerikanischen Kunst (ein Begriff, der von Paradoxie sich noch nicht frei machen läßt). Noch sind solche Symbole nicht genug da, aber sie beginnen sich zu formen, Gefahren- und Produktionsenergien auszusenden und eine neue Typologie vorzubereiten. Ein solches Symbol ist der amerikanische Industrielle Henry Ford. Ihm widmet Edwin Dakin, im letzten Heft der New-Yorker *Nation,* eine längere Betrachtung. Ford beherrscht einen ungeheuren Propaganda-Apparat. Er besitzt Kohlenminen, Wälder, Eisenbahnen, Fabriken. Über sein eigentliches Wirtschaftsgebiet, die Automobil-Industrie, sind sein Wille und seine Arbeit längst hinaus. Er machte sich an die Fruchtbarmachung riesiger Areale, an die Ausnutzung der Wasserenergie und so fort. Welches sind die politischen, die allgemeinen Wirkungen einer solchen wirtschaftlichen Macht, welches ihre Symbol-Merkmale? „Es ist völlig wahr, daß das Eigentum an den Quellen aller seiner Rohmaterialien ihm hilft, ein Endprodukt billiger zu verkaufen — so lange er wünscht, es zu billigerem Preise zu verkaufen. Es ist gleichfalls wahr, daß ein absoluter Monarch, wenn er den Wunsch hat, ein Land wirksamer bearbeiten kann als eine republikanische Staatsform. Unglücklicherweise hat die Menschheit entdeckt, daß sie nicht von dem dauernden philanthropischen Wunsche, den Nutzen dieser Wirksamkeit oder Gewinne der Allgemeinheit zukommen zu lassen, leben kann. Nachdem die Macht eines Individuums eine gewisse veränderliche Grenze überschritten hat, entsteht immer ein Punkt verminderter Dankbarkeit, so weit der Vorteil der Massen davon betroffen wird. Das gilt für den

Digitized by Google

Kaiser wie für den Kapitalisten. Die ausgesprochene Anerkennung dieser Wahrheit ist verantwortlich für den auferlegten Zwang sowohl der Magna Charta wie der Anti-Trust-Gesetze.

Wir beschäftigen uns hier nicht mit der Frage, wie lange Ford beabsichtigt, die Gewinne, die er in der Automobil-Industrie macht, dem Publikum vorzuführen. Das Interessante ist, daß Ford mit der Herstellung von Automobilen allein nicht zufrieden ist und dadurch Millionen zu gewinnen. Seit langem sucht er andere Gebiete zu erobern. Er glaubt, daß die Politik ein Mittel zu diesem Ziel sein kann; der Versuch ist mißlungen. Er ist vorläufig in der internationalen Diplomatie fehlgeschlagen. Zu dieser Zeit erkannte er den Wert der Erwerbung von ein oder zwei Eisenbahnlinien und natürlicher Hilfsquellen in Gestalt von Kohlenminen und Wäldern. Bald darauf sah Fords Machthunger wieder weiter. Hatte er lange die Verbindungen mit Wall Street verschmäht, welche ihn früher verspottet hatte, so wandte er sich nun nach Europa. Im letzten Jahr gab es genaue Berichte über seine Tätigkeit in Deutschland und Zentral-Europa, von den Anerbieten, die er den deutschen Stahl- und Kohlen-Baronen gemacht hat, von versuchten Verbindungen mit Thyssen und Stinnes. Stahl, Kohle, Automobile, Eisenbahnen — die Knochen und Arterien der modernen Civilisation."

Epilog auf Wilson

Einem Ford gegenüber wirkt Wilson fast als verschlagener Europäer, als Ausläufer eines (bei uns absterbenden) Ideologentums, als Pazifist und Utopist aus der Aufklärungs-Rasse der Diderot, Holbach, Lessing, Kant. Amerikanisch aber ist seine Verbindung von Gelehrtentum und Politik, aus der immerhin eine (vielleicht problematische) Wirklichkeit entstand, die ihm selbst zur Tragödie wurde. Die eigentümliche Struktur des Mannes zeichnet Harry Elmo Barnes nach in der ausgezeichneten neuen Monatsschrift *The American Mercury*, die H. L. Mencken und George Jean Nathan herausgeben. Für Barnes ist es eins der wichtigsten Momente zur Beurteilung Wilsons, daß er zwanzig Jahre lang Professor für politische Wissenschaft war. Alle Professoren, besonders die der Philosophie, Literatur und Nationalökonomie, neigen zu einer gewissen diktatorischen Haltung, wie sie in der Beziehung zwischen Dozent und Student vorgezeichnet ist. Die Lockerheit und Willkür im Gebrauch der Worte ist bei einem Professor, im Vergleich zum Juristen oder Ingenieur, riesig und verführt im Denken und Reden zum Leichtsinn, besonders aber bei einem so glänzenden Redner, wie Wilson es war. Nur über eins darf nicht mit leichten Worten gesprochen werden: über das Versprechen der Freiheit. Barnes weist darauf hin, daß Wilson der Menschheit die Befreiung von der furchtbarsten Geißel versprach: vom Kriege. An der Erfüllung dieses Versprechens scheiterte er und stieß auf allgemeine Desillusionierung und Unzufriedenheit. Barnes wirft die schwierige Frage auf: wer ist der gefährlichere: wer viel verspricht und wenig schafft und so desillusionierte Zyniker erntet, oder wer nichts verspricht und nichts vollendet und so weder Hoffnung erweckt noch Enttäuschung. „Ich übergebe dieses Problem John Dewey oder Stanley Hall; aber kein Gerechter kann wohl leugnen, daß Woodrow Wilson mehr Zyniker hervorgerufen hat als irgendeine andere Gestalt in der modernen Geschichte".

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Berge Meere und Giganten

Das ist Alfreds Döblins neuer Roman.* Ein tobendes, rasendes, unheimliches Gebilde; mit einer erdrückenden Kraft wirft es sich auf den Leser, wirbelt ihn herum, umschlingt ihn, verschluckt ihn. Es ist banal, davon zu sprechen; zuweilen wünscht man aufschreien, erwachen zu können.

Döblin macht in diesem Buch furchtbaren Ernst. Man glaubte, er hätte es schon früher in seinen großen Büchern „Wang-lun" und „Wallenstein" gemacht. Es war nur Spaß, Vorspiel. Hier erst haben wir das radikale Erlebnis in seiner Nacktheit, Ungeheuerlichkeit.

Wovon ist die Rede? Von einem Roman? Ein Mensch tritt vor, macht keine Umstände mehr, durchbricht Beschönigendes, Aufhaltendes, Versperrendes und starrt in das Welträtsel.

Die „Zueignung" enthält sein Wahrstes. „Was tue ich, wenn ich von dir spreche. Ich habe das Gefühl, als dürfte ich kein Wort von dir verlauten lassen, ja, nicht zu deutlich an dich denken. Ich nenne dich „du", als wärst du ein Wesen, Tier, Pflanze, Stein wie ich. Da sehe ich schon meine Hilflosigkeit und daß jedes Wort vergebens ist. Ich will nicht wagen euch nahe zu treten, ihr Ungeheuren, Ungeheuer, die mich auf die Welt getragen haben, dahin, wo ich bin und wie ich bin. Ich bin nur eine Karte, die auf dem Wasser schwimmt. Ihr Tausendnamigen, Namenlosen hebt mich, bewegt mich, tragt mich, zerreibt mich." Ja, es ist jedes Wort vergebens. Durch fast sechshundert Seiten wälzen sich, kochend, gefährlich, brüllend die Träume, Ängste, Beschwörungen, — die Nennung des nicht Nennbaren, die Abbilder des Formlosen, die Wege im Bodenlosen.

Das Werk spielt im siebenundzwanzigsten Jahrhundert. Fortschritt der Menschheit. Man sieht die kleinen Menschen mit den großen Kräften. Sie wimmeln herum, geschliffen, funkelnd, Ingenieure, Politiker, Feldherren, Frauen, Entdecker, Wegbereiter, an der Arbeit, wie Leuchtameisen, tragen Einzelschicksale, exzedieren, haben ihre Grenzen, kommen zu ungeahnten Resultaten, kämpfen, suchen, leiden, zerstören. Sie haben das künstliche Lebensmittel Meki hergestellt; es entstehen Kriege zwischen den Stadtmenschen, den Zivilisatoren und den Naturmenschen, die die Künstlichkeit nicht mehr ertragen; die Städter behalten die Oberhand; sie schreiten weiter fort, unterjochen die Erdkräfte, sprengen die Vulkane Islands, fangen das Feuer in Schleiern auf, enteisen Grönland und entdecken dabei das Feuer als Kraft allen Wachstums. Sie lernen, nach grausigen Katastrophen, das Urwesen Feuer beherrschen und machen aus sich Ungetüme, Turmmenschen, Giganten. Sie machen sich unsterblich, können sich nach Belieben verwandeln, können Tote erwecken. Und kämpfen weiter und leiden weiter.

Aber wie die Menschen zu diesen Errungenschaften gelangen, das ist

* S. Fischer, Verlag, Berlin

Digitized by Google

eine grauenhafte, rätselvolle Odyssee. Ich kenne kein Werk, in dem die absolute Bodenlosigkeit, Unheimlichkeit des Lebens beängstigender ausgesprochen wurde. Hier ist nirgends ein fester Ort; ein Gewirr und Gewimmel von Farben bewegt sich, lebt, wuchert, frißt; alles drängt sich, treibt Früchte, sucht, schlägt Augen auf, erliegt. Es ist ein fürchterliches Wachstum ohne Ruhepunkt, Bäume werden durch Gase aufgetrieben, um Menschen zu zerquetschen, das ist nur der Anfang; das isländische Feuer läßt Pflanzen und Tiere der Kreidezeit wieder entstehen, eine Meduse verschlingt ein Schiff; Menschen verlieren ihre Formen, Körperteile schwellen ungeheuer, überschwellen den übrigen Körper; und zwischendurch laufen die Interessen der Einzelnen, die politischen Verhandlungen, Meinungsverschiedenheiten, Triebe, Begierden, private Schicksale; winzige Menschen, die den ungeheuren Graus dennoch ertragen, Sieger werden zwischen den bewußtlosmachenden Furchtbarkeiten; und alles dies flimmert, tobt, ist in keinem Augenblick ganz faßbar, ganz verständlich, es verändert sich, wird unkenntlich, umwächst, umwuchert uns geheimnisvoll, verschlingt sich mit uns, gibt keine Ruhe.

Es ist ein einzigartiges, gewaltiges Werk.

Döblins Bücher erinnerten an Tropfsteinhöhlen. Halb Gestaltetes, dahinter das Chaos. Sein Chaos ist nicht das offene, blühende Wirrsal, die Wildnis; sondern es kommen Menschen hinzu, Fortschrittler, Organisatoren, Kämpfer wider das Chaos um sich und in sich, sie bezwingen es fast und verlieren sich doch wieder im Gesamtwirbel; es ist ein Chaos mit Chausseen.

Alles ist genau und doch verworren. Die Menschen, ihre Triebe und Schicksale sind getreu analysiert und aufgezeichnet, bis zu einem bestimmten Grad verständlich, ablesbar, von da ab beginnen fremde, ungeheuerliche, unfaßbare, unsagbare Geheimnisse, die der Logik und irgendeinem Gestaltungsvermögen jeden Zugang verbieten.

Alles ist zweischichtig: die Welt ist ein unbeschreiblicher Koloß, die Menschen turnen daran herum, organisationslustig, ihre Gehirne blitzen, sie werden mit dem Koloß fertig; aber zur Hälfte sind sie selbst von den Trieben und Kräften des Weltwesens getragen und gespeist; münden wieder ins Chaotische ein, verfallen. Es ist ein Karussell, bei dem man schwindlig wird. Die Erde dreht sich.

Was sind das für Gestalten in diesem Roman? Wer ist Marduk, der Beherrscher Berlins, oder Jonathan, sein Freund? Streckenweise Lichter, fragmentarisches Deutlichwerden; dahinter, dazwischen braust das offene Geheimnis. Suchende, getriebene Menschen voll ambivalenter Stimmungen, gespannt, überspannt; Vaterkreaturen, Schöpferkreaturen, Sohneskreaturen, Helden, Dichter, Liebhaber, jeder voll von Rätseln, kämpfend, leidend. Ewiger Kampf, ewige Inkongruenz von Gehirn und Natur.

Ein gewaltiges Buch, das jahrzehntelang gelesen, studiert, ausgelegt werden wird. Sein Verfasser schuf hier ein großes, bewegtes, wimmelnd-lebendiges Weltbild, analytisch und geheimnisvoll, mythisch und wissenschaftlich. Er hat eine Flasche mit mächtigen Stoffen entsiegelt.

Draußen ist Sonnenschein. Es gibt Anakreontiker. Es gibt Linien, geliebte Formen, Reime. Und wenn ich mir einbilde, aufrecht über die Straße zu gehen, will ich keine Notiz davon nehmen, daß Charlottenburg sich mit der Erde dreht und mit mir durch den dunklen Weltraum rast.

Ernst Blass

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

JUL 10 1924

SECHSTES HEFT JUNI 1924

PER CAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

DIE NEUE RUNDSCHAU

XXXV. Jahrgang der freien Bühne

Herausgeber: Oskar Bie, S. Fischer, S. Saenger

Inhalt

Bernard Shaw, Die heilige Johanna
Robert Wilbrandt, Kritik des Marxismus
Otto Flake, Westdeutsche Reise
Alfred Döblin, Bemerkungen zu Berge Meere und Giganten
E. R. Weiß, Aus einem spanischen Reisebuch
Junius, Politische Chronik
Rudolf Kayser, Europäische Rundschau

Anmerkungen

Arthur Eloesser, Otto Erich

S. FISCHER / VERLAG A.-G.

Berlin und Leipzig

Digitized by Google

Redaktion: Dr. Rudolf Kayser, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W. 57, Bülowstr. 90 erbeten.
Für unverlangte Manuskripte u. Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Manuskripte, denen kein Porto beiliegt, werden nicht zurückgesandt.
Alle Rechte für sämtliche Beiträge, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag.
Monatlich erscheint ein Heft,
das durch jede Buchhandlung, durch die Post oder direkt vom Verlage bezogen werden kann.
Preis des Heftes Gm. 2.—; Quartalspreis Gm. 6.—, für das Ausland Schw. Fr. 7.50, umgerechnet in die Währung des betreffenden Landes nach dem jeweils gültigen Schlüssel des Buchhändler-Börsenvereins.
Zahlungen bitten wir auf das Postscheckkonto von S. Fischer, Verlag, Berlin Nr. 16692 zu leisten.

UNSERE NOVITÄTEN

Sämtliche nachstehenden Bände sind auf holzfreiem Papier gedruckt

HERMANN VON BÖTTICHER
DAS BILD
Novelle
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

ALFRED DÖBLIN
BERGE MEERE UND GIGANTEN
Roman / 5. Auflage
Geheftet Gm. 6.50, in Halbleinen Gm. 8.50, in Ganzleinen Gm. 9.—

FRANK HARRIS
OSCAR WILDE
Eine Lebensbeichte / 10. Auflage
Mit einem Schlußkapitel von Bernard Shaw und drei Abbildungen
Geheftet Gm. 5.—, in Halbleinen Gm. 7.—

GERHART HAUPTMANN
AUSBLICKE
353 Seiten in Groß-Oktav
Einband von Professor E. R. Weiß
Geheftet Gm. 5.—, in Halbleinen Gm. 7.—

ALFRED KERR
O SPANIEN!
6. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

EUGENE G. O'NEILL
UNTERM KARIBISCHEN MOND
Dramatische Studie
Steif geheftet Gm. 1.—

WALTHER RATHENAU
GESAMMELTE REDEN
Einband übereinstimmend mit dem der „Gesammelten Schriften"
Geheftet Gm. 6.—, in Halbleinen Gm. 8.—, In Halbleder Gm. 10.—

ALEXEI REMISOW
IN BLAUEM FELDE
Geheftet Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.—

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Diesem Hefte liegen folgende Prospekte bei: Bruno Cassirer, Berlin; Duncker & Humblot, München; Pyramidenverlag Dr. Schwarz & Co., Berlin; Karl Rauch Verlag, Dessau; Rütten & Loening, Frankfurt a. M.; Der kommende Tag, Verlag, Stuttgart.

Digitized by Google

DIE HEILIGE JOHANNA

Dramatische Chronik in sechs Szenen und einem Epilog von

BERNARD SHAW

Deutsch von Siegfried Trebitsch

Personen

Johanna
Der Dauphin (später Karl VII. von Frankreich)
Dunois (Bastard von Orleans)
Richard von Beauchamp Graf Warwick, englischer Feldherr
La Tremouille, Marschall von Frankreich
Hauptmann La Hire
Robert von Baudricourt, Schloßhauptmann
Bertrand von Poulengey
Gilles de Rais, Blaubart
Herzogin von Tremouille
Der Erzbischof von Reims
Peter Cauchon, Bischof von Beauvais
Kaplan von Stogumber
Der Inquisitor (Bruder Johann Le Maitre)
Bruder Martin Ladvenu
D'Estivet, Domherr
Courcelles, Domherr von Paris
Ein Schloßverwalter
Der Scharfrichter
Ein englischer Soldat
Ein Herr aus dem Jahre 1920
Drei Edelknaben
Höflinge, Mönche, Soldaten, Henkersknechte

Ort der Handlung: Frankreich
Zeit: Die Jahre 1429, 1431 und 1456

Digitized by Google

Erste Szene

Ein schöner Frühlingsmorgen an der Meuse zwischen Lothringen und der Champagne.

Hauptmann Robert von Baudricourt, ein jugendlicher Edelmann, der über mehr Tatkraft verfügt, als er im regelmäßigen Gange seines militärischen Befehlskreises und der Verwaltung des Schlosses Vaucouleur zum Ausdruck bringen kann, läßt seinen Kraftüberfluß an seinem Verwalter aus, einem getretenen Wurm, der karg beleibt und spärlich behaart ist und ebensogut achtzehn wie fünfundzwanzig Jahre alt sein könnte, da er zu jener Art von Menschen gehört, deren Jugend nicht welken kann, weil sie nie geblüht hat. Die beiden befinden sich in einem schmucklosen steinernen Zimmer im ersten Stock des Schlosses.

Der Hauptmann, der an einem einfachen starken Eichentisch in einem dazu passenden Stuhle sitzt, zeigt sein linkes Profil. Der Verwalter steht auf der anderen Seite des Tisches ihm gegenüber, wenn eine so flehentliche Stellung wie die seinige „stehen" genannt werden kann. Das mit Pfosten versehene Fenster aus dem dreizehnten Jahrhundert hinter ihm ist offen, und in dessen Nähe in der Ecke erhebt sich ein Türmchen mit einem schmalbogigen Torweg, der zu einer Wendeltreppe führt, die in den Hofraum mündet. Unter dem Tisch befindet sich ein starker vierfüßiger Schemel.

Robert: Keine Eier? Keine Eier?! Donnerwetter, was soll das heißen? Keine Eier?!

Verwalter: Herr, es ist nicht meine Schuld, es ist das Werk Gottes.

Robert: Welche Blasphemie! Du sagst mir, daß keine Eier da seien, und machst dafür deinen Schöpfer verantwortlich?

Verwalter: Was kann ich tun? Ich kann doch keine Eier legen!

Robert (sarkastisch): Ah! Du machst dich darüber lustig.

Verwalter: Nein, gnädiger Herr, weiß Gott nicht. Wir müssen alle auf die Eier verzichten, ebenso wie Euer Gnaden.

Robert: So! Nun pass' einmal auf.

Verwalter (demütig): Ja, gnädiger Herr!

Robert: Was bin ich?

Verwalter: Was Ihr seid, gnädiger Herr?

Robert: Ja. Was bin ich? Bin ich Robert, Ritter von Baudricourt und Befehlshaber dieses Schlosses von Vaucouleur, oder bin ich ein Kuhtreiber?

Verwalter: Ach, hier seid Ihr ein größerer Herr als der König selber.

Robert: Richtig. Und weißt du auch, was du bist?

Digitized by Google

Verwalter: Ich bin niemand, wenn ich davon absehe, daß ich die Ehre habe, Euer Verwalter zu sein.

Robert: Du hast nicht nur die Ehre, mein Verwalter, sondern auch den Vorzug, der schlechteste, unfähigste, blödeste Verwalter in ganz Frankreich zu sein.

Verwalter: Einem großen Manne Euresgleichen muß ich diesen Eindruck machen.

Robert: Das ist vermutlich meine Schuld?

Verwalter: Ach, gnädiger Herr, Ihr verdreht immer auf diese Weise meine unschuldigsten Worte!

Robert: Ich will dir den Hals verdrehen, wenn du dich unterstehst, mir auf die Frage, wie viele Eier da sind, zu antworten, daß du keine legen kannst.

Verwalter (protestierend): Ach, gnädiger Herr, gnädiger Herr!

Robert: Nein, nicht „gnädiger Herr! Ach, gnädiger Herr!", sondern: Nein! nein, mein Herr! Meine drei Berberhennen und die eine schwarze sind die besten Leghennen in der ganzen Champagne. Und da kommst du her und erzählst mir, daß es keine Eier gibt! Wer hat sie gestohlen? Sag' mir das, sonst jag' ich dich mit Fußtritten zum Schloß hinaus, als Lügner und Verkäufer meiner Habe an Diebe. Gestern gab es auch zu wenig Milch, vergiß das nicht.

Verwalter (verzweifelt): Ich weiß es wohl; ich weiß es nur zu gut. Es gibt keine Milch, es gibt keine Eier, morgen wird es gar nichts mehr geben. Es liegt ein Fluch auf uns, wir sind verhext.

Robert: Diese Geschichte ist zu dumm für mich. Robert von Baudricourt verbrennt Hexen und hängt Diebe. Geh. Du wirst mir bis mittag hierher in dieses Zimmer vier Dutzend Eier und zwei Gallonen Milch bringen, sonst erbarme Gott sich deiner Knochen. Ich werde dich lehren, mich zum Narren zu halten.

Verwalter: Es gibt keine Eier und nur ein kleines bißchen Milch. Es wird auch nichts derlei geben, auch wenn Ihr mich darum totschlagt — nicht — solang die Jungfrau vor dem Tor steht.

Robert: Die Jungfrau! Was für eine Jungfrau? Wovon schwätzest du?

Verwalter: Das Mädchen aus Lothringen, aus Domremy.

Robert (erhebt sich wütend): Dreißigtausend Donner! Fünfzigtausend Teufel! Soll das etwa heißen, daß jenes Mädchen noch immer da ist, das vor zwei Tagen die Unverschämtheit hatte, mich sprechen zu wollen, und das ich dir befahl zu ihrem Vater heimzuschicken, mit dem Rat, er solle es tüchtig durchprügeln?

Digitized by Google

Verwalter: Ich hab' ihr schon gesagt, daß sie weggehen soll. Sie will aber nicht.

Robert: Ich habe dir nicht befohlen, ihr zu sagen, daß sie weggehn soll, ich habe dir befohlen, sie hinauszuwerfen. Fünfzig Bewaffnete und ein Dutzend kräftiger Diener stehen dir zu Gebote, um meine Befehle auszuführen. Fürchten die sich auch vor ihr?

Verwalter: Sie ist so resolut.

Robert (packt ihn beim Kragen): Resolut! Da, siehst du! Ich werde dich die Treppe hinunterwerfen.

Verwalter: Nein, gnädiger Herr, bitte nicht.

Robert: Nun, dann halte mich dadurch ab davon, indem du resolut wirst. Es ist doch ganz leicht: jedes wehrlose Mädchen kriegt es fertig. (Er schleppt den unglücklichen Verwalter nach der Tür.)

Verwalter (hängt schlaff in seinen Armen): Gnädiger Herr, gnädiger Herr; Ihr könnt doch die nicht dadurch loswerden, daß Ihr mich hinauswerft. (Robert läßt ihn fallen. Der Verwalter sitzt auf dem Boden und betrachtet, in sein Schicksal ergeben, seinen Herrn.) Nun seht Ihr, gnädiger Herr, daß Ihr resoluter seid, als ich es bin. Aber die ist auch so.

Robert: Ich bin stärker als du, du dummer Kerl.

Verwalter: Nein, gnädiger Herr, nicht Eure Kraft macht es, sondern Euer starker Wille. Sie ist schwächer als wir, sie ist nur ein schmächtiges junges Mädchen, aber wir können sie nicht zwingen, fortzugehen.

Robert: Ihr feige Bande! Ihr habt Angst vor ihr.

Verwalter (steht ängstlich auf): Nein, gnädiger Herr, Angst haben wir vor Euch — aber sie erfüllt uns mit Mut. Sie scheint wahrhaftig vor nichts Angst zu haben. Vielleicht seid Ihr imstande, ihr Angst einzujagen!

Robert (grimmig): Vielleicht! Wo ist sie augenblicklich?

Verwalter: Drunten im Hof. Sie spricht mit den Soldaten wie gewöhnlich. Sie tut nichts anderes als mit den Soldaten sprechen, außer wenn sie betet.

Robert: Beten? Ha! Du glaubst, daß sie betet, du Dummkopf? Ich kenne die Art Mädchen, die immer mit Soldaten sprechen. Sie soll gleich einmal mit mir sprechen. (Er geht ans Fenster und schreit zornig hinab): Heda, Ihr dort!

(Die Stimme eines Mädchens, hell, stark und rauh):

Meint Ihr mich, Herr?

Digitized by Google

Robert: Ja, dich.

Mädchen: Seid Ihr der Hauptmann?

Robert: Der Teufel hole deine Unverschämtheit. Komm hier herauf. (Zu den Soldaten im Hof): Zeigt ihr den Weg und stoßt sie herauf. Schnell! (Er verläßt das Fenster und kehrt auf seinen Platz an dem Tisch zurück, wo er sich wie ein Friedensrichter niederläßt.)

Verwalter: Sie will selbst Soldat werden. Sie will, daß man ihr Soldatenkleider gibt, eine Rüstung und ein Schwert. Meiner Treu!

(Johanna erscheint unter dem Torbogen. Sie ist ein gutgewachsenes Landmädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren, anständig in einem einfachen roten Kleid mit einem ungewöhnlichen Antlitz: sie hat weit auseinanderliegende, etwas vorstehende Augen, wie dies bei sehr phantasievollen Menschen oft vorkommt, eine lange, schöngeschwungene Nase mit weichen Nasenflügeln, eine kurze Oberlippe, einen entschlossenen üppigen Mund und ein hübsches streitsüchtiges Kinn. Sie geht eifrig an den Tisch, entzückt, endlich bis zu Baudricourt vorgedrungen zu sein, und voll Hoffnung bezüglich des Ergebnisses. Sein finsteres Aussehen hält sie nicht zurück, noch erschreckt es sie im geringsten. Ihre Stimme hat gewöhnlich einen herzlich einschmeichelnden Klang; es ist eine sehr zuversichtliche, sehr zärtliche Stimme, der man ungemein schwer widerstehen kann.)

Johanna (macht einen Knicks): Guten Morgen, edler Herr Hauptmann. Ich bringe die Befehle von meinem Herrn. Ihr sollt mir ein Pferd, eine Rüstung und ein paar Soldaten geben und mich zum Dauphin schicken.

Robert: Befehle von deinem Herrn? Wer zum Teufel mag dein Herr wohl sein? Kehre zu ihm zurück und sage ihm, daß ich weder ein Herzog noch ein Reichsbaron in seinen Diensten bin. Ich bin Ritter von Baudricourt und empfange außer von meinem König keinerlei Befehle.

Johanna (beruhigend): Ja, Herr Ritter. Das ist ganz in Ordnung. Mein Herr ist der König des Himmels.

Robert: Meiner Treu, das Mädel ist verrückt — (Zum Verwalter): Warum hast du mir das nicht gesagt, du Dummkopf?

Verwalter: Gnädiger Herr, kränkt sie nicht, gebt ihr, was sie verlangt.

Johanna (ungeduldig, aber freundlich): Alle sagen, daß ich verrückt bin, weil ich so zu Euch spreche, Herr Ritter. Aber seht, es ist Gottes Wille, daß ich das tue, was er mir in den Sinn gelegt hat.

Digitized by Google

Robert: Wahrhaftig? Nun, es ist Gottes Wille, daß ich dich heimschicke zu deinem Vater mit dem Auftrag, dich hinter Schloß und Riegel zu setzen und dir die Tollheit auszuprügeln. Was hast du darauf zu sagen?

Johanna: Ihr glaubt, daß Ihr das tun wollt, aber Ihr werdet erfahren, daß alles ganz anders kommt. Ihr sagtet auch, daß Ihr mich nicht empfangen wolltet, aber ich bin dennoch hier.

Verwalter (bittend): Ja, gnädiger Herr! Seht Ihr, gnädiger Herr!

Robert: Halts Maul.

Verwalter (unterwürfig): Ja, gnädiger Herr.

Robert (zu Johanna, mit einer ihn schmerzenden Unsicherheit): Du wirst also anmaßend, weil ich dich empfange, so!

Johanna (süß): Ja, Herr Ritter!

Robert (fühlt, daß er irgendwie Boden verloren hat, stemmt seine zwei Fäuste auf den Tisch und kehrt seine Brust in imponierender Weise heraus, um seine unangenehme Erschütterung zu unterdrücken): Hör' mich jetzt an. Ich werde dir meinen Standpunkt klarmachen.

Johanna: Tut das, Herr! Mein Pferd wird sechzehn Franken kosten. Das ist ein hübsches Stimmchen, aber ich kann das Geld bei der Rüstung sparen. Ich kann die Rüstung eines Soldaten finden, die mir gut genug passen wird. Ich bin sehr abgehärtet und brauche keine herrliche Rüstung, die wie die Eure mir nach Maß gemacht ist. Ich werde nicht viel Soldaten benötigen. Der Dauphin wird mir alles zur Verfügung stellen, was ich brauche, um die Belagerung von Orleans aufzuheben.

Robert (verblüfft): Die Belagerung von Orleans aufzuheben?

Johanna (einfach): Ja, Herr, das ist es, wozu Gott mich ausersehen hat. Es wird genügen, wenn Ihr mir drei Mann mitgebt, falls es gute, gegen mich freundliche Menschen sind. Drei solche haben mir schon versprochen, mit mir zu kommen. Polly und Hans und —

Robert (beleidigt): Polly? Du freches Weibsbild wagst es, den Ritter Bertrand von Poulengey vor meinen Ohren Polly zu nennen?

Johanna: Seine Freunde nennen ihn so, Herr Ritter. Ich wußte nicht, daß er noch einen andern Namen habe. Hans — das ist Johann von Metz — wird auch gerne mitkommen. Er ist ein sehr freundlicher Herr und gibt mir Geld für die Armen. Ich glaube, Johann Fürchtegott wird mitkommen und Richard der Bogenschütze und die Knappen beider, Johann von Honecourt und Julian. Es wird

Digitized by Google

Euch keinerlei Mühe machen, Herr Ritter. Ich hab' schon alles geordnet, Ihr braucht nur den Befehl zu geben.

Robert (betrachtet sie starr vor Staunen): Nein, der Teufel soll mich holen!

Johanna (mit stiller Sanftmut): Nein, Herr Ritter, Gott ist sehr barmherzig, und die gesegneten Heiligen Katharina und Margarete, die täglich mit mir sprechen, werden für Euch beten. Ihr werdet als mein erster Helfer ins Paradies kommen und Euer Name wird in alle Ewigkeit genannt werden.

Robert (zum Verwalter, immer noch sehr verwirrt, aber den Ton ändernd, da er einen neuen Gedanken verfolgt): Ist das, was sie von Herrn von Poulengey erzählt, auch wahr?

Verwalter: Ja, gnädiger Herr, und auch das von Herrn von Metz. Sie wollen beide mit ihr gehen.

Robert (nachdenklich): Hm! (Er geht ans Fenster und ruft in den Hof): Heda, ihr dort! Schickt Herrn Poulengey zu mir herauf. (Wendet sich zu Johanna): Geh hinaus und warte im Hof.

Johanna (lächelt ihn strahlend an): Gern, Herr Ritter. (Sie geht hinaus.)

Robert (zum Verwalter): Geh mit ihr, du schwacher Idiot. Bleib in Rufweite und lasse sie nicht aus den Augen. Ich werde sie nochmals heraufholen lassen.

Verwalter: Tut das in Gottes Namen, gnädiger Herr, denkt an die Hennen, die besten Leghennen der Champagne und —

Robert: Denk' an meinen Stiefel und sieh zu, daß du dein Hinterteil aus seiner Reichweite bringst.

(Der Verwalter zieht sich eilig zurück und steht plötzlich im Torweg Bertrand von Poulengey gegenüber, einem verzückten französischen Offizier der Leibwache. Er ist ungefähr sechsunddreißig Jahre alt und in der Abteilung für Feldgerichte beschäftigt. Verträumt und daher geistesabwesend spricht er selten, außer wenn er angesprochen wird und auch dann langsam in freundlich eigensinniger Weise: kurz, er ist das Gegenteil des selbstbewußten, redegewandten, oberflächlichen, energischen Robert. Der Verwalter weicht ihm unterwürfig aus und verschwindet. Poulengey grüßt und steht seiner Befehle gewärtig da.)

Robert (freundlich): Es ist nichts Dienstliches, Polly, ein freundschaftliches Gespräch. Setz' dich.

(Er holt den Schemel, der unter dem Tisch steht, mit dem Fuß hervor. Poulengey kommt bequemen Schrittes ins Zimmer, stellt den Schemel zwischen Tisch und Fenster und setzt sich nachdenklich

Digitized by Google

darauf. Robert, der am Rande des Tisches halb sitzt und halb lehnt, beginnt die freundschaftliche Unterhaltung.)

Robert: Hör' mich jetzt an, Polly. Ich muß wie ein Vater mit dir sprechen.

(Poulengey sieht ihn einen Augenblick lang ernst an, sagt aber nichts.)

Robert: Es ist wegen des Mädchens, für das du dich interessierst. Ich hab' mit der Person gesprochen. Erstens ist sie verrückt, aber das schadet weiter nichts. Zweitens ist sie kein Landmensch, sondern eine Bürgerliche. Das ist wichtig. Ich kenne ihren Stand genau. Ihr Vater ist im verflossenen Jahre hier gewesen, um in einem Prozeß sein Dorf zu vertreten. Er zählt dort zu den Standespersonen, er ist Landwirt, aber kein adeliger Landwirt. Er verdient Geld dabei und lebt davon. Immerhin kein Arbeiter, kein Handwerker. Er könnte einen Vetter haben, der Advokat oder Geistlicher ist. Diese Art Leute mögen gesellschaftlich nicht zählen, aber sie können der Obrigkeit eine Menge Nüsse zu knacken geben. Das heißt also: mir. Nun scheint es dir zweifellos sehr einfach, dieses Mädchen wegzuführen und ihm einzureden, daß du es zum Dauphin bringen wirst. Aber wenn du das Ding verführst, könnte es mir endlose Verlegenheiten bereiten, da ich der Lehnsherr ihres Vaters und für ihren Schutz verantwortlich bin. Also, ob wir nun Freunde sind oder nicht, Polly, Hände weg von ihr.

Poulengey (mit bedächtigem, starkem Ausdruck): Ich könnte nie anders an dieses Mädchen denken, als an die heilige Jungfrau selber.

Robert: Aber sie sagt, daß du und Hans und Dick ihr angeboten hättet, mit ihr zu ziehen. Zu welchem Zweck? Du wirst mir doch nicht erzählen wollen, daß du ihren verrückten Einfall, zum Dauphin zu gehen, ernst nimmst.

Poulengey: Etwas ist los mit ihr. Es gibt Leute dort unten in der Wachstube, die recht schmutzige Reden und ein recht schmutziges Leben führen, aber es ist kein einziges Wort gefallen, das ihr Weibtum angetastet hätte. Sie haben aufgehört, in ihrer Gegenwart zu fluchen. Etwas ist mit ihr los. Etwas. Es könnte einen Versuch lohnen.

Robert (springt vom Tisch herab): Das ist doch —! Polly, raff' dich zusammen. Gesunder Menschenverstand war nie deine starke Seite. Aber das ist ein bißchen zu arg.

Digitized by Google

Poulengey (ungerührt): Wozu soll der gesunde Menschenverstand? Wenn wir auch nur ein Quentchen davon besäßen, würden wir uns dem Herzog von Burgund und dem englischen König anschließen. Sie haben das Land bis hinunter zur Loire besetzt. Sie sind im Besitze von Paris. Sie besitzen dieses Schloß — ich weiß ganz gut, daß wir es dem Herzog von Belford übergeben mußten und daß du es nur gegen Ehrenwort halten darfst.

Der Dauphin ist in Chinon, wie eine Ratte in der Enge, nur daß er nicht kämpfen will. Wir wissen nicht einmal, ob er Dauphin ist. Seine Mutter behauptet, daß er es nicht ist, und sie sollte es doch wissen. Daran denke! Die Königin verleugnet die Legitimität ihres eigenen Sohnes, und der alte König war verrückt. Kannst du erwarten, daß Soldaten für einen solchen Dauphin kämpfen, der niemals zum König gekrönt wurde? Mit dem Dauphin ist es vorbei und zu Ende. Das können wir uns schon eingestehen. Die Engländer werden Orleans einnehmen: der Bastard wird sie nicht aufhalten können.

Robert: Er hat die Engländer im vorletzten Jahre bei Montargis geschlagen. Ich war mit ihm.

Poulengey: Einerlei, seine Leute sind jetzt entmutigt, und er kann nicht Wunder wirken. Und ich sage dir, daß unsere Sache nun durch nichts mehr gerettet werden kann als durch ein Wunder.

Robert: Wunder sind schon recht, Polly. Die einzige Schwierigkeit besteht nur darin, daß sie sich heutzutage nicht mehr ereignen.

Poulengey: Auch ich habe einst so gedacht. Jetzt bin ich dessen nicht so sicher. (Erhebt sich.) Keinesfalls darf man in solcher Zeit etwas unversucht lassen. Es ist etwas los mit dem Mädchen.

Robert: Aha, du glaubst also, das Mädchen kann Wunder tun, so?

Poulengey: Ich glaube, das Mädchen ist so etwas wie ein Wunder. Jedenfalls ist es die letzte Karte, die uns in der Hand geblieben ist. Besser, sie ausspielen, als das Spiel aufgeben.

Robert (schwankend): Glaubst du das wirklich?

Poulengey: Was anders wäre uns geblieben?

Robert: Hör' einmal, Polly. Wenn du an meiner Stelle wärst, würdest du dich von so einem Mädchen um sechzehn Franken für ein Pferd bringen lassen?

Poulengey: Ich will das Pferd bezahlen.

Robert: Das wolltest du?

Poulengey: Ja, ich will für meine Ansicht einstehen.

Digitized by Google

Robert: Du willst wirklich für den letzten Wurf sechzehn Franken einsetzen?

Poulengey: Dies ist kein Hasardspiel.

Robert: Was denn sonst?

Poulengey: Es ist Gewißheit. Ihre Worte und ihr heißer Glaube an Gott haben mich entflammt.

Robert: Oh, du bist so irrsinnig wie sie.

Poulengey: Wir haben jetzt eine Handvoll Irrsinnige nötig. Du siehst, wie weit uns die Gesunden gebracht haben.

Robert: (seine angeborene Unentschlossenheit wird jetzt von seiner oberflächlichen Entschiedenheit überwältigt): Ich werde mir wie ein heilloser Narr vorkommen, aber wenn du wirklich überzeugt bist?

Poulengey: Ich bin überzeugt genug, um sie nach Chinon zu führen, falls du mich nicht daran hinderst.

Robert: Das ist ungerecht. Du lädst mir die Verantwortung auf.

Poulengey: Du trägst sie nun einmal, wie immer du entscheidest.

Robert (in hoffnungsloser Verlegenheit): Das ist wahrhaftig ein bißchen – ich weiß wirklich nicht, was ich –

(Er ergreift die Gelegenheit zu zögern, in der unbewußten Hoffnung, daß Johanna die Entscheidung für ihn treffen wird.) Glaubst du, daß ich noch einmal mit ihr sprechen sollte?

Poulengey (erhebt sich): Jawohl! (Er geht an das Fenster und ruft): Johanna!

Stimme Johannas: Wird er uns ziehen lassen, Polly?

Poulengey: Komm herauf. Komm herein. (Er wendet sich an Robert): Soll ich dich mit ihr allein lassen?

Robert: Na – ich – nein, ich glaube nicht.

Johanna (tritt ein und bringt gute Nachrichten mit): Hans ist bereit, die Hälfte des Preises für das Pferd zu bezahlen.

Poulengey (ernst): Setz dich, Johanna.

Johanna (ein wenig stutzig gemacht, sieht Robert an): Darf ich wirklich?

Robert: Tu, was man dir befiehlt.

(Johanna macht einen Knicks und setzt sich auf den Schemel zwischen beide. Robert nimmt seinen Stuhl wie zuvor und verbirgt seine Verlegenheit durch seine schroffste Miene.)

Robert: Wie heißt du?

Johanna: In Lothringen nennt man mich immer Jenny. Hier in Frankreich bin ich Jeanne. Die Soldaten nennen mich die Jungfrau.

Digitized by Google

Robert: Und dein Zuname?

Johanna: Zuname, was ist denn das? Mein Vater nennt sich manchmal d'Arc, aber ich weiß nicht warum. Ihr seid meinem Vater begegnet. Er –

Robert: Ja, ja, ich erinnere mich. Du kommst aus Domremy in Lothringen, glaube ich.

Johanna: Ja. Aber was liegt daran, wir sprechen alle französisch.

Robert: Stelle keine Fragen, sondern beantworte sie. Wie alt bist du?

Johanna: Siebzehn hat man mir gesagt. Ich könnte auch neunzehn sein, ich erinnere mich nicht.

Robert: Was hast du damit gemeint, als du erzähltest, daß die heilige Katharina und die heilige Margarete täglich mit dir gesprochen haben?

Johanna: Das tun sie auch.

Robert: Wie sehen die beiden aus?

Johanna (plötzlich hartnäckig): Darüber werd' ich Euch nichts sagen. Sie haben mir nicht die Erlaubnis dazu gegeben.

Robert: Aber du siehst sie tatsächlich und sie sprechen mit dir genau so, wie ich mit dir spreche?

Johanna: Nein, ganz anders. Ich kann das nicht erklären. Über meine Stimmen dürft Ihr mir nicht sprechen.

Robert: Wie meinst du das, Stimmen?

Johanna: Ich höre Stimmen, die mir sagen, was ich tun soll. Sie kommen von Gott.

Robert: Sie kommen aus deiner Einbildung.

Johanna: Natürlich; so empfangen wir die Botschaften Gottes.

Poulengey: Schachmatt.

Robert: Unsinn! Gott sagt dir also, du sollst die Belagerung von Orleans aufheben? ja?

Johanna: Und den Dauphin in der Kathedrale zu Reims krönen.

Robert (schnappt nach Luft): Den Dauphin krönen! Unsinn!

Johanna: Und die Engländer zwingen, Frankreich zu verlassen.

Robert: Du scheinst zu glauben, eine Belagerung aufheben sei so leicht, wie eine Kuh von einer Wiese vertreiben. Du glaubst, daß jedermann Soldat sein kann, was?

Johanna: Ich glaube nicht, daß es sehr schwer sein kann, wenn Gott einem zur Seite steht und man bereit ist das Leben in seine Hand zu geben. Aber die meisten Soldaten sind sehr einfältig.

Digitized by Google

Robert (grimmig): Hast du jemals englische Soldaten kämpfen sehen?

Johanna: Es sind auch nur Menschen. Gott hat sie genau so geschaffen wie uns. Aber Er gab ihnen ihr eigenes Land und ihre eigene Sprache, und es ist nicht Sein Wille, daß sie in unser Land kommen und unsere Sprache zu sprechen versuchen.

Robert: Wer hat dir diesen Unsinn in den Kopf gesetzt? Weißt du nicht, daß Soldaten ihrem Lehensherrn untertan sind und es ihnen gleichgültig ist, ob er Herzog von Burgund oder König von England oder König von Frankreich ist? Was hat die Sprache damit zu schaffen?

Johanna: Das verstehe ich ganz und gar nicht. Wir sind alle dem Himmelskönig untertan. Und er gab uns unsere Länder und unsere Sprachen, damit wir sie festhalten sollen. Wenn es nicht so wäre, dann wäre es ein Mord, einen Engländer in der Schlacht zu töten; und Euch, Herr Ritter, drohte Höllenfeuer. Ihr dürft nicht über Eure Pflicht gegen Euren Lehnsherrn nachdenken, sondern über Eure Pflicht gegen Gott.

Poulengey: Es hat keinen Zweck, Robert. Du kommst nicht gegen sie auf.

Robert: So? Bei Sankt Denis, das wollen wir schon sehen. (Zu Johanna): Wir sprechen nicht von Gott. Wir sprechen über praktische Angelegenheiten. Ich frage dich noch einmal, Mädchen: Hast du jemals englische Soldaten kämpfen sehen? Hast du sie jemals plündern, brennen, den Landboden in eine Wüste verwandeln sehen? Hast du niemals Geschichten von ihrem schwarzen Prinzen, der schwärzer als der Teufel selber war, oder vom Vater des englischen Königs gehört?

Johanna: Ihr dürft Euch nicht fürchten, Robert.

Robert: Geh zum Teufel, ich fürchte mich nicht, und wer hat dir gestattet, mich Robert zu nennen?

Johanna: So wurdet Ihr in der Kirche im Namen unseres Herrn getauft. All Eure anderen Namen sind die Eures Vaters und Eures Bruders oder die von sonst wem. Hört mich an, Herr Ritter. Aus Domremy mußten wir in das Nachbardorf fliehen, um den englischen Soldaten zu entkommen. Drei von ihnen wurden verwundet zurückgelassen. Ich habe diese drei armen Goddams ganz gut kennengelernt.

Robert: Weißt du, warum man sie Goddams nennt?

Digitized by Google

Johanna: Nein. Jedermann nennt sie Goddams.

Robert: Weil sie in einem fort ihren Gott anflehen, ihre Seelen zu ewigem Tod zu verdammen. Das bedeutet Goddam in ihrer Sprache. Wie gefällt dir das?

Johanna: Gott wird ihnen gnädig sein, und sie werden sich wie seine guten Kinder benehmen, wenn sie in ihr Land zurückkehren, das er für sie geschaffen hat, wie er sie für das Land schuf. Ich habe die Geschichten vom schwarzen Prinzen gehört. Im Augenblick, da er den Boden unseres Landes berührte, holte ihn der Teufel und machte ihn auch zu einem schwarzen Teufel. Aber zu Hause, an dem Ort, den Gott für ihn bestimmt hat, war er fromm. So ist es immer. Wenn ich gegen den Willen Gottes nach England ginge, um England zu erobern und dort zu leben und Englands Sprache zu sprechen, würde mich auch der Teufel holen. Und wenn ich dereinst alt würde, würde ich schaudern bei der Erinnerung an das Böse, das ich tat.

Robert: Vielleicht. Aber je mehr du vom Teufel besessen wärest, desto besser würdest du kämpfen. Das ist der Grund, warum die Engländer Orleans einnehmen werden und du und zehntausend deinesgleichen sie nicht aufhalten können.

Johanna: Eintausend meinesgleichen kann sie aufhalten. Zehntausend meinesgleichen können sie aufhalten, wenn Gott auf unserer Seite ist. Das versteht Ihr nicht, Herr Ritter. Unsere Soldaten werden immer geschlagen, weil sie nur kämpfen, um ihren Leib zu retten, und Davonzulaufen ist der kürzeste Weg, das zu erreichen. Unsere Ritter denken nur an das Geld, das sie durch Lösegelder verdienen können; bei ihnen heißt es nicht töten oder getötet werden, sondern zahlen oder bezahlt werden. Aber ich will sie kämpfen lehren, damit in Frankreich Gottes Wille geschehe. Und dann werden sie die armen Goddams wie Schafe vor sich hertreiben. Ihr und Polly werdet den Tag erleben, da es keinen englischen Soldaten mehr auf dem Boden Frankreichs und nur einen König geben wird. Nicht den feudalen englischen König sondern Gottes König von Frankreich.

Robert (zu Poulengey): Das alles mag Blödsinn sein, Polly, aber die Truppen werden es vielleicht glauben, obwohl wir sie mit keiner Macht bewegen können, wirklich zu kämpfen. Selbst der Dauphin wird es vielleicht glauben. Und wenn sie ihm Mut einflößen kann, dann wird ihr das bei jedermann gelingen.

Poulengey: Ich kann an dem Versuch nichts Schädliches er-

Digitized by Google

blicken. Was meinst du? Es ist nun einmal etwas los mit dem Mädchen.

Robert (wendet sich entschlossen an Johanna): Nun hör' mich einmal an.

Johanna (erhebt sich und steht straff): Ja, Herr Ritter.

Robert: Deine Befehle gehen dahin, daß du unter der Führung dieses Herrn und drei seiner Freunde nach Chinon zu eilen hast.

Johanna (strahlend, in die Hände klatschend): Oh, Herr Ritter! Euer Haupt ist ganz in Licht getaucht, wie das eines Heiligen.

Poulengey: Aber wie soll sie zum König gelangen?

Robert (der wegen des Heiligenscheins ziemlich ängstlich an seinen Kopf gegriffen hat): Das weiß ich nicht. Wie ist sie zu mir gelangt? Wenn er sie von sich fernhalten kann, ist er tüchtiger, als ich dachte. Ich schicke sie nach Chinon, und sie darf sagen, daß ich sie geschickt habe. Mehr kann ich nicht tun.

Johanna: Und das Kleid? — Ich darf doch ein Soldatenkleid tragen. Nicht wahr, Herr Ritter?

Robert: Ach, trage was du willst — ich will mit der Sache nichts mehr zu schaffen haben.

Johanna (ungemein aufgeregt durch ihren Erfolg): Komm, Polly! (Sie stürzt ab.)

Robert (schüttelt Poulengey die Hand): Leb' wohl, alter Freund. Ich habe eine große Verantwortung auf mich genommen, aber wir sitzen nun einmal in der Patsche. Es ist, wie du sagst — etwas ist los mit ihr.

Poulengey: Ja. Etwas ist los mit ihr. Leb' wohl. (Er geht ab. Robert, noch immer sehr im Zweifel, ob er sich nicht furchtbar blamiert hat, kratzt sich den Kopf und nimmt seinen Platz am Tisch langsam wieder ein. Der Verwalter läuft mit einem Korb herein.)

Verwalter: Gnädiger Herr! gnädiger Herr!

Robert: Was gibt's?

Verwalter: Die Hennen legen wie verrückt. Fünf Dutzend Eier!

Robert (springt auf die Füße, bekreuzigt sich, und seine bleichen Lippen stammeln die Worte): Heiliger Jesus Christus. (Laut, aber atemlos): Sie ist doch von Gott gesandt.

(Vorhang)

Digitized by Google

Zweite Szene

(Chinon in der Touraine. Ein Teil des Thronzimmers im Schlosse ist durch Vorhänge abgeschieden, um ein Vorzimmer zu schaffen. Der Erzbischof von Reims, nahe an fünfzig, ein üppiger, politischer Prälat, der mit Ausnahme seines gewichtigen Auftretens nichts Kirchliches an sich hat, und der Obersthofmeister Monseigneur de la Trémouille, ein ungeheuer anmaßender Weinschlauch von einem Menschen, warten auf den Dauphin. Es ist später Nachmittag des 8. März 1429. Der Erzbischof steht mit verhältnismäßiger Würde da, während der Obersthofmeister zu seiner Linken in übelster Laune herumtobt.)

La Trémouille: Was zum Teufel fällt dem Dauphin ein, uns hier so lange warten zu lassen. Ich begreife nicht, wo Ihr die Geduld hernehmt, dazustehen wie ein steinernes Götzenbild.

Erzbischof: Seht, ich bin ein Erzbischof. Und ein Erzbischof ist eine Art Götzenbild. Jedenfalls muß er stillhalten und Narren ertragen können.

Übrigens, mein lieber Obersthofmeister, ist es das königliche Vorrecht des Dauphins, Euch warten zu lassen. Nicht wahr?

La Trémouille: Der Teufel soll den Dauphin holen — Verzeihung, Eminenz — wißt Ihr, wieviel Geld er mir schuldet?

Erzbischof: Zweifellos mehr als mir, weil Ihr viel reicher seid. Aber ich vermute, er schuldet Euch so viel, als Ihr imstande waret, ihm zu leihen. So viel schuldet er mir auch.

La Trémouille: Siebenundzwanzigtausend. — Das war sein letzter Fischzug. Ein nettes Sümmchen, siebenundzwanzigtausend!

Erzbischof: Was geschieht mit all dem Geld? Er hat niemals einen Anzug, den ich auch nur einem Kooperator zumuten möchte.

La Trémouille: Sein Essen besteht aus einem Huhn oder einem Stückchen Hammelfleisch, er leiht sich meinen letzten Pfennig von mir aus, und man kann nichts dafür sehen. (Ein Edelknabe tritt ein.) Endlich.

Edelknabe: Nein, Eure Herrlichkeit, es ist nicht Seine Majestät. Herr von Rais naht.

La Trémouille: Der junge Blaubart? Warum ihn anmelden?

Edelknabe: Hauptmann La Hire kommt mit ihm. Ich glaube, es ist etwas vorgefallen. (Geht ab.)

(Gilles de Rais, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, sehr elegant und selbstbeherrscht, der sich bei einem glattrasierten Kopf den Luxus eines kleinen blaugefärbten gekräuselten Bartes erlaubt, tritt ein, als

Digitized by Google

ob der Ort sein Eigentum wäre. Er ist fest entschlossen, sich angenehm zu machen, aber er läßt natürliche Fröhlichkeit vermissen und ist nicht wirklich angenehm. Tatsächlich wurde er etwa elf Jahre später gehenkt, als er, der Kirche Trotz bietend, angeklagt wurde, sich durch entsetzliche Grausamkeiten Lustgefühle verschafft zu haben. Einstweilen jedoch fällt kein Schatten eines Galgens auf ihn. Er kommt fröhlich zwischen die Beiden.)

Blaubart: Guten Tag, Eminenz. Euer gläubiges Lamm, Eminenz. Wißt Ihr, was La Hire zugestoßen ist?

La Trémouille: Hat er vielleicht so stark geflucht, daß ihn der Schlag getroffen hat?

Blaubart: Nein, genau das Gegenteil. Der Lästerer Frank, der einzige Mann in der Touraine, der noch ärger fluchen konnte als er, wurde von einem Soldaten belehrt, daß er im Begriff zu sterben keine solche Sprache führen solle.

Erzbischof: Aber, ist der fluchende Frank im Begriff zu sterben gewesen?

Blaubart: Er ist eben in einen Brunnen gestürzt und ertrunken. La Hire hat darüber vor Schreck den Verstand verloren.

(Hauptmann La Hire tritt ein. Ein Kriegshund ohne höfische Manieren, aber mit ausgesprochenen Feldgewohnheiten. Er tritt zwischen Blaubart und La Trémouille.)

Blaubart: Ich habe dem Obersthofmeister und dem Erzbischof eben alles erzählt. Der Erzbischof sagt, daß du ein verlorener Mann seist.

La Hire: Damit ist nicht zu spaßen. Es ist ernster, als wir dachten. Es war kein Soldat, sondern ein als Soldat verkleideter Engel.

Erzbischof, La Trémouille, Blaubart (gleichzeitig): Ein Engel!

La Hire: Ja, ein Engel. Mit einem halben Dutzend Mann ist er den ganzen Tag durch die Champagne bis hierher durch dick und dünn gezogen: Burgunder, Goddams, Deserteure, Räuber und weiß Gott was noch für Gefahren drohten, und er ist keiner Seele begegnet, außer dem Landvolk. Einen von seinen Begleitern kenne ich. De Poulengey. Er sagt, es sei ein Engel. Ewige Verdammnis meiner Seele, wenn ich jemals wieder einen Fluch ausstoße.

Erzbischof: Ein sehr frommer Vorsatz, Hauptmann.

(Blaubart und La Trémouille lachen ihn an. Der Edelknabe kehrt zurück.)

Edelknabe: Seine Majestät der Dauphin.

Digitized by Google

(Sie stehen etwas nachlässig, doch wie beim Empfang Seiner Majestät. Der Dauphin, sechsundzwanzig Jahre alt, in Wahrheit König Karl VII., seit dem Tode seines Vaters, aber bis jetzt ungekrönt, tritt mit einem Papier in der Hand ein.

Körperlich ist er ein armer Teufel, und die übliche Mode, sich auszurasieren und jedes Härchen unter einer Kopfbedeckung oder Kopfbekleidung zu verbergen, was bei Frauen und Männern gebräuchlich war, läßt ihn noch unvorteilhafter erscheinen. Er hat kleine schmale Augen, die nahe beisammenstehen, eine lange herabhängende Nase, die über seine kurze dicke Oberlippe fällt und den Ausdruck eines jungen Hundes, der gewohnt ist, Fußtritte zu bekommen, aber unverbesserlich und unbezähmbar ist. Seine kleine, wackelige Gestalt und seine kurzen dürren Beine machen es ihm unmöglich, das seiner erhabenen Stellung abgemessene Benehmen zur Schau zu tragen. Er ist nicht dumm und hat einen kecken Humor, der ihn befähigt, seinen Mann im Gespräch zu stehen. Eben jetzt ist er aufgeregt wie ein Kind mit einem neuen Spielzeug. Er tritt zwischen Blaubart und den Erzbischof. Blaubart und La Hire ziehen sich gegen den Vorhang zurück.)

Karl: Oh, Eminenz, wißt Ihr, was Robert von Baudricourt mir aus Vaucouleur hergeschickt hat?

Erzbischof (verachtungsvoll): Ich interessiere mich nicht für die neuesten Spielzeuge.

Karl (entrüstet): Es ist kein Spielzeug. (Mürrisch): Einerlei. Ich kann auf Euer Interesse ganz gut verzichten.

Erzbischof: Hoheit haben keinerlei Grund, sich beleidigt zu fühlen.

Karl: Danke. Eminenz sind immer bereit, eine Predigt zu halten. Nicht wahr?

La Trémouille (rauh): Genug gebrummt. Was habt Ihr da?

Karl: Was geht das Sie an?

La Trémouille: Ich habe das Recht zu wissen, was zwischen Euch und der Garnison Vaucouleur vorgeht. (Er reißt dem Dauphin das Papier aus der Hand und beginnt es mit einiger Schwierigkeit zu lesen, wobei er dem Wort mit seinem Finger folgt, um Silbe für Silbe zu buchstabieren.)

Karl (gekränkt): Ihr glaubt alle, ihr dürft mit mir umspringen, wie es euch gefällt, weil ich euch Geld schulde und für den Kampf nicht tauge. Aber in meinen Adern fließt königliches Blut.

Erzbischof: Selbst das wird manchmal bezweifelt, Hoheit. Man kann in Euch sehr schwer den Enkel Karls des Weisen erkennen.

Digitized by Google

Karl: Ich will von meinem Großvater nichts mehr hören. Er war so weise, daß er den ganzen Weisheitsvorrat der Familie für die Dauer von fünf Generationen aufgebraucht hat. Mich hat er den von euch allen herumgestoßenen und beleidigten Narren werden lassen, der ich bin.

Erzbischof: Beherrscht Euch, Hoheit. Diese Ausbrüche von Gereiztheit schicken sich nicht.

Karl: Noch eine Predigt. Danke schön. Wie schade, daß die Heiligen und Engel Euch nicht besuchen, obgleich Ihr ein Erzbischof seid.

Erzbischof: Was wollt Ihr damit sagen?

Karl: Aha! Fragen Eminenz diesen Grobian. (Weist auf La Trémouille.)

La Trémouille (wütend): Schweigt! Hört Ihr?

Karl: Oh, ich höre schon. Sie brauchen nicht zu schreien. Das ganze Schloß kann's hören. Warum schreien Sie nicht die Engländer an?

La Trémouille (hebt die Faust): Ihr junger —

Karl (läuft hinter La Trémouille): Heben Sie die Hand nicht gegen mich auf, das ist Hochverrat.

La Hire: Fassung, Herzog, Fassung.

Erzbischof (entschlossen): Geht, geht, das schickt sich nicht. Bitte, bitte, Herr Obersthofmeister. Wir müssen irgendeine Art von Ordnung einhalten. (Zum Dauphin): Und Ihr, Hoheit, wenn Ihr unfähig seid, Euer Königreich zu beherrschen, versucht wenigstens, Euch selbst zu beherrschen.

Karl: Noch eine Predigt. Danke schön.

La Trémouille (reicht dem Erzbischof das Papier): Da! Lest das verfluchte Zeug für mich. Er hat mir das Blut im Kopf zum Sieden gebracht, ich kann die Buchstaben nicht unterscheiden.

Karl (tritt wieder zwischen sie): Ich will's für euch lesen, wenn ihr wollt. Ich kann lesen, wie ihr wißt.

La Trémouille (mit größter Verachtung, nicht verletzt durch den Spott): Ja, das Lesen ist fast alles, wozu Ihr zu gebrauchen seid. Könnt Ihr daraus klug werden, Erzbischof?

Erzbischof: Ich hätte mehr gesunden Menschenverstand von Baudricourt erwartet. Er schickt uns irgendein übergeschnapptes Landmädchen her.

Karl (unterbricht): Nein, er schickt eine Heilige, einen Engel. Und sie kommt zu mir, zu mir, dem König, und nicht zu Euch, Bischof, so heilig Ihr auch seid. Sie kennt das königliche Blut, wenn

Digitized by Google

Ihr es auch nicht kennt. (Er stolziert an Blaubart und La Hire vorbei.)

Erzbischof: Man kann Euch nicht gestatten, diese übergeschnappte Dirne zu empfangen.

Karl (wendet sich um): Aber ich bin der König, und ich will sie empfangen.

La Trémouille (brutal): So wird man ihr eben nicht erlauben, Euch zu empfangen!

Karl: Ich sage Euch, daß ich sie sehen will. Ich werde meinen Willen durchsetzen.

Blaubart (lacht ihn aus): Ihr unartiger Junge! Was würde Euer Großvater dazu sagen?

Karl: Gerade die Bemerkung zeigt deine Unwissenheit, Blaubart. Mein Großvater hatte einen Heiligen, der in der Luft zu schweben pflegte, wenn er betete, und ihm alles sagte, was er wissen wollte. Mein gewaltiger Vater hatte zwei Heilige, Marie von Maillé und die Heilige von Avignon. Es liegt in unserer Familie, und ich achte nicht auf euer Gerede. Ich will auch meine Heilige haben.

Erzbischof: Diese Person ist keine Heilige. Sie ist nicht einmal ein anständiges Frauenzimmer. Sie trägt nicht die Kleider eines Frauenzimmers. Sie ist wie ein Soldat gekleidet und reitet mit Soldaten im Lande herum. Glaubt Ihr, daß ein solches Geschöpf an den Hof Eurer Hoheit zugelassen werden darf?

La Hire: Halt, was sagtet Ihr? Ein Mädel in Rüstung? Wie ein Soldat?

Erzbischof: So schildert sie Baudricourt.

La Hire: Aber bei allen Teufeln der Hölle — o Gott, vergib mir dieses Wort — bei unserer lieben Frau und allen Heiligen — das muß der Engel sein, der Frank den Lästerer totgeschlagen hat, gerade während er fluchte.

Karl (triumphierend): Da habt Ihr's. Ein Wunder.

La Hire: Sie wäre imstande, uns alle totzuschlagen, wenn wir uns ihr widersetzten. Um Himmels willen, Eminenz, bedenkt, was Ihr tut.

Erzbischof (streng): Blödsinn. Niemand ist totgeschlagen worden. Ein betrunkener Schuft, der wegen Fluchens hundertmal gerügt wurde, ist in einen Brunnen gefallen und ertrunken. Ein bloßer Zufall.

La Hire: Ich weiß nicht, was ein Zufall ist, aber ich weiß, daß der Mann tot ist und daß sie ihm gesagt hat, daß er sterben würde.

Erzbischof: Unsinn. Wir werden alle sterben, Hauptmann.

Digitized by Google

La Hire (bekreuzigt sich): Ich hoffentlich nicht.

Blaubart: Eminenz, gebt der Heiligen einmal Gelegenheit. Wißt Ihr was, wenn sie kommt, wollen wir so tun, als wäre ich der Dauphin, dann werden wir ja sehen, ob sie das herausfindet.

Karl: Ja, damit bin ich einverstanden. Wenn sie das königliche Blut nicht zu erkennen vermag, will ich nichts mit ihr zu schaffen haben.

Erzbischof: Es ist die Sache der Kirche, Heilige zu ernennen. Baudricourt soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern und nicht wagen, sich das Amt eines Priesters anzumaßen. Ich sage, das Mädchen soll nicht empfangen werden. Ich spreche im Namen der Kirche. (Zum Dauphin.) Wagt Ihr es, danach sie zu empfangen?

Karl (eingeschüchtert, aber mürrisch): Wenn Eminenz dafür die Kirche aufbieten wollen mit Acht und Bann, so habe ich natürlich nichts mehr zu sagen. Aber Ihr habt den Brief nicht zu Ende gelesen. Baudricourt behauptet, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben und die Engländer für uns schlagen wird.

La Trémouille: Unsinn!

Karl: Nun? Wollen Sie Orleans befreien mit all Ihrer Großsprecherei Herr Marschall?

La Trémouille (wütend): Werft mir das nicht noch einmal ins Gesicht. Ich habe mehr gekämpft, als Ihr jemals kämpfen werdet. Aber ich kann nicht überall sein.

Blaubart: An der Spitze Eurer Truppen von Orleans habt Ihr Dunois, den tapferen Dunois, den schönen Dunois, den wunderbaren, unbesiegbaren Dunois, den Liebling aller Damen, den wundervollen Bastard. Ist es wahrscheinlich, daß ein Landmädchen tun kann, was er nicht zu tun vermag?

Karl: Warum hebt er dann die Belagerung nicht auf?

La Hire: Der Wind ist gegen ihn.

Blaubart (lacht): Wie kann ihm der Wind etwas anhaben? Orleans liegt doch nicht am Kanal.

La Hire: Orleans liegt an der Loire, und die Engländer halten den Brückenkopf. Er muß seine Leute über den Fluß setzen und stromaufwärts fahren, wenn er die Engländer von rückwärts angreifen soll. Nun, das kann er nicht, weil dort ein teuflischer Wind von der entgegengesetzten Richtung bläst. Er hat es satt, die Priester dafür zu bezahlen, daß sie um einen Westwind beten. Was er braucht, ist ein Wunder. Ihr erklärt mir: Was das Mädel dem gottlosen Frank getan, sei kein Wunder gewesen. Einerlei. Dem Frank hat

Digitized by Google

es den Garaus gemacht. Wenn das Mädel für Dunois die Windrichtung ändert, mag dies auch kein Wunder sein, aber es könnte den Engländern den Garaus machen. Was kann es schaden, wenn man's versucht?

Erzbischof (der den Brief zu Ende gelesen hat und nachdenklich geworden ist): Es ist wahr. Baudricourt scheint außerordentlich bewegt.

La Hire: Baudricourt ist ein aufgeblasener Esel, aber er ist ein Soldat, und wenn er glaubt, daß das Mädel die Engländer schlagen kann, wird es die ganze übrige Armee auch glauben.

La Trémouille (zum Erzbischof, der zögert): Ach, tut ihnen den Willen. Die Soldaten des Dunois werden trotzdem die Stadt aufgeben, wenn sie nicht jemand mit neuem Mut erfüllt.

Erzbischof: Die Kirche muß das Mädchen verhören, ehe irgend etwas Entscheidendes über sie beschlossen wird. Da Seine Hoheit es aber wünscht, mag sie bei Hof ihre Aufwartung machen.

La Hire: Ich will sie suchen und es ihr sagen. (Er geht durch die Vorhänge hinaus.)

Karl: Kommen Sie, Blaubart, wir wollen dafür sorgen, daß sie nicht erfahre, wer ich bin. Gib vor, der Dauphin zu sein. (Er folgt La Hire lebhaft.)

Blaubart: Ich soll vorgeben, daß ich dieses Ding sei? Heiliger Michael! (Er folgt dem Dauphin.)

La Trémouille: Ich bin neugierig, ob sie ihn herausfinden wird.

Erzbischof: Natürlich wird sie das.

La Trémouille: Wieso? Woher soll sie es wissen?

Erzbischof: Sie dürfte wissen, was jeder in Chinon weiß, nämlich, daß der Dauphin die niedrigst aussehende und schlechtestgekleidete Gestalt bei Hofe und der Mann mit dem blauen Bart Gilles de Rais ist.

La Trémouille: Daran habe ich gar nicht gedacht.

Erzbischof: Ihr seid nicht so an Wunder gewöhnt wie ich. Sie sind ein Teil meines Berufes.

La Trémouille (verwirrt und ein wenig empört): Aber das wäre dann überhaupt kein Wunder?

Erzbischof (ruhig): Warum nicht?

La Trémouille: Aber — ernsthaft — was ist eigentlich ein Wunder?

Erzbischof: Ein Wunder, mein Freund, ist ein Ereignis, das Gläubige schafft. Das ist der Zweck und die Natur der Wunder. Sie mögen den Leuten, die ihnen beiwohnen, sehr wunderbar er-

Digitized by Google

scheinen und sehr einfach denen, die sie vollbringen. Das ist einerlei. Wenn sie Gläubige festigen oder schaffen, sind es echte Wunder.

La Trémouille: Auch dann, wenn sie Betrug sind?

Erzbischof: Betrug betrügt. Ein Ereignis, das Gläubige schafft, betrügt nicht, deshalb ist es kein Betrug, sondern ein Wunder.

La Trémouille (kratzt sich verblüfft am Nacken): Na ja, ich muß wohl annehmen, daß Ihr recht habt, weil Ihr Erzbischof seid. Mir scheint es ein wenig unglaubwürdig, aber ich bin kein Mann der Kirche und verstehe derlei Dinge nicht.

Erzbischof: Ihr seid kein Mann der Kirche, aber Ihr seid ein Diplomat und ein Soldat. Könntet Ihr unsere Bürger bewegen, zu zahlen, oder unsere Soldaten, ihr Leben zu opfern, wenn sie wüßten, was wirklich vorgeht, statt dessen, was ihnen vorzugehen scheint?

La Trémouille: Nein, bei Sankt Denis. Vor Sonnenuntergang wäre die ganze Geschichte aufgedeckt.

Erzbischof: Wäre es nicht ganz leicht, den Leuten die Wahrheit zu sagen?

La Trémouille: Menschenkind, sie würden nicht dran glauben.

Erzbischof (aufrichtig): Na also. Nun, die Kirche muß die Menschen zum Besten ihrer Seelen regieren, genau so wie Ihr sie zum Besten ihrer Körper regieren müßt. Zu diesem Zweck muß die Kirche tun, was Ihr tut, den Glauben der Menschheit durch Poesie gewinnen.

La Trémouille: Poesie? Ich würde es Schwindel nennen.

Erzbischof: Ihr hättet unrecht, mein Freund. Parabeln sind deshalb keine Lügen, weil sie Ereignisse schildern, die niemals vorgekommen sind. Wunder sind nicht deshalb Betrug, weil sie oft — ich sage nicht immer — sehr einfache und unschuldige Erfindungen sind, durch welche die Priester den Glauben ihrer Gemeinde stärken. Wenn dieses Mädchen den Dauphin unter seinen Höflingen herausfindet, wird das für mich kein Wunder sein, weil ich weiß, wie es gemacht wurde. Und mein Glaube wird deshalb nicht wachsen. Aber was die anderen betrifft: Wenn die den Schauer des übernatürlichen Empfindens und ihren sündigen Leib in einer plötzlichen Erkenntnis der göttlichen Glorie vergessen werden, so wird es für sie ein Wunder sein und ein gesegnetes noch dazu. Und Ihr werdet sehen, wie das Mädchen selbst davon mehr als irgendein anderer erschüttert sein wird. Es wird vergessen, auf welche Art es den Dauphin wirklich herausgefunden hat. Und Ihr vielleicht auch.

La Trémouille: Na, ich wollte, ich wäre gescheit genug, um

Digitized by Google

zu wissen, wieviel an Euch Gottes Erzbischof ist und wieviel der schlaueste Fuchs in der Touraine. Kommt, sonst werden wir den Spaß versäumen, und ich will ihn mitmachen, ob's nun ein Wunder oder kein Wunder ist.

Erzbischof (hält ihn einen Augenblick zurück): Ihr dürft nicht glauben, daß ich ein Freund krummer Wege bin. Ein neuer Geist steigt in den Menschen auf. Wir sind am Morgenrot einer größeren Epoche. Wenn ich ein einfacher Mönch wäre und nicht Menschen regieren müßte, würde ich mein geistiges Gleichgewicht eher bei Aristoteles und Pythagoras suchen als bei den Heiligen und ihren Wundern.

La Trémouille: Und wer zum Teufel war Pythagoras?

Erzbischof: Ein Weiser, der meinte, daß die Erde rund sei und sich um die Sonne drehe.

La Trémouille: Was für ein fürchterlicher Narr. Hat er seine Augen nicht gebrauchen können?

(Sie gehen durch die Vorhänge hinaus, die bald darauf zurückgezogen werden und die volle Tiefe des Thronsaales mit dem versammelten Hof enthüllen. Zur Rechten stehen auf einer Estrade zwei schmale Staatsstühle mit Thronhimmeln, alle aus geschnitztem Holz, bemalt und vergoldet.

Blaubart steht theatralisch auf der Estrade und spielt den König. Er genießt wie die Höflinge den Scherz ziemlich offenkundig. An der Wand hinter dem Thron befindet sich ein mit Vorhängen versehener Bogen, aber die Haupttür, von zwei Bewaffneten bewacht, befindet sich dem Thron gegenüber auf der anderen Seite des Saales, und ein freier Durchgang von der Haupttür zum Thron wird von den Höflingen frei gehalten und besetzt.

Karl befindet sich in diesem Durchgang in der Mitte des Saales. La Hire steht rechts von ihm. Der Erzbischof zu seiner Linken hat seinen Platz neben dem Thron eingenommen. La Trémouille steht auf der anderen Seite des Thrones.

Die Herzogin von Trémouille, die Königin zu sein vorgibt, sitzt auf dem Stuhl der Gemahlin des Königs mit einer Gruppe von Hofdamen, die sich dicht hinter dem Erzbischof befinden. Das Geplapper der Höflinge macht einen solchen Lärm, daß niemand das Erscheinen des Edelknaben an der Tür bemerkt. Er ist vor dem ganzen Hof ebenso hochmütig, als er im Privatverkehr ehrerbietig war.)

Edelknabe: Der Herzog von — (niemand hört zu). Der Herzog von —

Digitized by Google

(Das Geplauder wird fortgesetzt. Entrüstet über seinen Mißerfolg reißt er, um sich Gehör zu verschaffen, dem nächsten Bewaffneten die Hellebarde aus der Hand und stößt damit auf den Boden. Das Geschwätz hört auf und jedermann sieht stillschweigend nach ihm hin.)

Edelknabe: Aufgepaßt! (Er gibt die Hellebarde dem Bewaffneten zurück.) Der Herzog von Vendôme erlaubt sich Seiner Majestät Johanna die Jungfrau vorzustellen.

Karl (legt den Finger an den Mund): Sst! (Er zieht sich hinter zwei gewaltige Höflinge der ersten Reihe zurück und lugt vor, um zu sehen, was sich ereignet.)

Blaubart (majestätisch): Sie möge dem Throne nahen! (Johanna, als Soldat gekleidet, tritt eifrig ein; das Haar hängt ihr kurz geschnitten dicht ins Gesicht. Sie hält inne, um die Szene zu überblicken und herauszufinden, wo der Dauphin sich befindet.)

Herzogin (zur nächsten Hofdame): Mein Gott! Ihre Haare.

(Alle Damen brechen in unbeherrschtes Gelächter aus.)

Blaubart (versucht nicht zu lachen und winkt mit der Hand, um die allgemeine Heiterkeit abzuhalten): Sst! Meine Damen! Meine Damen!

Johanna (durchaus nicht verlegen): Ich trage meine Haare so, weil ich Soldat bin. Wo ist der Dauphin?

(Ein Gekicher läuft durch den Hofstaat, da sie auf die Estrade losgeht.)

Blaubart (herablassend): Du stehst vor dem Dauphin.

(Johanna sieht ihn einen Augenblick zweifelnd an und prüft ihn genau von oben bis unten, um sich zu vergewissern. Tödliches Schweigen. Alle beobachten sie. In ihrem Gesicht dämmert der Scherz auf.)

Johanna: Laß das, Blaubart, du kannst mich nicht zum besten halten. Wo ist der Dauphin?

(Ein brüllendes Gelächter wird laut, als Gilles de Rais mit einer Geste des Geschlagenen in das Lachen einstimmt und von der Estrade neben La Trémouille herabspringt. Johanna, gleichfalls herzlich lachend, wendet sich um, sucht die Reihe der Höflinge entlang, tritt plötzlich mit einem raschen Griff auf Karl zu und zieht ihn am Arm heraus. Dann läßt sie ihn los und macht ihm einen kleinen Knicks.)

Johanna: Edler, kleiner Dauphin, ich bin gesandt, um die Engländer aus Orleans und Frankreich zu verjagen und dich zum König zu krönen in der Kathedrale zu Reims, wo alle echten Könige gekrönt werden.

Digitized by Google

Karl (triumphierend zum Hof): Da seht ihr alle, sie hat das königliche Blut erkannt. Wer wagt es jetzt noch, zu sagen, daß ich nicht meines Vaters Sohn bin? (Zu Johanna): Aber wenn du mich zu Reims krönen willst, mußt du mit dem Erzbischof sprechen, nicht mit mir. Da ist er.

(Der Erzbischof steht hinter Johanna.)

Johanna (wendet sich rasch um, von Rührung übermannt): Eminenz, o mein hoher Herr! (Sie fällt vor ihm auf beide Knie, beugt ihr Haupt und wagt es nicht aufzublicken.) Eminenz! Ich bin nur ein armes Landmädchen und Ihr seid von Seligkeit und der Glorie Gottes selbst erfüllt. Aber Ihr werdet mich mit Euren Händen berühren und mich segnen, nicht wahr?

La Trémouille (flüstert zu Blaubart): Der alte Fuchs errötet.

Blaubart: Noch ein Wunder!

Erzbischof (stutzig gemacht, legt ihr die Hand auf den Kopf): Kind, du bist in die Religion verliebt.

Johanna (erstaunt, sieht zu ihm auf): Bin ich das? Daran habe ich nie gedacht. Ist das etwas Böses?

Erzbischof: Es ist nichts Böses, mein Kind, aber es ist nicht gefahrlos.

Johanna (erhebt sich und ein Sonnenstrahl sorgloser Glückseligkeit erhellt ihr Antlitz): Überall ist Gefahr, ausgenommen im Himmel. Oh, Eminenz, Ihr habt mir so viel Kraft, so viel Mut gegeben, oh, wie wundervoll, ein Erzbischof zu sein.

(Der Hofstaat lächelt ungeniert, kichert sogar ein wenig.)

Erzbischof (richtet sich empfindlich auf): Meine Herren, Ihr Leichtsinn wird durch den Glauben dieses Mädchens zurechtgewiesen. Ich bin, Gott helfe mir, sehr unwürdig, aber Ihre Lustigkeit ist eine Todsünde.

(Die Gesichter verfallen. Tödliches Schweigen.)

Blaubart: Eminenz, wir haben über das Mädchen gelacht, nicht über Euch.

Erzbischof: Was, nicht über meine Würdelosigkeit, sondern über ihren Glauben? Gilles de Rais, diese Jungfrau hat prophezeit, daß der Lästerer Frank in seiner Sünde ertrinken wird.

Johanna (traurig): Nein.

Erzbischof (bringt sie mit einer Geste zum Schweigen): Ich prophezeie jetzt, daß Ihr wegen Eurer Sünden dereinst gehängt werdet, wenn Ihr nicht lernt, wann Ihr zu lachen und wann zu beten habt.

Digitized by Google

Blaubart: Eminenz, ich verdiene den Verweis. Es tut mir leid. Mehr kann ich nicht sagen. Aber wenn Ihr mir den Henkerstrick prophezeit, werde ich der Versuchung niemals widerstehen können, zu sagen: wenn schon, dann lieber gleich wegen eines schweren Vergehens.

(Das ermutigt die Höflinge, es wird wieder gekichert.)

Johanna (empört): Du bist ein Taugenichts, Blaubart. Es ist sehr frech von dir, dem Erzbischof so zu antworten.

La Hire (mit einem gewaltigen Kichern): Gut gesagt, Mädel, gut gesagt.

Johanna (ungeduldig zum Erzbischof): Oh, Eminenz, würdet Ihr die Güte haben, diese dummen Menschen alle heimzuschicken, damit ich mit dem Dauphin allein sprechen kann?

La Hire (gutmütig): Ich kann den Wink verstehen. (Er grüßt, wendet sich auf seinen Absätzen um und geht hinaus.)

Erzbischof: Nun, meine Herren, Gottes Segen ist mit dem Mädchen, man muß ihm den Willen tun.

(Die Höflinge ziehen sich zurück, einige durch den Bogen, andere auf der gegenüberliegenden Seite. So leert sich der Saal rasch. Der Erzbischof geht hinüber auf die Tür zu; die Herzogin und La Trémouille folgen ihm. Da der Erzbischof an Johanna vorbeigeht, fällt sie auf die Knie und küßt leidenschaftlich den Saum seines Staatskleides. Er schüttelt mit unwillkürlicher Verwahrung den Kopf, entzieht sich ihr und geht ab. Johanna bleibt kniend zurück, der Herzogin im Wege.)

Herzogin (kalt): Wollen Sie mir gefälligst erlauben, vorbeizugehen?

Johanna (erhebt sich rasch und tritt zurück): Bitte vielmals um Verzeihung, gnädige Frau.

(Die Herzogin geht vorüber, Johanna starrt ihr nach und wendet sich dann an den Dauphin.)

Johanna: Ist das die Königin?

Karl: Nein, sie tat nur so.

Johanna (starrt der Herzogin nach): Oooh! (Ihr Erstaunen über die lächerliche Figur, welche die herrlich gekleidete Dame macht, ist nicht schmeichelhaft.)

La Trémouille (sehr mürrisch): Ich muß Eure Hoheit ersuchen, meine Frau nicht zu verhöhnen. (Er geht ab, die andern sind schon fort.)

Johanna (zum Dauphin): Wer ist der alte Brummbär?

Karl: Der Herzog von Trémouille.

Digitized by Google

Johanna: Worin besteht sein Dienst?

Karl: Er befehligt die Armee. Und sooft ich einen Freund finde, an dem mir gelegen ist, bringt er ihn um.

Johanna: Warum duldest du das?

Karl: Wie kann ich ihn daran hindern? Er tyrannisiert mich. Sie tyrannisieren mich alle.

Johanna: Hast du Angst?

Karl: Ja, ich habe Angst. Es ist zwecklos, mir deshalb Vorwürfe zu machen. Das alles taugt sehr gut für diese starken Männer mit ihrer Rüstung, die für mich zu schwer ist, und ihren Schwertern, die ich kaum heben kann, und ihren Muskeln und ihrem Geschrei und ihrer schlechten Laune. Die kämpfen gern. Die meisten von ihnen treiben Unfug, sobald sie einmal nicht kämpfen — aber ich, ich bin ruhig und vernünftig und will keinem Menschen ans Leben. Ich will nur, daß man mich zufrieden läßt, dann könnte ich mich auf meine eigne Weise vergnügen. Ich hab' mir nicht gewünscht, König zu sein, es ist mir auferlegt worden. Wenn du mir also sagen willst: „Sohn des heiligen Ludwig, ergreife das Schwert deiner Ahnen und führe uns zum Sieg", dann spare lieber deinen Atem, um deine Suppe damit zu kühlen, denn ich vermag das nicht. Ich bin nicht so gebaut, und damit basta!

Johanna: Du lieber Himmel! Zuerst sind wir alle so. Ich werde dich mit Mut erfüllen.

Karl: Aber ich will nicht mit Mut erfüllt werden. Ich will in einem bequemen Bett schlafen und nicht in fortwährender Angst leben, getötet oder verwundet zu werden. Die andern, die erfülle mit Mut, die sollen sich satt kämpfen, aber mich laß zufrieden.

Johanna: Es ist umsonst, Karlchen. Du mußt tragen, was Gott dir auferlegt hat. Wenn es dir nicht gelingt, dich zum König zu machen, wirst du ein Bettler werden. Wozu taugst du sonst? Komm, zeig' mir, wie du auf dem Thron sitzest, darauf habe ich mich gefreut.

Karl: Wozu auf dem Thron sitzen, wenn die andern Kerle Befehle geben. Immerhin. (Er setzt sich auf den Thron und macht eine jämmerliche Figur). Da hast du deinen König. Sie dich nur satt an dem armen Teufel.

Johanna: Du bist noch nicht König, Kleiner. Du bist nur Dauphin. Laß dich von deiner Umgebung nicht davon abbringen. Die Aufmachung macht einen leeren Kopf nicht voll. Ich kenne das Volk, das wirkliche, das sein Brot für dich bereitet. Und ich sage dir, es

Digitized by Google

wird keinen Mann König von Frankreich nennen, ehe das heilige Öl sein Haar gesalbt hat und ehe er selbst in der Kathedrale zu Reims geweiht und gekrönt ist. Auch brauchst du neue Kleider, Karlchen. Warum nimmt sich die Königin deiner nicht ordentlich an?

Karl: Wir sind arm. Alles Geld, das wir ersparen können, braucht sie für sich, um sich herzurichten. Übrigens sehe ich sie gerne herrlich gekleidet und lege keinen Wert darauf, was ich selber trage. Ich werde doch immer häßlich aussehen.

Johanna: Du hast etwas wie Güte an dir, Karlchen, aber es ist doch nicht die Güte eines Königs.

Karl: Wir werden schon sehen. Ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe. Ich halte meine Augen offen und kann dir sagen, daß ein guter Vertrag zehn gute Schlachten wert ist. Wenn diese Haudegen Verträge schließen, verlieren sie alles wieder, was sie in den Schlachten gewinnen. Wenn wir nur einen Vertrag zustande bringen, dann werden die Engländer bestimmt den kürzeren ziehen, weil sie besser kämpfen als denken können.

Johanna: Wenn die Engländer siegen, werden sie den Vertrag machen, und dann helfe Gott dem armen Frankreich. Du mußt kämpfen, Karlchen, ob du nun willst oder nicht. Ich will mit gutem Beispiel vorangehen, um dir Mut einzuflößen. Wir müssen unsern Mut in beide Hände nehmen, jawohl, und auch mit beiden Händen darum beten.

Karl (kommt gereizt vom Thron herab): Oh, hör' doch auf, von Gott und von Gebeten zu sprechen. Ich kann Leute, die fortwährend beten, nicht vertragen. Ist es nicht schon schlimm genug, daß man es in gewissen Stunden tun muß?

Johanna (bemitleidet ihn): Du armes Kind. Du hast in deinem Leben noch nie gebetet. Ich muß es dich von Grund auf lehren.

Karl: Ich bin kein Kind, ich bin ein erwachsener Mann und Vater und will mich nicht mehr belehren lassen.

Johanna: Ja, du hast einen kleinen Sohn, der Ludwig XI. sein wird, wenn du stirbst. Willst du nicht für den kämpfen?

Karl: Für diesen entsetzlichen Buben? O nein! Er haßt mich, er haßt jedermann, das selbstsüchtige kleine Ungeheuer. Ich will nicht von Kindern belästigt werden, ich will weder Vater noch Sohn sein. Der Sohn des heiligen Ludwig schon gar nicht. Ich will keines von all den schönen Dingen sein, mit denen ihr alle den Kopf voll habt. Ich will genau das sein, was ich bin. Warum kannst du dich nicht

Digitized by Google

um deine eigenen Angelegenheiten kümmern und mich den meinen überlassen.

Johanna (wieder verachtungsvoll): Sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, das ist genau so, als ob man sich um seinen eigenen Körper kümmern wollte. Es ist der sicherste Weg, sich krank zu machen. Was ist meine Angelegenheit? Der Mutter zu Hause zu helfen. Was ist die deine? Schoßhündchen zu streicheln und Zuckerplätzchen zu knabbern. Ich nenne das Dreck. Ich sage dir, das, was wir hier zu tun haben, ist Gottes Sache, nicht unsere eigene. Ich habe eine Botschaft von Gott an dich, und du mußt darauf hören, wenn auch dein Herz dabei vor ihrer Furchtbarkeit zerbricht.

Karl: Ich brauche keine Botschaft. Aber kannst du mir Geheimnisse verraten? Kannst du Kuren verschreiben? Kannst du Blei in Gold verwandeln oder dergleichen?

Johanna: Ich kann dich in der Kathedrale zu Reims in einen König verwandeln, und das ist ein Wunder, das ein tüchtiges Stück Arbeit kosten wird, wie es scheint.

Karl: Wenn wir nach Reims fahren und eine Krönung haben, wird Anna neue Kleider wollen, und wir können uns keine leisten. Ich bin ganz gut so, wie ich bin.

Johanna: Wie du bist? Und was bist du? Weniger als der ärmste Schafhirte meines Vaters. Du bist kein gesetzlicher Eigentümer Frankreichs, deines eigenen Landes, ehe du nicht geweiht bist.

Karl: Das werde ich sowieso nie sein. Wird die Weihe meine Hypotheken abzahlen? Ich habe dem Erzbischof und jenem dicken Grobian mein letztes Stück Land verpfändet. Selbst Blaubart bin ich Geld schuldig.

Johanna: Karlchen, ich bin vom Lande und meine Kraft rührt von der Landarbeit her, und ich sage dir, das Land gehört dir, damit du es rechtschaffen regierst und Gottes Frieden darin hältst, aber nicht, damit du es versetzest, wie ein betrunkenes Frauenzimmer die Kleider ihrer Kinder versetzt. Und Gott hat mich zu dir geschickt, um dir zu sagen, daß du in der Kathedrale niederknien und dein Königreich feierlich für immer und ewig an Gott hingeben und der größte König der Welt werden sollst, als sein Schatzmeister und sein Landvogt, sein Soldat und sein Diener. Sogar der Erdboden Frankreichs wird geheiligt sein, seine Soldaten werden Soldaten Gottes, die rebellischen Herzöge werden Rebellen gegen Gott sein. Die Engländer werden auf die Knie fallen und dich anflehen, ihnen zu gestatten,

Digitized by Google

in Frieden an ihre gesetzlichen Heimstätten zurückzukehren. Willst du ein armer kleiner Judas sein und Ihn, der mich gesandt hat, verraten?

Karl (endlich aufgerüttelt): Oh, wenn ich es nur wagen könnte!

Johanna: Ich werde es wagen und immer wieder wagen in Gottes Namen. Bist du für mich oder gegen mich?

Karl: Ich will es wagen. Ich mache dich aber darauf aufmerksam, daß ich nicht auf der Höhe werde bleiben können. Aber ich will es wagen, du sollst schon sehen. (Er läuft zur Haupttür und ruft): Hallo, kommt alle wieder zurück! (Zu Johanna, indem er an den entgegengesetzten Bogen zurückläuft): Gib acht, bleib bei mir und laß mich nicht tyrannisieren. (Durch den Bogen): Heda, kommt alle, der ganze Hof — (Sie eilen alle herein, schwatzend und sich wundernd, während sie ihre Plätze einnehmen.) Jetzt kann ich nicht mehr zurück. Doch einerlei. Es geht los. (Zum Edelknaben): Schaff' Ruhe, du kleines Ungeheuer, ja?

Edelknabe (greift nach einer Hellebarde wie zuvor und stößt sie wiederholt auf den Boden): Ruhe für Seine Majestät, den König. Der König spricht. (Wütend): Wollt ihr schweigen, ihr dort?! (Stillschweigen.)

Karl: Ich habe das Armeeoberkommando der Jungfrau übertragen. Die Jungfrau kann tun, was sie gut dünkt.

(Allgemeines Erstaunen. La Hire entzückt, schlägt seinen Panzerhandschuh auf seine Schenkelschiene.)

La Trémouille: Was heißt das? Die Armee steht doch unter meinem Kommando!

Karl (mit grotesker Anstrengung, die in einer übertriebenen Geste gipfelt, schnalzt dem Marschall mit den Fingern vors Gesicht.)

Johanna: Da hast du deine Antwort, alter Brummbär. (Plötzlich reißt sie das Schwert aus der Scheide, da sie errät, daß ihr Augenblick jetzt gekommen ist.) Wer für Gott ist und die Jungfrau, wer für Orleans, mit mir!

La Hire (hingerissen, zieht auch): Für Gott und die Jungfrau. Nach Orleans.

Alle Ritter (folgen mit Begeisterung seinem Beispiel): Nach Orleans!

(Johanna, strahlend, fällt auf die Knie und dankt Gott. Sie knien alle.)

(Vorhang)

(Wird fortgesetzt)

Digitized by Google

KRITIK DES MARXISMUS

von

ROBERT WILBRANDT

Moi, je ne suis pas Marxiste.
Karl Marx

Es ist das Schicksal der Großen, daß sie Anhänger haben. Nietzsche hat sich vor den Nietzscheanern gefürchtet. So hat auch Marx den Marxismus nicht hindern können, dem er, wie er selber gelegentlich scherzte, nicht angehörte.

In religiöseren Zeiten hat religiöser Kultus sich der großen Persönlichkeiten bemächtigt. Sie waren zu groß, um verstanden, geschweige denn, um bei allen als Vorbild wirksam zu werden. So staunte man sie an, verehrte sie, umgab ihre Personen mit Legenden und baute ihnen Tempel. Konfuzius, Laotse, Buddha, Christus und Mohamed sind die größten Beispiele dafür.

Eine andere Art von Kultus bemächtigt sich heute der großen Persönlichkeiten. Wir bezeichnen ihn als einen -ismus, d. i. eine Anhängerschaft, die aus den verstreuten Bemerkungen des Meisters ein System macht, auf jedes Wort von ihm schwört, ihr Denken und Handeln, ja ihr Fühlen darnach zu gestalten bemüht ist. Wenn nicht eine Religion — die auch jetzt noch, wenn ein solcher Mensch stirbt, neu entstehen kann, in engerem oder weiterem Kreise — so wird doch eine Weltanschauung daraus, im wörtlichsten Sinn: man beginnt die Welt so anzuschauen, wie er sie gesehen hat. Man übernimmt von ihm die Auffassungsweise, ja die „Apperzeption", wie das in der Psychologie genannt wird: die Einstellung des geistigen Blickes nur noch auf das, was in diese Auffassungsweise hineinpaßt; alles andere wird gar nicht mehr gesehen, mithin gar nicht bemerkt, was dieser Denkweise widerspricht. Bis dann allmählich ein Rückschlag erfolgt: beim Meister selbst, in der Anhängerschaft und bei der übrigen öffentlichen Meinung. In diesem Stadium befindet sich der Marxismus. Ja er ist schon durch Marx selber in dieses Stadium eingetreten. Er ist keine Einheit, sondern ein Produkt der Entwicklung des Marxschen Geistes. Nach seinem Tod in ganz anderen Lagen, auf seine hinterlassenen Schriften und Worte angewiesen, hat seine Anhängerschaft mehr und mehr gelernt, sich selber zu verhelfen. Die weitere öffentliche Meinung, von vornherein schon aus Klassengegensatz, Verständnislosigkeit und Vorurteil feindlich gegen

Digitized by Google

Marx gestimmt, hat die Enttäuschung der Anhänger wie seine eigene Wandlung gründlich ausgenützt. Und gar in der Zeit politischer und sozialer Reaktion, wie wir sie jetzt in Deutschland durchleben, wird Marxismus ein Schlagwort so ziemlich für alles, was unangenehm ist und eines Sündenbocks bedarf: vom verlorenen Krieg bis zu den erdrückenden Steuern, von der Wirtschaftspolitik der letzten Jahre bis zur augenblicklichen Regierung in Berlin — alles wird „Marxismus", um mit der ganzen Gefühls- und Sinnesverwilderung einer gequälten, ihr Unglück nicht verstehenden Volksmenge niedergebrüllt werden zu können.

Aber auch außerhalb dieses unglücklichen Landes, des Landes, an dem Marx selber als Deutscher mit der ganzen Glut seiner Seele hing, selbst in London in der Verbannung — auch außerhalb seines deutschen Vaterlandes ist sein Stern zugleich im Steigen und Sinken. Seine Lehre verbreitet sich, dringt überall ein und ruft doch zugleich die Kritik hervor, die da unvermeidlich. Ja sie kommt nicht einmal als dieselbe in alle Länder. In Rußland herrscht sie im Sinn des kommunistischen Manifests von 1848, also im Sinn des jungen Marx, des Revolutionärs um jeden Preis, des kühnen Kämpfers; in Deutschland und von Deutschland aus durch die deutschen Marxisten sich über die Welt verbreitend, hat sie vielmehr die dem deutschen Wesen besser entsprechende Gestalt seiner späteren Entwicklung angenommen: die einer großen Theorie, die viel weniger umgestaltet als nur voraussagt. Und es konnte nicht fehlen, daß dementsprechend der Marxismus sich selbst befehdet, daß er zwischen den Ländern, die je den ihnen entsprechenden Marx gegeneinander vertreten, der Gegenstand des heftigsten Streites ist, und so auch zwischen den Marxisten, die einander so feind sind, wie nur je ein Bruder dem andern.

Unsere erste Frage ist daher die nach dem Objekt der Kritik.

Was ist Marxismus?

Das Wort Marxismus enthält eine Ungenauigkeit. Sie entstammt der Bescheidenheit von Friedrich Engels. Dieser hat unmeßbar viel zum „Marxismus" beigetragen, aber immer „die zweite Violine zu spielen" für seine Lebensaufgabe gehalten. Er ließ Marx als dem Größeren neidlos den Vortritt. Ja er wurde Kaufmann und blieb es als Commis und als Teilhaber einer Fabrik in Manchester, um Marx seine für die gemeinsame Sache wichtigere Arbeit möglich zu machen. Um für Marx Geld zu verdienen, opferte Engels die eigene

Digitized by Google

Betätigung, blieb im verhaßten Kaufmannsberuf und schrieb nur nach Feierabend die trotzdem erstaunlich vielen und glänzenden Beiträge zur Theorie und Praxis des Marxismus.

Von Anfang an hat Engels selbständig, ja vor Marx, die später gemeinsamen Grundgedanken ausgebildet. Als von 1844 an die beiden jungen Männer in nun zeitlebens untrennbarer Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft zusammenwirkten, floß in eins zusammen, was jeder von beiden beitrug; so entstand der „Marxismus", der tatsächlich auch „Engelianismus" ist. Und keinem Marxphilologen wird jemals gelingen, reinlich zu scheiden, was dem einen oder dem anderen von beiden entstammt. Das „kommunistische Manifest" trägt beider Namen. Es ist der erste jugendlich übermütige geniale Wurf des Marxismus. Dieser Zeit auch räumlich gemeinsamen Wirkens folgt dann nach der Revolution von 1848 das Exil in England, wo Engels in Manchester die väterliche Fabrik und Marx in London das Britische Museum zum Arbeitsplatz hat. Ein Briefwechsel, in vier Bänden gesammelt, verbindet die beiden. Hier ist es nun Engels, der die Wirklichkeit erlebt, der privatwirtschaftlich täglich mitten im Kapitalismus drin steht und so das Auge ist, dessen Marx bedarf. Denn Marx ist Bücherwurm, Gelehrtennatur, Systematiker, Denker. Engels hilft ihm nicht nur materiell durch prompte Geldsendung auf die oft und dringlich von London an ihn ergehenden Hilferufe, sondern ebenso ideell durch Beantwortung aller Fragen nach Wirtschaftswirklichkeit und Wirtschaftsreform. Er hatte in seinen Jugendschriften „Die Lage der arbeitenden Klassen in England" und „Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie" bereits historisch und literarhistorisch die große Marxsche Doppelanklage vorweggenommen: die gegen unsere moderne kapitalistische Gesellschaft und die gegen deren Trabantin, die nationalökonomische Wissenschaft. Was Marx dann mit unendlichem Sammlerfleiß unterbaute, was bei ihm zum durchdachten, reifen, unsterblichen Werk ward, war von der leichten Feder des journalistisch und praktisch viel lebensfähigeren Engels schon als Skizze hingeworfen worden. Sein Material und sein Denken strömte dann in den Briefen hinüber, in das werdende große Werk „Das Kapital" hinein. Ja all die ersten Ansätze zu unmittelbarem Aufbau einer neuen Gesellschaft, die Ideen der Proudhon, Owen usw., sie mußten von Engels begutachtet werden. Der Praktiker sollte dem Theoretiker raten. Er tat es burschikos, von oben herab, wie ja beide es nicht an — berechtigtem, doch nicht unfehlbarem —

Digitized by Google

Selbstbewußtsein haben fehlen lassen. Die entscheidende Wendung vollzog sich so, im Unterbewußtsein: von allen solchen praktischen Bemühungen ab zur Theorie hin; der Grund-Gegensatz zu allem — daneben und später — so wichtig gewordenen praktischen Sozialismus. Die Theorie aber wiederum blieb, für beide Theorie der vorhandenen Theorien, zu deren literar-historisch-kritischer Überwindung, zur Auseinandersetzung mit ihr, der Theorie eben jener Tauschgesellschaft, deren Gegner beide waren, im Gegensatz zur herkömmlichen bürgerlichen Nationalökonomie. Kritik war ihre Stellungnahme: sowohl zur Wissenschaft wie zu deren nationalökonomischem Objekt, der kapitalistisch vollendeten Tauschgesellschaft.

Der Anteil von Engels an diesem gemeinsamen Hauptwerk, das dann als das Marxsche „Kapital" die Welt eroberte, ist somit wieder unermeßlich groß. Nicht nur Herausgeber und Vollender der drei nach Marxens Tod erst langsam nachgefolgten späteren Bände war Engels. Er war Mitverfasser, Interpret, Popularisierer. Vor allem aber war er ein Fundament: das der Wirklichkeit in der täglich von ihm mitdurchlebten kapitalistischen Welt.

Nicht weniger stark mag der Anteil von Engels am gemeinsamen philosophischen Grundgedanken sein. Gleichfalls, wie Marx, von Hegel hergekommen, in der geistigen Bewegung wie er, ja tiefer noch vielleicht, von den Tagesfluten der Religionskritik gepackt, dem väterlichen Pietismus entfremdet, in die tiefsten Konflikte gestürzt, dann emporgetaucht und ans Land geworfen, wo auch Marx landete: am rauhen Gestade herber, realistisch gewordener Philosophie, von liberalen und ethischen, rein menschlichen Idealen erfüllt, doch von der Wirklichkeit in Politik und Wirtschaft angeekelt, radikaler Neuorientierung und inniger Gemeinschaft mit der ausgebeuteten elenden Menge, dem Industrieproletariat, in die Arme getrieben: so fand sich der junge Engels wie der wenig ältere Marx seine eigenen Wege. Und nicht nur praktisch: auch in der grundlegenden Theorie, die ihm Wegweiserin werden sollte. Er fand, wie Marx, aus der Enttäuschung an der Wirklichkeit seinen Weg in deren Benutzung zum Aufbau der Zukunft, zum Verständnis der dafür stärksten Faktoren; eben der in dieser heutigen europäischen Wirklichkeit herrschenden Faktoren, der technisch-ökonomischen Grundlagen und der egoistischen Interessen je einer Klasse, so auch der leidenden, des Proletariats. Das mußte der Hebel sein, um die Welt zu bewegen. Und das ergab die gemeinsame Grundeinstellung: historischer Materialismus und Klassenkampftheorie.

Digitized by Google

So ist der „Marxismus" von Anfang an bis zu Ende gemeinsames Werk der beiden Männer. Dieser lang verborgene Anteil von Engels an der Urheberschaft des sogenannten „Marxismus" tritt immer deutlicher hervor. Gustav Mayer hat als Biograph von Engels und Herausgeber seiner Jugendschriften die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Max Adler hat seiner philosophisch ausgezeichnet einführenden Schrift „Marx als Denker" zu dem hundertsten Geburtstag von Engels eine Parallele „Engels als Denker" folgen lassen. Sie zeigt, daß gerade in den entscheidenden Jahren, um 1844, als Marx den Weg zum „Marxismus" fand, Engels stark auf ihn gewirkt hat. Neben Feuerbach sowie den Erlebnissen und literarischen Eindrücken in Paris tritt zu dem bis dahin vorherrschenden Einfluß Hegels nun einer hinzu, der jene Wendung erst ganz verständlich macht: der Einfluß von Engels. Obwohl jünger, war dieser als der schnellere, leichter konzipierende Kopf in der gemeinsamen Grundrichtung vorausgeeilt. Der „Marxismus" erweist sich so in seiner Geburtsstunde erst recht als Engelsismus. Ja in der Schule von Plenge gilt das von Engels beigesteuerte Wirklichkeitsbild als der Wahrheitskern im „Kapital", die von Marx hinzugefügte theoretisch-spekulative Konstruktion (die Mehrwertlehre) dagegen als das, was unhaltbar ist.

Und doch! Gerade, wenn man die Adlersche Würdigung von Engels als Denker liest, ist man versucht zu fragen, ob Engels damit ein Dienst erwiesen werde.

Gewiß: Engels erweist sich in der stürmischen Entwicklung seiner Jugend als ein tiefer Mensch, wie er überhaupt als reiner, edler, großer Mensch unvergänglich dasteht. Er hatte, was bei Marx fehlte, eine vom Vaterhaus ererbte religiöse Grundeinstellung sowohl zu überwinden, wie auch — und das ist unbewußt sein Reichtum — in ein ganzes, von diesem Grund aus allein verständliches Leben umzusetzen. Er ist, das kann vielleicht der für Engels verbleibende Ertrag solcher Vergleichungen sein, der größere Mensch. Und das heißt viel: als Mensch größer zu sein, verglichen mit dem Mann, dessen überragende Größe unter so vielen Denkern der Sozialwissenschaften gerade darauf beruht, daß er menschlich so reich und groß ist. Aber geistig? Ist Engels geistig „groß"? Man ist enttäuscht, wenn man nach dem „Marx als Denker" den „Engels als Denker" liest. Das liegt schwerlich an der Darstellung allein; das liegt am Objekt. Engels ist leichter, daher der geborene Popularisator (insofern doch wieder der „Knappe") für Marx, aber doch

Digitized by Google

auch seichter. Engels hat insofern doch recht gehabt, hinter Marx zurückzutreten; er hätte nie — auch bei voller Muße nicht — das Werk von Marx vollbringen können. Ihm fehlt die Wucht, das Monumentale, der Überreichtum an Gedankengehalt, an Ornamentik, an dialektischem Spiel der Linienführung in dem Gedankenaufbau, an Literaturbeherrschung, kurz: die Gelehrten- und Forscher- und Denkernatur, die Marx zum „Professor für Professoren" gemacht hat. Sicher sind reife Schriften von Engels wie „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft" oder vielleicht auch „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie" kleine Meisterwerke, die als Einführung für immer klassisch bleiben, ja den schwereren Marxschen Werken — er ist oft sich selbst durch die Schwere seiner Darstellung ein Hindernis — darin überlegen. Man lese zuerst Engels! Aber dann wird man erst Marx als Steigerung, als Vollendung empfinden.

So ist denn doch kein Zufall, keine Äußerlichkeit, vor allem aber keine Unwahrheit und kein Unrecht, wenn von „Marxismus" gesprochen wird. Marx ist und bleibt, wenn nicht stets der Urheber oder der Interpret, so doch stets der geniale Baumeister des Gedankenbaus. Anregungen des Freundes hineinverarbeitend, ihm neidlos die jugendlichere, frischere, ursprünglichere und weithin wirksamere Art überlassend, hat er doch als Mann zur ernsten, großen, gedanken- und tatsachenschweren Vollendung gebracht, was jener jugendlich hingeworfen und dann später mit gleicher Leichtigkeit und Frische für die große Masse verständlich gemacht hat.

Doch ist damit die Frage, was „Marxismus" sei, noch nicht erledigt. Er ist keine Einheit; trotz aller Einheitlichkeit des aus zwei Flüssen zusammengeflossenen mächtigen Stroms. Die Uneinheitlichkeit liegt in dem Älterwerden, im Reifen, in der Ohnmacht des Verbannten, der zum Theoretiker und Seher werden mußte, wo der jugendliche Überschwang einst raschen Sieg einer Truppe erhoffte, die noch kaum da war. Der junge Marx hat mit Engels im Kommunistischen Manifest zu einem Kampf aufgerufen, der mangels Vorhandenseins der aufgerufenen Kämpfer, so kann man derb die Lage bezeichnen, verloren gehen mußte. Das Jahr 1848 hat in Deutschland das Proletariat, das da aufgerufen wurde, noch kaum gesehen, sondern Handwerkertum, Handwerkernöte, Handwerkerfragen. Karl Marx hat deshalb die Hoffnung nicht aufgegeben. Die geniale Konzeption des kommunistischen Manifests wurde ausgearbeitet zu seinem Lebens-

Digitized by Google

werk, dem „Kapital". Doch was dort ein Aufruf gewesen war, der unmittelbar, am Vorabend einer proletarischen Revolution, so hoffte er, zünden sollte, das wird hier die Entwicklungsgesetzlichkeit der modernen Gesellschaft. Erst allmählich läßt, so sieht Marx, nun die unvermeidlich fortschreitende Entwicklung das Proletariat entstehen, anwachsen, ausgebeutet werden, in Not und Qual, und aufreizende Abhängigkeit geraten, um so schließlich der Totengräber des Kapitalismus zu werden, als den das Manifest es voreilig gefeiert hatte. Das Reifen der Gesellschaft zum Sozialismus wird hier die erst abzuwartende Vorbedingung, die nun — wenigstens in Deutschland — in aller Munde ist, seit die deutsche „Revolution" von 1918 eine Frage der „Sozialisierung" entstehen und dann am „Bankrott" der Nachkriegsvolkswirtschaft sowie am Mangel des von Marx vorausgesetzten Reifezustandes wieder scheitern ließ. So ist in Deutschland dieser Marxsche Gedanke der Entwicklungsgesetze, des Heranreifens zum Sozialismus und der dann schließlich „zur Sozialisierung reifen Betriebe" ein Gemeinplatz geworden. In Rußland dagegen, dem so viel jüngeren, jugendlicheren Land mit seinem Überschwang und seiner Kühnheit der Jugend und des slawischen Temperaments, hat man zugegriffen: ungeachtet des ganz geringen Entwicklungsgrades der Gesellschaft, ohne Rücksicht auf die Frage nach der „Reife" in jederlei Sinn, hat der Bolchewismus das kommunistische Manifest in die Tat umgesetzt. So stehen zwei Phasen des Marxismus einander gegenüber, wenn man den Bolschewismus und die deutsche Sozialdemokratie vergleicht und dabei von Rassen- und Persönlichkeitsunterschieden absieht.

Und endlich: nicht erst für Bernstein, der das Wort prägte, war „das Endziel nichts, die Bewegung alles". Das ist, so paradox es klingt, marxistisch. Auch Marx und Engels sind vor allem Diener der Bewegung gewesen. Sie wollten ihr kein Ziel vorschreiben, sondern deren immanentes, notwendig mit der Klassenlage gegebenes Ziel verstehen, sie wollten für den Kampf zur Erringung dieses unvermeidlichen Zieles erziehen. Sie verwiesen sozusagen auf eine vierzigjährige Wanderung durch die Wüste. Sie organisierten, agitierten, berieten, zerrieben sich in Privatkorrespondenz mit all den ihrer Hilfe bedürftigen Anhängern, den Unterführern der großen internationalen Bewegung.

Zugleich aber — und das ist ja die Grundlage ihres Rates — wurden sie die Theoretiker der Bewegung. Sie waren die Strategen. Der riesenhafte Klassenkampf, zu dem sie aufgerufen hatten, fand in ihrer

Digitized by Google

Theorie seine Armee gesichert durch die Proletarisierung immer breiterer Schichten der modernen Völker. In Deutschland wurde trotz breiten gefestigten Bauerntums über die Hälfte, in England ein noch viel größerer Prozentsatz des Volkes — als Arbeiter und Angestellte — abhängig, und damit, bei fortschreitend sich entfaltendem Gegensatz der Interessen von Kapital und Arbeit, geborene Klassenkampfarmee. Die entscheidenden wirtschaftlichen Grundlagen dieses Proletarisierungsprozesses aber, so schien es, ließen sie sich naturwissenschaftlich treu (wie Marx schrieb) erfassen. Auf sie war zu bauen. Die Entwickelung mußte überall so gehen. Die Theorie wurde so die Lehrmeisterin der Bewegung; ja ihre Zuversicht, ihr Glaube. Sie überzeugte vom sichern Erfolg des Kampfes. Sie zeigte einen langen schweren Weg voll Kampf und dafür notwendiger Disziplinierung, ja Erziehung; doch sie verhieß die sozialistische Zukunft allein als Frucht dieses Klassenkampfes (wobei schon auffällt, daß Kampf hier Früchte zeitigt, im Gegensatz zum Urbild des Vergleiches, der Natur). Das schien sichergestellt durch die letztlich den Verlauf gestaltende wirtschaftliche Entwicklung: die Konzentration der Betriebe und damit die Proletarisierung. Die Entwicklung erschien als theoretisch eindeutig bestimmbar. Notwendigkeit, wie bei Naturgesetzen, schien beweisbar.

So hat sich uns noch ein zweiter Zwiespalt enthüllt. Nicht nur der zwischen Entwicklungsgesetz des Reifens und raschem Zugriff jugendlicher Tat oder kurz: zwischen deutscher Sozialdemokratie und Bolschewismus, sondern noch der zweite: zwischen dem Verstehen einer großen Bewegung und dem Meistern dieser Bewegung durch die sie nicht nur verstehende, sondern mehr und mehr auch anleitende, beflügelnde, ja ihr die Erfolgsgrundlagen scheinbar versichernde Theorie.

Diese Gegensätze stecken im Marxismus. Sie ergeben, in der Weiterentwicklung, seine Selbstkritik und eine Handhabe der Kritik gerade auch für die Nächststehenden selber, die es mit der Bewegung ebensogut meinten und meinen, aber ihr nun anders dienen, ihr nun anders raten zu müssen glauben.

Voranzustellen — obwohl letztlich mit all dem in innigster Wechselwirkung — ist aber die Kritik der philosophischen Grundlagen: die Kritik der Weltanschauung samt dem spezifisch marxistischen Bestandteil in ihr, dem historischen Materialismus. Diese zwar nicht einheitlichen, aber doch nicht zu solchen Gegensätzen sich entfaltenden Grundeinstellungen sind es, mit denen alle grundsätzliche Kritik sich vor allem beschäftigt.

Digitized by Google

Der „Marxismus" aber, das sei als Ergebnis vorweg freigehalten, hat sich uns als nichts Einheitliches erwiesen. Entweder ist er mehr tatfreudig, jugendlich revolutionär, oder aber mehr spekulativ eingestellt, auf Abwarten des theoretisch gesicherten Reifens sich verlassend. Ja überhaupt will er der Bewegung entweder nur verstehend folgen oder aber durch sichere verheißungsvolle Erwartung die Wege weisen. Er ist einheitlich nur zu bezeichnen als realistische Theorie der Arbeiterbewegung, begründet auf den historischen Materialismus und die Klassenkampflehre, letztlich und unbewußt geleitet von einer darunter versteckten Weltanschauung.

In dieser Bezeichnung stecken all die Elemente, die sich leicht untereinander befehden können und nun verlangen, jedes einzeln für sich betrachtet zu werden.

Die „Weltanschauung"

In meinem „Marx" ist der Versuch gemacht worden, eine Geschichte der Marxschen Weltanschauung zu schreiben. Ist er nicht ganz in die Irre gegangen, so ergibt sich, es gibt keine Marxsche Weltanschauung, sondern ein Nacheinander von drei Bestandteilen, die einander jedoch nicht ablösen, sondern nur das jeweils im Vordergrund Stehende sind.

Der junge Marx hat — vom Elternhaus her, aus der politischen Luft, aus seinem eigenen Freiheitsverlangen und endlich aus einer gewissen Berührung mit Kant und Fichte — die Glut des Freiheitskämpfers als Urelement seiner Weltanschauung in sich getragen, ja damit für alles Spätere den Grund gelegt. Dieses Feuer glüht später noch unter der Asche. Es entlädt sich vulkanisch in feurigen Ausbrüchen des Temperaments, wenn auch nur noch in Handlungen, Briefen und in den Schriften sozusagen zwischen den Zeilen. Es erfüllt zeitlebens im Innersten den großen Revolutionär. Der „Idealismus der Freiheit", wie Dilthey die vor allem an Kant und Fichte zu illustrierende Haltung des Bewußtseins genannt hat, die wir hier meinen, ist also nichts, was Marx fehlt. Nur hat er, weniger Willensmensch als Mensch des natürlichen Gefühls, der Leidenschaft, der Denkerseligkeit, des Forschens, die systematische und pedantische Führung des Lebens nach Maximen nicht zu der seinigen gemacht. Ja es fehlt ihm an Selbstzucht, sowohl geistig (Erkenntniskritik) wie im Leben. Insofern ist tatsächlich diese Seite durch die lebendigen Triebkräfte in ihm überwuchert worden. Im Vordergrund stehend, jene erste verdeckend, sind

Digitized by Google

mehr und mehr zwei andere Möglichkeiten der Weltbetrachtung in ihm die bestimmenden geworden: sowohl die dichterisch-intuitive Versenkung in den Entwicklungsverlauf, wie auch die naturwissenschaftlich orientierte Bemühung um Erfassen der Gesetze des Geschehens, in der menschlichen Gesellschaft wie in der Natur. Von Hegel her stammt die Verstärkung jenes zweiten Elementes in Marx, aus der in Graf Saint-Simon wie in einem Brennpunkt vereinigten französischen Tradition die Verstärkung des dritten.

So ist es zwar nicht ganz sachgemäß, aber doch begreiflich, wenn diese beiden so stark in den Vordergrund getretenen Elemente der Marxschen Weltanschauung der Gegenstand der Kritik sind, als wären sie das einzige, was ihn erfüllte.

Was man ihnen zunächst vorwerfen könnte, ist: sie vertragen sich miteinander nicht recht. Es ist zweierlei, was er da verbindet. Sich mit Hegel in die Entfaltung der Vernunft zu versenken, die sich in einer rastlosen „Dialektik" sowohl unserer widersprechenden Ansichten wie unserer einander ablösenden Zustände und so überhaupt als immer weiter aufwärtsstrebende Entwicklung äußert, das ist das eine. Das andere dagegen besagt: „positivistisch" nichts anderes als Naturgesetze, auch der Entwicklung, festzustellen, ganz gleich, ob diese dabei immer vernünftiger wird oder nicht. Nur die erste, im Grunde noch theologisch gefärbte Betrachtungsweise berechtigt dazu, in der „Entwicklung" etwas zu sehen, was an sich gut, was zu fördern, was mindestens einfach hinzunehmen sei. Die Vergöttlichung der Entwicklung hat, wenn man rein naturwissenschaftlich sein will, keinen Sinn mehr. Hier gibt es nur Veränderung, nichts weiter.

So ist ein Zwiespalt auch hier zu finden. Doch er hat weder im Bewußtsein von Marx noch seiner Kritiker eine Rolle gespielt. Die Hegelsche „Notwendigkeit" — im Sinn unentbehrlicher Entwicklungsbedingungen für die Entfaltung der Vernunft — verschmilzt mit der naturwissenschaftlich gemeinten. Und beiden Schattierungen folgt die Kritik.

Der Hegelsche Einschlag im Marxschen Denken hat an Eduard Bernstein einen Kritiker gefunden. Dieser sieht ihn als Quelle von Trugschlüssen und Irrtum an. Er trifft damit die verwundbarste Stelle des „wissenschaftlichen Sozialismus", die Stelle, wo er tatsächlich sterblich ist. Hier endet mit strenger Wissenschaftlichkeit zugleich die Möglichkeit sicheren Vorausbestimmens der zu erwartenden Zukunft.

Auch Plenge verurteilt die „Eingeleisigkeit" der Hegelschen, von

Digitized by Google

Marx übernommenen Dialektik. Tatsächlich ist da eine Schwäche, ja die Gefahr des Marxismus berührt. Marx häuft im „Kapital" unermeßlichen Stoff, er ist kein Spintisierer. Doch aus den Tatsachen werden — Notwendigkeiten, das heißt: der Schein von Notwendigkeiten. Die Dialektik verführt zum Schein der Notwendigkeit, wo nichts weiter als eine einfache historische Tatsache vorliegt. So ist, um nur eins herauszugreifen, für Marx der Untergang des Bauernstandes in England das Symptom einer allgemeinen Notwendigkeit, daß überall das Bauerntum der angeblichen überlegenen Konkurrenz des Großbetriebs — auch in der Landwirtschaft wie im Gewerbe — weichen müsse. Das ist ein historisch erweisbarer Irrtum. Er verführt Marx zu einem Entwicklungsbild, zu einem Ausblick in die Zukunft, der angeblich Sicherheit gewährt, in Wahrheit aber gar nicht eintrifft. Was folgt, ist Enttäuschung der Anhängerschaft, ist Ratlosigkeit, ist Triumph der Gegner.

So hat Hegel, das ist Bernstein und Plenge zuzugeben, eine Geistreichigkeit, eine Spekulation, ein Schillern des Denkens und der Ausdrucksweise, eine Scheinnotwendigkeit und Scheinerkenntnis im Marxismus überwuchern lassen, die mit seiner angeblichen Wissenschaftlichkeit in Widerspruch steht.

Hier verbindet sich der Hegelsche Einfluß, seine verführerische Dialektik (für Näheres darf ich auf mein Marxbuch sowie auf Plenges „Hegel und Marx" verweisen) mit Marxens eigenem Temperament: seine Leidenschaft reißt ihn selbst wie den Leser hin, er glaubt schon die ganze Entwicklung zu sehen, wie er sie träumt und erhofft, wie er sie aus Ansätzen, die er vor sich hat, rasch zu einem „Gesetz" verallgemeinert.

Doch auch abgesehen von dem Hegelschen Einschlag unterliegt die naturwissenschaftliche Einstellung der Kritik. Lassen wir die bisher behandelte Frage, ob die entwicklungsgeschichtliche, an Hegel geschulte Betrachtungsweise auch unserer Gegenwart und Zukunft nicht nur künstlerische Intuition, der großen Linie, sondern strenge, sichere Erkenntnis liefere, nun gänzlich beiseite. Auch wenn man die andere Komponente, die naturwissenschaftliche, allein untersucht, kann man fragen, ob nicht auch sie — nur eine Weltanschauung sei. Jede Weltanschauung, so lehren uns Dilthey und seine Schüler, ist eine typisch wiederkehrende Einseitigkeit des Sehens, ergänzungsbedürftig und doch nur so lange widerspruchsfrei möglich, als sie kein Kompromiß mit anderen Denkweisen eingeht. So ist auch die

Digitized by Google

naturwissenschaftlich orientierte Einseitigkeit, seit August Comte Positivismus genannt, hier von vornherein in Zweifel zu ziehen. Ist die Art des Sehens, wie der Naturforscher sie übt, auch gegenüber der Gesellschaft berechtigt? Voraussehen, was kommen wird – ist das hier die einzige Aufgabe des menschlichen Geistes?

In diesem Sinn hat Stammler in seinem Buch „Wirtschaft und Recht" am Marxismus Kritik geübt. Er charakterisiert ihn dadurch, daß er den „Bürger" mit den „Marxisten" streiten läßt. Sie reden aneinander vorbei. Der Bürger spricht von Idealen; der Marxist nur davon, daß der Sozialismus mit Naturnotwendigkeit kommen werde. Damit ist für ihn die Sache erledigt. Stammler, der bekannte neukantianisch gerichtete Jurist, der ein „richtiges Recht" dem positiven Recht entgegensetzt, will auch hier ein Ideal verfechten: „die Gemeinschaft freiwollender Menschen". Ein solches Ideal sei ableitbar; von ihm ausgehend, habe man die Welt neu zu gestalten. Dies sei unsere Aufgabe gegenüber der Gesellschaft. Ohne äußere Regelung, ohne Recht also, sei diese, ja sei auch die Wirtschaft überhaupt undenkbar. Nicht, wie der Rechtszustand werden werde, sei hier das Problem, sondern, wie er werden solle.

Nur ist Stammler in diesem Werk das Opfer zahlreicher logischer Fehler geworden. Max Webers vernichtende Kritik war berechtigt. Doch die Grundfrage Stammlers ist ebenfalls berechtigt: ob die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise hier angebracht, ob sie die einzig denkbare sei.

Es fragt sich, ob „Naturgesetze" je einer Gesellschaftsform nicht nur, sondern auch des Übergangs von einer zur anderen möglich sind. Dieses Ziel des Marxismus, von Marx im Vorwort zum Kapital proklamiert, unterliegt erkenntniskritischen Bedenken. Denn welche Voraussetzungen stecken darin! Wieviel muß vorausgesetzt werden an bestimmten Eigenschaften, Empfindungen, Motiven, Handlungen und schließlich an Fähigkeiten, an Leistungen der Menschen, um von „Gesetzen" im Stil naturwissenschaftlicher Entwicklungsgesetze sprechen zu können! Vergißt man all diese Voraussetzungen, so verfällt man in Quietismus. Erreicht wird dann gar nichts. Die „Gesetze" sind dann entweder widerlegt oder eben nur in einer Formulierung Wahrheit, in der alles von den Menschenqualitäten abhängig wird; dann also keine ein für allemal gültigen Entwicklungsgesetze.

Aber noch mehr: ist das Ziel des Erkennens richtig gesteckt? Auch wenn eine solche Naturgesetzlichkeit der Entwicklung in die Zukunft

Digitized by Google

hinein wirklich feststellbar wäre, – ist sie das Einzige, was wir hier brauchen? Ist der Mensch nur ein theoretisches, nicht auch ein praktisches, handelndes Wesen? Ist er nur Beobachter seines eigenen Schicksals? Hat er nicht auch Ziele? Und braucht er daher außer naturwissenschaftlicher Voraussicht nicht auch einen sachverständigen Rat, wie er es selber zu machen hat, um zu erreichen, was er will?

Es ist merkwürdig, aber Tatsache: eine solche Denkweise, ja eine solche Fragestellung fehlte bei Marx. Er hat zwar von der Bedeutung der „umwälzenden Praxis" dunkle, inhaltsschwangere Worte gesprochen (in seinen Randglossen zu Feuerbach, abgedruckt im Anhang zu der Schrift von Engels über Feuerbach). Marx war selber, als Revolutionär, sicher aktiv genug. Ihm genügte daher weder die Hegelsche Kontemplation noch die später darüber gelegte Verstandeskälte eines Naturforschers der Gesellschaft, der er sein wollte. Die echte Leidenschaft – des Freiheitskämpfers – brach stets wieder durch.

Doch gerade diese hat von Haus aus die sachverständig-praktische Einstellung verhindert. Marx war ursprünglich politischer Revolutionär. Er fand dann im Proletariat seinen Bundesgenossen: der Blitz seines Denkens sollte einschlagen in diesen naiven Volksboden; ein Bund der Denkenden und der Leidenden sollte die Spießbürger überwinden. Marx hat, wie wir sahen, diesen Bundesgenossen zunächst überschätzt, dann sein Heranwachsen, seine Empörung und seine schließliche Siegesaussicht theoretisch begründet. Für sachverständigen Ratschlag, für praktische Untersuchung und Fragestellung war da kein Raum. Politischer Kampf war der Grundgedanke des Freiheitskämpfers; das Heranwachsen der Hilfstruppen war die künstlerisch erfaßte, ja der Absicht nach naturwissenschaftlich ausgearbeitete Hilfskonstruktion.

Marx wurde so, in grandioser dialektischer Konstruktion seinen Stoff gestaltend, zum Historiker und Theoretiker der Entwicklung unserer modernen Gesellschaft. Ein großes Entwicklungsbild der sozialen Frage ist es, was er so zur Darstellung bringt. Und da ist er Meister. Ja er ist einfach unerreicht, völlig unvergleichbar in dieser Leistung. Was schon im kommunistischen Manifest anklingt, wird im „Kapital" zur brausenden Symphonie.

Durchblättert man da die mittleren und späteren historischen Partien des ersten Bandes (die leider den Anfang bildende Werttheorie wirkt eher abschreckend), so ist man hingerissen, erschüttert, ja erschlagen von der Überfülle an Stoff und an Geist, an überwältigender Wucht

Digitized by Google

dieses daherbrausenden gewaltigen Stromes. Alle Saiten erklingen, alle Wertungen — ökonomisch, ethisch, ästhetisch, sarkastisch, diabolisch und im Grunde doch stets: rein menschlich, voll Liebe, die nur aus edelster Verletztheit und Empörung zu Haß wird; — doch alle Wertungen treten nicht um ihrer selbst willen auf, sie gehören nur als nachempfundene Motive der Weiterentwicklung in dieses große Entwicklungsbild. Sie sind weder praktisch gemeint, noch irgendwie einer Erkenntniskritik unterworfen. Sie gehören dazu, wie die Empfindung zum menschlichen Leben, wie das Motiv zum Handeln des Menschen. Die nach- und vorausempfundene, tunlichst aber naturwissenschaftlich als gesetzmäßig dargestellte Entwicklung ist es, die damit lebendig gemacht wird.

So wird zum Fundament der großen Leistung, was als einseitig und was als nicht streng wissenschaftlich beanstandet werden kann. Zugleich wird verständlich, was fehlt und fehlen muß: alle spezifisch-praktische Stellungnahme. Nur indirekt dient alles das dem praktischen Endziel des Freiheitskämpfers; indem es zeigt, wie für seinen Kampf die Hilfstruppen heranreifen, wie die Entwicklung selber ihm zu Hilfe kommt und so die Siegeszuversicht fest werden läßt, deren er bedarf.

So viel von der „Weltanschauung". Ihr ist nicht nur in Stammler ein Gegner des positivistischen, in Bernstein und Plenge die Kritik des Hegelschen Bestandteils entgegengetreten. Der Neukantianismus hat in der Sozialdemokratie selbst wie außerhalb ihrer Boden gewonnen. Kurt Eisner, der spätere Münchner Putschist, hat als Redakteur des Vorwärts jahrelang das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie neukantianisch geleitet. Diese Philosophie des Kampfes, der Befreiung, der Anspannung, der Pflichterfüllung, des Heroismus, sie paßt ja viel besser zum bewußt gewordenen Kämpfertum des Proletariats. Sie kehrt in die allererste Marxsche Jugend zurück. Scheinbar Marx entgegengesetzt läßt dieser Neukantianismus wieder anklingen, was in Marx selber der ursprüngliche und nie verloren gegangene, nur durch anderes übertönte Grundton gewesen ist: der ethische. So darf gesagt werden: die neukantianische Kritik war praktisch erfolgreich, sie eroberte einen Teil der Anhängerschaft von Marx, die Mühe so edler Geister wie Friedrich Albert Lange, Cohen, Natorp, Staudinger, Vorländer, Stammler und vieler anderer war nicht vergeblich; doch sie war nur Ergänzung, war Verstärkung eines zu sehr vergessenen oder verdeckten Bestandteils in Marx selbst, nicht seine „Überwindung".

Digitized by Google

Ihren Höhepunkt erreichte die neukantianische Kritik in Max Adlers „Marxistischen Problemen". Sie überwindet hier spielend all diejenigen Unteroffiziersnaturen im Marxismus, die ihn vergröberten, ihn verflachten. Sie rettet die wesentlichen Errungenschaften des großen Denkers, indem sie ihn vor Verzerrung durch seine Anhängerschaft bewahrt. So kommt es zu einer an Kant geschulten liebevoll genauen Interpretation des Hauptstücks der Marxschen Betrachtungsweise, des „historischen Materialismus".

Dieser hat wenig zu tun mit „Materialismus" im Sinn von Büchner („Kraft und Stoff") und sonstigen Anhängern einer vermessenen Alleserklärung, einer irreligiösen Überschätzung naturwissenschaftlichen Erledigens der Welträtsel, einer Weginterpretierung der „Seele" oder des „Geistes"; trotz des literarhistorischen Zusammenhangs zwischen Marx und den französischen Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts. Historischer Materialismus soll zwar Ergänzung und Vollendung jenes älteren, nur naturwissenschaftlichen Materialismus sein. Doch er ist es nur, indem er erstens auch die Gesellschaftsentwicklung naturwissenschaftlich betrachtet und zweitens bloßlegt, wie auch unser Denken, Fühlen und Wollen, oder, mit einem Wort: unsere Kultur durch wirtschaftliche Untergründe bedingt ist. Das ist teils im Sinn des Interessenstandpunktes oder Klassendenkens jenes unbewußt die Masse der Menschen so oft beherrschenden Denktypus gemeint, teils aber im Sinn eines viel tieferen Zusammenhangs zwischen dem, was als Existenzbasis sich technisch-ökonomisch unter uns umwälzt, und dem, was wir selber infolgedessen an geistigen Umwälzungen verspüren und zwischen uns auszufechten haben.

Wir kommen hier an Marxens größte, an seine unvergängliche Leistung, an sein geniales Führertum heran. Denn ein solches steckt — für die Geistesgeschichte — im „historischen Materialismus".

Marx überwinden kann hier nur Marx vollenden, Marx vervollständigen und bis zu Ende denken heißen. Kritik ist hier Fortsetzung, Herausschälung des Kerns, Ablehnung flacher Schülerhaftigkeiten. Das leistet Max Adler. Er hat leider später (in seinem „Engels als Denker") der Gefahr der Einseitigkeit — als ob alles nur aus der Wirtschaft seinen Anstoß bekäme — wieder Vorschub geleistet. Er hat auch leider jetzt geleugnet, daß Marx und Engels selber (wie Woltmann in seinem „historischen Materialismus" an Belegstellen gezeigt hat) später die erste jugendliche Einseitigkeit der neuen Entdeckung ergänzt und gemäßigt haben. Er behält das Verdienst, den Marxismus hier so

Digitized by Google

einwandfrei als möglich gemacht, ja ihn wörtlich und dem Geiste nach so günstig als möglich interpretiert zu haben.

Der beste Interpret ist jedoch Marx selbst. Was Simmel später betont: daß der historische Materialismus ein „heuristisches Prinzip" sei, das man anwenden müsse, um zu sehen, wie weit es führt — das hat Marx selbst schon mit dem deutschen Wort Leitfaden ausgesprochen, durch das er angibt, wie er selber sein neues Prinzip angewendet habe und angewendet zu sehen wünsche. Ein Leitfaden führt uns hinaus aus einem Labyrinth (wie in dem klassischen Mythus vom Ariadnefaden); wo wir nicht weiter können, sehen wir, ob er uns zum Ausweg geleitet. Er ist aber nicht dazu da, um nun alles nur aus einer Wurzel erklärbar erscheinen zu lassen. Wir folgen Marx selber, wenn wir sein neues Erklärungsprinzip ausprobieren (und es ist fruchtbar genug), nicht aber es überspannen, bis es zerreißt.

Ich selber hatte im fernen Osten Gelegenheit, solchen Gebrauch davon zu machen. In Peking dachten die Einheimischn wie die Fremden, als wir während der chinesischen Revolution 1911 dort waren, noch kaisertreu; in Schanghai und Honkong dagegen gleichfalls alle miteinander revolutionär. Peking liegt im Innern, vom Weltverkehr entfernt; Schanghai und Honkong liegen an den großen Strömen, durch die der Handel, der Tauschgeist, der das Individuum auf sich stellt, und so der Individualismus hereinströmt. Und ebenso konnte ich auf der Heimfahrt, mir Rechenschaft ablegend über das Geschaute, nicht umhin, neben der Besonderheit der ostasiatischen Religiosität, also des Geistes, auch die Wirtschaftsstufe zu Rate zu ziehen, die mir wieder ostasiatische Besonderheiten, vor allem den dort noch erhaltenen Patriarchalismus, erst ganz erklärte.

Ein Geist wie Max Weber, in die Kulturen der ganzen Welt eingetaucht, hat wieder die andere Seite betont. Seine „Religionssoziologie", vor allem sein klassisch gewordener Aufsatz über den Geist des Kapitalismus und die protestantische Ethik zeigt das Entstehen von wirtschaftlicher Einstellung — so die des „Kapitalismus" — unter der Einwirkung rein religiöser Gebundenheit. Max Weber „überwand" damit nicht den historischen Materialismus (das lag ihm fern, dafür stand er zu kongenial neben Marx), sondern er ergänzte die Einseitigkeit, in die seine Anhänger ihn zu stürzen stets in Gefahr sind.

Digitized by Google

Die Wirkung auf die Arbeiterklasse.

Die stärkste Kritik am Marxismus ist die Frage nach seiner Wirkung auf die Arbeiterklasse selbst. Marx war kein Pädagog. Seine Kinder liebten ihn, wie er sie liebte; doch erziehen war weniger seine Sache. So hat er auch — selbst wenig zuchtvoll — die Zucht und Selbstzucht nicht verbessert, ja die pädagogische Wirkung seiner Lehren wohl kaum überlegt. Zwar hat er, ungewollt autoritativ auftretend gegenüber seiner Anhängerschaft, zuweilen streng geprüft, sozusagen untersucht auf Herz und Nieren; auch hat eine Mannszucht, sowohl in der deutschen Sozialdemokratie wie erst recht im russischen Bolschewismus, durch den Marxismus ihre Auferstehung gefeiert. Der Klassenkampf ging bis zur Militarisierung. Doch Erziehung der Massen ist das noch nicht, geschweige denn Erziehung zur Fähigkeit einer Hingabe ans Gemeinwohl, wie der Aufbau der neuen Gesellschaft sie fordert.

Marx lehrte den Klassenkampf. Er übernahm den Begriff von den französischen Historikern um Saint-Simon. Sein Verdienst ist die unsagbar kühne und treue Anwendung dieser Methode auf das Proletariat.

Das Proletariat war nichts, es wurde alles — so kann man, die französische Revolution von 1789 variierend, von Marx sagen. So wie 1789 der dritte Stand nichts war und alles nicht nur werden sollte, sondern auch wurde, so hier — durch Marx — das Proletariat: es war der ohnmächtige Spielball der Launen des Schicksals, des Weltmarktes, der Bourgeoisie, der Börsenstimmung oder kurz: der Kapitalsinteressen; es sollte werden und wurde tatsächlich: eine seiner selbst bewußte neue Klasse, die ihr gemeinsames Schicksal fest in die Hand nahm, anstürmte gegen die alte, dem Proletariat keine Heimat bietende Gesellschaft, sich das Vaterland eroberte und sich dann zu ihm bekannte, die Welt nach seinem Bilde (zu einer Arbeitswelt, ohne Nichtstuer), umzugestalten sich berufen fühlte und sie auch mehr und mehr umzugestalten wußte, von der Entwicklung begünstigt, wenn auch dem Endziel fern. Das Proletariat war verunstaltet (und ist es noch, immer wieder) durch Schicksalsungunst und ihre Folgen für Leib und Seele; es bedurfte einer Weltanschauung, die dem „leidenden und träumenden" Proletariat entsprach. Dem entsprach die Marxsche. Es wurde, durch Marx selber, Kampftruppe; dem entsprach die Weltanschauung, die man später, unbewußt anknüpfend an Marxens Jugend, dem Proletariat empfahl. Das Proletariat war Opfer einer überlebten, für dieses Neue

Digitized by Google

keinen Raum bietenden Gesellschaftsordnung; Marx überlud es, doch beflügelte es auch mit der historischen Mission, eine neue freie harmonische Weltordnung zu gestalten. Es war nichts; es wurde alles.

Wie hat Marx mit all dem auf die Arbeiterklasse gewirkt?

Zweifellos als ein starker Sporn zu Idealismus; für viele war er ein Erwecker, ein Lebensretter, geistig gesehen.. Und doch ist damit die Sache nicht erledigt.

Die Kritik setzt gerade hier zu entscheidendem Angriff ein.

Schon lange hat ein erprobter treuer Anwalt der Arbeiterklasse wie Heinrich Heckner (seine „Arbeiterfrage" ist das gewissenhaft immer neu durchgearbeitete, umgestaltete und der Entwicklung angepaßte Lehrbuch dieses Gebiets) die Wirkung von Marx als ethisch verhängnisvoll empfunden; es ist nur die letzte Konsequenz, wenn er gegenüber der jüngsten Entwicklung der deutschen Arbeiterschaft und speziell der Gewerkschaftsbürokratie ins Lager der Arbeitgeber und vor allem: der Kritiker sowohl der Arbeiterschaft wie des Marxismus hinübertritt. Wie ist diese Wendung zu verstehen? Was bedeutet sie als Kritik des Marxismus?

Drei Punkte sind hier zu unterscheiden: 1) die Klassenkampflehre als solche, 2) das Marxsche „Kapital", 3) die Einwirkung von Marx auf die von ihm in zwar gehobener, doch noch durchaus nicht befreiter Lage zurückgelassene Arbeiterklasse.

Die Klassenkampflehre ist, neben dem historischen Materialismus, die Errungenschaft des Marxismus. Marx hatte als geniale Führernatur die Kühnheit, prophetisch zuzugreifen, als die Anfänge der Klasse noch ohnmächtig klein, noch zur Selbsthilfe unfähig, geschweige denn zur Selbstbefreiung ausreichend entwickelt waren. Er verwies sie gleichwohl auf sich selbst. Er hatte als Mensch das Recht dazu: denn er war so treu (alles dies gilt immer mit für Engels), daß er als Vorkämpfer tatsächlich sein ganzes Leben diesem Kampf hingab, zu dem er aufgerufen hatte.

Der Klassenkampf hatte Erfolg. Zunächst geistig: er bewahrte vor Utopistereien, Streiterei um Programmpunkte, Zersplitterung der Kräfte, und vor ethischem Gerede, Gefühlsseligkeit, überspannter Weltverbesserung. Er konzentrierte die Kräfte auf das Eine, „was not tat": in diesem Fall auf vor allem die elementarsten Erfordernisse eines gesetzlichen Arbeiterschutzes, eines Appells an Staat und Gemeinde, eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Arbeiter als Koalition, kurz alles dessen, was die Lage dieser ausgebeuteten, gequälten und

Digitized by Google

vernachlässigten Masse tunlichst rasch hob. In Deutschland und anderen Ländern, vor allem dem europäischen Kontinent, unter direktem Einfluß von Marx und Engels und draußen ohne solchen hat mehr und mehr der Gedanke der einfachen Arbeiterpartei und Arbeiterbewegung gezündet. Das ist Klassenkampf. Und überall ist Besserung der Lage errungen worden. Millionen von menschlichen Wesen werden heute hineingeboren in eine Welt, die nicht mehr reiner Kapitalismus, sondern ein durch die bewußte Gegenbewegung der anderen Klasse schon gemilderter, gezügelter ist, ja zugleich schon ein im Interesse jedes Ärmsten und jedes Kindes begonnener Sozialismus.

Doch der Preis, um den das errungen wurde, ist nicht nur eiserne Anspannung, sondern auch dauernde Verhärtung der Seele. Klassenkampf als Losung ist von derselben Wirkung wie die Proklamierung des wohlverstandenen Eigennutzes einst im Liberalismus: was bewußt gemacht, ja gepredigt wird, das wird nicht nur festgestellt, sondern anerkannt, das wird verstärkt.

So kam es erst jetzt zur kältesten Klassengesinnung und Klassenorganisation, ohne andere Milderung als die der sozialpolitischen Vermittlung. Die Roheit und Grausamkeit der kapitalistischen Urzeit (ich sah solche Anfänge erneut in Schanghai) ist zwar nicht zu überbieten. Doch ist die Organisierung einer modernen Volkswirtschaft wie der deutschen, in lauter Klassen- und Sonderinteressen gespalten, doch erst ein allermodernstes Produkt.

Und das Proletariat wurde zwar gestählt, doch auch gefährdet. Es drohte „Schaden zu nehmen an seiner Seele". Alles nicht rein Verstandesmäßige, so zeigte Sombart in seinem „Proletariat", war ohnehin durch seine Klassenlage in Frage gestellt. Als einzige Kultur, als einzige Forderung an den Einzelnen trat nun die Klassenkampfpflicht heran. Das war die neue — Religion.

Nicht gerade liebenswürdig, nicht gerade menschlich wurden die Züge eines generationenlang so „erzogenen" Geschlechtes. Es gibt Ausbrüche, die vor der Frucht dieser Erziehung schaudern lassen.

Was so auf den Höhepunkt getrieben worden ist, das ist der Geist der Tauschgesellschaft. Bewußt gemacht, in Reinkultur, als Massenkampfparole ausgegeben: Interessengegensatz und Interessendurchsetzung als einziges die Beziehungen zu den Mitmenschen, sofern sie einer anderen Klasse angehören, regelndes Prinzip. Eine Wiederholung der „Außenmoral", wie sie einst bei allen Stämmen und Nationen üblich

Digitized by Google

gewesen ist: die Morallosigkeit sozusagen, soweit nicht im Sinneninteresse anders verfügt ist.

Es ist nun grundfalsch, sich Marx selber — oder Engels — als das Urbild dieses Klassenkampftypus vorzustellen. Gewiß, Marx konnte hassen, aus ehrlicher leidenschaftlicher Empörung hassen und das Wort „Bourgeois" soll schon von ihm mit unnachahmlichem Haß hervorgezischt worden sein. Doch das war Außenseite. Die beiden großen Vorkämpfer waren die edelsten, selbstlosesten, reinsten Menschen. Sie schufen nicht Menschen nach ihrem Bilde, wenn sie jenen Klassenkampftypus züchteten. Und schufen sie so den Typus, den ihre Zukunftshoffnung nötig hatte, um erfüllbar zu sein?

Klassenlose Gesellschaft, jedem die Entfaltung seiner Anlagen gewährend, ja schließlich mehr und mehr eine Hingabe an die Gesamtheit, ohne nach genauer Abrechnung zu fragen: das ist bekanntlich das Endziel im kommunistischen Manifest und noch deutlicher in dem unsterblichen Brief, den Marx als Kritik zum Gothaer Einigungsprogramm gesandt hat.

Ist diese Haltung durch Klassenkampf jemals erzielbar?

Unsere jungen deutschen religiösen Sozialisten (Eduard Heymann, Pfarrer Mennike und andere) betonen das Gegenteil. Und die russische Revolution bestätigt es: die Erziehung zum Klassenkampf hat keineswegs, weder im Proletariat noch gar bei den Bauern, die Gesinnung erzeugt, wie der Kommunismus sie braucht. Der „kommunistische Samstag" (freiwillige Arbeit am freien Nachmittag) war ein verzweifelter Versuch, das nachzuholen, was fehlte. Der Versuch mißlang. Jeder lief seinem eigenen Vorteil nach. Der Zar ist weit, so hatte es geheißen; genau so weit entfernt war nun der Vorteil der Gesamtheit, ja noch viel weiter, da hier nicht naheliegende Furcht, sondern reine Hingabe allein das Motiv ist, auf das es ankommt.

So hat Marx das Proletariat nicht zu dem erzogen, was es braucht, um sich emanzipieren zu können. Denn dazu bedarf es des gemeinsamen Eigentums, statt des privaten des Arbeitgebers samt Gemeinwirtschaft im Sinn der gemeinsamen Sorge um das gemeinsame Eigentum und den gemeinsamen Vorteil; nicht nur der Klasse, sondern der Gesamtheit. Und der Klassenvorteil, der nur auf den Klassenkampf, gegen eine andere Klasse eingestellt ist, läßt sich psychologisch nicht umstellen auf das Gesamtinteresse. An diesem fehlt es.

Dasselbe hat sich in Deutschland gezeigt. Die durch die „Revolution" von 1918 (richtiger: unseren Zusammenbruch) politisch

Digitized by Google

befreite Masse wußte keinen Gebrauch zu machen von dieser Freiheit. Sie benutzte sie höchstens, um nicht zu arbeiten und mehr Lohn zu fordern. Die Revolution löste sich in eine Lohnbewegung auf, sie verlief im Geleise des Klassenkampfes. Ins Sozialistische ließ sie sich nicht hinüberschieben. Es klafft ein Unterschied zwischen Klassenkampf und Sozialismus. Zum einem ist man durch den Marxismus erzogen, zum anderen nicht.

Karl Marx hat nie gewußt, daß der Sozialismus andere Menschen erfordert als der Kapitalismus. Er hat sich um die Menschenqualität nur allzuwenig Sorge gemacht. Er sah die Entartung, die furchtbare Auswirkung des Kapitalismus, sah die Besserung durch Arbeiterschutz, sah voraus, daß der politische Sieg der Arbeiterklasse auch technologische Schulen, zwecks allseitiger Ausbildung, bringen würde; doch die Kernfrage ist von ihm nie gestellt worden: wie müssen die Menschen werden, um zu Gemeineigentum und Gemeinwirtschaft befähigt zu sein?

Statt dessen hatte er, und damit sei der zweite Punkt kurz berührt, in seinem „Kapital" die Entwicklung geschildert, die ganz von selber zum Sozialismus hintreibt: die Entfaltung des einfachen Tausches zu einem durch Geld und Kredit vermittelten, der Übergang zum Handel und von ihm zur kapitalistischen Produktion des modernen Unternehmers, die Ausbeutung des Lohnarbeiters durch ihn, die Entstehung und die Naturgesetze des Mehrwerts, die Abstoßung des Arbeiters durch das Kapital im Maße von dessen Akkumulation, die Konzentration der Betriebe und der Vermögen, die Tendenz zur Überproduktion und zu Krisen, zum Zusammenbruch des Kapitalismus, vor allem aber: die steigende Empörung der anschwellenden Masse proletarisierter, herumgestoßener, gequälter, ausgemergelter Existenzen, die schließlich die monopolistischen Usurpatoren all des neuen Reichtums enteignen, sobald sie die politische Gewalt dafür erobert haben. Also: die Entwicklung, die alles zur Reife bringt, und der politische Klassenkampf, um bereit zu sein, die Früchte zu pflücken, sobald sie gereift sind.

Marx hat als Dichter, als mitempfindender Mensch genial prophezeien können, was dann so kam und durch seine Agitation, sein großes packendes Gemälde, erst recht so kommen mußte: die wachsende Erbitterung dieser wachsenden Klasse. Das ist eingetroffen. Wie aber steht es mit dem, was sein „wissenschaftlicher Sozialismus" sonst noch prophezeit?

Digitized by Google

Marx war Dichter; das war seine Stärke. Mathematiker war er nicht; das war seine Schwäche. Oder seine unglückliche Liebe, so kann man sagen. Bortkiewicz, ein Mathematiker durch und durch, hat erwiesen, daß die Marxsche Theorie der sinkenden Profitrate und damit seine Zusammenbruchstheorie eine Folge von Rechenfehlern ist. Nicht minder mißlungen ist die Spekulation auf eine Entwickelungsgesetzmäßigkeit, die alle Bauern, wie alle Gewerbetreibenden proletarisiert. Die Bauern, so zeigte ich, machen keine Miene, zu verschwinden. Sie dehnen sich vielmehr auf Kosten des Großgrundbesitzes aus, nicht nur durch politische Maßnahmen, sondern auch in der Konkurrenz um den Boden, kraft einer ganz programmwidrigen Überlegenheit. Man mag diese erklären, wie man will, jedenfalls ist hier die Kritik im Rechte: das Verschwinden aller Mittelschichten ist Utopie. David hat in seinem großen Werk über Sozialismus und Landwirtschaft für das agrarische Gebiet das Nähere dargelegt, Bernstein im Ganzen die Phalanx der Kleinbetriebe aufgezeigt, die teils gar nicht, teils sehr langsam weichen. Die Hoffnung ist begraben, daß in absehbarer Zukunft, ja daß überhaupt die Armee der Klassenkämpfer überall das ganze Volk einheitlich umfassen werde, bis auf die leicht zu expropriierenden Expropriateure, die Stinnes und Krupp. Ja, ebenso irrig war die Hoffnung auf die „Verelendung" als Faktor des Sieges. Die Lage der Arbeiterklasse hat sich materiell in Ländern wie England und Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr verschlechtert, sondern gehoben. Daraus eine „Meliorationstheorie" zu machen, wie Goldscheid es tat, war zwar verfehlt; doch nur ebenso verkehrt, wie das entgegengesetzt lautende „Gesetz" der Verelendung im kommunistischen Manifest und auch, als „rudimentäres Organ" sozusagen mitgeschleppt, noch im „Kapital". Franz Oppenheimer hat Punkt für Punkt nachgewiesen, daß die Beweiskette, die da von Marx geboten zu werden scheint (in Wahrheit ist es wieder nur der Hegelsche als „notwendig" dargestellte Stoff, die historisch einmalige Entwicklung der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in England), Lücken aufweist. Das ist für uns keine Überraschung. Ist es doch nur die Folge jener Darstellungsweise, die Marx selber im Vorwort zum „Kapital" mit den Worten charakterisiert: „Allerdings muß sich die Darstellungsweise formell von der Forschungsweise unterscheiden. Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiednen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht,

Digitized by Google

kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wieder, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun". Diese von Hegel übernommene Darstellungsweise, die den Schein der Notwendigkeit, den Schein der Beweisführung oder der Ableitung aus Vernunftnotwendigkeit (a priori) vortäuscht, ist selbstverständlich als Beweis unhaltbar; daher leicht zu widerlegen, soweit nicht historische Tatsachen eben doch, als einmalige wenigstens, unwiderleglich verbleiben. Das letztere aber wechselt, vor allem soweit die Psyche mitspricht, von Nation zu Nation und außerdem periodisch. Den englischen Empörungszeiten (Maschinenzertrümmern und Brandstiftungen in der ersten Hälfte und revolutionäre Chartistenbewegung in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts) ist eine Gegenwart gefolgt, die zwar eine Labour Party erzeugte, aber den „revolutionären" Charakter der Bewegung doch selber treffend ironisierte durch den Titel ihrer Tageszeitung „Daily Citizen" (der tägliche Bürger — inzwischen in „Daily Herald" umgetauft) und durch die schwere Mühe das Interesse der Arbeiterschaft von Fußball und sonstigen Sportnachrichten auch ein wenig auf das „Endziel" zu konzentrieren. . . . Und dennoch: gerade seelisch ist die Marxsche Prognose, weil eben vorausempfunden von seiner Dichter- und Prophetennatur, am besten gelungen. Dieses eine ist, im „Kapital" neu hinzugekommen und tatsächlich aufrecht zu halten, als zweifellos bestehende Entwicklungstendenz anzuerkennen: die Verelendung in einem ganz anderen, in einem viel mehr geistigen Sinn, nämlich im Sinn der Mechanisierung, der Vereinseitigung, der Entgeistigung und Entseelung der Teilarbeiten, auf die unsere moderne Produktion den Arbeiter und die Seinen herabdrückt; die menschliche Degradation also, die ihm, ob er gut oder schlecht gezahlt sei, eine Verödung des Lebens aufzwingt, eine ständige Arbeitsqual, die nur zur materiellen Bereicherung einer anderen Klasse, nie zur seelischen Bereicherung der Arbeitenden selber hinführen kann.

Das ist der wahre Kern der Mehrwerts- und der Verelendungstheorie zweiter Fassung. Je mehr der Arbeiter arbeitet, um so reicher wird sein verhaßter Klassengegner. Und der Arbeiter wird in dieser Arbeit kein Mensch, sondern nur Maschine. Das Erste ist die soziale, das Zweite die Kulturkrise unserer Zeit. Und beides zusammen ist der Fluch der modernen Gesellschaft.

Diese Dinge sind von Marx mit Meisterhand aufgedeckt worden. Er fand in ihnen wirklich den Schlüssel zum Verständnis der modernen

Digitized by Google

Gesellschaft. Er fand aber keine Tür, die dieser Schlüssel hätte aufschließen können, um hinauszugelangen. Sein Schlüssel ist nur eine Theorie; keine Anleitung zu einer Praxis.

Und damit komme ich zum dritten Punkt: zu dem Zustand, in dem er die Arbeiterklasse hinterließ. Sie ist sich durch Marx ihrer Lage bewußt geworden. Sie hat durch ihn Siegeszuversicht, dann aber die furchtbarste Enttäuschung erfahren. Denn nichts, nichts ist eingetroffen, worauf sie, durch ihn erzogen, gehofft hat. Die „Gesetze" der Entwicklung sind widerlegt. Das Tatsachengerüst, das sie trug, war Wahrheit; aber eben nur Teilwahrheit, historisch einmalig gegeben, keine „Notwendigkeit", als welche nur Hegelsche Dialektik jene Tatsachen einer Zeit nun für immer und überall erscheinen lassen konnte. Das war ein Trugschluß, eine Illusion. Nun wartet die Anhängerschaft vergeblich. Nun rast oder verzweifelt sie, oder lebt so dahin, vom verheißenen Ziel des Sozialismus so entfernt wie nur je, ja nicht einmal befähigt für ihn, sondern ganz anders, nur für den Klassengegensatz, erzogen.

Und das rächt sich nun. Denn es gibt Wege, um sofort, ohne politischen Kampf, ohne notwendige Volksmehrheit, ohne Abwarten der allgemeinen Entwicklung, zur Verwirklichung sozialistischer Ideen schreiten zu können; man muß nur den nötigen Gemeinsinn besitzen. Das aber fehlt, wo man nur für den Klassenkampf gedrillt ist, genauer: wo dieser nicht als exstruktiver (aufbauender), sondern nur als destruktiver (zerstörender) geübt worden ist (eine Unterscheidung meines Schülers Reinhard Weber in seiner ausgezeichneten Schrift über Konsumgenossenschaften und Klassenkampf).

Nicht nur das Abstoßende, für religiöse Naturen Unerträgliche einer kalten Klassenkampflehre, nicht nur überlegene Konkurrenz von Bewegungen, die auf das Gesamtwohl eingestellt sind (die Bodenreformer zum Beispiel), nicht nur die Unmöglichkeit einer politischen Tätigkeit, also einer Parteibildung, unter Ausschluß des Gesamtinteresses, nicht nur all diese Selbstverständlichkeiten sind von Freund und Feind, besonders auch unter „nationaler" Verbrämung, den Klassenkämpfern entgegengehalten worden; sondern die wirklich praktisch arbeitenden und erfolgreichen Sozialisten erlebten, daß ihre Mühe zu scheitern drohte an eben jener, der Klassenkampferziehung entstammenden Unfähigkeit der Masse, ihre Gegenwarts- und Sonderinteressen einem großen Zukunfts- und Gesamtinteresse unterzuordnen. Die Genossenschaften, die Kommunen, die Staatsbetriebe, die Kassen

Digitized by Google

zur gegenseitigen Unterstützung, die Siedlungen, kurz: alles, was eine werdende Gemeinschaft ist, ein beginnender praktischer Sozialismus, bedarf und erzeugt allmählich in der Praxis selber einen Gemeingeist; bedarf und erzeugt, aber findet ihn nicht vor, ja wird gehindert, wo die so anders erzogene Masse auch in alles dies ihren Klassenkampfstandpunkt hereinträgt, stets nur nach dem eigenen Gegenwartsvorteile fragt, stets nur einen Klassengegner vor sich zu haben meint, auch wo schon ein Stück — allerdings auch ein Stück — Gemeinwirtschaft vorliegt.

Das ist die härteste Kritik am Marxismus: daß er hoffnungsvolle Anfänge eines wirklichen Sozialismus, neben ihm und trotz ihm begonnen, wieder zerstört, indem sein Geist unmöglich macht, was mit anders erzogenen Menschen gelingen könnte.

Das ist die Tragik des Marxismus. Er hat als theoretischer Sozialismus enttäuscht. Simkhowitch formuliert diese Enttäuschung im Titel seiner Schrift „Marxismus gegen Sozialismus". Man könnte so auch die praktische, aber rein negative Wirkung des Marxismus formulieren.

Eine tiefe Tragik. Die Tragik des Verstandesmenschentums, die Carlyle begonnen hat bewußt zu machen. Carlyle vollenden würde hier sein: zu zeigen, wie Marx und Engels zwar die neuen Helden waren, die Carlyle erhoffte, wie aber auch sie als Kinder der Verstandesepoche, der sie angehören, im Marxismus eine Gesinnung züchteten, der es an Vernunft zum Vernehmen der inneren Stimme, an Kultur, an Religion gebricht, um aufbauen zu können, was keine Entwicklung uns in den Schoß wirft, was überhaupt nicht ertheoretisiert, erträumt, politisch oder wirtschaftlich erkämpft oder abgewartet, sondern nur Stein um Stein zusammengefügt werden kann durch treue, der gemeinsamen Sache dienende Hände.

Digitized by Google

WESTDEUTSCHE REISE

von

OTTO FLAKE

8

Die Besichtigung der Kruppschen Wohlfahrtseinrichtungen begann mit der Sparkasse. Der Raum ist in einem alten Haus untergebracht und steht der Baracke näher als dem modernen Repräsentationsbau, der so oft ein Demonstrationsbau ist.

Ebenso einfach, wenn ich diesen Übergang wagen darf, vollzieht sich Buchung, Einzahlung, Abhebung; die Gutschrift erfolgt auf Wunsch als Abzug vom Lohn; das System ist jedenfalls weniger bureaukratisch und für das Publikum weniger zeitraubend als das städtischer Sparkassen; man arbeitet mit Registriermaschinen.

Hier und in den anderen, der Versorgung dienenden Kassen ist das ganze Kapital, das in die hohen Millionen ging, durch die Inflation aufgezehrt worden, man muß von vorn beginnen. Es wird mir gesagt, daß das bei dem Grundsatz, das Geld in Obligationen und mündelsicheren Papieren anzulegen, unvermeidlich war. Ich habe aber von Unternehmungen gehört, wo die Verwaltung so viel Geistesgegenwart und Initiative besaß, sich über die Bestimmungen hinwegzusetzen, früh genug Devisen zu kaufen und einen Teil des Vermögens zu retten. Ich fühle mich an meine Lieblingsthese erinnert, daß die Organisation, von einem gewissen, unbestimmbaren Punkt an, aus einem Hilfsmittel des Menschen Tyrann und Dämon wird, dem er hilflos zu Willen sein muß.

Wir fahren zur Leihbibliothek; es gibt eine zentrale und mehrere über die Kolonien verstreute Filialen. Der Eindruck ist: Liberalität und Hygiene; die Neuanschaffungen, zumal die auf dem Gebiet der ausländischen Zeitschriften, liegen darnieder, wie überall.

Das Auto führt uns durch die älteste Arbeiterhauskolonie. Die kahlen Bäume lassen die Düsterkeit der geschwärzten Backsteinfassaden unbarmherziger hervortreten als im Sommer. Es ist hier nicht gut wohnen; man hatte damals, in den siebziger Jahren, noch sehr rückständige Begriffe; ich werde gebeten, mein Urteil zu verschieben, bis ich die späteren Kolonien gesehen habe.

Wir halten vor dem Junggesellenhaus, in dem unverheiratete Arbeiter Kost und Wohnung finden. Die Küche ist verödet; es rentiert sich

Digitized by Google

nicht mehr, im Augenblick, das Essen selbst herzustellen; die Portionen werden in einer Wirtschaft geholt. Ich habe eine Abneigung gegen Massenkantinen und Massenspeisesäle; die reine Nützlichkeit unter Verzicht auf ein Übriges, das nicht Komfort zu sein braucht, aber doch Behaglichkeit und Freundlichkeit als Zugabe enthalten müßte, wirkt niederdrückend. Und ich lasse mir später von Arbeitern sagen, daß sie dieses Heim nicht gern benutzen; die Hausordnung, die Aufsicht durch den Verwalter ist lästig.

Die Einzelzimmer sind nur fiktiv; man denke sich Telephonkabinen, die oben offen sind, in einen Raum gestellt. Jede enthält ein Bett, einen Schrank, einen Tisch; alles spricht hier vom Minimum und vom Anstaltsgeist. Man würde heute großzügiger bauen, aber dieses Haus ist da und stammt auch noch aus einer früheren Zeit. In dem Maße, wie wir uns den neueren Anlagen nähern, wird der Eindruck imposant.

Wir durchfahren die Alfredshöhe; es gibt Einzelhäuser und architektonische Zusammenfassungen. Es wäre ungerecht, nicht respektvoll anzuerkennen, daß hier Arbeiter so komfortabel wohnen wie in guten Teilen von Charlottenburg Leute des gebildeten Mittelstandes. Die Mieten sind zu nieder, um die Renovierungen zu bestreiten; heute sind alle diese Unternehmungen Zuschußbetriebe geworden.

Folgt die Mathildenhöhe, mit Kruppschem Geld gegründet, aber nicht nur für Angehörige des Werkes bestimmt. Es ist die einheitliche Anlage eines künstlerischen Architekten; ein gewisser Humor macht sich bemerkbar. Man kann nicht besser wohnen als in diesen Einfamilienhäusern auf grünender Höhe; der häßliche Begriff Arbeiterkolonie ist durch den der Villenstadt ersetzt.

Von hier machen wir eine lange Fahrt zu der schönsten Alte-Leute-Kolonie, die man sich denken kann. Hier verbringen die Witwen, Witwer und greisen Paare, deren Kinder eigene Haushalte gegründet haben, ihren Lebensabend in einstöckigen Häuschen, die sich im Geviert um die Blumenbeete der Innenanlagen ziehen.

Zuletzt besichtige ich die Genesungsanstalten und die Geburtsklinik, die modernsten und großzügigsten Stiftungen. In der Klinik ist eine sehenswerte Taufkapelle, eine Rundhalle mit schönem Mosaikschmuck, und was die Wöchnerinnenzimmer und die allgemeinen Räume betrifft, so müßten sie jeder Frau aus jedem Stand zusagen. Aber sie werden heute nicht so ausgenutzt wie früher; die Ver-

Digitized by Google

armung zwingt die Familien, die Hebamme nach Hause kommen zu lassen, obwohl die Sätze nieder sind.

9

Ich habe an diesem Tag einen Blick auf die Entwicklung geworfen, die eine gemeinnützige Idee innerhalb fünfzig Jahren genommen hat; es ist eine Entwicklung vom Kargzugemessenen und Nüchternen zum Grundsatz, daß auch für den Angestellten das Beste angebracht sei. Gewiß ein guter Grundsatz. Da ich lobe, sagt man mir: „Ja, nicht wahr, wir sind besser, als die Demagogen zugeben." Dabei habe ich vieles andere, Kasinos, Turnhallen, Küchen, Krankenhäuser, Zahnkliniken, Konsumanstalten nicht einmal gesehen.

Was ist ein Demagoge? Einer, der dafür sorgt, daß unter einer Schar Arbeitnehmer, die sich eines relativ günstigen Lebens erfreut, die grundsätzliche Forderung nicht einschläft. Vom Schreibtisch, vom Café, vom bürgerlichen Leben her kennt man ihn als den sogenannten Ideologen und spricht mißachtend von seinen Radikalismus, der „nur eine Kleinigkeit vergißt", die Durchführbarkeit der extremen Idee. Aber diese Ironie der Leute der Praxis ist unangebracht. Es gibt keine (bestehende, gewordene) Wirklichkeit, die man nicht, wenn die geführte Masse mit den Führern durchhält, in den Abgrund stoßen könnte, Rußland hat es bewiesen.

Der Demagoge ist also keineswegs nur ein Narr; er ist, ganz neutral gewertet, der — vermutlich unsympathische — Hüter der Idee. Er ist der Logiker an sich, nämlich der, der das Ziel aus dem Unendlichen, wo es als Idee thront, ins Endliche, die nahe Zukunft herüberzieht. Er ist Materialist, Positivist, Realist und paßt so in eine Zeit, die dazu zurückkehrte, die Machtfrage zu stellen. Der Sozialismus heißt als Idee Gerechtigkeit, als Verwirklichung Diktatur. Ideologisch ist der Demagoge nur als Literat; aber handelnd ist er vital, und seine Aufgabe findet er darin, den vom dritten Reich träumenden Arbeiter Willen und Glauben an die Nähe des Zieles einzuflößen, also auf diese Weise den Sozialismus zu vitalisieren. Positiv gesehn ist unsere Zeit der Anlauf zur Revitalisierung der Menschen.

Mag sein, daß diese Reflexionen den Leser langweilen; aber sie langweilen mich nicht. Denn welchen Sinn hat eine Reise wie die meine, wenn ich nicht versuchte, eine Analyse, und das ist immer eine Ordnung der überhaupt möglichen Reaktionen auf vorgefundene

Digitized by Google

Zustände zu liefern. Die Unternehmer oder ihre Vertreter geben mir zu verstehen, daß es eine Tragik bedeutet, mit Undank belohnt zu werden; der einzelne Arbeiter leugnet nicht, daß er es in seinem Betrieb besser als mancher andere gefunden hat, erklärt aber, daß die grundsätzliche Kluft zwischen ihm und dem Unternehmer nicht geschlossen werden darf.

Ich merkte bald, daß dieser Gegensatz zwischen annähernder Zufriedenheit und den Forderungen des Esprit de corps bei ihm ein Gefühl der Unsicherheit erzeugt. Aus solcher Unsicherheit gibt es nur zwei Auswege: den persönlichen, also egoistischen Friedensschluß mit dem eigenen Schicksal, oder die Flucht in die radikale Maxime, daß der Dualismus zwischen Unternehmer und Arbeiter völlig abzuschaffen sei: das Extrem liefert wieder Logik und Klarheit.

Warum nun nicht Frieden mit dem Erreichten schließen, wenn dieses ein erträgliches Leben ermöglicht? Ja, warum nicht? Das Werk Fords ist auf diesem Gedanken aufgebaut; sorge *jeder* für sich, möge *jeder* arbeiten, dann bringt er mit der Fabrik auch sich voran. Nicht schlecht; im privaten Leben handeln alle so, und der gesunde Verstand sagt, daß man damit weiter kommt als mit dem theoretischen Maximalismus. Indessen, man betrachte die Fordsche Lehre genau; sie erlegt nicht nur dem Arbeitnehmer Pflichten auf, sondern auch dem Unternehmer. Nicht bloß beteiligt sie jenen am Gewinn; sie ist noch mehr: eine Verabredung zum Zusammenschluß; ihr Geist ist kooperativ, also wirklich sozial.

Und da wird der Unterschied zum europäischen Unternehmer sichtbar. Von ein paar Ausnahmen abgesehen, arbeitet bei uns der Fabrikant oder die Aktiengesellschaft für die eigene Tasche, beutet aus. Die Merkmale der Ausbeutung sind am ehesten moralisch zu erfassen, nicht zahlenmäßig. Bei Ford wirkt noch ein Rest biblischer Einstellung; „Herr" und Arbeiter vereinigen sich zum gemeinsamen „Dienst"; bei uns steht das Wort Herr ohne die Gänsefüßchen da. Der „eminent praktische" Amerikanismus Fords und die nicht lang mit Worten streitende Menschenvernunft, die vielmehr sozusagen in die Hände spuckt und anfaßt, sind gut ausbalanzierte Denksysteme religiöser oder philosophischer Färbung, man muß das nur fühlen können.

10

Man fragt oft, wie es anzustellen wäre, um unseren stubenblassen Sozialismus zu einer „Weltanschauung" zu machen. Ich würde auf

Digitized by Google

diese Frage folgende Antwort geben: der Sozialismus, wofern er seinen Namen verdienen will, kann so lange nur extremistisch-bolschewistisch sein, als der Unternehmer nicht im erwähnten amerikanischen Sinn zur praktischen Kameraderie mit den Arbeitern, lies: mit Leuten übergeht, die sich bereit erklären, mit ihm im kleineren, gewissermaßen mikrokosmischen Kreis die Aufgabe zu lösen, die darin besteht, durch Arbeit Unterhalt und langsam steigernd Gewinn, Anteil, Befriedigung zu gewähren. Der Unternehmer im europäischen Sinn ist, auch wenn er Wohlfahrtseinrichtungen schafft, der natürliche Gegner, dem der Arbeiter die Schuld an der Fron zuschieben wird.

In Wahrheit ist die Fron ein Gesetz, wenn man will, der Dämon über *allen* Menschen. Also müßte man von dieser Gemeinsamkeit ausgehen und durch eine Auffassung, die ohne Sentimentalität doch leise das brüderliche Schicksal betont, den Fluch der Fron zu beseitigen suchen. Das Heil liegt nicht in den Theorien und großen Ideen, es liegt im wirklich Praktischen, dem Blick auf das Nächstliegende. Das Ziel ist weniger das Glück, als die *Entspannung* des Interessengegensatzes und seines Hasses. Man sieht, bei wem nach meiner Auffassung die größere Initiative liegen müßte: beim Unternehmer, für den ich nunmehr die geborene Führerpersönlichkeit, noch kürzer die Persönlichkeit sagen kann.

Bei uns benützt einer seine glücklichen Gaben als Organisator und Mann mit dem guten Blick dazu, sich persönlich heraufzubringen, Karriere zu machen, kurzum Generaldirektor zu werden, der nur an eins glaubt, die Schlauheit, die Gerissenheit, die Machtgier und alles, was im Grunde schlecht ist, schlecht bleibt. Gerechter Gott, was für Typen trifft man unter dieser Klasse der Wirtschaftsführer, welche Militaristen, welche Verächter des Menschlichen. Vielleicht gibt man mir zu, daß meine Forderung des Menschlichen beim Unternehmer nicht pathetisch, nicht überspannt ist, sondern auf den Punkt zurückgeht, wo der persönliche Nutzen mit dem Vernünftigen noch zusammenfällt.

Ich verlange nicht Einführung religiöser und philosophischer Motive, sondern im Gegenteil ihre Ausscheidung, soweit sie fremdkörperhaft aufgepfropft werden sollen. Aber was ich verlange, ist ein neugeborener (züchtbarer und überlieferungsfähiger) Instinkt für die Vernunft des Menschlichen. Damit tritt das soziale Problem auf das Gebiet über, wo sich alle Probleme entscheiden: das Gebiet

Digitized by Google

der Charakter- und Seelenbildung. Ich begnüge mich, meine schmerzlichste These zu erwähnen, betreffend die Unzulänglichkeit des Menschen, der heute in Deutschland lebt, dieses verkrampften oder schnoddrigen Menschen, der keine einfachen und guten Tendenzen mehr im Blut trägt – Anhänger der Machtphilosophie oder schlechthin Aktivist und wenn nicht brutal, so doch brut im Sinne des französischen Wortes.

Ich vermesse mich nicht, billige Anweisungen zur Lösung des sozialen Problemes zu geben. Ich zeige nur auf der einen Seite, wie ein erträglicher Ausgleich (mehr ist nie zu erreichen) möglich wäre, wenn der Mächtigere einen – so bescheidenen – Rest jener religiösen Auffassung besäße, die noch mehr vom gemeinsamen Schicksal als vom gemeinsamen Interesse ausginge; und ich billige, solange dieser Zustand nicht erreicht ist, daß der Schwächere sich als Macht organisiert, den Kampf um die Macht führt; ich billige es nicht nur, ich stehe mit Gefühl und Einsicht auf seiner Seite.

II

Hunderttausende lesen heute bei uns die Erinnerungen Fords; die meisten wohl mit der romanhaften Spannung, die von der Darstellung eines Aufstieges ausgeht. Der wertvolle Kern dieses Buches steckt aber in den paar Sätzen, wo er von der Selbsthilfe spricht, diesem Entschluß, mutig und innerlich jung vom Platz aus, an den man sich gestellt sieht, das Leben anzufassen. Ich sagte schon, daß das nur der Keim eines Keimes ist. Damit diesem Keim ein „Weltbild" entwächst, dazu wäre das nötig, was Ford aus Abneigung gegen Dogmen verwirft, der Einbau einiger religiöser Gerüstträger.

Es ist deutsch, die Rettung von noch nie dagewesenen Ideen zu erwarten; zu einem brauchbaren Weltbild können aber nur ganz einfache Gedanken verwandt werden, und die „Religiosität" muß dem primitiv denkenden Arbeitnehmer ohne weiteres einleuchten. Für einen solchen konstruktiven Balken würde ich die Idee der Fron halten: es gibt kein Glück, es gibt keine absolute Lösung des sozialen Problems; der eine muß mehr arbeiten, der andere mehr führen, und alles, was man hier erreichen kann, ist ein System, das die natürliche Auslese der zum Aufstieg Befähigten ermöglicht – das die vernünftige Selbstregulierung ermöglicht.

Es ergeben sich so zwei Grundideen: daß immer ein schmerzlicher Rest bleibt, und daß die demokratische Erleichterung des Aufstiegs

Digitized by Google

die schlimmsten Wunden heilt. Ich spreche also von einer irrationalen und einer demokratischen Lebensstimmung, einem Ist und einem Soll, einer Gegebenheit und einer Zielrichtung (auf das „Aristokratische" hin; das und nur das ist ja Demokratie). Daher: die Gleichheit ist keine reale, sondern eine regulative Idee.

Es gibt die Ungleichheit der Menschen, aber sie ist nicht gottgewollt, sondern historisch, kausal bedingt. Es gibt eine Hierarchie der Individualitäten, ein Stufenreich; die Stufe, auf der man steht, damit muß man sich zunächst abfinden, indem man von ihr aus zu marschieren beginnt. Der Ausgangspunkt ist zunächst Fatum, „Schuld" der Väter, aber man darf auch von einer guten Schuld sprechen; auf einer höheren Stufe geboren werden, ist nicht nur Zufall, es ist bereits heilig gefärbt.

Die Fron, die nur zum Existenzminimum verhilft, hat einen hierarchischen Sinn, von unten nach oben bauen sich Leben und Ordnung auf. Der Kastengedanke ist, wenn er einen erreichten Zustand zum Vorteil der Machthaber absolut starr, dauernd machen will, entsetzlich; aber sein Kern birgt die tiefste Wahrheit und Erkenntnis: daß über dem Glücksprinzip das übermenschliche Gesetz der Natur steht, die den Einzelnen zu einem Baustein degradiert, die nicht mit dem Augenblick, sondern der Generation rechnet.

12

Ich höre, daß Hugo Stinnes krank ist; wir sprechen über ihn. Man lobt sein spartanisches Leben. Ohne den Wert dieses Charakterzuges herabsetzen zu wollen, bin ich der Meinung, daß ohne ihn die Existenz einer solchen Figur gar nicht möglich wäre. Ein Napoleon findet noch Zeit, einen Hofstaat einzurichten und sogar hier und da in ein paar Friedenswochen Gelegenheit, diesen Rahmen auszufüllen; aber auch dann bleibt er im Grund Cäsar mit dem Feldbett, der den Luxus nur für die anderen, die Familie, die Parteigänger, das Gefolge schafft. Wer sein Königreich selbst erobert und noch immer ausdehnt, kann nicht anders als spartanisch leben, im tiefsten Wesen einsamer Abenteurer und Außenseiter der Gesellschaft.

Allerdings muß man bei den Industriecondottieri schon kräftig nachhelfen, um zu diesen psychologischen Einsichten zu gelangen; sie sind, an den Eroberern gemessen, die großartige Materialisationen, echte Symbole einer Idee darstellen, unausgeprägt, und statt wie jene vom Pathos des eigenen Schicksals ausgefüllt zu sein, wünschen sie

Digitized by Google

nur als nüchterne Arbeiter zu gelten, weil sie selber fühlen, daß es Wertunterschiede im Willen zur Macht gibt und es ihnen an Persönlichkeit, Individualität, Phantasie fehlt — Geld ist nicht heroisch, Wirtschaftsimperialismus ein unanschaulicher Begriff, der imponiert, ohne hinzureißen. Die Spinne sitzt zwar auch hier im Netz, aber das Netz ist primärer als das Raubtier, und wenn dieses eines Tages verschwindet, bleibt jenes, es sind hundert andere Spinnen da, die den leeren Platz ausfüllen, und man empfindet doch recht deutlich, daß das Persönliche Nebensache, das Ungefähre, der Typus wichtiger ist. Auch hier also endet mein Überlegen wieder mit der Erkenntnis der Hierarchie, der Wertskala.

Anders gesagt, diese Könige der Industrie sind zu sehr Sklaven des Dämons, dem sie dienen. Sie müssen aufarbeiten, der Betrieb läßt sie nicht aus den Klauen. Sturz, Schafott, Tod, der Felsen von Sankt Helena sind der Preis, den die echten Könige zahlen; diese hier zahlen mit Sorgen, Konkursen, Zinsverlusten, Konkurrenz, es ist nicht dasselbe. Ich habe Gelegenheit, die kleineren Götter des Olymps zu studieren, in dem Vulkan Zeus ist und nicht nur die Musen, sondern alle Göttinnen fehlen. Der kleinere Gott ist Beamter, welche Macht er auch habe, und heute, wo er schon etwa der fünften Generation seit Errichtung der Industrieära angehört, läßt sich studieren, welches Ergebnis der exzessive Dienst im Geist der Aktiengesellschaft auf die Generationen hat.

Man darf wohl auch da nicht verallgemeinern; die einzelnen Rassen unterscheiden sich sehr. Den Romanen stützt der Instinkt der Tradition: in ihn ist, noch aus den Zeiten des Katholizismus, ein Wertesystem eingebaut. Den Engländer stützt seine Nüchternheit, die soviel mehr als Nützlichkeitsverehrung, nämlich eine glückliche Distanz und überlegene Haltung ist; und den Amerikaner stützt seine Jugendlichkeit, diese Fähigkeit, mit der Mechanisierung Schritt zu halten und eine zwar nicht überwältigende, aber ausreichende Persönlichkeit zu behaupten. Bei uns formt der Geist der Wirtschaft die Seelen stärker; wie einer vom vielen Lesen kurzsichtig, so wird hier die innere Physis einseitig.

13

Der beste Typus, den ich traf, ist jener, der vom altpreußischen Pflichtbegriff herkommt. Er dient mit hohen Geisteskräften; er bringt, nach neun-, zehnstündiger Arbeit im Bureau das Aktenbündel ins Heim mit, das ihn noch einmal zwei, drei Stunden am Abend beschäftigen

Digitized by Google

wird. Er opfert die Nächte, um nach Berlin oder ins Ausland zu fahren.

Er ist, im Grunde, kaum je zu Hause, in der privaten Sphäre; er hat keine Zeit, zu lesen, er überläßt (durchgeführte Spezialisierung) das Geistige und Kulturelle den Fachleuten. Da er Deutscher ist, wird er übermännlich, sein Instinkt für die anderen Regulative, Bedürfnisse, Reize verkümmert. Er ist rassig, ja, aber nur Halbblut, zu dessen Merkmalen gehört, daß es sich als Massenprodukt züchten läßt. Er wird Mitschuldiger an der Niveausenkung, die das beunruhigendste Phänomen des deutschen Lebens geworden ist.

Er glaubt an das Primat der Wirtschaft, wie Rathenau, und versteht nicht mehr, daß schon die Politik eine Sphäre der Imponderabilien, der delikaten Nerven, der Menschenkenntnis, der sublimierten und sozusagen angewandten Erotik, nämlich des Abmessens und der produktiven Taktik ist. Wehe dem Volk, das keinen höheren Begriff mehr erzeugt als die Treue, die Gewissenhaftigkeit, die Arbeitslust des Beamten.

Diese Einsicht drängt sich mir schon auf angesichts der besten Typen dieser Wirtschaftsverwalter. So oft ich die gröberen, plumperen traf, die nur Befehlen und Parieren, nur die Macht und die Zahl kennen, verschloß ich mich, wie man tut, wenn jeder Versuch der Auseinandersetzung als erkannt wird. Ich kann versichern, daß diese Haltung meine gewöhnliche in Deutschland ist.

14

Ein Sonntagmorgen war freundlich, die Sonne des Vorfrühlings lockte hinaus. Wir betreten den Kruppwald, der sich an den Park der Villa Hügel anschließt, und dann den Park selbst. Die Villa steht mit ihrem Oberbau und dessen flachem Glasdach wie eine Akropolis da, um sie die Gästehäuser, Stallungen, Wirtschaftsgebäude, in denen allen die Franzosen sitzen, mit Weib und Kind. Ich begreife die Einquartierung, aber nicht diese private Einnistung.

Wir wenden uns den Treibhäusern zu, die sich zum Teil den Hügel hinauf terrassieren. Man zeigt mir einige Sehenswürdigkeiten, Orchideen, Amaryllis, Nepenthes; die nützliche Gartenzucht wiegt vor.

Während wir zur Ruhr hinuntersteigen, dann ihrem Lauf bis zu dem Städtchen folgen, das mit der Brücke, die unmittelbar in die Gassen führt, und der Gasthausveranda sehr rheinisch oder moselanisch wirkt, sprechen wir über den Begriff der produktiven Arbeit. Mein Begleiter

Digitized by Google

versteht darunter präzis und ausschließlich diejenige, die der Steigerung des Exportes, also dem Zufluß ausländischer Zahlungsmittel dient; der Rest ist Umsatz, Wechsel des Geldes unter den Mitgliedern des Inlandsstaates.

Diese Wertung erklärt sich aus der Not des Augenblicks, wo nur Exportieren die Zahlungen an die Gläubiger ermöglicht. Ich merke aber, daß mein Begleiter Lust hat, jene Wertung zur absoluten zu machen: sie verrät das sogenannte reinwirtschaftliche Denken, und in ihrer Konsequenz besagt sie, zu mir gewendet: Deine Existenz als Schriftsteller ist unproduktiv, Luxus; zugegeben, daß eine große Nation auch andere Sphären als die der Arbeit im striktesten Sinne bebauen darf oder soll, so — nun so ist eben deine Existenz Luxus.

Ich gebe zurück, daß unter diesem Gesichtspunkt der größere Teil der Nation unproduktiv sei, der Gelehrte, der Gastwirt, der Kellner, der Bäcker, denn sie alle mehren nicht den Devisenbestand. Ich sage auch, daß erstens ich eine Unterbewertung meiner Existenz nicht anerkenne, solange ich mich durchbringe, und zweitens daß ich ebensogut einen wirtschaftlichen Faktor darstelle, wie jeder, der durch sein Dasein anderen Brot und Verdienst gibt (in meinem Fall Setzern, Papierlieferanten, Bindern, Buchhändlern, es kämen da ansehnliche Beträge heraus und sechs- bis zehnfach größere, als in meine eigene Tasche fließen); aber ich fühle, worum es meinem Diskussionspartner in Wirklichkeit zu tun ist: um eine Betrachtungsweise, die sich automatisch mit der exzessiven Industriealisierung einstellt.

Die geistige Atmosphäre in den Industrieländern ist wie das Blut eines Fiebernden spezifisch gesättigt. Diese Sättigung erscheint denen, in deren Organismus sie sich vollzogen hat, als realste und gesundeste Identität mit der Gegebenheit ihres Lebens; sie erscheint mir als Überlastung, Gefahr, Entartung des Natürlichen und Menschlichen. In meinem System der Hierarchie der Menschen gibt es keinen Zweifel, daß die Existenz von Individuen, die die Kraft haben, über der Sphäre der Fron zu wohnen, nicht Luxus, sondern Recht und Forderung ist.

Es ist das der Punkt, wo ich Gefahr laufe, für überheblich, egoistisch und antisozial zu gelten. Es ist aber der Punkt, wo der unlösbare Rest der logischen Verarbeitung des Lebens, wo das Irrationale sichtbar wird. Wer seiner Natur nach nicht weitersieht, für den gibt es nur eine Grundforderung: sich und allenfalls noch, weil das in einem hingeht, die Gesellschaft und die Nation durchbringen, für die

Digitized by Google

Notdurft sorgen. Daneben gibt es jedoch noch eine Grundforderung (immer stößt das gute Denken auf eine Polarität): sich in diesem kurzen Leben vollenden.

Man liest das jetzt öfter; aber es ist, als Symptom für die tiefste Wahrheit, ein gutes Zeichen. Man muß sich aus der Materialität herausheben — nicht indem man sie verkennt, sondern indem man sie benennt; benennen heißt ordnen, und Ordnen heißt Rang anweisen, endlich wieder eine Stufenfolge der Werte errichten. Über dem Fronen gibt es eine Erkenntnis des Wesens der Fron: eine Anerkennung dieser Zwangstatsache *und* ein — religiöser — Widerstand gegen sie, der sich praktisch als der Trieb äußert, nicht in ihr aufzugehn, über dieser Sphäre der Abhängigkeit eine Sphäre der Freiheit zu öffnen.

Wenn auch alle Realisten und Aktivisten es für Ketzerei halten: diese Sphäre ist nur durch Verlegung der Energie von außen, wo die Tat proklamiert wird, nach innen zu schaffen; Freiheit ist innerlich, sie ist persönlich; Selbstvollendung erreicht man nur denkend, fühlend, nur als Ergänzung dessen, worin heute alle aufgehn.

Meinem Partner ging es auf jenem Spaziergang im Grunde um die Konsequenz seiner Forderung, daß nur „produktive Arbeit" Wert hat: um die Überflüssigkeit des Künstlers, des Schriftstellers, des Menschen, der noch Zeit hat, noch souverän genug ist, zu erklären, es geht niemand etwas an, wie ich in diesem Zeitalter lebe, wenn ich imstand bin, mich materiell in ihm zu behaupten, und weiterhin sogar, wenn das nicht gelingt, einer aber die Kraft hat, sich als Bohemien durchzuschlagen, denn auch dazu gehört zum mindesten die Kraft der Selbständigkeit.

Ich behaupte also, daß in der Hierarchie der Werte die Selbstvollendung über der der Arbeitsfron steht, und in der Hierarchie der Menschen — ich drücke mich vorsichtig aus — der Künstler, der Denkende, der Religiöse die fast vergessene Idee des freien, des undumpfen, ja des schönen Lebens vor dem Untergang bewahrt. Das alles gesagt mit dem bitteren und demütigen Gefühl, daß damit das soziale Problem, diese brennendste Menschenangelegenheit, nicht gelöst wird, daß die Geister zweiten Ranges daraus die böse Proklamation des frischfröhlichen Individualismus ableiten.

Es gibt da nur einen Maßstab, den ein wundervolles Gleichnis der indischen Theosophen liefern könnte: die Zahl der Lotusblätter, die die Seele der einzelnen darstellen. Wer in der Sinnlichkeit des Beckens

Digitized by Google

wohnt, dessen Lotus hat nur vier Blätter, wenn ich mich recht erinnere; wer sich höher hinaufstuft, differenziert sich bis zu vielen tausend Blättern und seine Seele wird dem Sinnbild der großen Weltgottheit immer ähnlicher. Auch in diesem Gleichnis findet man den Gedanken der Hierarchie, der einmal die zulängliche Philosophie hochentwickelter Europäer liefern wird.

15

Am Sonntagnachmittag fahren wir über Land, um den Tee bei einem Seidenfabrikanten zu nehmen. Ich bitte diejenigen, denen die kapitalistischen Wörter Auto und Fabrikant nicht angenehm klingen, um Nachsicht dafür, daß ich sie oft benutze. Meine Lebensweise ist bei diesem Besuch einseitig, ich lebe nicht unter den Massen; man müßte sich sechs Monate in die verschiedensten Orte des Ruhrgebiet setzen, in den verschiedensten Quartieren wohnen, die verschiedensten Stände sprechen, an allem teilhaben, von den Versammlungen bis zu den Märkten, und alles wie ein naturalistischer Schriftsteller beschreiben, ich habe es sogar vor. Inzwischen glaube ich trotzdem nicht, daß mich der Umgang mit den Wohlhabenden einseitig macht; und auf ihn zu verzichten, habe ich keinen Anlaß; meine Überzeugung, daß die Bildungsprobleme neben den sozialen ihren Rang behaupten, hängt mit meinem Glauben an die hierarische Stufung zusammen.

Heute fahre ich also im Auto zu Fabrikanten. Ich werde mit Leuten bekannt, die beweisen, daß es doch möglich ist, außerhalb des Bureaus das Bureau zu vergessen, eine Privatsphäre zu haben, zu lesen und den Schreibtisch zu Hause mit anderen Dingen als Akten zu bedecken. Nachdem ich Bücherschränke gesehn habe, die der Stellung ihres Besitzers so wenig würdig waren, wie die Lektüre der Hausgenossen, sehe ich eine Bibliothek, die vom persönlichen Verhältnis zu Kulturdingen zeugt, mit neuen Zeitschriften, guten Bänden, Mappen; man legt keinen Wert auf rein arische Bücher.

Nach dem Tee fahren wir durch das bergische Hügelland, das überraschend schön ist, sehr gegliedert, mit vielen Wäldern, kommen an dem Haus vorüber, wo 1813 die französische Kontrolle begann, und unterziehn uns bald darauf, auf der Rückfahrt, der heutigen, es ist Zeit, sie wird abends für Autos geschlossen. Wie lange werden sie hier noch die lästigen Eindringlinge sein, die Franzosen? Bis die Reparation gesichert ist, darüber besteht kein Zweifel. Zum erstenmal bessern sich die Aussichten auf Regelung, das Gutachten der

Digitized by Google

Sachverständigen ist fällig. In demselben Augenblick bessern sich auch die Aussichten auf die Entspannung Europas, auf die Selbstzersetzung des Nationalismus und, was am notwendigsten ist, die Heraufkunft einer andern Garnitur von Staatsleuten.

In Berlin begrub man eben jenen unglücklichen Dreyer, der in der französischen Strafkolonie starb; aber da ist ja auch jener Reichsminister, der nicht den Mut hatte, einen Kranz mit den Farben der Republik niederzulegen. Und jener Reichsjustizminister ist da, für den es keine Beschädigung der deutschen Justiz gibt; ich schrieb gerade meinen Beitrag zu einer Sammlung von Gutachten über den Fall Fechenbach.

Zu Hause finde ich in einer Zeitschrift ein Bild aus Friedrichsruhe: junge Bismarckbündler ließen sich mit dem jungen Enkel des Fürsten, der für die Wahlen kandidiert, photographieren.

Diese zehn, fünfzehn Gesichter hatten eine Gemeinsamkeit, die tief erschreckte: eine dumpfe, finstere, starre, krampfhafte Verzerrung der Energie ins Wilde — ein Gegenstück zu jener Photographie Ludendorffs, der das Münchner Gericht nach dem Freispruch verläßt; die fettige Majestät, der Wille zum Imposanten, das Noch-einmal-Wilhelminische des Generals lösen nicht weniger ein Gefühl des Erschreckens und der Erkenntnis aus. Ich kann auf das Ruhrunglück nicht ausschließlich mit dem Gefühl reagieren, ich sehe auch die Selbstverschuldung und den Reichtum an Argumenten, die man dem Okkupanten besser liefert, als wenn er sie bestellt hätte.

16

Ein paar Tage später mache ich die letzte Autofahrt durch das Ruhrgebiet, um im unbesetzten Hagen den Frankfurter Zug zu erreichen. Es ist früh morgens und diese Fahrt ist noch einmal ein Querschnitt durch alles Graue, alles Freud- und Lieblose dieser Lebenssphäre. Das Auto überholt Lastwagen über Lastwagen, ich bin nervös und schließlich überzeugt, daß es ein Unglück geben wird.

Da, eine Frau am Straßenrand wirft die Arme in die Höhe, ich sehe noch eben, wie ihr Hund in das Auto rennt; er heult auf, es gibt noch lange Rucke in den Rädern, wer weiß was sich da um die Speichen gewickelt hat. Jedenfalls, eine Seele ist tot, und ich weihe ihr, aus lauter Heidentum, eine christliche Minute. Wenn der Mensch eine Seele hat, hat sie auch das Tier, es sei denn, daß man die Seele mit der Stufe beginnen lasse, wo man sich selbst zuschaut,

Digitized by Google

selbst gegenübersteht, selbst beobachtet — was aber gewiß nicht auf der plötzlichen Anwesenheit eines neuen Faktors, sondern auf einer Intensivierung des Bewußtwerdens beruhen und auf eine Hierarchie von Durchbruchsstufen verweisen würde.

Das alles geht mich mehr an, als die Statistik der Kohlenproduktion, und ich bin zufrieden, daß ein Bergrücken kommt, das Auto fährt durch Wälder hinauf und hinunter, und endlich ist wieder Natur da. Aber dann raucht es wieder links und rechts, unsagbar infam. Du glaubst der Hölle zu entfliehen und mußt sie doch durchmessen. Arbeiter oder Arbeitslose stehn an einem Tor und sehn uns finster nach, sie bauen die Autos, mit denen andere in die Freiheit fahren. Pflichtschuldig frage ich, wer die Fabrik dort vergrößern läßt. Stinnes hat sie gekauft, der große Kanitverstan. Man kennt die Pointe der Anekdote Hebels: der junge Fremde fragt ein letztes Mal, wessen Leichenwagen vorüberzieht, und erhält abermals die Antwort: Kanitverstan.

Ich kann mir, einige Wochen später, nicht versagen, den Korrekturbogen dieses Aufsatzes zu einer Einschiebung zu benutzen. Stinnes ist inzwischen gestorben, und eine Berliner Zeitschrift teilt mit, daß er seine Frau als Universalerbin einsetzte, seine Kinder auf ihr Pflichtteil verzichteten. Auf diese Weise zahlt der reichste Deutsche keinen Pfennig Erbschaftssteuer. Diese infame Möglichkeit fällt auf die deutschen Parteien zurück, die sie in die Gesetzgebung einschmuggelten, ja. Aber daß ein Mann, auf den alle Augen gerichtet sind, sie benutzt, das ist in meinen Augen tief verräterisch für den deutschen Mangel an jenem Pflichtgefühl des Unternehmers, das man — überseht doch das ja nicht — bei jedem der amerikanischen Magnaten findet, die noch alle ihr Geld der Allgemeinheit zurückgaben; mag man über den Wert von Stiftungen denken, wie man will — der religiöse Einschlag der Väter wirkt noch nach. Die Unnoblesse Wilhelms II. und diejenige Stinnes' sind ein Symptom für den heutigen Geist der Nation.

17

Wie wurde mir, als ich im Badischen bäurische Menschen Reben aufbinden sah. Auch das ist Arbeit, und es ist bessere, menschlichere Arbeit als in den Fabriken. Ich kann nicht leugnen, daß ich, ganz mich dem Zeitalter anpassend, doch den Widerstand gegen es zu verstärken beginne, aus Hygiene, um rund zu bleiben. Wenn man zu den Handelnden gehört, muß man hundert Prozent reaktionär oder

Digitized by Google

revolutionär sein; aber wenn man Erkenntnis sucht, mit fünfzig Prozent beider Triebe balanzieren. Es ist also dafür gesorgt, daß man nicht mehr romantisch wird. Auch der Rhein ist nicht mehr romantisch, er ist kanalisiert, und den Neckar sah ich in Zementufern laufen.

Im Speisewagen sitze ich mit einem grauen Herrn und seiner jungen Tochter zusammen. Er bewacht sie, wie Mütter tun, die wissen, daß jeder Mann ein Raubtier ist, suchend, wen es verschlinge. Der alte Herr hat Zeit seines Lebens befohlen, man sieht es ihm an, und ich sehe ihn auf dem Totenbett mit den scharfen Falten, die ein ungütiges Leben hervorbringt. Das Mädchen ist in jenen Ovalen komponiert, die vom Besten des Weiblichen sprechen, Wärme der Sinne und des Herzens. Sie ist sehr gut erzogen, fast unterschätzt man darüber den neugierigen Glanz ihrer braunen Augen.

Der Vater ist nur ein Bürger, auch einer jener Männer, die vor lauter Geschäften geringschätzig von dem denken lernten, was unzeitlich ist und bewirkt, daß mich Frauen stärker berühren, mehr interessieren als Männer. Aber wenn er auch nur Bürger ist, zeugte er doch eine Hüterin des Menschlichen, und diese Reflexion hat den tröstlichen Wert einer Erkenntnis: jeder Einzelne ist mehr als er sichtbar darstellt, eine beschränkte Mutter gibt die Seele weiter, ein nüchterner Vater die Rassigkeit, und alle sind überdeckter Boden, unter dem die Quelle strömt.

Der Zug nähert sich dem Rhein, drüben stehn die Vogesen. Ich fühle einen Schmerz, dort war ich zu Hause. Die Sozialisten haben sich beeilt, 1918 die Erklärung abzugeben, die Bebel 1870 verlangte. Sie haben zuviel getan, sie haben zum mindesten etwas Kompliziertes unstatthaft vereinfacht, nämlich das bedingungslose Recht Frankreichs auf das Elsaß anerkannt. Es war nur ein halbes Recht, die andere Hälfte gehörte Deutschland; und wenn man über die Form von 1870 streiten kann, so doch nicht über die Legitimität des deutschen Versuches, den entfremdeten Bruder wieder für sich zu gewinnen. Denn schließlich, wenn man schon die Moral bemüht: mit dem Raub, mit dem Unrecht begannen die Franzosen.

Ich gestehe, es tut wohl, die deutsche Grenze überschritten zu haben. Nicht, weil man das freudlose Leben der letzten Jahre mitmachte — das verbindet eher, sondern weil man Menschen entflieht, die sich hassen, zerreißen, den Beamten freiwillig als Wächter vors Haus setzen und ihre Lebenskraft in Erregung ohne entsprechende Intelligenz verzehren.

Digitized by Google

In den zwei Stunden, die der Zug für die Fahrt von Basel nach Zürich braucht, glätten sich merkbar meine Gesichtsmuskeln, entspannen sich meine Ideen, und ich bedaure alle, denen ein idiotisches Dekret die Tür ins Ausland fünf Minuten vor der Osterreise zuschlug. Wie besser wäre uns, wenn jeder der jungen Leute, die aus Begierde nach vitalen Ideen den Nationalisten zuströmen, zwölf Monate lang im Ausland studieren könnte, eingeordnet in den Alltag fremden Lebens. Gerade sie; der Arbeiter wird durch seine Beschäftigung mit den realen Dingen und den Geist seiner Organisationen vor den Exzessen der Weltbilder bewahrt.

18

Am Nachmittag bin ich in Zürich und gerate, als ich in die Bahnhofsstraße trete, in — den Fasching. Es ist der 7. April, der Tag des „Sechserläutens": die Zünfte, die Vereine, die Schützengilden ziehn kostümiert auf; Punkt sechs wird, unter dem Läuten der Glocken, die Figur des Winters auf einem Scheiterhaufen verbrannt. In meiner alten Pension sind die Saaltöchter davongerannt, der Portier wurde ausgeschickt, um sie zu holen; dem Portier wurde die Tochter der Inhaberin nachgeschickt, der Tochter folgte die Mutter, und sie alle kamen nicht zurück, wie in jenem Märchen.

Eine Nachbarin erbarmte sich des unbeaufsichtigten Hauses; sie macht mir einen Tee und leistet mir Gesellschaft; sie ist eine Nationalrätin. Und da ich ein Deutscher bin, glaubt sie, mich vom Kaiser unterhalten zu müssen. Ich sage ihr, daß ich einer der wenigen Deutschen bin, die Republikaner sind und sich wenig für den Mann in Holland interessieren; sie hört es wohl mit einigem Erstaunen.

Am Abend streifte ich durch die fröhlich feiernde Stadt. Die Fröhlichkeit nimmt manchmal, zumal dort wo das Landvolk jodelt, robuste Formen an; und doch, im Restaurant und im Café fällt mir auf, wie allverbindend, krampflos, überzeugt heiter diese Fröhlichkeit ist. Man muß in einem Land gelebt haben, es verlassen und wieder in es zurückkehren: dann versteht man sein Spezifisches. Hier ist dieses Spezifische wirkliche Demokratie, vor Jahrhunderten begründet, in Jahrhunderten gewachsen und heute in Instinkt, in Blut, in Ideen übergegangen.

In der Tat, ich merke, daß ich erst jetzt den innern Querschnitt durch die Schweiz ziehen kann. Es fehlen die Problemstellungen der großen Nationen, die so viele Gefahren bergen. Die großen Nationen spitzen sich zur Pyramide zu, die kleinen breiten ihre Grundfläche

Digitized by Google

aus. Man kann hier sehr deutlich fühlen, wie man der Züchtung des Führertypus ausbiegt, der Großzügigkeit der Lebensführung ausweicht, auf jene Haltung, Sprache, Form keinen Wert legt, die das Merkmal der obersten Schicht eines expansiven Volkes ist.

Ich erkundige mich nach der „Tochter", die damals Zimmermädchen in meinem Stock war. Sie starb an der Schwindsucht, und zwar am gleichen Tag, an dem ihr Bräutigam, ein Fliegeroffizier, abstürzte; man begrub sie zusammen, die halbe Armee folgte dem Begängnis.

Die Länder sind Individualitäten, so verschieden wie die Leute; die Demokratien sind historische Gebilde, jede anders als die andern. Das scheint die deutschen Argumente gegen die abstrakte Aufpfropfung der Demokratie zu rechtfertigen. Aber wenn ihr nur den Bürgerstolz, die Selbstverantwortung, die Mündigkeit der mißachteten Demokratie hättet. Denn diese Ziele wenigstens sind gemeinsame Pflicht, das Europäische, und an ihnen gemessen ist euer Mitteleuropa nur eine Provinz, von Beamten.

BEMERKUNGEN ZU „BERGE MEERE UND GIGANTEN"

von

ALFRED DÖBLIN

Nach meinem Roman „Wallenstein" war ich 1919/20 heftig politisch mitgenommen, hatte fortlaufend, auch schriftlich, Stellung genommen. Mit der „Linken Poot". Das war eine andere Stilart, Sprechweise; es war gut, sie besonders zu benennen. Kant war ja auch nicht Kant als Geographieprofessor, der er auch war. Dann plänkelte ich, es kam ein mittelalterliches Schauspiel („Die Nonnen"). Inzwischen hatte ich am Ostseestrand 1921 einige Steine gesehen, gewöhnliches Geröll, das mich rührte. Steine und Sand nahm ich mit nach Hause. Es bewegte sich etwas in mir, um mich.

Wie ich zu Kriegsende aus Elsaß-Lothringen den „Wallenstein" ohne Schlußkapitel nach Hause brachte, fühlte, suchte ich in mir herum, wie ich ihn enden sollte. Am besten, dachte ich manchmal, gar nicht. Dann wurde ich damals, Anfang 1919 in Berlin, von dem Anblick einiger schwarzer Baumstämme auf der Straße tief betroffen. Er muß

Digitized by Google

dahin, dachte ich, der Kaiser Ferdinand. Das, was mich berührte, die Gefühlsströmung, das neue Geistige, griff sofort an, was es fand. Nahm in Beschlag, was eben eine andere verwandte, hinfließende, abströmende Geistigkeit hinterließ. Wie schwach, das mit der Wendung „neue Einstellung" abzufinden. Wir sind fürchterlich im Denken verstümmelt durch das tägliche praktische Handeln mit seinen klaren Anforderungen, durch die Notwendigkeit rascher Entschlüsse, durch die Gewohnheit. Rätselhafte Dinge verlieren nach zehnmaliger Wiederkehr alles Rätselhafte, ohne im geringsten geklärt zu sein. Das meiste Entdecken und wissenschaftliche Denken besteht darin, dem dummen Schlund der Gewohnheit und des praktischen Umgangs Stücke zu entreißen und ihre Dunkelheit zu zeigen. Ich „stelle mich neu ein"; das war nur Symptom für einen inneren Vorgang. Wie ich die schwarzen Baumstämme sah und mich betroffen fühlte, erfolgte eine Kindbewegung im Mutterleib.

Der Kaiser Ferdinand mußte sogleich auf diesen Weg. Ich lachte, aber ihm war keine Frist gegeben. Ich fühlte, das ist ein Bruch. Das ist schon nicht mehr der „Wallenstein", sondern etwas Neues. Aber ich sollte und mußte den Kaiser, wie auch seine Vergangenheit war, dahin führen. Wenn er auch in dieses neue Reich sich nur verirren und darin nur verkommen sollte. Und was sollte er auch da anders; ich fand mich ja selbst darin nicht zurecht. Aber diesen wunderbaren Punkt mußte ich dem Buch geben. Ich freue mich noch heute darüber, daß ich mich um keinen Widerspruch, Regel, Konsequenz kümmerte, sondern hinsetzte, was ich mochte, was ich liebte über mich hinaus.

Es blieb nicht bei dem Punkt. Mir geht es so: ich kann einige Dinge, die mich anfänglich sehr fesseln, nicht planmäßig verfolgen. Sie entschwinden mir. Ich weiß nicht, wo sie hinkommen; aber wenn sie wichtig sind, treten sie wieder und immer wieder auf, und dies ist die Art, wie ich diese Dinge „verfolge". Es ist eine Art Feuerprobe, die die Dinge erfahren. Kommen sie nicht wieder vor mich, so sind sie ausgemerzt und waren nichts. Zwischen dem Politischen hatte ich mich 1920 einige Monate noch — ich weiß nicht, wie ich darauf kam — mit Biologie befaßt, die mich jahrelang nicht bekümmert hatte, und dann mit allerlei aus den Naturwissenschaften. Ich roch da hinein und da hinein. Exzerpierte von Ameisen und wie sie ihre kuriosen Kohlfelder bauen, dann Astronomisches und Geologisches. Wohin das wollte, wußte ich nicht. Eine Notiz in

Digitized by Google

einem historischen Buch von der Abbatissa Judith von Kemnade riß mich für einige Monate in eine ganz andere Bahn. Die Steine an der Ostsee aber rührten mich. Zum ersten Male, wirklich zum erstenmal ging ich unsicher, nein ungern nach Berlin zurück, in die Stadt der Häuser, Maschinen, Menschenmassen, an denen ich sonst fest, ganz fest hing. Ich hatte den Wunsch noch länger in der freien Natur zu sein und einmal diese, diese Dinge um mich herum laufen zu lassen.

Ich bin von klein auf Städter, Großstädter; mit fünfzehn Jahren sah ich auf einer Landpartie den ersten Kirschbaum. Mich um Tiere, um das Land zu bekümmern schien mir lächerlich, romantische Fexerei, alberne Zeitvergeudung. Preußische Strenge, Sachlichkeit, Nüchternheit, Fleiß ist mir auf dem Berliner Gymnasium anerzogen worden. Ich kann mich noch erinnern meiner fast atemlosen Freude, als die ersten Drähte für die Elektrische in Berlin ausgespannt wurden und daß ich zum Spott einiger Kameraden mit wirklichem Entzücken ein halbes Dutzendmal nach Kroll zog, nicht aber zum Theater, sondern um neben dem Eingang in den Kellerraum zu sehen, wo eine Maschine stand, die ich gar nicht verstand, aber die mich auch gar nicht losließ. Bis in meine letzten Jahre hatte ich etwas gegen die Natur, habe es oft gesagt und auch geschrieben. Mich widert noch heute das Aufsuchen ästhetisch schöner Landschaften an. Es ist erbärmlich, an einer Wolkengruppe nichts zu finden als die schöne Schattierung. Die Welt ist nicht zum Begucken da. Junge Fräuleins sind nicht das Maß aller Dinge.

Dann aber kam es, ich sagte schon, nach dem Kriege über mich. Mit dem inkonsequenten Punkt am Schluß des „Wallenstein" fing es an. Die Steine in Arendsee. Es hatte mich. Die Askese der preußischen Schule ließ nach. Oder setzte sich um. Die Träne quoll, die Erde holte mich.

Ich fixierte die Aufsätze über die Natur: „Das Wasser", „Die Natur und ihre Seelen", „Buddho und ihre Natur". Wollte die Sachen zu einer Broschüre zusammenstellen, tat es nicht, konnte es nicht. Der Leitsatz dieser Anschauungen war: „ — Ich — bin — nicht."

Ich erlebte die Natur als Geheimnis. Die Physik als die Oberfläche, das Deutungsbedürftige. Ich merkte, nicht nur ich hatte keine Stellung zur Natur, zum Weltwesen, sondern zahllose andere auch nicht. Ganz anders, verblüfft, sah ich jetzt in die Lehrbücher, vor denen ich sonst Respekt hatte. Ich suchte und fand nichts. Sie wußten nicht um das Geheimnis. Ich sah, ich erlebte täglich die

Digitized by Google

Natur als das Weltwesen, das ist: das Schwere, das Farbige, das Licht, das Dunkel, die zahllosen Stoffe, als eine Fülle von Vorgängen, die sich lautlos mischen und durchkreuzen. Es passierte mir, daß ich über meiner Kaffeetasse saß und mich nicht zurechtfand vor dem, was da geschah: der weiße gepulverte Zucker verschwand in der braunen Flüssigkeit, löste sich. Ja, wie ist das möglich: „Lösung". Was tut das Fließende, Flüssige, Warme, dem Festen, so daß es nachgibt, sich hinschmiegt. Ich weiß, daß mir oft ängstlich, körperlich ängstlich, schwindlich unter diesen Dingen wurde, — und, ich gesteh es, manchmal ist mir noch jetzt nicht wohl.

Einige Monate war der Druck dieser Dinge so stark, daß ich mich willentlich von ihnen abwandte. Ich mußte es. Ich mußte etwas schreiben, um sie loszuwerden. Etwas anderes, ganz anderes schreiben. Resolut machte ich mich daran. Am besten etwas Episches. Da konnte ich mich am leichtesten hineinwerfen, es würde mich weit wegtragen. — Es ging mir sonderbar.

Kritiker hatten mir vorgehalten, ich müßte immer mit großem historischen Apparat arbeiten. Sie bestritten also meine Phantasie. Das ärgerte mich. Ich wollte diesmal gewiß nichts Historisches machen. Außerdem hatte ich eben die mittelalterliche Judith hinter mir. Ich wollte diese heutige Zeit. Etwas Scharfes, Aktives gegen das „Geschehen" der Natur. Ich gegen mein Nichts. Und episch, in Bewegung, konnte das nichts weiter sein als: diese Zeit über sich hinausgetrieben. Mit der Gegenwart an sich war nichts anzufangen; ich bin nicht Zola oder Balzac. Ich mußte einen leeren Raum haben, von dieser Zeit an. Also die Zukunft. Das war das prächtigste Feld für Aktivität und Phantasie. Ich war glücklich, als ich es fand.

Erst warf ich ein paar Proben hin. Das erste, was ich von dem Buch schrieb, war die Fahrt des Negers Mutumbo, später eingebaut in das „Grönland"-Buch, Seite 432 des fertigen Werks. Da fährt einer über das Meer, brennt Löcher hinein, hat einen Zauberschleier, das Meer muß über seinem Kopf haltmachen. Dann kam der Plan einer Riesenexpedition; ich wußte zuerst nicht wohin. Aber ich wollte nicht in die Luft zu den Sternen gehen, es sollte ein tellurisches Abenteuer werden, Ringen mit der Erde. So: diese Menschen, nichts weiter als eine Bakterienart auf der Rinde der Erde, werden übergewaltig durch Gehirn und Geschicklichkeit. Sie nahmen den stolzen herrischen Kampf mit der Erde selbst auf. Rasch hatte ich, Ende 1921,

Digitized by Google

das Ziel Grönland: Eiswüste, darauf gerichtet die Vulkane von Island. Ich hatte direkt das Bild heizender Öfen: die Vulkane als Öfen, mit Riesenschornsteinen, Hitzeträgern, Hitzekanälen versehen, die über das Meer westlich nach Grönland reichten. Die Vulkane massiv umbaut, die Erde in der Tiefe gelockert.

Ende 21 tastete ich mich, getragen von der Sache, die mich mit ihren Weiten, ihrer Grenzenlosigkeit ungemein erfreute, stolz und übermütig machte wie einen Reiter, der auf einem Pferd über eine Steppe jagt, tastete ich mich an das Terrain heran: atlantisches Meer, Island, Grönland. Konsumierte in der Staatsbibliothek, Stadtbibliothek Atlanten, Geographiebücher, Spezialkarten, wanderte durch das Meeresmuseum, Naturkundemuseum. Zugleich wurde mir der Hintergrund klarer. Ich fixierte in dem großen schwarzen Leinenheft, in dem ich die Pläne meiner Romane hingeworfen hatte: „Die große Stadt. Aufbau ihrer Industrie und Technik. Sie ist gewaltig. Gewaltiger als die Natur. Zuerst kamen die Könige. Gesang von den Rittern. Die Geschichte dieser Erde. Die Kriege. Die Wissenschaften. Dann kamen die Arbeiter. Die Große Stadt. Berlin. Was in ihnen lebt. Der Kampf der Natur mit der Technik. Die erotischen Typen. Wie zum Schluß ein Vulkan sich öffnet. Oder wie die Häuser leer gelassen werden. Sie lassen sich nicht von den Häusern beherrschen. Die Entfremdung der Menschen von der Natur.“ Epos und Hymne. Hymne auf die Stadt.

Anfang 22 war ich so ungeduldig geworden, daß ich meine Berufsarbeit für vier Wochen hinlegte, um die Ausführung zu fördern. Es drehte sich nur um das Island-Grönlandabenteuer. Ich zeichnete Spezialkarten von Island, trieb Vulkan- und Erdbebenkunde. Es ging rasch ins Geologische und Mineralogisch-petrographische hinein. Wie immer schrieb ich zugleich und arbeitete im Material. Ich lebe da von der Hand in den Mund. Jedenfalls zunächst. Allmählich bekomme ich, im Arbeiten, einen Überblick über meinen Bedarf und lege eine Materialsammlung an. Die wächst während meiner Arbeit, im Briefordner alphabetisch nach Schlagworten geordnet, zu einem dicken Volumen an. Im ersten Vierteljahr 1922 wurde das Island-Grönlandbuch hingehauen. Ich wußte ungefähr, woher die ganze Bewegung kam, noch gar nicht, was draus werden wollte.

Aber etwas merkte ich bald in diesem Beginn: ich war ausgezogen, um den schrecklichen mystischen Naturkomplexen auszuweichen. Und — saß mitten drin. Mitten drin. Ich hielt mineralogische,

Digitized by Google

petrographische, geographische Bücher in der Hand, betrachtete Steine im Museum! Von einer anderen Seite kommend war ich wieder hier eingedrungen. Versunken. Es hatte sich wieder erhoben. Die stärkste Waffe, die ich gegen diese schweren, die Brust beengenden Gedanken erhob, hatte nichts genutzt. Es ging mir selbst, wie das Thema sagte: die menschliche Kraft gegen die Naturgewalt, die Ohnmacht der menschlichen Kraft. Ich hatte, ohne zu wissen und wollen, ein Spiegelbild meiner kleinen Spezialbemühung gegeben. Aber doch war ich nicht derselbe, wie vor Beginn des Buches. Jetzt beengten mich diese Gefühle von der Natur nicht mehr. Ich sage immer: „Natur". Es ist nicht dasselbe wie „Gott". Ist dunkler, ungeheurer als Gott. Das volle schwirrende Geheimnis der Welt. Aber doch etwas von „Gott". Es scheint mir richtig, daß man sich diesem furchteinflößenden Rätsel nur mit Schuhen in der Hand und nur selten nähert. Jetzt, wo ich schrieb, fand ich, das Geheimnis hatte sich verwandelt in meinem Gefühl. Ich fand in mir vor eine sichere starke nach Ausdruck verlangende Gewalt und mein Buch hatte eine besondere Aufgabe: das Weltwesen zu preisen.

Ich — betete —. Das war die Verwandlung. Ich betete und ließ es gehen. Ich widerstrebte nur so leise, wie man im Gebet widerstrebt. Mein Buch war nicht mehr der gigantische Kampf der Stadtschaften, sondern Bekenntnis, ein besänftigender und feiernder Gesang auf die großen Muttergewalten. Etwa im Mai 22, als ich mich auf einige Monate nach Zehlendorf zurückgezogen hatte, sprach ich es in der „Zueignung" des Buches aus. Ich hatte die Waffen vor dem autonomen Willen in mir gestreckt. Und wußte und weiß: eine autonome Macht hat sich meiner bedient.

Um diese Zeit, Mai 22, ließ ich das im Prinzip fertige Island-Grönlandbuch liegen, begann systematisch von vorne zu schreiben. Auf meinem Planzettel steht:

„Im ersten Buch wird die Eroberung der Welt beendet. Der Plan der Abschmelzung des Grönlandeises. Es gab Stadtviertel mit nationalen Resten, die sich hassen. Ein Neger von der Goldküste. Die Maschinenherren bedienen sich des Gewaltmenschen. Eine Szene: das Niederkartätschen der Zuvielen und dann der Maschinenherren selbst. Die Leichen der Erschossenen einbalsamiert, hingen an den Säulen, jahrzehntelang, aber waren nicht stumm. Bewegten zu einer bestimmten Stunde die Arme, schrien gellend. Das war Mutumbos Uhr. — Der Wahnsinn nach der Enteisung Grönlands. Sie wollen alle Stadt-

Digitized by Google

schaften verwüsten. Damals die Umwandlung der Vergnügungsstadt, der Messingstadt.

Eine Figur: hochaufgeschossener, völlig junger Mensch mit tiefliegenden Augen; hat Omnipotenzschwindel. Er wollte von Göttern abstammen, an die er zu glauben befahl. Läßt sich in Tierfiguren verehren. Er richtete einen Hügel auf; dort in einer kesselartigen Vertiefung sein Palast mit den Masten. Der Grönlandzug wird von ihm empfangen und niedergeworfen.

Die Ausdehnung dieser Herrschaft über die Erde. Das erschütternde Bild von der Flucht und dem Rückzug afrikanischer und arabischer Herden aus dem Stadtbereich.

Die letzten Menschen haben die Fähigkeit sich zu verjüngen. Sie können nicht sterben. Der Prozeß der Verjüngung, beziehungsweise des Festhaltens auf einer bestimmten Altersstufe; schlafartige Versenkung. Diesen gegenüber die Natürlichen, die Älteren. Ihr letzter Kampf."

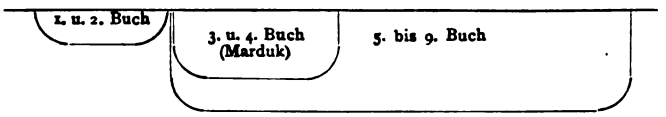
Dies wurde über und um das Island-Grönlandbuch herum gestreut und geplant. Daß ich so viel und immer mehr um das Zentralbuch hereinstreute, hatte auch den heimlichen Vorteil, daß ich mich wieder und immer wieder davon — abzog, daß ich mich wenigstens vorübergehend — drückte.

Die beiden ersten Bücher sind diese Untermauerung, die Einleitung. Es fesselte mich da rasch, zu verfolgen, plastisch zu sehen und plastisch hinzustellen, wie sich unter dem Ausblühen und Vordringen der Technik die Menschheit, der soziale Organismus und die Tierart Mensch, verhalten. Es war keine Möglichkeit ausführlicher zu werden; aber alles, was ich anfaßte, war in Gefahr zu einem ganzen Buch auszuwachsen. Ich mußte rechts und links kappen und bremsen. Zu meiner eigenen Erholung und um immer wieder Luft zu schaffen, weitete ich von Zeit zu Zeit den Bericht — denn ganze Teile konnten nur Bericht sein — zu einer oasenhaften Erzählung, ließ Vorgänge sich ausweiten. Da ist die Melise von Bordeaux, der ganze Uralische Krieg und andere kleinere Abschnitte. Nach der synthetischen Ernährung und dem Uralischen Krieg war zunächst kein Fortgang, keine Übergipfelung möglich. Es war ein anderes Register ziehen. Nach den Massen und der Gedrängtheit der ersten Bücher mußte mehr Lichtes und Personales kommen. Ich bin ein Feind des Persönlichen. Es ist nichts als Schwindel und Lyrik damit. Zum Epischen taugen Einzelpersonen und ihre sogenannten Schicksale nicht. Hier werden

Digitized by Google

sie Stimmen der Masse, die die eigentliche wie natürliche so epische Person ist. Das Einzelschicksal einer Stadtschaft, einer repräsentativen, Berlins, lief nun ab; Marduk, der zweite Konsul, sein Freund Jonathan und die Frau Elina begleiteten, enthüllten tönend den Vorgang. Diese beiden Bücher, das dritte und vierte, wurde ein Roman für sich. Völlig zu Ende wurde das Thema des ganzen Werkes in ihnen geführt, noch über das Island-Grönlandabenteuer hinweg. Marduk und Elina waren die ersten, die die Waffen gegen die Natur, und eigentlich gegen sich, niederlegten. Marduk wurde aufgebrochen, geschmolzen von Elina und fand zur Erde zurück. Er fand hinter, unter seinem gewalttätigen Leben sich.

So war ich an meinem Grönlandblock vorbeigelaufen. War über ihn hinausgeschossen. Was sollte ich mit ihm machen. Es war keine Sorge. Das war das Einzelschicksal, das inselhafte, bedrohte, einer Stadtschaft gewesen. Die ganze Technik, der ungeheure Machtapparat der westlichen Menschheit lebte noch. Sie mußten den Weg Marduks gehen. Das Bild ist so:



Das 1. und 2. Buch läuft bis zum Zusammenbrueh der Technik und bleibt da stehen. Marduk führt in zwei Büchern an das Ziel des ganzen Werkes. Die gesamte Menschheit braucht einen längeren riesig ausholenden Weg, um viel später an dasselbe Ziel zu gelangen. Dies das 5. Buch bis zum Schluß.

Nach den Mardukbüchern hatte ich mich in einem Übergangsbuch, dem 5., an die beiden Urmassive, das Island-Grönlandwerk, heranzuspüren. Dann fing ein ganz neues Lied an. Das eigentliche große. Ein neuer Geist machte die anfängliche Zeichnung fertig. Es war noch einmal der Uralische Krieg, aber nicht kurz und mit leerem Ausgang, sondern in voller Breite und mit dem Auswirken aller Konsequenzen. Jetzt erlebt diese ganze Menschheit ihr Schicksal.

Im allgemeinen dirigiert wurde ich von einem Plan, den ich so fixiert hatte: „Marduks Reich. Währenddessen das entsetzliche Weiterwachsen der Erfindungen. Der Sturz der Erfindungen auch über das Reich. Dies Teil I. Teil II: Der Kampf gegen die Natur. Grönland als Höhepunkt. Sturz der Natur über die Angreifer, Mißlingen des Unternehmens. Teil III: Das sanfte Einfinden. Troubadoure."

Digitized by Google

Jedoch war das nur die allgemeine Wachstumsrichtung. Das Einzelne machte sich im Augenblick, entwickelte sich nach den Umständen. Übrigens bewegte sich die ungeheure Natur nicht gegen die Menschen. Die Menschen zerschlugen sich an ihr. Diejenigen, denen das Herz aufging, die Augen geöffnet wurden, erlebten ein reicheres Schicksal als Marduk. Kylin und Venaska sind nicht Fortsetzungen von Marduk und Elina. Die Figuren der letzten Bücher haben keine selbständige Existenz, sind dicht an die Natur gedrückt. Venaska vor allem ist gar nicht von der — örtlichen und epischen — Landschaft losgelassen.

Wie ich beim „Wallenstein" lange gezögert hatte, bis ich das Schlußkapitel schrieb, so hier beim letzten Buch. Es war eigentlich nach dem Zusammenbruch nichts mehr zu sagen. Als ich aber die letzten Bücher schrieb, in diesen Monaten war ich mit vielem, was ich schrieb, längst fertig. Der innere Druck war behoben. Zuerst hatte ich eine Ungeduld gehabt, an die Dinge heranzukommen, jetzt mich davon abzulösen. Schon lange und oft hatte ich gefragt: „Wie stehst du jetzt?" Es war mir ein glückliches Gefühl, als ich — im Mai 23 — das Geschick Venaskas erfaßte: die schmerzensreiche sehnsüchtige Seele senkt sich in die entsetzlichen tobsüchtigen Giganten, nennt sie ihre Brüder, und sie sterben willig. Die Seele in der Natur. Wir sind nicht an die anderen Gewalten verloren. Wir können uns bewegen. Das mächtige Gebiet der natürlichen „Seelen". Es ist schon nicht mehr dieses Buch. —

In einigen Punkten war das Buch für mich eigenartig. Einmal stilistisch. Ich liebe sonst Knappheit, Gegenständlichkeit. Hier konnte ich Impulsen rein sprachlicher Art nicht widerstehen. Es ging ins Weite, Farbige. Es war, als wenn sich alles autonom machen wollte, und ich mußte auf der Hut sein. Das hohe Niveau mancher Partieen, ihr feiernder, hymnischer Charakter trug dazu bei. Ich will auch gestehen, daß ich das Gefühl hatte, nicht im Gebiet eigentlicher oder gewöhnlicher Prosa mehr zu sein, im Sprachlichen. Wohin die Reise geht, weiß ich nicht. Die alten Versformen erscheinen mir unmöglich. Man soll nichts zwingen, nicht wollen und alles werden lassen.

Dann die Frauen. Ich bin bisher nicht wie die Katze um den heißen Brei gegangen. Sie waren mir einfach nicht wichtig genug. Dazu tut sich leicht, wo Frauen auftauchen, die Idylle, oder Psychologisches, Privates auf; sie sterilisieren das Epische. Man muß sie anders nehmen, wenn man sie episch heranziehen will. Man muß

Digitized by Google

ihnen die Giftzähne brechen; das Süße, Wichtigtuerische, Kleinzänkische, Interessante an ihnen erst einmal zerknacken. Dann bleibt die richtige Frau übrig. Das nicht mehr eigenbrötlerische Outsider-Ding, sondern das simple elementare Biest, die andere Artung Mensch, Mann-Weib. Denn man muß bedenken, daß die Frau noch anderes tut als wie die entartete Frau „lieben", nämlich wie ein Mann fressen, saufen, krank sein, böse und zahm sein. Ich kam beim Schreiben einigermaßen ohne die Frauen aus. Ich mußte meine Männer davor schützen, durch sie lächerlich und dämlich gemacht zu werden, wie nun einmal „liebende Wesen" werden. Im Zusammenhang mit meinem Thema jetzt, im Gefühlsrahmen dieses Werks bekam ich die Frauen beim Griff. Das prächtige Phänomen Weib war da. Die Naturerscheinung, die Natur Weib. Das war gar nicht so verschieden vom Mann. Es war einfach eine Mannigfaltigkeit der Natur in punkto Mensch. Mir leuchtete auch nicht ein, daß es nur Mann und Weib gibt. Es muß noch Drittes, Viertes geben. Das waren die variierenden Typen des letzten Buches. Die Grenzen zwischen Mann und Weib verwischten sich mir unaufhörlich. Aber es war gerade durch das Verschwimmen der Grenzen ein ungeheurer Reiz in der Beziehung der Menschen gegeben. Ich trat jenseits von Normal und Pervers. Ihr „Sinn" wurde mir klar von meinem Grundgefühl aus.

Ich hab schon genug gesprochen. Ich beschäftige mich ungern mit alten Arbeiten, auch darum — ich sagte schon —, weil ich schon woanders bin, und was nützt der Blick auf das Alte. Obendrein hat dieses letzte Buch für mich etwas Singuläres, Furchtbares. Hilft es einem andern, was ich gesagt habe? Ich weiß nicht. Im ganzen muß man langsam lernen, Fremdartiges zu sehen. Das Rätselhafte ist nach zehnmaliger Wiederholung nicht mehr rätselhaft. Ich schreibe weder schwere Bücher, noch leichte Bücher. Ich gebe Daten, — die, wie es scheint, neu und fremd sind. Die „Schwere" oder „Leichtigkeit" solcher Daten ist belanglos, Privatsache.

Lebt für lange Zeit wohl, Balladeuse, Merduk, isländische Vulkane, grönländische Gletscher, Venaska, Giganten. An unsern Früchten soll man uns erkennen. Ihr seid ich und nicht-ich. Ich bin froh, daß ich kein Schnüffler bin, euch wie ein guter Wirt empfangen habe, als ihr in meinem Hause Platz nahmt. Ich habe euch nicht nach woher und wohin gefragt. Wir verstehen uns am Händedruck und Blick, auch jetzt, wo ich euch Lieben und Schönen zur Türe begleite.

Digitized by Google

AUS EINEM SPANISCHEN REISEBUCH

von

E. R. WEISS

Granada. Alhambra. Generalife. Cartuja

Hohe rötliche Mauern steigen auf. Ein Stückchen oberhalb eines Brunnens Karls des Fünften, an dem ein schattiger Platz ist, mit Mustern von dunklen und hellen Kieseln schön gepflastert, steht ein ungeheuerer, fast quadratischer Turm. Das ist das „Tor der Gerechtigkeit", der Durchgang zur Alhambra führt durch den riesigen Turm mit der in Stein gehauenen Hand über dem Bogen. Ich stehe zum ersten Male vor einem solchen Turm, vor einem solchen arabischen Toreingang mit seinem Hufeisenbogen in der wenig vertieften rechtwinklig ausgeschnittenen Mauerfläche, in die er gesetzt ist. Mein erster Eindruck ist der einer großen Harmonie, einer Selbstverständlichkeit, die ich nicht anders nennen kann, als klassisch, wenn klassisch universell gültig dem Begriff entspricht, das Notwendige frei getan zu sehen, und nichts als das, außerhalb jeder national gefärbten, bedingten oder persönlichen oder gar willkürlichen Nüance. Es ist nichts Vernunftvolleres, nichts Selbstverständlicheres, nichts Klassischeres zu denken, als das Verhältnis von Turmwand und Tor, und wiederum von Höhe der Träger des Bogens und Höhe des Bogens selbst. Niemals hat auf mich irgendein Bogen diesen Eindruck von Leichtigkeit, von vollkommenem Gleichgewicht des Tragenden und Getragenen gemacht, wie dieser erste arabische, kein Rundbogen, kein Spitzbogen. Es ist wunderbar, mit welcher Leichtigkeit er aus dem eingezogenen Punkt, an dem er beginnt, wie aus einer Kraftquelle, aus einem Punkt konzentrierter Energie aufsteigt, und zu seiner Kurve ausholt. Der antike, der Rundbogen, überhöht oder nicht, ist immer aufgelegt auf seine zwei Endpunkte, er wird getragen und trägt, gelassen und schön, was er auf seiner Wölbung zu tragen hat. Dieser Bogen tut das nicht, — aber was tut er? und wie tut er es? Ich sehe und sehe und finde, er ist in einem höheren, organischeren, lebendigeren Sinne, als jeder andere Bogen, ein Teil, ein Organ der Wand, in der er sich öffnet, und der Wand, die er über sich hat, ich sage ausdrücklich nicht: die er trägt. Es ist ebenso wunderbar, wie der einfache glatte rechteckige Rahmen, der den Bogen umgibt, die Fläche, in der er steht, betont, abschließt und überleitet zum Bogen selbst,

Digitized by Google

ihn in der Senkrechten anschließend hält und in der Horizontalen ihn entlastet, indem er nicht auf dem Bogen liegt, sondern ein Stück höher quer darüber gelegt ist. Das ist ganz vollkommen. Ich trete in die Torwölbung ein, denke hindurch zu gehen, aber viermal bricht sich innerhalb des Turmes der mehrere Meter breite Weg, bis er durch ein neues Portal den Koloß verläßt und in der Richtung, in der man eingetreten ist, weiterführt, ansteigend zu dem Plateau der Alta Alhambra.

Morgen werde ich die Alhambra sehen, morgen wird ein Stück Märchenwelt der Jugend Wirklichkeit werden! Werde ich enttäuscht sein, wie manche es waren? Ich gehe weiter, sehe da einen Turm, dort eine Wand, ein Dach, sehe eine Ecke des gewaltigen Palastes Karls des Fünften — ach, denke ich, Renaissance — aber gut, gut! — und schließlich bin ich am Ende einer stillen Sackgasse auf einem mauerumschlossenen kleinen Platz oder Winkel, und dann stehe ich auf dem schmalen Balkönchen meines Zimmers und sehe Hügel und Tal, rötliche Mauern, weiße Häuser, warme bräunlichgelbe Dächer, dunkles Grün und gerade gegenüber den Generalife, schön an der Berglehne gelagert, und rechter Hand, hoch über roten Mauern, dunklem Grün, dunkelblauem Gebirg, hoch im reinen kühlen blauen Himmel abendlich rosigweiß die Schneehöhen der Sierra Nevada. Darüber steht grüngolden die Venus als einziger Stern. Wie rein, frisch und süß ist die Luft.

Stiller und schöner werde ich es gewiß in ganz Spanien nicht haben. Endlich einmal habe ich es, wie ich es mag. Ich bin der einzige Gast im Hause, und die Leute scheinen gut und ordentlich. Ich gehe noch einmal hinunter, eine Minute die Gasse entlang, in die Kneipe, trinke einen Wermut, kaufe „puros", sehe in einen entzückenden kleinen Hof: ein Mädchen lacht mich reif und fünfzehnjährig an. Dann stehe ich wieder auf meinem Balkönchen. Also das ist der Generalife da drüben. Hier ist gut sein.

Es war gut sein. In der Nacht erlegte ich zehn Wanzen und schlief um fünf Uhr ein. Die zehn Leichen zeigte ich am Morgen Mathilda, dem Zimmermädchen, ich zeigte sie auch dem Herrn des Hauses. Sie versprachen mir gründliche Reinigung des Zimmers, und daß ich die nächste Nacht gut schlafen würde. Hoffen wir's.

Es tauchen zwei Engländerinnen auf, bei Tisch. Die Engländer sind nicht zu beneiden.

Digitized by Google

Ich muß den Schlüssel verkehrt ins Schlüsselloch stecken, mit dem Bart nach oben; wenn ich also aufschließen will, muß ich zuschließen, wenn ich zuschließe, muß ich aufschließen. Und wenn ich dann richtig geschlossen habe, dann brauch ich bloß aufzuklinken, ein bißchen stärker als sonst gegen die Tür zu drücken, dann ist zugeschlossen und doch offen. Das ist auch spanisch.

Die Schwalben!

Myrtenhof, Löwenhof, Saal der Gesandten, Saal der Abencerragen, Saal der Gerechtigkeit, Saal der beiden Schwestern, vielzuviel auf einmal! Hinaus, und auf eine Bank an der Brüstungsmauer hoch über Fluß und Stadt. Wie hell die Stadt heraufschaut mit tausend weißen Wänden, dunklen Fenstern, milden alten warmen graugelben Dächern. Es ist heiß, aber es geht ein bißchen Wind. Ich sitze und denke: Löwenhof, Myrtenhof, Saal der beiden Schwestern — ich werde sie nicht beschreiben, man kann Musik nicht beschreiben, man kann Gedichte, vollkommene Verse nicht beschreiben, nicht umschreiben, nicht in Prosa setzen. Das kann man nur auf der deutschen Schule, — ach, denke nicht daran!

In dem Löwenhof schaut über die schmalen Dächer der arabischen Hallen und Gänge ein Stück der kolossalen Mauer des oberen Stockwerks des Palastes Karls des Fünften erdrückend herein.

Aber die schmalen Bogen auf den zarten Säulen stehen, gehen, schwingen rund um den Hof, und ihre Anmut, ihre Zartheit ist stärker als die Gewalt des Kolosses; man sieht ihn nicht mehr; das Auge geht mit dem unausdenklichen Reichtum des Lichtes und der Schatten rund herum, immer wieder, und eine tiefe Beglückung faßt mich und macht mich lachen. Oh, die Säulchen, oh die Bogen! Sie sind wie eine Ghasele, deren Reim immer wieder kommt. Bogen um Bogen kommt so wieder und tönt seinen Reim in vollkommenster Reinheit.

Mich verwirrt die Fülle der Formen rund um mich her. Ich gehe wie in einem heiteren Rausch von Saal zu Saal, von Hof zu Hof. Bogen steigt hinter Bogen, in tausend Stalaktiten steigend und fallend, in abertausend Stalaktiten aufwachsend die Kuppeln, cremeweiß, blau, rot, gold, die Wände bedeckt bis in die kleinste Fläche von dem diskreten Brokat des Ornamentes und der Sprüche, alles gehalten von den feinen Profilen, die um die Bogen im Rechteck gehen, unter

Digitized by Google

quer durchlaufenden Fenstern ganz oben, aus denen sanftes Licht kommt.

Ein paar schmale lange Deckenbilder finde ich, richtige Bilder, zwei auf dunklem Grund, eins auf Goldgrund, figürliche Darstellungen, Jagden zwei, das dritte zwei Reihen sitzende Muselmanen, Vornehme, königlich in Haltung, Gebärde und Blick, in den Farben rot, indigoblau, zart graublau, hellgelb (zwischen Ocker und Neapelgelb); alle drei von der Schönheit der schönsten persischen Miniatur, ganz vollkommen und in der Wirkung einem edlen alten Teppich vergleichbar. Also das haben sie auch gekonnt!

Immer von neuem bewundere ich die Bändigung, das Maaß, in dem sich der unendliche Reichtum der Erfindung äußert; wie er alle Flächen aufs unausdenklich Reichste füllt, und nie und nirgends das Rechteck, nirgends den Bogen sprengt. Immer bleibt der Umriß ganz rein, und nirgends sah ich ein unschönes Verhältnis von Höhe und Breite, weder von Wand zu Boden, noch von Wand zu Tür oder Bogen, noch innerhalb der Bogen von Tragendem und Getragenem, von Säule und Bogen.

Immer neue Höfe, neue Säle, neue Gänge, Erker, Fenster, die sich auf einen stillen Patio öffnen mit Zypressen und Myrten, wo der Springbrunnen steigt und plätschert. Manchmal sind die Fenster hoch oben, gebrochenes Licht fällt sehr weich herein; dann wieder sind die Fenster ganz tief, gerade überm Boden, offen auf Tal und Stadt; unterirdische Gänge gibt es, die plötzlich sich öffnen auf einen hohen hellen Saal, eine Art Vorsaal, dessen Decke der leichte blaue Himmel ist.

Dann bin ich wieder in dem großartigen „Saal der Gesandten". Über den reich und zart und edel geteilten und geschmückten Wänden geben hoch oben je fünf kleine Rundfenster Licht. Die gewaltige Holzdecke, im Ganzen braun, mit Perlmutter eingelegt (oder gemalt?), ein prachtvollster Kontrast zu dem zarten Gewebe der Wände. Welch eine Würde, welche Majestät, welche eine Eleganz hat dieser hohe, quadratische Saal. Er öffnet sich auf der einen Seite in den Myrtenhof mit seinem langen stillen Wasserbecken; in den drei andern Wänden ist ganz am Boden je ein dreigeteiltes Fenster in der ungeheueren Mauer, die so stark ist, daß die Nischen der Fenster wie kleine Zimmerchen sind.

Ein schmaler dunkler Eingang führt zu den Bädern. Hier ist ganz mildes Licht, hier ist es ganz kühl. Welch ein Geschmack, welch

Digitized by Google

eine Klugheit in der Anlage! Große und kleine Räume wechseln, das Licht fällt durch reizende sternförmige Öffnungen in der Decke herein, wirft da und dort einen dünnen Blitz auf die kühle helle Wand. Tiefe Nischen sind da, groß wie Zimmer, dämmerig hinter den Säulenbogen, wunderbare Lager der Wollust und der Ruhe. In andern tiefen Nischen sind die Wannen zum Baden eingebaut, kleine, und dann große zum gesellschaftlichen Bad, und eine ganz kleine für Kinder. Ganz überraschend öffnet sich da und dort eine solche tiefe Badnische in der Wand, wenn man um eine Ecke kommt; man sieht sie nicht, wenn man den Raum betritt. Ahnungen des Lebens, das hier einmal war, steigen auf, Vorstellungen zarter, üppiger Nacktheit, farbigster Pracht, zeitlosen Genusses, schwelgerischsten Da-Seins, das eines Tages in Blut ertrank und mit dem „letzten Seufzer" Boabdils und in einer Träne endete.

Sie haben es allzu teuer bezahlt, die „Katholischen Könige", die aus religiösem Eifer diesem „Da-Sein" ein Ende machten und das Beste aus dem Lande jagten, was sie darin hatten. Wie oft, immer wieder und wieder, liest man von dem Glanz, dem Reichtum blühender Städte, die, kaum erobert, sanken und verkamen. Welch eine Macht und Kraft sozialen Lebens bekundet alles, was man von maurischem Bauwerk sieht, sei es Palast, Garten, Turm, Festung, Wasserleitung oder was immer sonst. Was redet von denen, die dieses wimmelnde Leben zerstörten? Kirchen und immer nur Kirchen! Die Kirche hat es gefressen, das Land. Die Fürsten, die Diener der „alleinseligmachenden" haben es geschlachtet und ihr zum Fraß überliefert. Karl der Fünfte schon mußte es büßen: er konnte seinen Palast nicht zu Ende bauen, den er auf einem Teil der Alhambra begann, weil die Abgaben des Volkes nicht mehr genügten. Als leere Atrappe steht er da, der Himmel schaut in die leeren Mauern und Fenster des unvollendeten Kolosses. Er begann ihn schön; der Bau gehört zum Schönsten, was ich an Renaissancearchitektur irgendwo sah. Um so erschütternder ist der Eindruck, den diese ohnmächtig gewordene Macht erweckt, um so hohler tönt einem beim Anblick der mächtigen Mauern, der stolzen Reliefs, der gähnenden Fenster Karls Spruch „Plus ultra" von den Wänden entgegen.

Es gibt einen Raum mit einer herrlichen, viergeteilten, arabischen Holzdecke in vielfältigem, warmem Braun; Karl hat den Saal zur

Digitized by Google

Kapelle gemacht: ein Altar und eine Empore entstellen ihn, und über zwei häßlichen Renaissancetüren hat Karl sein Wappen hingekleckst, aus dem es wieder tönt „Plus ultra". Er wußte wohl nicht, daß es schon nicht mehr wahr war, als er es hinmalen ließ. Eines Tages, als er seine ungeheuere Macht müde aus der Hand gab, sie in die Hände des Dämons Philipp legte, da wußte er es.

Also hier, in diesem kleinen Zimmer, wohnte Washington Irving und schrieb sein bezauberndes Buch, das eine der Entzückungen meiner Jugend war! Damals lag diese ganze Welt in Trümmern, die heute, etwas allzusehr restauriert, uns etwas vortäuscht, was nicht neu und nicht alt ist. Ich weiß das, und ich liebe diese Täuschungen nicht, im Gegenteil, aber hier lasse ich mich gerne täuschen, denn das Wichtige, das Wesentliche, ist das Alte. Was schadet es, daß man die alten edlen Wände neu mit dem Spiel des alten Schmuckes überzieht, Bogen und Säulen und zierliche Fensteröffnungen wieder einsetzt, wo Löcher waren, Decken einfügt, wo der Himmel hereinsah, — die Täuschung ist so hold! — Sei bedankt, du seltsamer Amerikaner, der hier hauste, in den Ruinen, mit den Zigeunern zusammen. Ich habe dein Buch zu Hause durch lange Jahre bewahrt; aber ich werde es nicht wieder lesen; schöner, als es war, kann es nicht werden.

Drüben im Löwenhof — er tat es nicht darunter — hauste Barbey d'Aurevilly, der Löwe. Aber er war der Mann dazu, dieser phantastische Kerl.

Auf alle Türme steige ich und immer wieder beseligt mich der Blick in dies paradisische Land. Und immer imponierender wird der Eindruck der Großartigkeit, des Umfanges, der Macht der ganzen Anlage, mit dem Palast, den Türmen, den Gärten, den endlosen Mauern, die das Ganze tragen und einschließen. Und da und dort, wo gegraben wird, öffnen sich Treppen zu Räumen, die im Schutt begraben sind, und immer tiefer liegendes Mauerwerk kommt ans Licht. Dort haben die Gefangenen geschmachtet. Dort unten war die Nacht der Gewalt, die droben glänzte.

Wie überrascht es, in diesen klotzigen Türmen, steigt man innen hinauf, an dunklen unheimlichen Gängen, Treppen, Gelassen vorbei, plötzlich in hohe heitere Räume zu kommen, mit Säulenfenstern und hohen reichen Kuppeldecken! Es nimmt kein Ende.

Drüben in einem lieblichen Garten steht noch einmal ein Haus,

Digitized by Google

sie sind eben dabei, es herzurichten, die zugemauerten Bogen und Säulen der Freiheit wieder zu geben. Es hat die zierlichsten Fensterbögen, reichen Schmuck und die schönste Decke. Ein großes Wasserbecken in flachem Steinrand geht, genau in der Breite des Hauses, auf seine Gartenfront zu, und es wird zum Allerschönsten gehören, das Haus zu sehen, wenn die Säulen und die Bogen wieder da sind und sich im Wasser spiegeln werden.

Es nimmt kein Ende!

Generalife

Ich stehe verzaubert still unter der Wölbung des Eingangtores: es rauscht und plätschert: geradeaus eine lange Doppelreihe dünner hoher Wasserstrahlenbogen steigt und fällt in das Becken, das den ganzen Hof in der Längsachse teilt. Unter dem mittleren von drei niedrigen Bogenöffnungen, unter denen ich stehe, zwischen zwei schlanken Säulchen hindurch, steigt es und fällt es, rauscht und rauscht und plätschert. Frisches Grün, Rosen, weiße, rote, gelbe in schönen rötlichen Töpfen, lange Reihen Blattpflanzen, niedrig und breitblättrig gehen mit den Wegen, zierlichster schlanker Bambus zeichnet auf gelbliche Wände ein hohes dünnes Gewebe von Stengeln und schmalen Blättern. Frische, Kühle, Stille, nur die Musik des lebendigen Wassers. Es ist kein Traum, daß ich hier stehen darf, — und es ist doch einer!

Durch den Garten, unter den leichten Bogen, zwischen den dünnen Säulen hindurch ins Haus, geradeaus durch die Fenstertür der Blick über die Stadt, das Tal und die Berge, über einen kleinen, quadratischen Terrassengarten, in dem in regelmäßigen Buchsfeldern acht schneeweiße blühende Büsche um ein rundes Wasserbecken stehen. Von der Halle aus eine kleine Treppe rechts, über ihr ein Durchblick, vor dem ich entzückt stehen bleibe und nach Karl Walser rufe: ein langer Gartensaal, weißgetüncht, mit hellen rötlichen Steinfliesen, rechts offene Bogen auf einen höherliegenden kleinen Garten, in dem wieder die Wasser rauschend steigen und fallen, linker Hand eine smaragdgrüne Fenstertür, sich öffnend aufs Tal, über die weiße Decke hin viele schmale grün gestrichene Balken, und linker Hand, aus großen rötlichen Töpfen aufsteigend über die ganze Wand und quer über die Decke gezogen, die entzückenste lebende Wand- und Deckendekoration von langen, dünnen Ranken mit den schönsten dunkelgrünen Blättern! Vor jedem Pfeiler rechter Hand in schönen rötlichen großen Töpfen wieder Bambusbüschel, hoch und dünn die Stengel, mit dem leichten

Digitized by Google

Gewebe schmaler Blätter. Zwischen den Bogen sehen die hellen Rosen herein, die außen an den weißen Pfeilern hochgezogen sind.

Ich trete hinaus, gehe durch den zweiten Gang, durch ein Tor, eine hohe Treppe hinauf zwischen weißen Mauern, die gestuft sind wie die Treppe, auf jeder Stufe in roten Töpfen abwechselnd Buchs in Kugelform und eine hochrankende hellgrüne Pflanze, die ich nicht kenne. Oben ein dritter Garten mit einer ungeheueren Zypresse in der Mitte eines kleinen Parterres. Es wird immer märchenhafter. Der Garten zieht sich auf einer Terrasse in der ganzen Länge des unteren Gartenhofes entlang. Jetzt schaue ich hinunter auf die hohen schmalen Wasserbogen des zweiten Gartens, in dessen Mitte zwischen hohem Grün der höchste Wasserstrahl senkrecht steigt und ins Becken fällt. Aus dem zweiten Garten steigen an der Mauer Zypressenstämme hoch, ihr düsteres Laub überschattet die lange Terrasse des oberen Gartens ernst und kühl. Und es rauscht und rauscht und plätschert überall und immerzu. Eine Nachtigall. Ich lache stumm in mich hinein.

Die Gartenterrasse des dritten Gartens öffnet sich, eine riesenhafte Magnolie, — wie muß es aussehen, wenn die blüht! — gezirkelte dichte Buchswände wieder um eine Fontäne, ein Pavillon, eine Terrasse mit dem Blick über den untersten Garten, auf die Gartenfront des Hauptgebäudes.

Ich gehe zurück, an weißer kühler Mauer entlang, über liebevoll eingelegten Kiesweg. Eine hohe Treppe führt durch einen Hain aufwärts, und auf den niedrigen Mauern, die sie einfassen, — es ist nicht zu glauben — auf den Mauern, in tiefen offenen Rohren aus runden grünen Dachziegeln rinnt murmelnd und glucksend das rasche lebendige Wasser herab. Grün überwölbt von rechts und links steigt die Treppe hinauf, in kühlem durchsichtigem Schatten. Auf jedem Absatz, der sich kreisförmig erweitert, steigt in niedrigem Steinrund ein kleiner Springbrunnen.

Drei solcher kleinen runden Terrassen zähle ich, jede mit einer niedrigen Fontäne, die mittlere ist ein wenig höher. Dann bin ich oben und sehe hinunter in eine vierte und fünfte Gartenterrasse, die vierte mit geometrischen Buchshecken, in deren Mitte Rosen, Zypressen, Lorbeer stehen, die fünfte mit Rosenbäumen, weiß und rot, ein Fontänchen in der Mitte. Auf der sechsten obersten Terrasse, zu der mich die Wassertreppe geführt hat, endet der Weg an der Tür eines dreistöckigen weißen Turmpavillons; zwei dichte dunkle Hecken mit

Digitized by Google

tiefroten Rosen glühen an seiner weißen Wand. Dann stehe ich ganz oben, in den Spitzbogen des obersten Geschosses und habe die Gartenterrassen, die Alhambra gegenüber, den roten Hügel mit den regelmäßig gepflanzten Oliven, die Berge drüben über dem Tal, die Stadt und die blaue Ebene tief unter mir, die Sierra Nevada steigt über blauen Höhen weiß und hoch in dem zart verschleierten Himmel. Es ist ganz still, nur Vogellaut tönt und von unten herauf das ununterbrochene Rauschen des Wassers. Unbewegt stehen auf dem hellen kahlen Hügel die kühlgrünen Oliven im weißen Mittagslicht. Leb es, o Seele!

Gewitteriger Morgen. Ich gehe zum Generalife, zeichnen. Es donnert, schwere Wolken am Himmel, dann ein Weilchen grelle Sonne. Es tröpfelt. Es tröpfelt nur ganz leise, aber doch so, daß mein Papier Wassertropfen bekommt, und daß ich nicht weiter arbeiten kann, weil die lithographische Kreide sofort schmiert. Das ist überhaupt eine Plage, diese Kreide! Mit dem dicken, immer zu dicken weichen Stift den feinen Formen, dem unendlichen Reiz der vielfältigen ungezählten Formen nachzugehen, auf die es mir doch ankommt. Ich weiß wohl, daß meine Zeichnungen dadurch manchmal etwas Trockenes bekommen, weil ich nicht ein Aperçu machen will, — ach wie billig sind diese heute üblichen „geistreichen" Aperçu-Zeichnungen! — sondern so gut ich kann und soweit ich darf, das Tatsächliche geben. Aber ich muß das in Kauf nehmen, ich kann nicht anders. — Es tropft. Ich muß aufhören. Ich flüchte mich unter die riesenhafte Zypresse, ich gebe meinem Herzen nach und schreibe an Renée. So lange, seit Barcelona, habe ich nichts von ihr gehört, seit Malaga ihr nicht geschrieben. Es ist so kühl, daß ich rote Hände bekomme.

Ein Herr und eine Dame kommen durch den Garten, gut gewachsen beide, gut angezogen. Engländer? Was sonst? Die Frau hat etwas zart Rötliches, weich Anliegendes an, das schöne Schultern zeigt und einen süßen Busen. Sie steht an der Mauerbrüstung, reckt sich straff hoch und exakt zeigen sich die zwei schönen Brüste. Hergeschaut, ihr Spanierinnen! Nicht einen solchen Umriß habe ich bis jetzt bei euch gesehen. Die beiden kommen an mir vorbei, sie sprechen deutsch. Ich freue mich und sehe ihr nach, wie sie die Treppe zu der Gloriette hinaufsteigt, ganz gemächlich, und stelle befriedigt fest, daß „alles andere" zu Schulter und Busen stimmt. Ein Gesicht hatte sie nicht, oder wenigstens nicht sehr deutlich. Aber das wäre auch allzuviel verlangt.

Digitized by Google

An einer erdbeerroten Artilleriekaserne drunten in der Stadt stehen in Nischen, schön weiß, zwei schnurrbärtige Grenadiere des alten Fritzen, das Gewehr schräg im Arm, den hohen Blechhelm auf dem Kopf. Im Giebel in einer Nische ist die Büste eines Herrn in hoher Perücke zu sehen, und damit die Büste schön weich steht, steht sie auf einem großen Kissen aus Marmor.

Ich lasse mich vom Baedeker verführen, einen Weg um einen Teil der Stadt zu machen, weil er den „seit 1820 mit schattigen Ulmen besetzten Paseo del Salon" „herrlich" nennt. Er ist weder herrlich, sondern eine langweilige moderne Straße, die an den öden Mauerufern des Genil entlang führt, begleitet von einem mageren Garten mit ein paar modernen, also scheußlichen Denkmälern, noch ist er schattig; die Ulmen sind vier Reihen dürftiger Bäume, denen kein Mensch glaubt, daß sie schon hundert Jahr alt sein sollen. Die „großartige" Aussicht auf die „erhaben aufsteigende Sierra Nevada" ist zum größten Teil durch häßliche Neubauten auf dem anderen Ufer des Flusses verbaut. Ich empfinde mich als Opfer des diesmal doch allzu banalen Geschmackes meines tüchtigen Führers, eine Erfahrung, die ich öfters mehr oder weniger empfindlich gemacht habe, wenn ich seinen Sternchen glaubte und enttäuscht vor irgendeinem langweiligen Altar, einer Dutzendware von Chorschranke oder einem Grabmal von irgendeinem Renaissancier landete. Er sollte mit seinen Sternchen noch sehr viel weniger freigibig sein und zur Verteilung der lobenden Adjektiva einen Mann von empfindlicherem Geschmack und Urteil mitnehmen.

Ich gehe den Berg hinauf und komme zu dem riesigen orangenen Klotz der Puerta Judiciaria, durch die ich durchgehe.

Da ist auch gleich daneben das „Establecimiento de Antiguedades y Objetos de Arte", der „Shop" mit „Antiquities und Curiosities". Möge der gefälschte Trödel, den ich dort sah, alle englischen und amerikanischen Herzen erfreuen! Ein Kerl bietet sich mir als Führer für die Alhambra an, erst englisch, dann deutsch: „is wunderscheen, is kolossal!" Ich flüchte.

Bei drei Tassen Tee, bei der letzten selbstgedrehten Zigarette aus den zusammengescharrten Krümeln meines blonden bosnischen Tabaks erhole ich mich von dem verlorenen Nachmittag, lese in den „Pensées des jardins" von Francis Jammes.

Überall begegne ich, wie in den andern Städten, ganzen Herden von Ziegen, die auf der Straße „auf Anruf" gemolken werden. Die

Digitized by Google

armen Tiere schleppen ungemolken ihre riesigen vollen Euter Stunde um Stunde durch die Straßen, manche können kaum gehen mit ihrer unförmlichen Last, die ihnen die Hinterbeine auseinanderquetscht. Ich sah, wie sie sich legten, so oft sie konnten. Viele, die meisten, haben Maulkörbchen an, aus Bast geflochten. Dafür laufen die Herren Hunde ohne Maulkorb, auch ohne Marke herum. Aber was ist denn ein Hund ohne Marke, frage ich als guter Deutscher? Was ist ein Mensch ohne seine Marke, will sagen seine „Papiere"? Es ist ein schlimmes Ziegenschicksal, glaube ich, Ziege in einer spanischen Stadt zu sein.

In der tiefen Schlucht des Darro aufwärts, gegen das Ende der Stadt. Links abbiegend, steil hinauf gegen San Miguel el alto, durch ein immer ärmlicher werdendes Viertel, den Albaicin. Aber ich verzichte auf San Miguel, ich hätte von dort gegen das Licht der Spätnachmittagssonne gesehen, das ist nichts für mich. Wieder links abbiegend, komme ich durch Gassen, eine immer elender als die andere, mit winzigen armseligen Häusern, armseligem Volk. Immer der Richtung nach Westen nachgehend, San Nicolas zu, wohin ich will, gerate ich in eine Gasse, noch steiler, noch steiniger als alle anderen zwischen kahlen Mauern, entdecke, daß sie anscheinend der Abort für das ganze Viertel ist, mag nicht noch einmal umkehrend hinunterklettern, — also „en avant dans la merde"! Es stinkt furchtbar. Ich biege um eine Ecke, sieh da, da sitzt ein Soldat in voller Tätigkeit. Vorüber, daß meine Stiefel knallen. Da muß ich wider Willen halten: über der einen Mauer zwischen wirrem Durcheinander einer Kakteenhecke klettern ein paar rabenschwarze kleine Ziegen und knabbern an den graugrünen Kolben. Es ist so hübsch, ich muß es zeichnen, ob mich der Gestank auch schier umbringt. Rasch — und weiter, und endlich stehe ich aufatmend auf dem Platz vor San Nicolas und habe gegenüber die ganze Alhambra hoch und rot im roten Abendlicht.

Ich kann nicht widerstehen, — und wenn sie millionenmal von hier gemalt und gezeichnet und photographiert worden ist, — ich muß ein Stück davon zeichnen, und ich tue es, eng umringt von einem Haufen Kinder, daß ich mich kaum rühren kann.

Schließlich bin ich auf dem Weg durch die Zigeunerecke der Stadt gegangen, am hintersten Ende der Stadt, in der schmalen Schlucht des Darro, damit mir keiner sagen kann, ich hätte das „Interessanteste" versäumt. Es war gar nicht interessant. Immerhin, ich sah ein paar puppenhaft, hurenhaft hergerichtete, mit steifem Haarkringel frisierte junge

Digitized by Google

Weiber mit orangebrauner Haut in buntesten Kleidern, wie sie vor den weißen Wänden ihrer Höhlenwohnungen saßen und standen, die im abendlichen Schatten von reinstem warmem Weißblau waren. Der Kontrast der bunten Figuren auf dem Weißblau war schön, — das war mir genug. Mir etwas vortanzen zu lassen, dazu fehlte mir das überflüssige Geld.

Der eine erzählt wunder was davon, der andere erklärt es für Schwindel. Dem guten alten Israels hat es gar nicht gefallen. Nun, es geht auch ohne.

Cartuja

Wegen Churriguera gehe ich hinaus. Ich habe die bezaubernde Spielerei der Architektur an der Kirche in Valencia gegenüber der herrlichen Lonja nicht vergessen. Und was der gestrenge Herr über ihn sagt, der die „Kunstgeschichte" im Baedeker verfaßt hat, reizt mich erst recht. Gelassen liegt der große Bau des ehemaligen Klosters da, breit hingelagert auf sanft ansteigendem Gelände. In dem riesigen verwahrlosten Vorhof, in den man durch das Portal eintritt, rennen ein paar kupferfarbene Schweine herum.

Zwei Dinge sind wichtig zu sehen: das Sacrario und dann die Sacristia; nur diese ist von Churriguera. Das Sacrario in einem kleinen quadratischen Raum baut sich auf aus hellrotem, schwarzem, weißem und vergoldetem Marmor, mit vergoldeten Holzfiguren, die an den Ecken sitzen, hoch zur Decke empor, fabelhaft gearbeitet, von üppigster, schwerster Pracht, getragen an den Ecken von blanken, schwarzen Säulen, die vor gelb und rot gemustertem Marmor stehen. Oben prunkt reichstes Gold. In den vier Ecken des Raumes stehen große farbige Holzfiguren, sehr schön vor ebenso schönen Vorhängen, die von Putten in die Höhe gezogen werden. Da ist Johannes: er hat ein schwarzweißes Fell an und einen roten Mantel. Da ist Joseph: sein Kleid ist violett, sein Überwurf ist braungelb, der Vorhang dahinter ist zartblau mit Dunkelgrün, Rot und Silber gemustert. Da ist Magdalena: ihr Kleid ist lilagrau, ihr Überkleid stumpfblau. Alle Farbenklänge eigentümlich gebrochen, sehr nobel, und sehr nobel überall die Tönung des Fleisches.

Aber dann kommt Churriguerra! Ich stehe erst staunend vor der hohen Türe. Sie schimmert in edlen Hölzern, Schildpatt und Elfenbein, schwarz, weiß, in warmem Braun und Gold, und steht in einer Laibung aus blankem stucco lustro in Cremeweiß, Hellrot, Hellblau, auf schwarzem Grund, meisterhaft im Wechsel der Farben des reichen

Digitized by Google

Ornaments. Um die dunkel prunkende Tür hängen Fruchtgehänge in buntesten Farben, hell und freudig, auf weißem Grund. Wie reich, wie klug ist der Wechsel der bunten Farben, hier auf Schwarz, daneben auf Weiß!

Was beim Eintreten überrascht, das ist die hohe heitere Vornehmheit des Raumes, der Geschmack, der hier mit den äußersten Mitteln, dem verschwenderischsten Schmuck in überlegener Weise arbeitet. In diesem Raum, den ein zartes Cremeweiß beherrscht, ist keine Fläche, kein Pilaster, kein Gesims, das nicht lebte und sich bewegte. Von unten bis oben sind die Pilaster mit dem wildesten Ornament bedeckt, das sich biegt und krümmt und schwingt und zuckt, — und doch ist es nicht wild, denn es lebt nach einem strengen Gesetz, das das Ganze ihm gibt, es steigt und fällt und rollt wie eine vielfältige Abwandlung desselben Themas, das unweigerlich und gehorsam zur Auflösung und zum Schlußakkord geführt wird. Diese cremeweißen Pilaster stehen auf Wandflächen von weiß und braunrot gemustertem Marmor, und wie ist er gemustert! Er ist voller Wolken, Adern, Flüsse, und Blitze toben darin. Das Gesims ist in wahrhaft tollkühnen Bewegungen herumgeführt, aber seltsam, auch diese Tollheit, die einen zuerst beinahe lachen macht, sieh sie eine Weile an und du wirst die Logik empfinden, die in diesem scheinbaren Wahnsinn steckt, wirst sehen, wie vollkommen abgewogen Bewegung und Gegenbewegung sind, wie prachtvoll lebendig es steigt und fällt und fließt, geht und steht. Mit absoluter Sicherheit ist hier die wildeste, unwahrscheinlichste Bewegung gemeistert, wie die Farbe des Ganzen gemeistert ist. Sieh die Pilaster, wie sie weiß aufschäumen zwischen den braunrot und weiß flammenden Marmorflächen, hinauf zu dem weißen Gesims, das ungeheuerlich erscheint und mathematisch genau so stark ist als notwendig, um diese Pilaster, diesen Marmor abzuschließen. Über dem Gesims ist eine bunteste Malerei auf weißem Grund, die Gurten der Decke lachen in heiterstem Waschblau, ein sehr schöner reicher Stab in Weiß und bräunlichem Gold läuft über das süße Blau. Die Felder zwischen den Gurten sind weiß mit weißem Zuckerguß, Rosetten in der Mitte jedes Feldes wieder auf Blau, das Ganze der süßeste und auf klügste berechnete Kontrast zu dem Weiß und Braunrot der Wände.

In den Nischen zwischen den Pilastern stehen als dunkles Gegengewicht gegen die weiß und braunrot prunkenden Wände niedrige schwere Kästen, Kommoden aus schwarzem Holz, in dem üppigstes

Digitized by Google

Schildpatt und Elfenbein blinkt, wunderbar gearbeitet. Über den dunklen Kommoden hängen Bilder, manche in goldenen, manche in den typischen, sehr schmückenden, schwarzgoldenen spanischen Rahmen.

Und nun der Altar: aus einem Marmor baut er sich auf, wie ich nie einen gesehen, wie ich nicht für möglich gehalten hätte, daß es einen Marmor gibt: hellorangebraun, tiefdunkel orangebraun und weiß ist er gefleckt und geadert, ebenso sind die Säulen links und rechts, die seine Krönung tragen, nur haben sie rein weiße Basen und Kapitäle. Die Architektur des Aufbaues ist völlig aufgehoben durch das tolle Spiel in dem Marmor, es bleibt nur der geistreiche Umriß des Ganzen. Damit nicht genug: es ist noch ein Muster aus schwarzen Marmorstäben über die orangebraun und weiß wogenden Flächen gelegt. Wie ich das sah, mußte ich wirklich lachen, aber ich lachte, weil es mir Vergnügen machte, das zu sehen. Die Front des Altartisches ist eine einzige Marmorplatte von unerhörter Schönheit. Sie ist aus demselben weiß und orangebraun gefleckten Marmor, das Orangebraun in tausend Nuancen, und dazwischen leuchtet ein wunderbares Blau in großen Flecken auf, ein Klang von wildester Pracht!

Die Kuppel überm Altar hat ein Fresko, bunt wie ein sanft-bunter Teppich. Die Fensterbogen sind weiß und blau gemustert, die Zwickel wieder bunt, weißlich, sanft-rötlich, sanft-grün. Ganz einfach, dünn, geschmackvoll verbleit sind die weißen Fenster, sehr einfach der schiefergrau und weiß in Rauten gemusterte Fußboden. Das Ganze ist ein Rausch, ein Taumel, eine Orgie, aber welch ein Meister diszipliniert das scheinbar Hemmungslose! Welch eine Erfahrung gehört dazu, allein die Mittel alle zu kennen, die er benutzt, und welche souveräne Meisterschaft, welcher Geschmack, sie so zu verwenden, so zu beherrschen, den tollsten Wirbel loszulassen und ihn genau so und genau so laut loszulassen, daß das Brausen Wohlklang wird! Es soll das einmal einer wagen, was dieser Meister wagt und kann!

Aus der offenen Tür einer kleinen Kirche höre ich singen. Ich gehe hinein und gerate in einen Trauergottesdienst, eine Totenmesse. Drei Priester in schwarzen Stolen mit breitem goldenem Streifenornament amtieren, Knaben singen unisono die Responsorien. Jetzt beginnen sie das Dies irae. Ich höre die Worte dieses großartigsten Gesanges, wie in meiner Jugend. Sie singen es, wie ich es kenne, und ich singe stumm mit. Sie singen exakt, mit scharfen hohen Stimmen, mit näselndem Ton, sehr eindringlich. In der Mitte des kleinen Raumes

Digitized by Google

sitzen die Herren in drei Reihen. Sie langweilen sich sehr, und einer, ein Beau mit blödem großem Kopf, gedrehtem Schnurrbart, glotzt bald mich, bald die Frauen an. Ich stehe an der Tür, mein Strohhütchen unter den Arm geklemmt, zwischen den Männern und den Frauen, die schwarz gekleidet, schwarz verschleiert, rechts von mir an der hinteren Querwand des Kirchleins knien, stumm, und wie geduldet. Das Rufen der Straßenhändler tönt herein in das „Quid sum miser tunc dicturus", und das wüste Jaulen der Autos. Das Klingelzeichen zur Wandlung tönt. Ich knie nieder, wie es sich gehört, wie es auch die anderen tun. Der Beau legt sein Taschentuch sorgfältig unter das eine Knie. Es ist ganz still, alles beugt sich. Dann singen die Knaben wieder, und ich drücke mich leise hinaus.

In der „Halle" der „Pension Alhambra" finde ich ein spanisches Buch, irgendeine Reklamesache, vorne links das Porträt von S. M., rechts das des Rey. Wilhelm II. war kreuz und quer durchstrichen, darunter stand „Pah!!!" Sein Bild, aus seiner „besten" Zeit, der Blick ganz Adlerauge, ganz Hohenzollernauge, die Nase in der Luft, die Mundwinkel herabgezogen, der Schnurrbart hinauf. Auf dem Kopf die lächerliche Friseurlocke, die er sich in reiferen Jahren zulegte und deren Lächerlichkeit wohl nur er selbst nicht empfand. Sonst behängt und bekleckert mit Orden und Sternen und Quasten und dem ganzen Krempel, der zur grande tenue gehört. Wie recht hat dieses „Pah"! So ein Bild ist Kriegspropaganda gewesen, wie irgendeine andere. Man hat „Ihn" und diese Bilder draußen ernst genommen, — im feindlichen Sinne, versteht sich — als man die Hohlheit dieses Typs bei uns längst erkannt hatte und ihn lächerlich fand, wenn auch gefährlich genug. Größenwahn und Lächerlichkeit in einem Menschen, der so furchtbare Macht in der Hand hatte, wie dieser eitle, ahnungslose, haltlose und gewalttätige Mensch, — kann es eine verhängnisvollere Kombination geben? Wir haben sie zu unserem Entsetzen erfahren, und unsere Kinder werden noch unter dem Schicksal zu leiden haben, das er, der „den Krieg nicht gewollt hat", uns herauf beschwor. Ich habe das Bild heraus und in Fetzen gerissen und dem Rey — in Zivil mit einem melancholischen Lächeln um die schwere Unterlippe — einen Blick der Sympathie gegönnt.

Gepackt. Fertig. Ich sitze noch einmal auf dem Balkönchen und hänge die Füße auf das Geländer. Die kühle Nachtluft haucht mich

Digitized by Google

an, die spanische Zigarre beizt die Zungenspitze. Wieder kommen, wie jeden Abend, die zwei zweispännigen Landauer meiner „Gran Pension Alhambra" leer nach Hause, auf Gummirädern und mit dem heiteren Schellengeklingel der Pferde. Ein Rätsel, wie das Herr Gonzalez, das heißt sein Portemonnaie, aushält!

Glocken klingen da und dort an: ich werde nie daraus klug werden, warum sie läuten und was sie läuten. Sie läuten nicht, sie schlagen nur an, immer wieder, immer drei Schläge.

Die tröstlichen ewigen Bilder stehen am Himmel. Sie stehen über meinem Blick, wie in der Ferne über dem Schlaf der Geliebten.

Nie mehr werde ich wohl hier sitzen, undeutlich die rötlichen Mauern schimmern sehen im Licht der einsamen Laterne unter dem Torbogen, diesen Hund nie mehr kläffen hören, nie mehr dieses Esels verzweifeltes, stöhnendes, atemloses — es gibt kein Wort für diese Töne, dieses Jammern, Quietschen, Jaulen, Röcheln. Ich werde nie die Alhambra wiedersehen, die ich noch einmal heute durchschritt, alle Säle und Sälchen, Galerien und Höfe, Terrassen und Gärten und Türme, das ganze Märchen, das märchenhafter, unwirklicher wird, je länger man es kennt. Also leb' wohl, du wahr gewordener Traum des Knaben, verklärter Zeuge eines verschwundenen wunderbaren Lebens, eines Lebens von Helden, Dichtern und Träumern, von Künstlern des Lebens, du selbst ein Gedicht voll Stille, Glanz, Stolz, Süßigkeit und Wollust, brennend in eigener Schönheit unter dem brennend reinen Himmel Andalusiens. Sei bedankt für deine durchsichtigen Schatten, für das Plätschern und die Kühle deiner Wasser, für das unendliche Spiel deiner geschmückten Wände, für den schwebenden Gang, das schwebende Stehen deiner Bogen auf den zierlichen Säulen, für das Licht aus den Jahrhunderten, in dem deine rötlichen Mauern magisch leuchten, allabendlich, wenn die Sonne versinkt, sei bedankt für deine Trauer und für dein Schweigen, für deinen Trost, deine Güte, deine Heiterkeit, für deine Liebe.

Digitized by Google

POLITISCHE CHRONIK

von

JUNIUS

I

Es ist verwunderlich, daß man von der Reichstagswahl eindeutigere, arithmethisch bequemere Ergebnisse erwartet hat. Ist schon vergessen, welche Umstände und Zustände im Deutschen Reiche die Parlamentsauflösung erzwungen haben? Eine zuverlässige, politisch manövrierbare Parteienmehrheit als Stütze der Regierung war nicht mehr vorhanden; sie hielt sich — und das Reich — mit Hilfe von Diktaturparagraphen und Ermächtigungsgesetzen über Wasser. Es war eine haltlose Lage, die weder innen- noch außenpolitisch länger ertragbar war. Die Mehrheitssozialisten, die aus Staatsgefühl der befristeten Diktatur zugestimmt hatten, um durch bürgerliche Demokraten Notstandsmaßnahmen vornehmen zu lassen, rückten nun aber sofort in die Opposition ab: sie lehnten für den Gebrauch der Diktatur jede Verantwortung ab. Das heißt: mit den normalen parlamentarischen Methoden war nicht weiter zu regieren. Die auf einem schmächtigen Minderheitskörper thronende Regierung tat ihr Bestes, um Wirtschaft und Finanzen vor dem Chaos zu retten, und man wird gerechtermaßen ihr das Zeugnis ausstellen dürfen, daß sie in dieser Hinsicht Erkleckliches erreicht hat. Aber über die gegebene Frist hinaus diesen Zustand zu verlängern, barg für den Bestand des Reiches die ungeheuerlichsten Gefahren. Der Putschismus ging um und zerwühlte alle Unterlagen eines geordneten staatlichen und sozialen Lebens. Mächtige illegale Organisationen, die gegen den Bestand der Republik gerichtet waren und ihr Heer von Deklassierten, Entwurzelten und Geschädigten mit trüben Ideologien zunächst einer ‚völkischen Diktatur' zutrieben, regierten offen mit. Den großen Parteibehältern entliefen die angestammten Gefolgschaften zu Hunderttausenden. Das Maximum an Vernunft, das man von allgemeinen Wahlen unter solchen Umständen erwarten konnte, war der Beweis, daß weder die Umstürzler von links noch von rechts im Volke eine Mehrheit hatten. Dieser Beweis scheint uns erbracht. Denn die Kommunisten können zwar eine laute und sehr beschwerliche Opposition machen, aber sie lassen sich unschwer bändigen. Die Völkischen aber, mit denen große Teile der deutschnationalen Mitläufer gefühlsgemäß sympathisieren, stehen mit ihrer wilden Ungebärdigkeit und der

Digitized by Google

Zuchtlosigkeit ihrer Ressentiments im Gegensatz zu den konservativen Tendenzen, deren Reservoir ja schließlich doch die Partei der Deutschnationalen geblieben ist. Daraus folgt: daß eine Mehrheitsbildung mit Einschluß der Deutschnationalen, die neben den Sozialdemokraten die stärkste Partei im Reichstag geworden sind (durch Verschmelzung mit den paar Nationalliberalen und Landbündlern kann sie die stärkste werden), möglich wäre, wenn sie die Garantie gäben, daß sie außenpolitisch den von Marx-Stresemann eingeschlagenen Kurs befolgen und die durch das Sachverständigen-Gutachten gegebenen Aussichten auf eine Regelung der Entschädigungsfragen und damit auf eine Befreiung der besetzten Gebiete nicht zerstören.

Es ist ein Jammer, daß auf der konservativen Seite so wenig staatsmännische Talente zu entdecken sind. Für einen Kopf hohen Ranges, der gelegentlich Unpopularität nicht scheut, ergäben sich in diesem Augenblicke Aussichten von weltgeschichtlicher Tragweite. Wie liegen denn die Dinge, wenn man den Schaum von der Oberfläche wegbläst? Ist innenpolitisch ein stärkerer Rechtskurs denkbar, als er von den Herren Jarres, Emminger, Luther schon jetzt eingeschlagen ist? Sozialpolitisch kämpft die deutsche Arbeiterschaft ja längst nicht mehr um Vorrechte (wenn sie es je getan hat) sondern um die Erhaltung elementarster Selbsterhaltungsrechte. Was mit Hilfe der Ermächtigungsgesetze in der Justizverwaltung vollbracht oder besser: angerichtet wurde, hat sogar konservative Elemente der richterlichen Zunft in Aufruhr versetzt. Es bleibt unvergessen und unvergeben. Ein Umbau der Wirtschaftsordnung, in dem Sinne etwa, wie er mit den Schlagworten der Sozialisierung oder der Planwirtschaft verknüpft zu werden pflegt, ist ein Gedanke, der, meist aus banausischer Gedankenlosigkeit, längst zu den gewesenen Utopien geworfen ist (um später in realistischerer Form an die Pforten zu klopfen). Ich will damit nur sagen, daß in Bezug auf die wesentlichen Gesichtspunkte, unter denen das bisherige Reichskabinett Innenpolitik betrieb, etwa zwischen den Volksparteilern hinter Stresemann und Luther oder den Zentrumsleuten und den Deutschnationalen zwar Nuancen bestehen, aber für den Augenblick keine absolut trennenden. Die Tage der ‚marxistischen' Scheinherrschaft sind vorüber, rein politisch ist das deutsche Proletariat gänzlich in die Defensive abgedrängt; freilich wird es immer stark genug sein, um dem klassenkämpferischen Geheul der kapitalistischen Herrennaturen das Maul zu stopfen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Deutschnationalen die unabänderliche Struktur der deutschen Wirtschaft so

Digitized by Google

weit verkennen, um sozialpolitische Verkrüppelungsmethoden für zeitgemäß zu halten, abgesehen davon, daß die anderen bürgerlichen Parteien, vor allem Zentrum und Demokraten, ihnen den Respekt vor der Grenze beibringen würden. Es kommt also lediglich auf die außenpolitischen Gesichtspunkte des neuen Kabinetts an, für welche — nach dem Bankrott der unsagbar törichten Versackungstheorie Rhein und Ruhr gegenüber — einzig und allein die Bejahung des Gutachtens und der Wille, auch gesetzgeberisch die Konsequenzen daraus zu ziehen, maßgebend sind. Kann man sich vorstellen, daß eine vom Grafen Westarp geführte Partei nach allem, was seit Jahr und Tag und noch während des Wahlkampfes an katastrophenpolitischen Ideen in Umlauf gesetzt wurde, ohne Vorbehalte eine solche Politik der Bejahung zu befolgen vermöchte und zu fördern sich verpflichten würde? Das ist die Frage aller Fragen.

Erst wenn dieser Weg sich als ungangbar erweisen sollte, käme, soweit sich die Dinge heute übersehen lassen, eine Mehrheitsbildung mit Einschluß der Sozialdemokraten in Betracht. Wie weit sie unter den obwaltenden Umständen reichen würde, ist freilich höchst problematisch. Ihrer Stimmen für jene Gesetzentwürfe, die, wie die Umwandlung der Reichsbahn in einen Privatbetrieb nach den Forderungen des Gutachtens, eine Zweidrittelmehrheit im Reichstag erfordern, wäre man wohl ohnehin sicher, da die Partei ja grundsätzlich und unter allen Umständen für eine Verständigungspolitik eingetreten ist und es nun umsomehr tun muß, als eine Basis für sie gefunden zu sein scheint. Umgekehrt aber ist in außenpolitischer Hinsicht die Haltung der Deutschnationalen ganz und gar unproblematisch, falls sie von der Regierungsbildung ausgeschlossen und in der Opposition bleiben sollten.

Führt aus diesen Schwierigkeiten kein Weg, so leuchtet eine neuerliche Auflösung des Parlamentes am Horizont auf, weil ja die außenpolitische Lage, und mit ihr Währung und Wirtschaft, nicht eine monatelange Unsicherheit und Verschleppung verträgt. Dann müßte dem Volke mit brutalster Eindeutigkeit die Frage vorgelegt werden; für oder gegen die Gutachten; für oder gegen eine Verständigungs- und Befreiungspolitik. Alles andere ist demgegenüber von untergeordneter Bedeutung.

2

Der Jubel, mit dem die Züchtigung des Poincarismus durch die französische Wählerschaft in der ganzen Welt aufgenommen wurde, sollte uns in Deutschland zu denken geben. Er hat einen starken

Digitized by Google

menschlichen Unterton, der das rein Politische des Vorgangs beinahe verdrängt; denn noch weiß niemand, wie im einzelnen die französische Politik aussehen und welche Fahrtrichtung die neuen Regenten an der Seine einschlagen werden. Aber so viel weiß und fühlt jeder, daß der Ton ihrer Politik, daß deren Seelenklang (wenn es nicht vermessen wäre, in diesem Zusammenhange von Seele zu sprechen) sich ändern wird. Gerade diese menschliche Resonanz ist es, die verrät, wie hinfort eine wachsende Mehrheit unter den Menschen aller Zonen und Zungen auch die große Politik betrieben sehen will.

Dafür gibt es untrügliche Symptome. Man photographiert Köpfe, man erhebt den Zeigefinger und sagt: Sieh her, das hier ist Aristide Briand, derselbe, der mitten aus zukunftsreichem Gespräch mit Lloyd George und Walther Rathenau in Cannes abberufen wurde, um seinem unerbittlichen Kritiker Raymond Poincaré Platz zu machen. Gewiß, auch er ist mit imperialistischen Sünden beladen und pupillarisch nicht sicher. Außerordentlich liebenswürdig im persönlichen Umgang, ja gutmütig bis zur Weichherzigkeit; doch gerade um seiner Biegsam- und Schmiegsamkeit willen als Politiker zuweilen unbequem bis zur Unberechenbarkeit. Bisher hat auch er noch nicht bewiesen, daß er den großen Mut des wahrhaftigen Staatsmannes besitzt, im kritischen Augenblick gegen die Straße zu regieren. Und trotzdem: ein Kopf, in dessen psychologischer Landkarte sich stark menschliche Züge offenbaren: ein Ausdruck, in dem sich eine ungewöhnliche Wachheit und Regsamkeit mit menschlicher Wärme so stark paart, daß in seiner Nähe den Menschen unendlich wohler wird, als in der eiskalten Zone juristischer Korrektheit und nationalistischen Pharisäertums des Herrn Poincaré. Natürlich wird auch Briand, etwa als leitender Minister, nicht mit einem Satze über das Ruhrerbe seines Vorgängers hinwegspringen, er wird genug zu tun haben, die überkommene Zwangslage langsam und vorsichtig zu liquidieren. Nichtsdestoweniger ist jeder Pferdewechsel in Paris zugleich auch ein Gesinnungswechsel, für den die Weltsituation nach dem Dawes-Bericht, der Frankendämmerung, der Teuerung und dem Steuerdruck reif geworden ist . .

Und der hier ist Edouard Herriot, der Lyoner Bürgermeister. Freundlichkeit und Wohlwollen leuchten dem rundlichen Mann aus den Augen, der als kleiner Gymnasiallehrer der französischen Provinz erst seinen Höhenflug in die Literatur und Gelehrsamkeit nahm (eine Studie über Philo, den jüdischen Platoniker aus Alexandrien, wird gerühmt), um bald in die Politik abzuwandern. Den Armen und Beladenen

Digitized by Google

seiner großen Stadt ist er ein stets bereiter Helfer, dieser selbst ein sozial-hygienischer Erneuerer gewesen: sollte er nicht den Ehrgeiz haben, seinem ganzen Volke ein gleich fürsorglicher Vater zu sein? Er gilt nicht als Flieger, dieser warme und feingebildete Mensch, den noch heute heimlich die Musen aufsuchen, wenn ihm einmal etwas Muße beschieden ist, aber ein reinliches Welt- und Wertgefühl macht ihn sehend und wollend.

Auch er wird kein bequemer Kontrahent für uns sein, — das wird kein französischer Staatsmann sein. Aber sicher findet eine Politik unversöhnlicher Starrheit und grundsätzlichen Mißtrauens in diesem menschlichen Wesen keinen Ort. Ähnliches gilt von Painlevé, dem bedeutenden Mathematiker, von Léon Blum, dem Sozialistenführer, der Zartheit des Empfindens mit Bekennermut verbindet, und den anderen, die an der Spitze der siegreichen Parteigruppen stehen und für die leitenden Staatsstellen in Betracht kommen. Von ihnen erwartet die ‚Welt' etwas wie eine Humanisierung der internationalen Politik auf der Basis jener materiellen geschichtlichen Kräfte, die über menschlichen Einzelheiten stehen, heute aber, in einem Anfall rationeller Fragestellung, unverkennbar durch alle imperialistisch-nationalistische Wüsteneien hierdurch zu europäischem Zusammenschluß treiben. Der über unsre Westgrenze schweifende Blick erhellt sich ein wenig, und es ist vielleicht nicht zu vermessen, wieder einmal zu hoffen . .

3

Wenn psychologischer Instinkt und Takt für die Schwingungen der menschlichen Seele zur Ausstattung des Staatsmannes gehören, so besitzt sicherlich kein lebender Politiker in führender Stellung diese Eigenschaften in höherem Maße als Ramsay Macdonald. Nun beantwortet er durch die Tat, was er, mit viel Ironie, gegenüber den erblichen Herrschaftsmonopolisten vor Jahren literarisch zu beweisen unternahm: daß die englische Arbeiterschaft, wenn einmal der Moment gekommen sei, auch zu regieren verstehen werde. Wenigstens hat er persönlich diesen Beweis in der kurzen Zeit seiner Machtverwaltung bereits erbracht. Schon durch den Klang seiner Rede, die immer freier wird, menschlich immer gelöster, und die mit vollkommener Klarheit und Einfachheit die verwickeltsten Probleme der großen Politik vor dem Volke darzulegen versteht. Sie läßt — o Wunder — wie von ferne das Vibrato der Seele spüren, und die Politik rückt, in solcher Behandlung, in die Nähe der Menschlichkeit. Wird sie darum utopisch oder weltfremd?

Digitized by Google

Wer die letzte Rede Macdonalds in der riesigen Alberthalle im Urtext gelesen hat, wird um die Antwort nicht verlegen sein. Ihm wird aufgefallen sein, daß Begriff und Wesen des Nationalismus mit besonderer Ausführlichkeit behandelt wurden. Die ihm gewidmeten Bemerkungen waren so wuchtig, daß sie fast alle anderen Ausführungen in den Schatten stellten. Darin lag tiefere Absicht. Die bisherige Amtsführung des sogenannten Arbeiterkabinetts (dem bürgerliche Elemente aristokratischer und intellektueller Färbung angehören) hat ängstliche Gemüter einigermaßen beruhigt. Von sozialrevolutionärem Sturm und Drang ist kein Hauch zu spüren. Konsumentenpolitik, Freihandel, Abbau der Kriegsschutzzölle, um die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen zu erleichtern und ihnen das bißchen Tee oder Kakao billiger zu machen, wohlwollender Mieterschutz und leises Anschwellen der direkten Besteuerung zugunsten der indirekten; in allem dem liegt nichts Umstürzlerisches, wenn auch besonders hellhörige Ohren ein Knistern im „absterbenden Gehölz der Vergangenheit" zu vernehmen glauben. Nein, der Mann, der dieses schöne Bild geprägt hat, ist kein Marxist und kein Fanatiker des Umsturzes, er ist von dem echt englischen Glauben der langsamen, nach organischen Entwicklungsgesetzen fortschreitenden Umwandlung beseelt.

Schön, sagt man, aber besitzen diese Leute, besitzt Macdonald und die Schar seiner ministeriellen Helfer so viel allbritischen Patriotismus, daß man ihnen in so bedrängter Zeit den Schutz des Imperiums anvertrauen könne? Sie sind doch immerhin auch Internationalisten, wenigstens haben sie bisher internationale Kongresse besucht, wenn es auch nur solche der zweiten Internationale gewesen sind. Haben sie das rechte nationale Gefühl für die Größe und das nicht zu errechnende Gut dieses Weltreichs, für die dem Angelsachsentum damit auferlegte Weltmission? Dieser Verdacht ist an sich nicht unverständlich, da ja das Imperium nicht die Schöpfung des Arbeitsvolkes, sondern der bisherigen Herrenschichten ist. Ja, als vor wenigen Tagen die Frage der interkolonialen oder besser: zwischenbritischen Vorzugstarife im Unterhause berührt wurde (die das jetzige Kabinett aus freihändlerischen Gründen ablehnt), da wagte sich dieser Zweifel ziemlich deutlich und beinahe unverschleiert in Presse und Parlament hervor. Der Fachminister hat ihm eine gründliche Abfuhr bereitet, aber das genügte Macdonald nicht. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit greift er das so wichtige Thema auf, und nun haben wir die Antwort.

Ja, ruft dieser Proletarierfürst aus, ich bin Nationalist; ein überzeugter,

Digitized by Google

ein unbeugsamer sogar. Die nationalen Lebensbedingungen stehen für mich an erster Stelle. 'Es wäre ein sehr böser Tag für die Welt, wenn alle Verschiedenheiten der Menschen, die doch durch Geschichte, Religion und Klima bedingt sind, wie mit einem Schwamm hinweggewischt oder zu einem Einheitsbrei eingerührt würden. Das ist so wenig mein Ideal, wie es jemals mein Ideal war, den Nationalismus so weit zu übertreiben, daß er für jeden, der den Versuch macht, den Frieden zu sichern, zu einer unüberwindlichen Mauer wird. Nationalismus bedeutet nicht Anmaßung oder Vergewaltigung, Nationalismus ist Selbstachtung; und alle diejenigen, die sich selbst achten, sind am besten geeignet und dazu geneigt, auch andere Völker zu achten.' Nun folgen die Ausführungen, die Macdonalds bekannte Außenpolitik begründen, sein Bestreben, die untaugliche, zerstörerische, auf falscher Rechnung beruhende Methode der militärischen Gewalt durch den europäischen oder gar übernationalen Völker- und Friedensverband zu ersetzen.

Gedanklich sind das, wenn man will, Banalitäten; aber es sind heilsame und erfrischende Banalitäten. In klassischen Worten, die Macdonald sicherlich bekannt sind, hat Jaurès kurz vor der europäischen Katastrophe in seiner ‚Neuen Armee' die Naturgebundenheit des Menschen an seine Nation geschildert. Er hat die nationalen Verschiedenheiten der Menschheit als den großen Organisationsgedanken der Vorsehung gepriesen und als Quelle ihres schöpferischen Reichtums verherrlicht, wenn er auch die kriegerischen Dissonanzen zwischen den Völkern als tragische Atavismen beklagt und unermüdlich nach Mitteln für ihre Überwindung gesucht hat. 'Et la nation et l'humanité' war sein Motto: Friedrich List hat es, wie man sich erinnert, seinem System der nationalen Ökonomie vorangesetzt. Nun, indem Macdonald das Thema in ähnlicher Form abwandelt, will er veraltete und anmaßende Vorurteile zerstreuen und gleichzeitig ein edles Gefühl vor tödlichem Mißbrauch bewahren. Nur ein guter Nationalist in seinem Sinne, meint er, kann zugleich auch ein vernünftiger Internationalist sein. In seiner Art der Grenzführung zwischen Nationalgefühl und Weltgefühl liegt übrigens auch eine zart verhüllte Spitze gegen die Entartungen und Übergriffe des „sacro egoïsmo".

Als Macdonald den Thron in Downingstreet bestieg, sagten Freunde und Vertraute von ihm aus: das ist ein Mann, dem man glauben darf. Es scheint, daß dieses Vertrauen sich rechtfertigt und zu den Bausteinen der Zukunft gehören soll.

Digitized by Google

EUROPÄISCHE RUNDSCHAU

Zum deutschen Zeitbild

Oft glaubt man, eine junge deutsche geistige Generation sei nicht mehr vorhanden: sie sei durch wirtschaftliche Qual vernichtet oder in den Prozeß der Mechanisierung und Amerikanisierung so hineingerissen und seinem Wesen so zugetan, daß sie, zynisch und nachgiebig, jede kulturelle Verantwortung niedergelegt hat. Andererseits zeigt sich die alte deutsche Gefahr: die politische Romantik. Der deutsche Faszismus, ganz im Gegensatz zu dem eines Mussolini und Primo de Rivera, ist nichts als törichte Reaktions-Romantik. Seine tönende Ideologie ist nicht hirnlich-konstruktiv, nicht rationale Utopie wie der Kommunismus, sondern nach rückwärts gewandter, verschwommener und sentimentaler Traum. Seine Realität reicht nicht einmal bis zum Begriff und Wort. Man lese die Wahl-Flugblätter der Völkischen und wird erkennen, daß kein lebendiger Begriff, keine zeithafte Forderung, nicht die Spur einer politischen Optik vorhanden ist und nicht der leiseste Ansatz zum staatlichen Denken. Die unfaßbar schwierige Problematik der gegenwärtigen Welt ruft in diesen Köpfen, die deutsches Schicksal zu formen sich anmaßen, nichts anderes hervor als mürrisches Schimpfen oder romantischen Historismus, der das engstirnige Weltbild der Adam Müller, Arnim, Brentano... in sehr vergröberter (unreligiöser) Gestalt wiederaufzunehmen sucht; ein nationalistisch-historisches Weltbild, dem gegenüber selbst der achtzigjährige Goethe mahnen mußte: man halte sich an das fortschreitende Leben!

Nirgends erkennt man das deutsche Schicksal: über die Extreme — die immer romantische Gefahren mit sich führen, da sie rein gefühlsmäßige Erreger darstellen — zu wesenhafter, umfassender Erkenntnis vorzudringen. Gefühl, Erkenntnis, Tat: nur diese Hierarchie zeigt Verantwortung und segnet die Welt. Die nur gefühlsmäßige Tat ist, im individualen wie im sozialen Leben, in ihrer Wirkung Verbrechen. Sicher ist, daß in der nationalistischen Jugend reiner Idealismus und schöne Begeisterung blühen. Aber ihr Weltbild wäre legitimiert allein durch eine idyllisch-romantische Welt, nicht aber durch die reale der Wirtschaftsmächte und Imperialismen. Auch die kommunistische Jugend, den Fragen der technisierten Erde und ihrem sozialen Willen weit näher, also heutiger und klüger als die völkische, entgeht nicht der (diesmal nach vorwärts gerichteten) Romantik des Extrems. Auch sie übersieht die „Realdialektik" des Lebens, die geistige Verpflichtung, die aus der Gegensätzlichkeit innerhalb eines jeden Organismus erwächst. Einheit unter einem Extrem (Diktatur) bedeutet Starrheit und Abtötung der Gegensätze. Aber allein aus den Gegensätzen erblüht der Geist, aus den Überwindungen die Schöpfung, aus den Spannungen die Energie.

Ein derartiges (unromantisches) Zeit-Denken müßte heute das junge Deutschland anführen. Statt dessen toben die Extreme und verdammen den Geist zur Ohnmacht. Ganz selten sprechen andere Stimmen. Mit großer Freude möchte ich eine nennen: die Zeitschrift *Der Neue Strom*, Blätter des jungen Rheinlandes, herausgegeben von Aribert de Jonge und Richard Werkhäuser (Dr. Friedrich Middelhauve, Verlag, Köln). Ich halte diese Zeitschrift für die wichtigste, geistigste und fruchtbarste, die augenblicklich als Organ junger deutscher Menschen erscheint. Besonders die Arbeiten von de Jonge vertreten einen neuen Typus nach-nietzschescher Prägung: kritisch,

Digitized by Google

klug und von junger Denkenergie. Im letzten Heft veröffentlicht er „Fragmente eines Zeitbildes", in denen er die deutsche Situation und die Gegensätzlichkeit unseres Geistes klar und überzeugend beschreibt. Mir scheint allerdings, daß er aus der theoretischen Lage nicht die richtigen praktischen Folgen zieht; er übersieht die pessimistischen Schatten dieser Situation im politischen und sozialen Verhalten, das eine einfachere Willensbildung glücklicher machen würde. Doch Gedanken wie diese sind wichtiger und von weiterer Perspektive als alle Manifeste der Extrem-Romantiker zusammen:

„Einheit ist da, wenn die Gegensätze sich voll auswirken können, ohne sich ein Leids zu tun. —

In keinem andern Land ist das Gegensätzliche eher hinter den Wolken der öffentlichen Meinung zu erfassen als in Deutschland. Schon diese Tatsache verleiht Deutschland den Charakter des europäischen Vor-Landes, in dem der Streit ausgetragen werden muß. —

Man weiß, wie sehr die Gegensätze sich in Deutschland herausgearbeitet haben. Man soll aber auch wissen, daß die Überhöhung in Deutschland gefunden werden muß, weil sie Deutschlands Lebensnotwendigkeit ist. Sonst ist das Mittelalter Deutschlands stärkste Zeit gewesen. —"

Und diese Begründung der Ohnmacht der Extremisten: Kommunisten und Faszisten:

„Weil eure Leidenschaft nicht dem Geiste, der umfassenden Idee entstammt, sondern einem Teil, einem Extrem, dem aufgestandenen Gegensatz. Ihr werdet besessen, wo es darum geht, zu besitzen. —

Der Geist schien nur ein Oder zu kennen: Alles oder Nichts. Aber auch dies wurde ihm unter den Händen zum Und."

Où va l'Allemagne?

Diese Frage ist der unaufschließbare Rest der deutschen Gegensätzlichkeit. Sie machte und macht Deutschland zum steten politischen Rätsel Europas. Wie kaum in einem anderen Lande bestimmen die inneren Machtverhältnisse die äußere Politik. Henri Lichtenberger, der Pariser Literarhistoriker, zieht in der *Revue de Genève* die Konsequenzen des verlorenen Ruhrkrieges in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Das deutsch-französische Problem ist heute schwieriger denn je. In beiden Ländern fühlt jeder, daß die augenblickliche Spannung sich nicht verlängern läßt, ohne daß beide Länder in ihrem wirtschaftlichen und sozialen Leben den furchtbarsten Bedrohungen ausgesetzt sind. Eine Rechts-Entwicklung in Deutschland würde die Revanche-Neigung verstärken und Nutzen aus Frankreichs schwieriger finanzieller Lage zu ziehen suchen, wodurch eine entsprechende französische Reaktion einsetzen würde. Eine Links-Entwicklung bedeutet auf jeden Fall eine Erleichterung der europäischen Spannungen. Lichtenberger faßt seine Gedanken dann so zusammen:

„Man fühlt nun die Hauptbedeutung, welche die Besprechungen und Verhandlungen haben, die sich um die Lösungen entspinnen, auf die morgen die Sachverständigen-Kommissionen abzielen, deren Beratungen in diesem Augenblick zu Ende gehen. Noch einmal sucht man eine Vergleichsformel, die am besten die deutsche Schuld begleichen und einen erträglichen modus vivendi zwischen den großen europäischen Mächten herstellen würde. Wird es gelingen? Wird man wieder scheitern? Man unterscheidet beinahe die tieferen Ursachen, die, in letzter Analyse, das Gleichgewicht in diesem oder jenem Sinne stören. Ein Ausgleich kann nur

Digitized by Google

durch gegenseitige Nachgiebigkeit eintreten. Die große Frage für die Gegner ist zu wissen, wie weit jeder in seinen Opfern gehen kann, um eine allgemeinere Übereinstimmung zu erreichen. Ist es besser viel zuzubilligen, um zu einem Ergebnis zu kommen, auf die Gefahr hin, sich in weniger guter Stellung zu befinden, im Falle daß, trotz allem, ein neuer Appell an die Gewalt erfolgen sollte? Ist es besser weniger zuzugestehen, aber auf die Gefahr hin, daß eine Verständigung unmöglich wird und die Aussichten auf die Rückkehr des alten Zustandes sich vermehren? Im Grunde wird jeder in diesem oder jenem Sinne antworten, indem er seinem Temperament, seinem Verstand oder seiner Berechnung folgt; er wird glauben, daß es gefährlicher ist, entweder angesichts des Friedens zu viel Opfer zu bringen oder sich zu sehr auf den Krieg vorzubereiten. Ansichten und Gefühle können in diesen schwierigen Fragen auseinander gehen. Wir beanspruchen nicht, sie hier anzuschneiden. Wir verlangen einfach von den überlegenen Geistern, sich nach ihrem Gewissen zu entscheiden und völlig die Verantwortung auszumessen, die sowohl auf jenen lastet, die sich im Sinne unbedachten Vertrauens täuschen, als auch auf denen, die heftig pessimistisches Mißtrauen predigen.

In welchem Sinne wird Deutschland stimmen? In welcher Richtung wird sich die Komponente aus den verschiedenen Kräften entwickeln? Wir wollen es nicht voraussagen. Wir denken einfach, daß die Würfel noch nicht gefallen sind. Und wir stellen fest, daß viele Deutsche klar den Ernst der Stunde fühlen."

Wohin geht Deutschland? Die inneren und äußeren Wirrnisse verschleiern die Zukunft. Seltsamerweise wird jetzt auch eine überparteiliche Idee durch die Rechts-Extremisten in die innere Zerrissenheit hineingezogen: die des Großdeutschtums. Hierzu nimmt die katholische Monatsschrift *Hochland* in einem bedeutsamen Aufsatz von Josef Räuscher Stellung. Er lehnt scharf die maßlos verwirrte Politik Ludendorffs ab, die der großdeutschen Idee eine antikatholische Spitze zu geben sucht und dabei die einfache Tatsache übersieht, daß die deutsche Irredenta fast völlig katholisch und ein Großdeutschland wilhelminisch-preußischer Prägung eine Unmöglichkeit ist. „Großdeutschland kann nur werden durch eine nationale Synthese der beiden deutschen Typen, die einander kulturell und menschlich deshalb recht gut ergänzen können, weil fast immer der eine hat, was dem anderen fehlt. Das Unbefriedigende des sogenannten Wilhelminismus lag ja gerade darin, daß er einseitig Teileigenschaften der deutschen Gesamtheit äußerlich übersteigerte und dabei innerlich unsicher war, weil nur die Hälfte deutschen Wesens sich in ihm verkörperte. Die nationale Zukunft Großdeutschlands ist nur möglich, der Deutsche wird die ihm zufallende Rolle nur dann ausfüllen können, wenn die Länder der deutschen Barocke, dieses Wort im weitesten geistigen Sinn verstanden, den Torso ergänzen, der Neudeutschland gewesen ist. Glaubt jemand, diese deutsche Zukunft vorbereiten zu können, wenn er den Torso bis zur Karikatur und Herausforderung steigert?"

Frankreich und das Ausland

Albert Thibaudet, der bedeutende Essayist und literarische Chroniqueur der Nouvelle Revue Française, veröffentlicht in *L'Europe Nouvelle* einen Beitrag „Französische Blicke nach draußen". Im allgemeinen wird dem Franzosen nachgesagt, er hätte kaum Interesse für die Vorgänge außerhalb seiner Grenzen. Das ist vielleicht übertrieben. Gewiß aber ist, daß zumeist die französischen Informationen über die Fremde auch Deformationen sind

Digitized by Google

und der Franzose einer Optik untersteht, die oft launisch und seltsam ist. Thibaudet sieht eine besondere Schwierigkeit in der Gegenüberstellung gegenwärtiger und vergangener Eindrücke. Während Ansichten über ein Land zu Gemeinplätzen werden, hat dieses Land Zeit genug, sich so zu verändern, daß sein Charakter den üblichen Urteilen nicht mehr entspricht. In Frankreich herrschen zum Beispiel noch Vorstellungen über England, die dem neunzehnten Jahrhundert entstammen und zum großen Teil völlig falsch sind. „Aber diese Verspätung, diese Deformation bleiben interessant, soweit sie selber errechenbar sind wie die Gleichung des Astronomen, und man könnte ein wichtiges Buch schreiben über England, gesehen von den Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts, ähnlich (aber unparteiischer) dem Buch, das Reynaud vor zwei Jahren über Deutschland, gesehen von Frankreich, herausbrachte. Das Werk von F. L. Roe über Taine und England wäre ein ausgezeichnetes Kapitel eines solchen Buches, das ein halbes Dutzend ähnlicher Monographien sehr gut ersetzen könnte. —

Augenscheinlich ist Taine, der ja vor der Königin starb, entschuldbar, daß er England nur in seiner viktorianischen Gestalt sah und kannte. Aber selbst in dieser viktorianischen Gestalt hat er nur das gesehen, was er sehen wollte und was zu seinen vorgefaßten Ideen paßte. Während der wenigen Wochen, die er einigemal in England verbrachte, suchte er weit mehr als Erfahrungen über das fremde Leben zu gewinnen: die Ideen, die ihm in seinen Büchern und Systemen gekommen waren, zu stützen und durch kleine Tatsachen auszuschmücken. Das zeigt Roes knappe und kurze Analyse. In einem einzigen Punkt, sagt er, hat die Reiseerfahrung dazu beigetragen, Taines Gedanken zu modifizieren und ihm neue Feststellungen zu liefern: in religiöser Beziehung, wo er den Einfluß englischer Freunde, die zur liberalen anglikanischen Geistlichkeit gehörten, erlitt. Roe erkennt indessen doch an, daß dieser mächtige Verallgemeinerer trotz vieler einzelner Irrtümer eine Theorie des englischen Geistes geliefert hat, welche in ihren großen Linien wahr bleibt, und daß die Engländer, die in Hinsicht auf Verallgemeinerung ziemlich arm und ungeschickt (oder sehr spröde) sind, oft bei ihm Anleihen gemacht haben. Die Theorie über England, wie die ‚Geschichte der englischen Literatur' und die ‚Notizen über England' sie formuliert haben, beansprucht eine wesentliche Berichtigung. Aber sie ist nicht verjährt und stellt noch jetzt einen Ausgangspunkt dar."

Erinnerungen an John Ruskin

Frank Harris, der durch seine Wilde-Biographie auch in Deutschland bekannt gewordene Publizist, schreibt in *The American Mercury* über Ruskin. Harris' Darstellungen sind weder psychologische Analyse noch literarische Beschreibung, sondern biographische Erzählung. Ein großer Reichtum menschlicher differenzierter Erfahrungen wird entfaltet, und innerhalb seiner eigenen Grenzen entwickelt sich die Gestalt des Gegenstands. Harris gibt also kein Kommentar und keinerlei Literatur. Er erzählt: lebendig, real, mit Lichtern und eindringlichen Einzelzügen. Seine Erzählung ist fast körperhaft nahe und läßt deshalb die Frage nach geschichtlicher Wahrheit gar nicht aufkommen.

Ruskins persönliche Bekanntschaft enttäuschte Harris. Trotz seiner Körpergröße sah er zusammengeschrumpft aus. Im Verhältnis zu der großen Nase wirkte das Gesicht allzu schmal. Die Augen waren hell, grau-blau, abwechselnd glänzend und nachdenklich. Seine Stimme war dünn, hoch und pathetisch. Überaus schlecht erschien Harris Ruskins literarischer Geschmack.

Digitized by Google

Er bewunderte die Gedichte der Browning und konnte Swinburne nicht leiden. In der Malerei war sein Urteil ebenso falsch, trotzdem er selbst sich für einen großen Kritiker hielt und sich rühmte, Turner, Tintoretto, Luini, Botticelli und Carpaccio neu entdeckt zu haben, denen er aber Burne-Jones und Rossetti ebenbürtig an die Seite stellte. Im Ganzen wirkte Ruskin auf Harris nicht als ein geistiger Führer, sondern als englischer Puritaner.

Trotzdem bekennt Harris: „Ruskin war dem Engländer ein geweihter Prophet des Schönen; Kunst war ihm Religion, und diese Ansicht war dem Engländer nie eingegeben worden; er lehrte ihn, Künstler wie Turner, Tintoretto und Botticelli zu lieben und große Männer wie sie als Wohltäter der Menschheit zu achten; er vergrößerte und veredelte den englischen Gesichtskreis und war so seinem Volke ein Segen. Ich wäre über einen Vergleich zwischen ihm und Carlyle, der mir damals ein prophetischer und heiliger Führer war, sehr ungehalten gewesen; aber Carlyles Vergötterung der Gewalt und seine Verachtung für die ästhetische Seite des Lebens lassen ihn jetzt mir kaum wertvoller als Ruskin erscheinen. Die gewöhnliche englische Ansicht, die ihn an die Seite von Ruskin stellt, ist wichtiger. Trotz seiner armseligen Erziehung und eigentümlichen Begrenzung, hatte Ruskin einen befreienden und veredelnden Einfluß während eines halben Jahrhunderts und ohne Zweifel einen stärkeren Einfluß, da er im Grunde durch die Bibel erzogen worden war und in der Schätzung aller englischen Konventionen und Ideale."

Wie Sir Archibald Hamilton Moslem wurde

Die religiöse Problematik der Gegenwart ist eins der geheimnisvollsten Kapitel der Zeitgeschichte. Einerseits wächst die Skepsis gegenüber den Dogmen immer mehr, die religiöse Tradition — die eigentliche schöpferische Substanz jedes religiös gestimmten Lebens — schwindet inmitten der europäischen Verwirtschaftung und Mechanisierung sichtbar dahin; andererseits aber weckt die anarchische innere Situation der Welt stärkste religiöse Bedürfnisse, die wieder zu etwas seltsam Neuartigem und Gefährlichem verführen: dem religiösen Experiment. Das religiöse Experiment begnügt sich nicht mit den Gefühlswerten der Überlieferung, mit einer Gläubigkeit, die in ihrem geschichtlichen Wesen an Rasse, Land und Klima gebunden ist. Es fragt vielmehr nach dem subjektiven Geltungswert, sucht also ein Religionssystem außerhalb des geschichtlichen und ethnologischen Raums, das in seinen Lehren und seelischen Werten dem eigenen Charakter entgegenkommt. So erklären sich die neu-europäischen Buddhisten, Brahmanen, Taoisten. Ihre Religiosität ist tragikomisch. Sie vermengt echtes religiöses Bedürfnis mit dem Mißverständnis über das Wesen der Religion, deren Wahrheit man nie suchen, sondern nur finden kann; deren überpersönlicher Charakter nur ein natürliches Ja oder Nein erlaubt, nicht aber die kritische Auswahl aus der Gesamtheit der eurasiatischen Religionssysteme. Das religiöse Experiment vergißt die größten pan-europäischen Revolutionen: Hellenismus und Reformation, die beide aus den geschichtlichen Situationen heraus sich bemüht hatten, die europäische (den Osten in den Westen einbeziehende) Religion zu schaffen. Das Bekenntnis des Europäers zu einer außereuropäischen Religion ist deshalb auf jeden Fall — ein Irrtum: es übersieht die Bindungen der Gottheit an Vegetation, Gesellschaft, Geist und Seele eines Landes oder Erdteils. Je isolierter und persönlicher ein Land ist, desto originaler ist auch seine Religion (selbst der mittelalterliche Stadt-Staat Venedig

Digitized by Google

schuf sich seinen eigenen Glauben: die Markus-Religion); immer aber ist eine landschaftlich oder geschichtlich gebundene Gemeinschaft Voraussetzung; sie ist der natürliche Stoff der kultischen Form. Das religiöse Experiment übersieht völlig diese Beziehung zwischen Inhalt und Form. Gerade im Osten, wo selbst das geistige Leben ein tropisch ungehindertes Vegetieren ist, bleibt das Experiment, das kritische Fragen und Vergleichen, dem religiösen Geheimnis fern, das nur aus Landschaft und Menschen sich begreifen läßt, oder, wie Hermann Keyserling es paradox zugespitzt ausdrückt: „die Vorstellungswelt des tropischen Menschen ist nur von der Botanik aus begreiflich".

Welche seltsame und religionsferne, angelsächsisch-pragmatische Denkweise ist es, die aus rationalen Überlegungen heraus Engländer zum Islam übertreten läßt. Nach Lord Stanley und Lord Headley wurde vor kurzem Sir Archibald Hamilton Moslem. Er begründet diesen Schritt mit seltsam realistischen Ausführungen in der Londoner Zeitung *The People,* die für die religiöse und geistpolitische Verwirrung dieser Zeit sehr charakteristisch sind:

„Daß ich Moslem geworden bin, verdanke ich vornehmlich den Regungen meines Gewissens, und ich fühle mich seitdem als ein besserer und aufrichtigerer Mensch. Keine Religion ist so von den Unwissenden angefeindet und verurteilt worden, wie der Islam; aber das Volk möge wissen, daß der Islam die einzige mögliche Lösung des sozialen Problems darstellt, insofern, als er die Religion der Starken ist, die für die Schwachen eintreten, der Reichen, die für die Armen sorgen. — Der heilige Prophet Mohamed lehrt uns . . ., daß jene, die vom Glück begünstigt wurden, wenigstens zweieinhalb Prozent ihres jährlichen Einkommens den in Not Befindlichen zu geben haben."

Die Duse

Die Zeichen der Trauer von ganz Europa und die öffentlichen Ehrungen beim Heimgang dieser Venezianerin zeigen mehr als Achtung vor einer künstlerischen Kraft: sie spiegeln die Erkenntnis des Endes einer menschlich-hohen Kunstrasse, in der Leben, Geist, Sehnsucht, Genie eins geworden war. Von den vielen Erinnerungen seien nur die von Lugne Poe, dem modernsten Pariser Theaterleiter, zitiert:

„Ihr ständig nomadischer Geschmack war ein Entweichen. Während ihres ganzen Lebens dachte sie immer daran, durchzugehen, zu ‚fliehen'; einige hundert Male las ich dies Wort in alten Papieren, ‚fliehen . . . fliehen . . ., das Meer . . ., das Meer!!! Allein sein in einer Ecke, fliehen, die Dinge wiedersehen! . .' ‚Das Leben wieder zusammennähen, allein wenn eine heftige und unwandelbare Gelegenheit es vom Grund bis zum Gipfel ändert . . . Ich habe soviel erhofft — schreibt sie — manchmal, aus meinem Gefängnis herauszukommen; denn ich kann mein Leben nur als ein Gefängnis ansehen. Ja, ja, es gibt Gefängnisse in der Welt, und das meinige ist zwischen seinen vier Mauern gebaut, die erste: die Menge, das Theater; die zweite: die Truppe; die dritte: die Geschäfte; die vierte: das Schlimmste von allen . . . (hier nennt sie eine alte Vertraute). „Diese vier Mauern — das ist mein Gefängnis, meine schöne Einsamkeit und die Last fällt mir aus den Händen! . . .'

Als ich ihr das Medaillon von Blumen von Ibsens Grab zurückgab, um das ich sie gebeten hatte – weinte sie. Das Verbrechen, gegen das Ibsen sich in allen seinen letzten Werken empörte, sie hatte es so stark empfunden . . . Dies Medaillon verließ sie nicht mehr."

Rudolf Kayser

Digitized by Google

ANMERKUNGEN

Otto Erich
Zu Hartlebens 60. Geburtstag am 3. Juni

Wenn Otto Erich noch lebte! Ich bin nicht so grausam, es ihm zu wünschen. Gerade heute Morgen an seinem 60. Geburtstage bekam ich von meinem Weinhändler, von meinem Vorkriegsweinhändler — Otto Erich schätzte ihn auch, besonders wegen seines Mosels — bekam ich also eine sorgende und im Ton so zart elegische Anfrage, warum ich denn so lange nichts bestellt habe. Wenn Otto Erich diesen Tag erlebt hätte, wir würden ganz gewiß noch einmal leichtsinnig gewesen sein. Und wir hätten ihm einen Lorbeerkranz aufgesetzt. Ohne uns zu fragen, warum und inwiefern und unter welchen schrifttümlichen Belangen, wie man heute sagt, er ihn noch verdiente. Wir hätten ihm einen Lobeerkranz einfach schon deshalb aufgesetzt, weil er ihm so gut stand wie kaum einem andren deutschen Dichter. Man stelle sich Friedrich Hebbel so südlich und klassisch verziert vor, den Otto Erich gar nicht leiden konnte. So sagte er wenigstens, als er sein Tagebuch anfing. Sagte es wahrscheinlich, weil er bemerkte, daß Otto Erich seinem Hartleben gar nicht so viel und so furchtbar dringendes mitzuteilen hätte wie dieser unharmonische Grübler, der auch immer etwas Prolet blieb. Otto Erich war ein schöner Mensch, und er hatte vor allem eine edle Neigung des Hauptes, das dadurch auf den Lorbeerkranz schon eingerichtet schien. Ist es so wichtig, ob ein Mensch noch lebt oder schon tot ist? Ich glaube, wenn wir uns heute, nach vielen, vielen Verlusten immer noch ein paar Dutzend Kneip- und Duzbrüder von Otto Erich versammelten, um ihn zu feiern, und er träte plötzlich unter uns mit seinem weichen leisen Schritt, mit seinem antikisch gesenkten Haupt, wir würden uns nicht allzusehr wundern. Hat er doch ein ganzes Leben gebraucht, um uns seine Erscheinung einzuprägen, um eine Idealfigur von sich aufzurichten, an die wir glauben, auch wenn wir es anders wissen.

Wir wissen, daß ihm das Dichten immer schwerer wurde, daß er, von vielen anderen Kümmernissen abgesehen, immer mehr Geld brauchte, als er hatte, daß Bacchus seinen Knecht, daß auch Venus ihren Ritter furchtbar gezüchtigt hatten. Und dennoch erschien er vor uns nie ohne Würde, obgleich er immer von irgendwoher zu kommen und nach irgendwohin zu gehen schien, wenn wir an einem Abend nur ein einziges Symposion aussaßen. Kein deutscher Dichter hat so viel Ansichtskarten mit sich illustriert — Otto Erich in der venetianischen Gondel, auf der Höhe von Fiesole, über den Wasserfall von Tivoli, Otto Erich im „Greifen" zu Bozen oder im „Großen Bären" zu Innsbruck — dennoch ist seine Figur nicht banal geworden. Otto Erich hat einen nicht geringen Teil von Dichters Erdenwallen vor der Kamera verbracht. Dennoch nannte ihn Rudolf

Digitized by Google

Steiner einen posenlosen Menschen, nach welcher Äußerung er sich als Prophet niederlassen konnte. Otto Erich war eine ästhetische Erscheinung, die uns zu vergessen zwang, wie jämmerlich ihm manchmal zumute sein mochte. Des freuen wir uns und das danken wir ihm heute noch. Schließlich hatte er seine Villa am Gardasee, die am meisten photographierte Villa eines deutschen Dichters.

Was ist es mit Hartleben? Wieviel Jahrzehnte Unsterblichkeit werden dem Schriftsteller bewilligt werden, der doch immerhin drei Bände „Ausgewählte Werke" hinterlassen hat? Ich gestehe freimütig, daß ich, als ich noch sechs Jahre jünger war als der junge Otto Erich, für seine Gedichte geschwärmt habe, weil sie sich so gut zitierten und weil sie auch nach vielem Gebrauch noch einen anständigen Geschmack auf der Zunge ließen. Nachher ging ich wohl zu Rilke über. Mit seinen frühen Dramen hat er ja wohl um die Zeit der literarischen Revolution auch ein wenig revolutioniert. Wenn man es nicht wie manches andere von ihm genau wüßte, ein sehr instinktvoller späterer Literaturhistoriker würde aus ihren Konflikten, Problemen, Lösungen die sichere Folgerung ziehen, daß ihr Verfasser aus guter Famlie, daß er ein Haussohn war und daß er einen monatlichen Wechsel von zweihundertvierzig Mark — nicht mehr und nicht weniger — bezog. Aber seine Prosa, blank, klar, durchsichtig, kristallisch, mit Kennerschaft und Könnerschaft geschliffen und trotz allen Inspirationen von Bierbank und Weinstube doch höchst persönlich und von eigener Laune. Ich brauche auch heute an Otto Erichs Geburtstage die Geschichte vom abgerissenen Knopf und die vom gastfreien Pastor nicht wieder zu lesen; denn ich kenne sie so ziemlich auswendig. Hartleben hat eine Menge Kaviar und Rotwein gebraucht, um in die richtige Dichterstimmung zu geraten. Die Werbungskosten waren etwas hoch, aber sie haben sich gelohnt. Diese Sachen haben den gewissen Geschmack der Unsterblichkeit, wenigstens solange man auf dieser Welt ein gutes Frühstück und einen gut gebauten Satz würdigen wird. Ich habe immer noch ein Verhältnis mit der Lore, um so ehrenvoller für den Dichter, weil ich sie im Leben vermeide, schon weil ich ihr Landsmann, ihr Jugendfreund bin, weil wir ja auf demselben Hofe aufgewachsen sind. Ich habe die Lore gekannt, als sie zwar schon log, aber noch sehr dreckig war und nur abgerissene Knöpfe an der Bluse hatte. Ich habe auch ihre Frau Mutter gekannt und darum und deshalb nie geglaubt, daß sie sich literarisch so gut machen würde. — Bin die Verschwendung, bin die Poesie. — Der Dichter schenkt. Hartleben schenkte der Berolina, der so wenig Verwöhnten, ein allerliebstes Kind. Der Berolina, und besonders ihrer Universitas litterarum. die nach getaner Arbeit auf dem Lasterbett eines ungewöhnlich nüchternen und häßlichen Quartier latin zu sündigen versucht. Otto Erich hat unser akademisches Leben, ohne seine Chambres garnies, seine Tingeltangel und Nepplokele zu verschönern, mit einem Schein von Grazie übergossen. Man denke, um wieviel besser wir uns von seiner Huld vor der Nachwelt präsentieren werden. Ich weiß nicht, ob solche Belange heute noch irgendeinen Wert haben, da wir Söhne Wotans ja wohl nicht graziös sein wollen. Sonst könnte unsre akademische Jugend auf den Einfall geraten, dem Otto Erich und seiner Lore so in der Gegend ihrer Lokale, ihrer Pfandleihen ein Denkmal zu setzen, das gar nicht so groß und auch nicht so kitschig zu sein braucht wie das seines Großvetters Maupassant im Park Monceau. Als Inschrift wäre zu setzen: er schrieb, liebte, trank und starb.

Arthur Eloesser

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Rudolf Kayser.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin, Leipzig.

Digitized by Google

OTTO ERICH HARTLEBEN

zum 3. Juni 1924, der 60. Wiederkehr seines Geburtstages!

AUSGEWÄHLTE WERKE
IN DREI BÄNDEN
Auswahl u. Einleitung von Franz Ferdinand Heitmüller
Mit dem Bild des Dichters
Gebunden Gm. 15.—

ROSENMONTAG
Offizierstragödie
Auf holzfreiem Papier gedruckt / 26. Auflage
Geheftet Gm. 2.—, Gebunden Gm. 3.—

DIE GESCHICHTE VOM ABGERISSENEN KNOPFE
Zwei Novellen / 36. Auflage
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

MEINE VERSE
Mit dem Bild des Dichters / 4. Auflage
Geheftet Gm. 3.50, gebunden Gm. 5.—

VOM GASTFREIEN PASTOR
Zwei Novellen / 52. Auflage
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

BRIEFE AN FREUNDE
2. Auflage
Herausgb. u. eingeleitet v. Franz Ferdinand Heitmüller
Mit 9 Abbildungen und 5 Faksimilen
Geheftet Gm. 3.—, in Ganzleinen Gm. 4.50

DIE SERENYI
Novellen
Geheftet Gm. —.80, gebunden Gm. 1.50

SELMA HARTLEBEN
„MEI ERICH"
Aus Otto Erichs Leben / 5. Auflage
Geheftet Gm. 1.50

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

DIE WERKE VON E. v. KEYSERLING

GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN
IN VIER BÄNDEN
Herausgegeben u. eingeleitet von Ernst Heilborn
Geheftet Gm. 12.—, gebunden Gm. 20.—

DER DUMME HANS
Trauerspiel
Geheftet Gm. 1.50

PETER HAWEL
Drama
Geheftet Gm. 1.50

DUMALA
Roman / 8. Auflage
Gebunden Gm. 4.—

WELLEN
Roman / 10. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.—

HARMONIE
Novelle / 20. Auflage
Mit 18 Illustrationen u. handkoloriertem Umschlag von Karl Walser
Geheftet Gm. 1.—, gebunden Gm. 2.—

ABENDLICHE HÄUSER
Roman / 14. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.—

FEIERTAGSKINDER
Roman / 10. Auflage
Gebunden Gm. 4.—

BEATE UND MAREILE
Roman / 63. Auflage
Geheftet Gm. 0.80, gebunden Gm. 1.50

IM STILLEN WINKEL
Erzählungen
Steif geheftet Gm. 0.80

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

HANS PAASCHES
Briefe des Negers Lukanga Mukara

„Regensburger Echo": „Hans Paasche läßt in diesen Briefen einen Neger über die Eindrücke, die er bei einer Studienreise nach Deutschland hatte, berichten. Jede Zeile ist ein flammender Protest gegen die Unkultur, in der wir als Kulturvolk leben und die uns gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Das Buch ist eine Tat, und es wäre nur gut, wenn die Deutschen dieses Buch mehr in sich aufnehmen wollten, als seichten Vergnügungen nachzujagen."

„Hamburger Echo": „. . . Man lese das köstliche Büchlein selbst und lese daraus an Heimabenden vor. Man wird brüllendes Gelächter und nachdenkliche Besinnlichkeit wecken. Denn wohl ist Hans Paasche ein Mensch, der alles rundum zum Lachen zu bringen versteht, aber es ist ihm bitter ernst damit. Er legt die Schwächen unserer hohlen äußerlichen Zivilisation bei mangelnder innerer Kultur erbarmungslos klar; aber er rüttelt auf zum Ringen nach Besserung. Das ist aber Sache jedes einzelnen. „Ändert euren Sinn", das ist sein Wahrspruch stets gewesen, und vor allem war er es in seiner letzten Zeit, als er mit Erbitterung erkannt hatte, daß die deutsche Revolution nicht revolutionär genug war — nicht etwa wegen Hinwendung zur demokratischen Staatsform, sondern weil sie gar nicht daran dachte, das Wichtigste, die Menschen, zu revolutionieren . . ."

„Das Volk", Jena: „. . . Ich habe diese Briefe aus der Hand gelegt mit der Empfindung, als wäre ich aus einem reinigenden Bade gekommen."

„Sudetendeutscher Wandervogel": „. . . Man kann die Paasche-Tränen zwischen den Zeilen lesen, die geflossen sind aus Mitgefühl und lauter Liebe zu den Menschen."

5. Auflage
36.—45. Tausend — 92 Seiten — 1 Mark
Ungekürzte Volksausgabe zum Preise von —.50 Mark

Fackelreiter-Verlag
Werther bei Bielefeld

Jos. Strauß'sche Buchhandlung
Frankfurt-Main Zeil 104

Soeben erschienen:

KATALOG 46

KUNSTGESCHICHTE
DEUTSCHE LITERATUR
PHILOSOPHIE.

Richard Eckstein Nachf.
Leipzig, Karlstraße 20I

*

RAOUL H. FRANCÉ

Ewiger Wald
Ein Buch für Wanderer
Gebunden M. 3.—
In Halbfranz mit Bild und eigener Unterschrift M. 10.—

ANNIE HARRAR-FRANCÉ

Kleinleben des Waldes
Mit Illustrationen von Raoul H. Francé
Gebunden M. 3.—

FRIEDRICH FREIHERR VON GAGERN

Wundfährten
Geschichten von Jägern und Wäldern
Broschiert M. 3.50

Im Büchsenlicht
5.—10. Auflage / Gebunden M. 3.—

EGON FREIHERR VON KAPHERR

Der Waldschreck
6. Auflage / Gebunden M. 3.—

Der Weg zum Abgrund
Roman / Gebunden M. 4.—

Der Wald im Osten
Erinnerungen eines deutsch-russischen Forstmannes
Gebunden M. 3.—
In Halbfranz mit Bild und eigener Unterschrift M. 10.—

ADELBERT BARON KRÜDENER

Wenn die Schnepfen streichen
Gebunden M. 3.—

Alfred Ludwig: Das Birkwild
Neu bearbeitet durch Adelbert Baron Krüdener
Gebunden M. 3.—

JUL. R. HAARHAUS

Der Kreuzbock
6. Auflage / Gebunden M. 3.—

Der weidgerechte Pastor
Gebunden M. 3.—

Digitized by Google

„Es ist ein einzigartiges, gewaltiges Werk"

(Ernst Blaß)

ALFRED DÖBLIN

BERGE MEERE UND GIGANTEN

Roman / 1.—5. Auflage

Umfang 37 Bogen. Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 6.50, in Halbleinen Gm. 8.50, in Ganzleinen Gm. 9.—

Wie hier von den Müttern her die Kräfte in Bewegung gesetzt werden, wie es aus den Quellen des Lebens selbst strömt und rauscht, das hat in aller phantastischen Literatur nicht seinesgleichen. Vossische Zeitung.

Das Buch ist erschreckend und packend. Die Ereignisse überstürzen sich. Visionen von schauerlicher Größe erfüllen es, und dazwischen liegen, wie Oasen, einzelne in sich geschlossene Episoden von rührender Schönheit. Der Tag, Wien.

Früher erschienen:

WALLENSTEIN

Roman / 8. Auflage

Zwei Bände auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 7.—, in Halbleinen Gm. 10.—

WADZEKS KAMPF MIT DER DAMPFTURBINE

Roman / 4. Auflage

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 6.—

DIE DREI SPRÜNGE DES WANG-LUN

Chinesischer Roman / 12. Auflage

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 5.—, in Halbleinen Gm. 7.—

DER SCHWARZE VORHANG

Roman von den Worten und Zufällen / 3. Aufl.

Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 1.25, gebunden Gm. 2.—

DIE NONNEN VON KEMNADE

Schauspiel / Auf holzfreiem Papier gedruckt

Geheftet Gm. 1.50, gebunden Gm. 2.50

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

BRIEFE UND BIOGRAPHIEN

HERMANN BAHR
SELBSTBILDNIS
4. Auflage / Mit einem Porträt des Dichters
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 6.—

BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON
BRIEFE
Lehr- und Wanderjahre
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 3.—, in Ganzleinen Gm. 5.—

BRIEFE AUS AULESTAD AN SEINE TOCHTER BERGLIOT IBSEN
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 3.—

ROBERT BROWNING UND ELIZABETH BARRETT-BARRETT
BRIEFE
10. Tausend / Mit zwei Bildnissen
Auf holzfreiem Papier gedruckt
In Halbleinen Gm. 6.—

RICHARD DEHMEL
AUSGEWÄHLTE BRIEFE AUS DEN JAHREN 1883—1902
Mit 6 Bildern / Auf holzfreiem Papier gedruckt
In Halbleinen Gm. 7.50

AUSGEWÄHLTE BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902—1920
Mit 6 Bildbeigaben und einem Brieffaksimile
Auf holzfreiem Papier gedruckt
In Halbleinen Gm. 8.50
Beide Bände in gemeinsamem Karton Gm. 15.50

THEODOR FONTANE
MEINE KINDERJAHRE
Autobiographischer Roman
12. Auflage (Illustriert)
Geheftet Gm. 4.—, gebunden Gm. 5.50

BRIEFE AN FREUNDE
Zwei Bände
Herausgegb. v. Otto Pniower u. Paul Schlenther
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 7.—, gebunden Gm. 10.—

FRANK HARRIS
OSCAR WILDE
Eine Lebensbeichte
10. Auflage / Auf holzfreiem Papier gedruckt
Mit einem Schlußkapitel v. Bernard Shaw u. 3 Abb.
Geheftet Gm. 5.—, in Halbleinen Gm. 7.—

DER JUNGE KAINZ
BRIEFE AN SEINE ELTERN
7. Auflage
Herausgegeben u. eingeleitet von Arthur Eloesser
Mit 9 Porträten und einem Faksimile
Auf holzfreiem Papier gedruckt
In Halbleinen Gm. 5.—

OTTO ERICH HARTLEBEN
BRIEFE AN SEINE FREUNDE
2. Auflage
Herausgegeben u. eingeleitet v. Franz Ferdinand Heitmüller / Mit 9 Abb. und 5 Faksimilen
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 3.—, in Ganzleinen Gm. 4.50

EMIL LUDWIG
RICHARD DEHMEL
Mit dem Bilde Richard Dehmels u. 2 Faksimilen
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 2.50, in Halbleinen Gm. 4.—

PAUL SCHLENTHER
GERHART HAUPTMANN
Leben und Werk
Neue, vollständig umgearbeitete Ausgabe
13. Auflage / Mit 8 Abbildungen
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 3.50, in Halbleinen Gm. 5.50

RICHARD SPECHT
ARTHUR SCHNITZLER
Der Dichter und sein Werk
Eine Studie / Mit vier Bildern
Auf holzfreiem Papier gedruckt
Geheftet Gm. 3.50, in Halbleinen Gm. 5.50

JAKOB WASSERMANN
MEIN WEG ALS DEUTSCHER UND JUDE
20. Auflage
Geheftet Gm. 2.50, gebunden Gm. 4.—

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

GERHART HAUPTMANN
Erzählende Schriften

GRIECHISCHER FRÜHLING
15. Auflage
Mit einer Heliogravüre „Der Wagenlenker aus Delphi"
Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 5.50, in Ganzleinen Gm. 7.50, in Halbleder Gm. 9.—

DER NARR IN CHRISTO EMANUEL QUINT
Roman / 64. Auflage
Geheftet Gm. 5.50, in Halbleinen Gm. 7.50 in Ganzleinen Gm. 8.50, in Halbleder Gm. 11.—

ATLANTIS
Roman / 49. Auflage
Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 6.—, in Halbleder Gm. 9.—

DER KETZER VON SOANA
124. Auflage
Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 6.—, in Halbleder Gm. 9.—

BAHNWÄRTER THIEL
DER APOSTEL
Novellistische Studien / 50. Auflage
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.50

PHANTOM
Aufzeichnungen eines ehemaligen Sträflings
20. Auflage
Geheftet Gm. 2.50, gebunden Gm. 4.— in Ganzleinen Gm. 5.—, in Halbleder Gm. 8.—

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

DIE WERKE VON JOHANNES V. JENSEN

MADAME D'ORA
Roman / 14. Tausend
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

MADAME D'ORA
Drama in fünf Akten
Deutsche Bearbeitung von Karl Vollmöller
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

„DIE WELT IST TIEF . ."
Novellen / 10. Tausend
Geheftet Gm. 2.50, gebunden Gm. 4.—

HIMMERLANDSGESCHICHTEN
Novellen / 2. Tausend / Geheftet Gm. 2.50

DAS RAD
Roman / 9. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.50

EXOTISCHE NOVELLEN
13. Tausend
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

MYTHEN UND JAGDEN
6. Tausend / Geheftet Gm. 2.50, gebd. Gm. 4.—

DER GLETSCHER
Roman / 26. Tausend
Geheftet Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.50

DAS SCHIFF
Roman / 6. Tausend / Geheftet Gm. 3.—

OLIVIA MARIANNE
Exotische Novellen / 6. Tsd. / Geheftet Gm. 2.50

UNSER ZEITALTER
6. Auflage / Geheftet Gm. 2.50, gebd. Gm. 4.—

DAS VERLORENE LAND
Roman / 9. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

KOLUMBUS
Roman / 6. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 5.—

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

Bücher der Reise u. des Abenteuers

MARIE VON BUNSEN
IM RUDERBOOT DURCH DEUTSCHLAND
6. Auflage / Mit 16 Abbildungen
Geheftet Gm. 4.—, gebunden Gm. 5.50, in Ganzleinen Gm. 6.—

GERHART HAUPTMANN
ATLANTIS
Roman / 49. Auflage
Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 6.—, in Halbleder Gm. 9.—

HERMANN HESSE
AUS INDIEN
Aufzeichnungen von einer indischen Reise
12. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

ARTHUR HOLITSCHER
AMERIKA HEUTE UND MORGEN
Reiseerlebnisse / 14. Auflage
Mit 63 Abbildungen
Geheftet Gm. 6.—, in Halbleinen Gm. 8.—

DREI MONATE IN SOWJET-RUSSLAND
15. Auflage
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

REISE DURCH DAS JÜDISCHE PALÄSTINA
10. Auflage
Mit 15 Abbildungen und einer Karte
Geheftet Gm. 2.—, gebunden Gm. 3.—

NORBERT JACQUES
AUF DEM CHINESISCHEN FLUSS
Reisebuch
Mit 24 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers
9. Auflage
Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 6.—

JOHANNES V. JENSEN
MYTHEN UND JAGDEN
6. Tausend
Geheftet Gm. 2.50, gebunden Gm. 4.—

ALFRED KERR
NEW YORK UND LONDON
Stätten des Geschicks
Zwanzig Kapitel nach dem Weltkrieg
7. Auflage
Geheftet Gm. 2.50, gebunden Gm. 4.—

O SPANIEN!
Eine Reise / 6. Auflage
Geheftet Gm. 3.—, gebunden Gm. 4.50

EMIL LUDWIG
DIE REISE NACH AFRIKA
3. Auflage
Mit einer Karte und 42 Abbildungen
Geheftet Gm. 3.50, gebunden Gm. 5.—

JUSTUS SCHMIDEL
DIE HARTE SCHULE
Erlebnisse in Amerika
5. Auflage
Geheftet Gm. 4.—, in Halbleinen Gm. 5.50

1 Goldmark = 10/42 Dollar, für das Ausland = 1.25 Schw. Fr.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

IN MEINEN
VERLAG GING ÜBER

HAUSHOFER-MÄRZ

ZUM FREIHEITSKAMPF IN SÜDOSTASIEN

KURT VOWINCKEL VERLAG
BERLIN-HALENSEE

Oktav
500 Seiten
Halbleinenband
10.– Goldmark

KARL HAUSHOFER
Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung

JOSEPH MÄRZ
Die Stützpunktpolitik der großen Mächte

Es sei mit stärkstem Nachdruck betont, daß dieses Buch in die Hand eines jeden gehört, der sich mit den deutschen Angelegenheiten zu befassen unternimmt / Nostra res agitur / Hier kann man lernen, welche Arbeit ganzer Völker und Generationen dazu gehört, das höchste Gut der Selbstbestimmung wieder zu erringen, wenn es in Dumpfheit oder Torheit verloren gegeben wurde. Deutsche Rundschau

Digitized by Google

WILHELM VON SCHOLZ

DER FÜNFZIGJÄHRIGE

15. JULI 1924

DIE JUBILÄUMSGABE DES VERLAGS

DAS WILHELM VON SCHOLZ BUCH

Eine Auswahl aus den Werken. 350 Seiten auf blütenweißem Papier gedruckt. Schrift Tiemann-Fraktur. Satz- und Druckanordnung Paul Gunkel, Stuttgart, Einband-Entwurf Karl Sigrist, Stuttgart. Halbleinen M 3.60, Ausland 1 Goldmark = 1.25 Schweizer Franken

INHALTSANGABE:

ERZÄHLUNGEN. Albrecht Dürers Erlebnis. Michelangelo und der Sklave. Das Inwendige. Das Gerücht. Das Glück des Sterbenden. Der Anzug in einem Stück.

ROMAN. Die Taufe. (Zweites Kapitel eines im Entstehen begriffenen Romanes.)

SCHAUSPIEL. Der Jude von Konstanz.

GEDICHTE. Auswahl aus den Sammlungen: „Der Spiegel", „Die Häuser", „Die Balladen u. Königsmärchen", „Minnesang" (freie Nachdichtungen).

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Aus Wanderungen: Stimme des Raums, Deutsche Landschaft, Solitude im Herbst.

AUS DEN AUFSÄTZEN UND APHORISMEN. Das Schaffen des dramatischen Dichters. Bewußtheit des Dichters. Das Symbol. Der anthropozentrische Standpunkt. Konflikt. Form. Der erste Eindruck. Entfremdung. Aktivität und Passivität. Der Dichter, der Tod und Gott.

AUS EINER SELBSTBIOGRAPHIE. Das Erwachen.

WILHELM VON SCHOLZ. Ein Lebensabriß von Dr. Rud. K. Goldschmit/Faksimile.

Der Verlag ließ es sich angelegen sein, zum 50. Geburtstage des Dichters ein Werk herauszubringen, das infolge seines außerordentlich niedrigen Preises den weitesten Kreisen seine Anschaffung ermöglicht. Den Reichtum des Gebotenen erweist die oben aufgeführte Inhaltsangabe · 350 Seiten Text · Druck, Papier sowie die übrige Ausstattung sind hervorragend zu nennen.

Angelegentlicher Beachtung empfohlen seien des Dichters Wanderbücher

REISE UND EINKEHR

mit 8 Bildern. Kartoniert M 2.40

STÄDTE UND SCHLÖSSER

mit 6 Bildern. Kartoniert M 2.40

DER BODENSEE

Geheftet M 3.–, gebunden M 4.50

Ausführliche Prospekte über das Gesamtschaffen des Dichters stehen kostenlos zur Verfügung

WALTER HAEDECKE VERLAG STUTTGART

WALTER HAEDECKE VERLAG WHV

DIE SCHÖNE REIHE

Meisterbücher der Dichtung in vollendet schön. buchtechnischer Ausstattung. Jeder Band in zwei Farben gedruckt auf feinstem holzfreien Daunendruckpapier. Einbände nach Entwurf von Karl Sigrist in zwei Farben ausgeführt. Satz- und Druckanordnung von Paul Gunkel

EDUARD MÖRIKE
Gedichte. Eine Auswahl

THEODOR STORM
Gedichte. Eine Auswahl

HEINRICH HEINE
Die Nordsee

FRIEDR. HÖLDERLIN
Oden und Hymnen

FRHR. V. EICHENDORFF
Gedichte. Eine Auswahl

J. VICTOR V. SCHEFFEL
Heitere Lieder

ANGELUS SILESIUS
Der cherubinische Wandersmann. Eine Auswahl

DER JUNGE GOETHE
Gedichte

FRIEDRICH HEBBEL
Gedichte. Eine Auswahl

GOTTFRIED KELLER
Gedichte. Eine Auswahl

DROSTE-HÜLSHOFF
Gedichte. Eine Auswahl

LUDWIG UHLAND
Gedichte. Eine Auswahl

Neu erschienen soeben:

JEAN PAUL
Reise des Rektors Fälbel

JEAN PAUL
Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz

GOTTFRIED KELLER
Die drei gerechten Kammacher

THEODOR STORM
Pole Poppenspäler

Preise: Fein geb. M 1.25 · Vornehmer Gleinenbd. M 1.80 · Liebhaber-Hlederbd. M 3.–. Ausland: 1 Goldmark = 1.25 Schw. Franken

---

Die Sammlung meiner

DIOTIMA KLASSIKER

wird ständig weiter ausgebaut

Ausführl. Gesamtverzeichnis über dies Unternehmen stehen kostenlos zur Verfügung!

WALTER HAEDECKE VERLAG STUTTGART

Digitized by Google

DEUTSCHE VERLEGER

„Versenkt man sich mit ein wenig Sorgfalt in die verschiedenen Typen der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, so ergeht es einem ähnlich, wie bei der Betrachtung der altdeutschen Gemälde, Schnitzaltäre usw. Das an die Renaissance gewöhnte Auge empfindet die deutschgotische Kunst zunächst als barbarisch, neigt dazu, das Ungewohnte für ungekonnt und „naiv" zu halten, bis eines Tages die Schuppen von den Augen fallen, das innere Gesicht hell wird und die Bilder eine solche Gewalt über uns gewinnen, daß alles Fremde dagegen (wenigstens zunächst) zurücktritt.

Wir erobern eine neue Welt,

und das ist um so erregender, als wir Schritt um Schritt merken, daß es recht eigentlich unsere Welt ist und daß unser eigenes Leben sich darin erfüllt hat. Ich bin der Überzeugung: nachdem wir die romanische u. gotische Kunst wieder sehen (nicht nur kunsthistorisch betrachten) gelernt haben, nachdem wir allmählich ahnungsvoll die mittelalterliche Dichtung hören (nicht nur philologisch bearbeiten) lernen, werden wir bald auch unsere mittelalterliche Geschichtsschreibung verstehen (nicht nur als Quellenmaterial benutzen) lernen. Ich möchte hier über die gelehrten Kreise hinaus um Beschäftigung mit der alten deutschen Geschichtsschreibung werben."

So schreibt Wilhelm Stapel im Januarheft des Deutschen Volkstums in einem längeren Aufsatz über die Sammlung

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit

Insbesondere empfehle ich:

Gotenkrieg. Von Prokop. Übersetzt von Coste. 3. Auflage . . . . . Gm. 8.–

10 Bücher fränkischer Geschichte. Von Gregor von Tours. Übersetzt von Hellmann. 3 Bde. 4. Auflage . . . . . Gm. 26.–

Leben des heiligen Bonifazius. Von Willibald. 3. Auflage . . . . . Gm. 4.50

Kaiser Karls Leben. Von Einhard. Übersetzt von O. Abel u. M. Tangl. 4. Aufl. Gm. 3.50

Notker der Stammler über die Taten Karls des Großen. Übersetzt von W. Wattenbach. 5. Auflage . . . . . Gm. 5.–

Widukinds Sächsische Geschichten. Übersetzt von R. Schottin und W. Wattenbach. 2. Auflage . . . . . Gm. 6.–

Die Jahrbücher des Lambert von Hersfeld. Übersetzt von L. F. Hesse und W. Wattenbach. 4. Auflage . . . . . Gm. 11.–

Helmolds Chronik der Slaven. Übersetzt von B. Schmeidler. 3. Auflage . . . . . Gm. 7.–

Taten Friedrichs (Barbarossa). Von Bischof Otto von Freising. Übersetzt von Horst Kohl . . . . . Gm. 7.–

Das Leben Kaiser Heinrichs IV. Übersetzt von Ph. Jaffé und W. Wattenbach. 4. Auflage. Gm. 3.50

Leben des Bischofs Benno II. von Osnabrück. Von Norbert Abt von Iburg. Übersetzt von M. Tangl . . . . . Gm. 3.50

Das Register Innocenz' III. über die Reichsfrage 1198–1209. Übersetzt von G. Tangl Gm. 9.–

Die Chronik des Minoriten Salimbene von Parma. Übersetzt von A. Doren. 2 Bände. Gm. 20.–, in Ganzpergament 50.–

Reizvolle Halbleinen-Geschenkbände mit farbenfreudigen Rückenschildchen und geschmackvollen Überzugpapieren.

Verlag der Dyckschen Buchhandlung in Leipzig

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

FELIX MEINER, LEIPZIG / FR. COHEN, BONN / KURT SCHROEDER, BONN / SIBYLLENVERLAG, DRESDEN / JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET, KEMPTEN / DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN / L. STAACKMANN, LEIPZIG / ALFRED KRÖNER, LEIPZIG / MAX KOCH, LEIPZIC / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / FERD. HIRT & SOHN, LEIPZIG / E. WASMUTH, BERLIN / HANSEAT. VERLAGSANSTALT, HAMBURG / ORELL FÜSSLI, ZÜRICH / A. LANGEN, MÜNCHEN / FR. W. GRUNOW, LEIPZIG / J. P. BACHEM, CÖLN / E. ROWOHLT VERLAG, BERLIN / DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART-BERLIN-LEIPZIG / W. SEIFERT, HEILBRONN / THEATINER-VERLAG, MÜNCHEN / CONCORDIA DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, BERLIN / J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHF., STUTTGART / ERNST ARNOLD VERLAG, DRESDEN / H. STUBENRAUCH A.-G., BERLIN / R. MÜHLMANN, HALLE / BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG / A. BONZ & COMP., STUTTGART / G. HIRTHS VERLAG, MÜNCHEN / QUICKBORNHAUS, BURG ROTHENFELS A. M. / BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES, HALLE/S. / E. A. SEEMANN, LEIPZIG / C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHH., MÜNCHEN

Digitized by Google

ERNST ROBERT CURTIUS

BALZAC

543 Seiten mit 1 Titelbild, 3 Tafeln u. 1 Faksimile. Ganzleinen M. 11.–, Halbleder M. 16.–

AUS BESPRECHUNGEN:

»Einen Markstein in der Wertung und Würdigung Balzacs, dem auch die Franzosen nichts gleich Umfassendes an die Seite zu stellen haben, bedeutet das soeben erschienene Werk ‚Balzac' von Ernst Robert Curtius.« *Correspondent für Kunst und Wissenschaft, 3. VII. 23.*

»Man kann in der gleichen Weise von dem neuen Balzac-Buche, das nun vorliegt, mit Erstaunen feststellen, daß alle Erinnerungen an frühere literatur-historische Analysen vor der bohrenden Tiefe dieser kritischen Zergliederung zurücktreten.« *Karlsruher Tageblatt, 18. XII. 23 (F. Schnabel).*

»Heute schenkt Curtius der europäischen Welt einen ‚Balzac', durch seine Anlage würdig der Statue von Rodin, deren Bild die erste Seite des Buches schmückt. Wir freuen uns, damit eine Monographie anzuzeigen, die alle Aussicht hat, definitiv zu sein.« (Übersetzung).
La Revue Européenne, 1. VII. 23 (Feliz Bertaux).

»Curtius' Buch wirkt, als ob einem Schuppen von den Augen fielen. Wo man anpackt, trifft man auf Neues und Entscheidendes, was Konsequenz der Grundauffassung ist und sie zugleich stützt und bestätigt.« *Die Neueren Sprachen, Febr. 24 (H. Heiss, Freiburg i. B.).*

»Als Einführung in die Geistesgeschichte Frankreichs ist der Balzac von Curtius ein Meisterwerk. Diese Arbeit gereicht deutscher Einfühlungsmöglichkeit zum Ruhme und gibt der Hoffnung auf Erhaltung europäischer Integrität belebende Schwingen.«
Zeitschrift für Bücherfreunde, 1924, Heft 1/2 (Max Martersteig).

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN IN BONN

DRAMA UND BÜHNE

August Wilhelm von Schlegel

VORLESUNGEN ÜBER DRAMATISCHE KUNST UND LITERATUR

Kritische Ausgabe, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von G. V. Amoretti.

2 Halbleinenbände, holzfreies Papier, Gm. 16.—

„Die Einleitung Amorettis birgt eine Fülle von Material, das hier nicht einmal gestreift werden kann ... Der Text ist sorgfältig, und die Ausstattung des Buches läßt es gerne in die Hand nehmen."
(Dr. Paul Hankamer in der Kölnischen Volkszeitung.)

*

DAS DEUTSCHE THEATER

Jahrbuch für Drama und Bühne Bd. II. 1923/24 herausgegeben von
P. Bourfeind, P. J. Cremers u. J. Centges
Mit zahlreichen Abbild., in Halbleinen Gm. 10.–
Beiträge von H. Jost, O. Brues, W. von Molo, E. Kilian, C. Niessen, H. Knudsen u. a. m.

„Wer immer sich mit den Dingen des Dramas und der Bühne befaßt, wird dieses neugeschaffene Jahrbuch auf das lebhafteste u. freudigste begrüßen ... Das Ganze: Ein Gewinn, in dem Ziel u. Zukunft steckt. Vivant sequentes!"
(Hamburger Nachrichten zum I. Band des Jahrbuches.)

Ausführl. Prospekt und Gesamtkatalog versendet auf Wunsch gern kostenfrei

Kurt Schroeder / Verlag / Bonn u. Leipzig

ZWEI BÜCHER VON ENTSCHEIDENDER BEDEUTUNG!

MORITZ GOLDSTEIN

Der Wert des Zweifelns

Geheftet 1.20 M., gebunden 2.— M.

Ein Buch für Suchende wie selten eins. Von höchstem Interesse für solche, die sich durch langatmige und langweilige philosophische Gedankengänge nicht durchzuackern vermögen. Ein flüssig geschriebenes von Anfang bis zu Ende stark in Bann haltendes Werk.
Darmstädter Zeitung.

*

CHARLES BAUDOUIN

Die Macht in uns

Entwicklung einer Lebenskunst im Sinne der neuen Psychologie

Geheftet 3.— M., in Halbleinen 4.— M.

Es sind geradezu goldene Worte, die hier gesagt werden. Lebenswahrheiten so recht geeignet, Arbeitslust und -Freudigkeit wach zu rufen und zu ernstem Vorwärtsstreben zu begeistern. Diesem Buch gebührt ein Ehrenplatz in jeder Volks- und Jugendbibliothek, mehr noch, es muß auch von Erwachsenen viel und immer wieder gelesen werden. *Weimarische Landesztg. Deutschland.*

Verzeichnisse auf Verlangen kostenlos vom Verlag

SIBYLLEN-VERLAG, DRESDEN

Digitized by Google

Die ganze geistige Lage der deutschen Gegenwart umspannt und durchleuchtet

Großstadt und Menschentum

von Hermann Platz

*

8°, 272 Seiten. Geheftet 5 Gm., gebunden in Halbleinen 6 Gm.

Großstadt und Menschentum bedeuten das schlechthin entscheidende Problem für unsere moderne Kultur. Für einen Großteil der deutschen Menschen bedeutet heute die Großstadt die äußere Form, in der sie leben. Formlosigkeit und Seelenlosigkeit ist heute leider die geistige Signatur der Großstadt, und eben darin liegt die Wurzel der Kulturlosigkeit. In Deutschland hat eine mit rapider Geschwindigkeit sich vollziehende kapitalistisch-industrialistische Entwicklung die Lage noch kompliziert und verschärft. Die im obigen Buche vereinigten Essays von Hermann Platz beleuchten die gesamte Problematik, die hier für unsere Weiterentwicklung als Volk verborgen liegt. Kein Zug und kein Schatten fehlt aus dem zuckenden, krampfdurchfurchten Antlitz der Zeit. In voller Lebendigkeit und Unmittelbarkeit flutet hier das Leben. Platz sieht der vollen Wirklichkeit in die Augen; er sucht sie nicht zu stilisieren und rationalistisch zu verdünnen. Sein christlich-liturgisches Persönlichkeitsideal findet seine Verwirklichung nicht im reaktionären Beiseitestehen und Opponieren gegen die Zeit, sondern im fortschrittlichen und tätigen Mitarbeiten. Und deshalb wird jedes seiner Bücher eine nationalpädagogische Tat.

*

Von dem gleichen Verfasser erschien früher:

Geistige Kämpfe im modernen Frankreich

8°, 672 Seiten. Geheftet Gm. 13.20, gebunden Gm. 15.50

Vossische Zeitung: Platz' Schilderung zeugt von vertrautestem Verständnis für die Entwicklung des französischen Geisteslebens seit 1870, und es wird einst als eine besondere Leistung deutscher Objektivität anerkannt werden, daß eine so liebevoll eindringliche Darstellung mitten in der Aera schwerster Bedrückung durch die französische Politik erscheinen konnte.

Kölnische Zeitung: Das Buch ist die gründlichste und wertvollste Darstellung der politischen und religiösen Gedankenrichtungen im heutigen Frankreich, die wir besitzen. Es beruht auf selbständigem Studium der oft schwer zugänglichen Quellen. *Ernst Robert Curtius.*

Münchner Neueste Nachrichten (Dr. Joseph Bernhart): Sein Wert liegt in dem erstaunlichen Reichtum des Stoffes. Soweit ich mir ein Urteil zum Gegenstand beimessen darf, habe ich die größte Sorgfalt und Bedachtheit in der Benützung der Quellen festgestellt. Die Geschichte seines Sillon ist wissenswert für jeden, der auf der hängenden Brücke dieser Zeit nach neuem Boden strebt.

*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K. G. München

Verlagsabteilung Kempten

D. A. 2435

Digitized by Google

DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN, Theresienhöhe 3c

Soeben erschien:

J. M. KEYNES

Ein Traktat über Währungsreform

Einzig autorisierte Übersetzung
220 Seiten. Preis 4.50 Gm.

Der Schlüssel
zu dem weltwirtschaftlichen Grundproblem der Gegenwart!
Klar und knapp von einem hervorragenden international anerkannten Sachverständigen!

»Es ist eines der seltenen Bücher, in denen sich der rechnende Verstand eines geschulten Volkswirts mit der verhaltenen Leidenschaft eines zielbewußten Reformators vereint. Ein Kritiker hat es geschrieben, der zum Seher geworden ist; ein Finanzmann hat es erdacht, der die Feder eines Künstlers führt.«

Vor kurzem erschien:

HUGO BALL

Byzantinisches Christentum

Drei Heiligenleben

VI und 291 Seiten. Halbleinen 6.50 Gm., Halbpergament 12 Gm.

Hermann Hesse
in der »Neuen Rundschau«:

. . . Das sublimste Buch, das ich seit Jahren las, das gläubige Buch eines geistvollen Katholiken.

. . . Das Neue, Ergreifende an dieser Darstellung ist ihre Methode oder, besser gesagt ihre Genialität, ihr aus hoher Geistigkeit geborener Verzicht auf alles Eitle, Persönliche, Wichtigtuende, Streitbare.

. . . Es gibt keine Möglichkeit, den »Inhalt« dieses innerlich strahlenden Buches anzudeuten.

Soeben neu und abgeschlossen:

LEOPOLD VON RANKE

Deutsche Geschichte

im Zeitalter der Reformation

Ungekürzte Textausgabe in 5 Halblederbänden

In mustergültiger Ausstattung auf holzfreiem Papier
in Didot-Antiqua gesetzt (2036 S. Jed. Bd. über 400 S.)

PREIS DER FÜNF HALBLEDERBÄNDE 48 GM.

»Man kann nach Temperament und Geschmack diesen oder jenen anderen großen Geschichtsschreiber lieber lesen als Ranke, aber sobald man ernsthaft zu werten hat, wird man in Ranke doch den eigentlichen Meister sehen . . .« *Kunstwart 1916*

»Gebrauchen wir Worte wie ‚Meister' und ‚Schöpfer', so sind sie in der Tat berechtigt . . . Kreuzen wir nach Jahren wieder seine (Rankes) Straße, so staunen wir über den edlen Glanz dieser Begabung, die man altmeisterlich nennen muß . . .« *Wilhelm Hausenstein.*

Digitized by Google

Zwei neue Bücher für Reise und Erholung

Rudolf Greinz / Gordian der Tyrann

Eine lustige Kleinstadtgeschichte. 336 Seiten auf holzfreiem Papier in Ganzleinen 5.— M. (bzw. 6.25 Frs.), in Halbleder 10.— M. (bzw. 12.50 Frs.)

Was uns der Dichter hier erschließt, ist eine Welt von Heiterkeit und frohem Genießen..., ein lustiger Kampf gegen geistige Unterdrückung und philiströse Borniertheit, der Sieg des tollsten Übermutes über Spießertum und Dunkelmännerei, denen Streich für Streich unbarmherzig zu Leibe gerückt wird. Ein Buch sonnigen Frohsinns und herzhaft zugreifender Satire.

Oskar Gluth / Hanns Fiedlers goldenes Jahr

Eine schlichtdeutsche Geschichte von einem Stadtmenschen, der zum Acker Gottes zurückfand
Etwa 336 Seiten in Ganzleinen 5.— M. (bzw. 6.25 Frs.)

In diesem Roman schuf der Dichter eine Art neuen deutschen Robinson, ein Kampfbuch des Großstadtmenschen, der sich das verlorengegangene Erbe seiner Väter zurückerobert: die eigene Scholle. Die inneren und äußeren Kämpfe des dem Siedlungsgedanken folgenden Helden sind frisch u. plastisch zu einem rechten Sonnen- und Sommerbuch gestaltet.

L. Staackmann Verlag, Leipzig

WILHELM WUNDT

Völkerpsychologie

Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte

Bd. I *Die Sprache.* I. Teil
Geheftet M 14.—, gebunden M 18.—

Bd. II *Die Sprache.* 2. Teil
Geheftet M 14.—, gebunden M 18.—

Bd. III *Die Kunst.*
Geheftet M 13.—, gebunden M 17.—

Bd. IV *Mythus und Religion.* 1. Teil
Geheftet M 12.—, gebunden M 16.—

Bd. V *Mythus und Religion.* 2. Teil
Geheftet M 12.—, gebunden M 16.—

Bd. VI *Mythus und Religion.* 3. Teil
Geheftet M 12.—, gebunden M 16.—

Bd. VII *Die Gesellschaft.* I. Teil
Geheftet M 12.—, gebunden M 16.—

Bd. VIII *Die Gesellschaft.* 2. Teil
Geheftet M 11.—, gebunden M 15.—

Bd. IX *Das Recht.*
Geheftet M 13.—, gebunden M 17.—

Bd. X *Kultur und Geschichte.*
Geheftet M 13.—, gebunden M 17.—

Band I—X (nur komplett) in Halbleder gebunden M 300.—

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG

Digitized by Google

Artur Brausewetter

Wohlfeile Volksausgabe

Eine wunderbar ausgestattete Sammlung der 5 volkstümlichsten Brausewetter-Romane

Fünf Halbleinenbände mit reichem Goldrückenschmuck in künstlerisch gehaltener Kassette
Den glänzenden Buchschmuck besorgte Kurt Opitz

Inhalt der Kassette:

Der Staatsanwalt
Der klassische Kriminalroman

*

Dr. Mollinar und seine Schülerin
Ein Roman aus zwei Welten

Der Armenpastor
Ein sozialer Roman

*

Heros Liebesfahrt
Eine Seefahrtsgeschichte aus der guten alten Zeit

*

Die Elsrose
Zwei Geschichten voll tiefer Seelen-Analyse

Preis der Kassette mit den fünf Prachtbänden M. 12.—

Eine Bücherreihe, in der sich gleich einer bunten Farbenskala des Dichters starkes Können spiegelt.

Max Koch, Verlag **Leipzig und Berlin**

In Kürze erscheint:

SVEN HEDIN

Von

Peking nach Moskau

Etwa 300 Seiten Text mit über 70 Abbildungen und einer Karte

In prächtigem Ganzleinenband, auf bestem weißen Papier ungefähr Goldmark 15.—
1 Gm. = 10/42 U. S. A. $

*

Sven Hedin über den fernen Osten und über den Bolschewismus, ein spannendes Werk voll interessanter Erlebnisse und wertvoller Beobachtungen.

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

Jedermanns Bücherei

Natur aller Länder / Religion und Kultur aller Völker / Wissen u. Technik aller Zeiten

Neue Bände:

Wirtschaftsverfassung. Von Dr. **Siegfried Tuhlerschky**, Reichswirtschaftsgerichtsrat in Berlin. 103 Seiten.

Die arbeitende Frau. Von Dr. **Agnes von Zahn-Harnack** in Berlin-Grunewald .. .. 96 Seiten.

Die nationalökonomisch. Theorie. Von Dr. **Hans Gestrich** in Berlin .. .. 108 Seiten.

Museumskunde. Von Dr. **Otto Homburger**, Direktorialassistent am Badischen Landesmuseum in Karlsruhe. Mit 28 Abbildungen und 6 Plänen und Grundrissen.

Jeder Band auf holzfreiem Papier in Halbleinen geb. 2.50 Goldmark

*

Ausführliches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände kostenfrei

Verlag Ferdinand Hirt / Breslau

Digitized by Google

»ORBIS TERRARUM«

Die Länder der Erde im Bilde

Kurt Hielscher »*DAS UNBEKANNTE SPANIEN*«

30. Tausend. Über 300 Seiten Abbildungen in Kupfertiefdruck. 24 Seiten Text. Format 25/31 cm
In Ganzleinen gebunden M. 21.— .. .. In Geschenkband Halbleder oder Halbpergament M. 29.—

Hanns Holdt — Hugo von Hofmannsthal »*GRIECHENLAND*«

Über 170 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck. 16 Seiten Text
In Ganzleinen gebunden M. 15.— .. .. .. In Halbleder oder Halbpergament M. 23.—

E. Boerschmann »*BAUKUNST UND LANDSCHAFT IN CHINA*«

Über 280 Seiten Abbildungen in Kupferdruck. 24 Seiten Text
In Ganzleinen gebunden M. 21.— .. .. In Halbleder oder Halbpergament M. 29.—

*

Der heute erschienene Band: »Ernst Boerschmann, Baukunst und Landschaft in China«, eine Reise durch zwölf Provinzen, 288 unvergleichlich schöne Bilder, zerstreut jeden Zweifel darüber, daß eine Kosmographie größten Stils auf dem Wege der Verwirklichung ist, und die für Ende des Jahres bezw. Sommer 1924 angekündigten Bände »Deutschland«, 300 Abbildungen nach Aufnahmen Kurt Hielschers, sowie »Italien«, ebenso viele Aufnahmen des gleichen Meisters der Kamera, steigern Erwartung, Freude und Stolz über ein so herrliches Unternehmen deutschen Wagemutes und deutschen Könnens auf das höchste. *Die Propyläen, München.*

VERLAG ERNST WASMUTH A.-G.
BERLIN W 8, Markgrafenstraße 31

Bauern und Helden

Geschichten aus Alt-Island
Herausgeber Dr. Walter Baetke

Soeben erschien der zweite Band:

Die Schwurbrüder

Übertragen und mit einer Einführung versehen von
Walter Baetke

Mit einer Karte und 4 Abbildungen. Dauerhafter Pappband Gm. 2.—

Die Geschichte von den beiden jungen Isländern Thorgeir und Thormod, die unter dem Rasen den Blutsbrüderbund geschlossen haben, gibt in einer ungemein fesselnden Erzählung ein farbenreiches und lebensvolles Bild von der ausgehenden Wikingerzeit um das Jahr 1000. Aus Ehrgeiz, Blutrache und Treue webt sich das tragische Schicksal dieser beiden typischen Vertreter einer jugendlichen, heroischen Welt. Den Höhepunkt bilden Thormods blutige Rachetaten auf Grönland und sein Heldentod in Norwegen. In diese kriegerischen Geschehnisse hineingeflochten ist eine Liebesgeschichte von eigenartigem Reiz. Das Ganze ein Abenteuerbuch und zugleich eine geschichtliche Novelle von tiefem sittlichen Gehalt.

Als erster Band erschien:

Glum der Totschläger

Übertragen und mit einer Einführung versehen von Walter Baetke. Mit einer Karte und 6 Abbildungen. Gebunden Gm. 2.—

Später werden folgen: Havards Rache. / Gunnars Tod. / Der Mordbrand. / Thords Pflegesohn.

Hanseatische Verlagsanstalt A.-G.
Hamburg.

Neue Lektüre verwöhnter Leser:

Im Südhauch

Kleine Geschichten von
Rudolf Hans Bartsch

*

1.–10. Tausend / 216 Seiten 8° Format
Geheftet M. 2.50 / Gebunden M. 3.50

*

In diesen Geschichten fesselt uns Bartsch durch seine vollendete Erzählungskunst, die mit liebenswürdiger Zielsicherheit Landschaft, Mensch und Tier zu wunderbar einheitlicher Stimmung verbindet. Sie werden diese packenden Novellen immer wieder lesen, denn jedesmal gewinnen sie an intimem Reiz. „Im Südhauch" ist also für Ihre Freunde wie auch für Sie selbst ein Geschenk

Verlag ORELL FÜSSLI, Zürich

Digitized by Google

Nikolai Gogol / Ausgewählte Werke

In zwei Bänden mit über 1400 Seiten Text. Deutsch von Korfiz Hohn. Auf feinstem holzfreiem Dünndruckpapier gedruckt. Vornehme Ganzleinenbände.

Inhalt: Band 1: Tote Seelen, Roman. Petersburger Geschichten (Die Nase, Das Porträt, Der Mantel, Der Newa-Boulevard). Band 2: Grenzlandgeschichten (Taraß Bulba, Der Johannisabend, Mainacht, Die Nacht vor Weihnachten, Furchtbare Rache, Der Wij, Geschichte des großen Krakeels zwischen Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch). Der Revident, Komödie

Preis 25.— Goldmark

Selma Lagerlöf / Gesammelte Werke

Deutsche Orig.-Ausgabe in zehn Bänden mit über 4500 Seiten Text und dem Bilde der Dichterin. Auf feinstem holzfreiem Papier gedruckt. Vornehme Ganzleinenbände. Enthält alle bis zum Jahre 1923 erschienenen Werke

Preis 85.— Goldmark

Ludwig Thoma / Gesammelte Werke

Neue Ausgabe in vier Bänden mit über 4000 Seiten Text und dem Bilde des Dichters. Auf feinstem holzfreiem Dünndruckpapier gedruckt. Vornehme Ganzleinenbände

Inhalt: Erster Band: Autobiographisches — Ausgewählte Gedichte — Ausgewählte Aufsätze. Zweiter Band: Novellen und Satiren. Dritter Band: Romane und Erzählungen. Vierter Band: Bühnenstücke und Erzählendes aus dem Nachlaß

Preis 60.— Goldmark

ALBERT LANGEN / VERLAG IN MÜNCHEN

Neue Erzählungskunst

Soeben erschienen:

Reinhold Conrad Muschler

Bianca Maria

Roman. In Leinen 6.—, in Halbleinen 8.—, Vorzugsausgabe, numeriert und gezeichnet, Leder 20.—

Nach seinem »Douglas Webb« und »Lachenden Tod« gibt Muschler wieder einen Roman tiefster Erlebnisstärke. Deutschland, Ägypten, Griechenland, Italien sind der Schauplatz der Handlung, in deren Mittelpunkt eine an Bildung und Empfinden einzigartige Frau steht, mit der ein jüngerer geistig hochstehender Gelehrter und Künstler Verbundensein erstrebt.

Die maßgebende literarische Kritik stellt Muschler als einen Könner von Rang an die Seite eines Albrecht Schaeffer / Wassermann und Bonsels

Gustav Kohne

Jugendsehnen

Ein Scharnhorst-Roman. In Leinen 5.—

Das Schicksal Scharnhorsts gehört zu den fesselndsten der Weltgeschichte. Gustav Kohne hat sich in diesem seinen neuen Roman selbst übertroffen und zeichnet ein Lebensbild, das Vorbild ist für den Mann des heutigen Tages, dem das Geschick des Vaterlandes ähnliche Last auf die Schultern und ins Herz gelegt hat.

*

Verlag von Fr. Wilh. Grunow / Leipzig

Leopold von Ranke

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Eine Auswahl aus seinen Werken

Herausgegeben von
Dr. Rudolf Schulze

Inhalt: I. Band: Altertum, Mittelalter und Reformation. II. Band: Der Aufstieg der Westmächte Frankreich und England 1655—1740. III. Band: Deutscher Aufstieg 1740—1871.

6.—10. Auflage. Klein-Quartformat

Jeder Band
in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Gm. je 6.—

„Ein historisches Lesebuch edelster Art."
(Hochland.)

J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung
G. m. b. H., Köln

Digitized by Google

DIE REISELEKTÜRE DES SOMMERS 1924

BALZAC

GESAMMELTE WERKE

IN DEUTSCHER SPRACHE

Taschenausgabe
Jeder Band einzeln käuflich
Außergewöhnlich niedrige Preise!

Aus der Gestaltenfülle der „Menschlichen Komödie" empfehlen wir:

Für die Dame die Romane des Frauenherzens:

EUGENIE GRANDET
Die Liebestragödie des jungen Mädchens

ZWEI FRAUEN
Enthüllung der erhebendsten und lächerlichsten Geheimnisse der Frauenseele

DIE FRAU VON DREISSIG JAHREN
Der klassische Roman der Eheirrung

Für den Mann des Wirtschaftslebens, den Kaufmann, den Industriellen, den Bankier das »Hohe Lied« des Geldes:

HEIMLICHE KÖNIGE
Novellen
Beherrscher der Börse und des Kapitals

CÄSAR BIROTTEAUS GRÖSSE UND NIEDERGANG
Verführer und Verführte der Spekulation

Für die Jugend die Bücher vom abenteuerlichen und heldenhaften Leben:

DIE KÖNIGSTREUEN
Das Epos des Heldenkampfes gegen das herrschende Regime

OBERST CHABERT
Novellen
Heimkehr des totgeglaubten Offiziers

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung. — Ausführliche Prospekte über unsere „Balzac"-Ausgabe und den Verlagskatalog verlange man direkt vom

Ernst Rowohlt Verlag / Berlin W 35

Digitized by Google

DICHTUNG UND DICHTER

NEUESTER BAND:

JOSEF PONTEN

Eine Aufsatzreihe über seine Persönlichkeit und sein dichterisches Schaffen

Von Wilhelm Schneider

Mit einem Anhang:

Pontens Bedeutung für die Geographie als Landschaftsdarsteller

Von Professor Dr. Otto Maull

und einem Bildnis des Dichters

Gebunden Gm. 3.-

Die erste Schrift über den bedeutenden zeitgenössischen Dichter. Schneiders Arbeit zeugt von tief eindringendem Gefühl und dem so seltenen Wissen um die Gesetze der Erzählungskunst, wie um das Geheimnis der Form. Sie erfaßt das Wesen des meisterlichen Epikers und Naturdarstellers Ponten in mehreren klargezeichneten Aufsätzen, die sich Linie um Linie zu dem kraftvollen Bildnis des Menschen und Dichters und seines Werkes abrunden.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART-BERLIN

WALTER SEIFERT

TH. H. THOMANN

PAGAN

EIN JAHRTAUSEND BUDDHISTISCHER TEMPELKUNST

*

200 Seiten Großoktav mit über 100 ganzseitigen Tafeln. In Halbleinen gebunden 22.- Gm.

*

Zweibrücker Zeitung:

Ein Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes, eine Meisterleistung des tüchtigen Verlags. Ausstattung, Bildbeigaben haben im Verein mit dem überaus wertvollen Text ein Werk geschaffen, das berufen ist, im Bücherschrank des Bücherfreundes wie auch des Kenners indischer Kunst sich einen Ehrenplatz zu erobern. Der Verfasser, ein bekannter und weitgeachteter Forscher und Kenner Indiens, des Landes, seiner Menschen und seiner Schätze, gibt hier die Ergebnisse seiner Forschungen in Pagan kund.

STUTTGART HEILBRONN

NEU ERSCHIENEN

ST. JOHANNES VOM KREUZ

Mystische Schriften in 4 Bänden

Als erster Band erscheint

DUNKLE NACHT

Aus dem Spanischen übersetzt von P. ALOYSIUS, O. Carm.

Der heilige Johannes vom Kreuz wird von der Kirche als einer der größten Lehrer des Gebetes und der Gottseligkeit verehrt. Nach Bossuets Urteil kommt ihm für die mystische Theologie eine gleiche Autorität zu als für die scholastische dem hl. Thomas von Aquin und den Kirchenvätern.

Gebunden M. 6.–

*

DIE LEGENDE VON BARLAAM UND JOSAPHAT

von der Tradition zugeschrieben dem hl. Johannes von Damaskus. Aus dem Griechischen übersetzt und herausgegeben von LUDWIG BURCHARD

Mit einem Vorwort des Herausgebers

Diese alte Legende aus dem fünften Jahrhundert war eine der berühmtesten des Mittelalters. Die Wiedergabe Ludwig Burchards kommt einer Neuentdeckung gleich. Die ganze herbe und süße Kraft der urchristlichen Atmosphäre, übernatürlicher Glanz und eine edle Schlichtheit geben der Schrift den Rang höchster Klassizität.

Geheftet M. 6.–, gebunden M. 7.–

*

SILVIO PELLICO / MEIN LEBEN IN GEFÄNGNISSEN

Nach der Übersetzung von Kannegießer, herausgegeben von ERNST KAMNITZER

Mit einem Vorwort des Herausgebers. 225 S.

Um seiner politischen Haltung willen zu lebenslänglichem schwerem Kerker verurteilt, hat Silvio Pellico viele Jahre unter furchtbaren Leiden als Gefangener gelebt. Aber um Christi willen rang er gegen den Haß — — trotz allem, was man ihm auferlegte —, besiegte ihn und wandelte selbst seine Umgebung um. Dies ist das Tröstliche in diesem Buch: zu sehen, wie über alle — scheinbar übermächtig dominierenden — politischen, sozialen und menschlichen Gegensätzlichkeiten hinweg eine geheime Liebesbewegung möglich ist.

Geheftet M. 5.–, gebunden M. 6.–

THEATINER-VERLAG
MÜNCHEN.

Digitized by Google

Kurt Geucke

Scholle und Stern

Lieder und Balladen

250 Seiten in Ganzleinen Gm. 5.–

Zum erstenmal erschienen die Lieder und Balladen Geuckes (des letzten Klassikers, wie die Presse schrieb) gesammelt, in einem prachtvollen Bande von Pöschel und Trepte gedruckt. Wir geben nachstehend nur ein paar ganz knappe Auszüge aus den Urteilen über Geuckes Lyrik: Leo Berg / Eine Anzahl der Lieder gehören zum Schönsten, was die jüngste Lyrik hervorgebracht hat. — Wolfgang Kirchbach / Wie einfach, tief und wahr, wie ungekünstelt und wie ergreifend sind die Lieder. Und die Balladen — »Der Heidereiter« ist eine der genialsten Balladen der ganzen Weltliteratur.

*

Walter von Hauff

Im Siegeswagen des Dionysos

Ein Nietzsche-Roman

300 Seiten in Ganzleinen Gm. 5.—

Süddeutsche Literaturschau: Der Roman faßt Gewaltiges, ja Übermenschliches für die vielen zusammen, denen es nicht möglich ist, sich mit den Werken Nietzsches eingehend zu beschäftigen. — In jeder Beziehung ein hochbedeutsames Buch.

*

Carl Ludwig Schleich

Es läuten die Glocken

Phantasien über den Sinn des Lebens

400 Seiten Lex.-8 mit 212 teils farbigen Abbildungen im Text und einer Farbendrucktafel. H'leinen Gm. 10.—, G'leinen Gm. 12.50

28. Auflage

Aus hunderten spaltenlanger Urteile: Der Zwiebelfisch, Zeitschrift über Bücher, Kunst und Lebensstil / »Das Märchenbuch eines Philosophen, der auch ein ganzer Dichter ist. Weite Gebiete der Naturwissenschaft, die bisher für trocken und ungenießbar galten, werden unter seinen Händen zu blühenden Gärten«. — Ein unsterbliches Buch — Ein ganz einzigartiges Buch in unserer Literatur. — Von verklärender Phantasie durchhauchte Deutungen der Rätsel des Weltalls. — Ein Lebensbuch mit unerschöpflichem Gewinn.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Engel und Toeche / Berlin SW 11

W. H. Riehl

Geschichten und Novellen

Gesamtausg. in 7 Bd. In Halblein. Gm. 30.–

Inhalt der Bände:

Band 1: Kulturgeschichtl. Novellen. Band 2 u. 3: Geschichten aus alter Zeit. Band 4: Neues Novellenbuch. Band 5: Aus der Ecke, sieben Novellen. Band 6: Am Feierabend, sechs Novellen. Band 7: Lebensrätsel, fünf Novellen.

Die 7 Bände werden auch einzeln in besonderen Einbänden abgegeben.

„Die Gedankenfülle, der deutsche Gehalt an Stoff und Gemüt, der köstliche Humor und die Sittlichkeit seiner Geschichten, durch die der echte Erzählerton des ‚Es war einmal' von Anfang bis zu Ende fortklingt, sichern unserem Dichter die dauernde Liebe seines Volkes. In seinen Werken lebt der Geist Albrecht Dürers fort ..." Das literarische Echo.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
Stuttgart und Berlin

In zweiter, wesentlich verbesserter Auflage ist erschienen:

Max Slevogts graphische Kunst

von Emil Waldmann

126 Abbildungen

*

In Halbleinen gebunden . . . . . Gm 18.—
Halbleder-Geschenkband . . . . Gm 27.—

*

Lieferung durch den Buchhandel

VERLAG ERNST ARNOLD
DRESDEN-A. 1, SCHLOSS-STRASSE 34

Digitized by Google

Denkmale der Volkskunst, Band I:

Massenkunst im 16. Jahrhundert

Flugblätter aus der Sammlung Wickiana

Herausgegeben von Hans Fehr

Ein Großquartband von 121 Seiten mit 2 Abbildungen im Text und 110 ganzseitigen Tafelbildern in hervorragender Ausstattung auf schwerem holzfreien Papier. In handkoloriertem Halbleineneinband 10 Goldmark

*

Hiermit wird erstmalig in umfassender Darstellung und reicher Bildauswahl jener berühmte u. seltene Schatz der Zentralbibliothek zu Zürich erschlossen, den diese Stadt dem leidenschaftlichen Sammeleifer ihres ehemaligen Chorherrn Johann Jakob Wick (1522—1588) verdankt. Den Folianten seiner Hinterlassenschaft kommt eine große kunst- und kulturhistorische Bedeutung zu, weil sie unsere Kenntnis von den geistigen Erregungen der Reformationszeit tief erweitern und die Wurzeln volkswüchsiger Kunst aufdecken durch ein düsteres

Panorama alter Dämonien!

Herbert Stubenrauch
Verlagsbuchhandlung A.-G., Berlin W 15
Joachimsthalerstraße 15.

Beethovens Klaviersonaten

Herausgegeben von

Frederic Lamond

In zwei Bänden. Nr. 4341 und 4342 je 4.—
Vorzugsausgabe in zwei Bänden gebunden
Nr. 5300 zusammen n. 12.—

Kann nach den schon zahlreich bestehenden Ausgaben der Beethoven-Sonaten eine weitere von Bedeutung und das Vorhergehende übertreffendem Wert sein? Wer die Lamond-Ausgabe zur Hand nimmt, wird sich bald über diese Frage im klaren sein. Sie ist eine bisher nicht erreichte ideale Verbindung von Urtext und praktischer Ausgabe mit einer Fülle von Anregungen für Studium und Aufführung des in aller Welt als Beethovenspieler von überragender Größe gefeierten Herausgebers. Stich, Druck und sonstige technische Ausführung sind der hervorragenden Revisionsarbeit würdig. Der Vorzugsausgabe ist als besonderer Schmuck das Waldmüllersche Beethovenbild in Kupferdruck beigegeben, das der Künstler einst im Auftrage unseres Hauses nach dem Leben malte und als das getreueste Beethovenbild gilt; den zweiten Band ziert ein Faksimile.

EDITION BREITKOPF

RICHARD MÜHLMANN / VERLAGSBUCHHANDLUNG
(MAX GROSSE) CLAUSTHAL

HIN UND ZURÜCK
Aus den Papieren eines Arztes
22. und 23. Auflage. Halbleinen 5.40 M.
Geschenkausgabe (holzfreies Papier) Halbleder 10 M.

Ein herrliches Buch, in gewisser Hinsicht einzigartig, voll psychologischer Feinheit. Man kann nur sagen: Nimm und lies, gib es auch in die Hände deiner Söhne und Töchter.

ELLY GRAUBNER

DIE DORNENLOSE
Halbleinen 6 M.

Eine Blumen- und Menschengeschichte, die schlicht und lebenswahr den Lebensgang einer Waise erzählt, wie diese aus niedrigen Verhältnissen heraus sich in hartem Ringen mit der rauhen Wirklichkeit zu einer echten deutschen Frau entwickelt.

MARTHA RICHERT-MOST

VAMPIR RUHM
Roman einer Schauspielerin
Halbleinen 5 M.

Ein ansprechend unaufdringlicher Tendenzroman, voll seelenkundigen Feingefühls und sittlichen Ernstes.

KURT DELBRÜCK

DEIN AUF EWIG
Seelengeschichte eines jungen Mädchens
Halbleinen 4 M.

Ein meisterhaft geschriebenes Buch, das sich liest wie die Schilderung eines tatsächl. Erlebnisses. Dies ist nicht nur ein Buch, das junge Mädchen mit brennenden Wangen und klopfenden Herzen, bis zum letzten Wort in Spannung gehalten, lesen, sondern auch Erwachsene nicht aus der Hand legen werden, ohne davon ergriffen und erschüttert zu sein.

Adolf Bonz & Comp. / Stuttgart

Arthur Schnabel

Frauenbrevier

Gebunden M 5.—

Schnabel, der feine Frauenkenner, hat in seinem Frauenbrevier etwas in seiner Art ganz Einziges geschaffen, ein Buch, das alle Vorzüge dieses genialen Seelenschilderers in hellster Beleuchtung zeigt: Innigste Vertrautheit mit seinem Stoff, umfassende Beherrschung und glänzende Gestaltung der heiklen Materie, blendende Sprachkunst, die doch niemals zum Selbstzweck wird, und nicht zuletzt verblüffende Erfindungskraft.

Eine zwanglose Blütenlese von gedankenreichen Aphorismen, anmutigen kleinen Gedichten und gemütvollen oder tiefschürfenden Glossen in Prosa, in knappster Form Scherz und Ernst, Geist und Gemüt aufs glücklichste vereinend, schildert das schöne Geschlecht aller Stände und Lebensalter sozusagen in Blitzlichtaufnahmen, hell und dunkel ebenso gerecht wie graziös verteilend, ohne Spur von Lehrhaftigkeit oder männlicher Selbstüberhebung, voll durchdringender Klarheit und herzgewinnender Schalkhaftigkeit, durch die immer wieder des Verfassers warme Zuneigung zu unseren besseren Hälften wetterleuchtet.

Dies köstliche Buch konnte nur ein gottbegnadeter, humorbegabter deutscher Dichter schreiben. Alle Frauen sollten es lesen! Keine wird es bereuen, jede draus lernen, und das gleiche gilt für uns Männer ...

Dr. Cz. (Prag).

Digitized by Google

ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

DER JUNGE NIETZSCHE

Elftes bis fünfzehntes Tausend

*

DER EINSAME NIETZSCHE

Elftes bis fünfzehntes Tausend

In Halbleinen gebunden je Mk. 4.—
In Ganzleinen gebunden je Mk. 5.—

Beide Bände werden zusammen in festem Schutzkarton geliefert

Wer den Weg zu dem Menschen Friedrich Nietzsche sucht, vertraue sich als Führerin der Schwester Nietzsches an.

ALFRED KRÖNER VERLAG
IN LEIPZIG

DER GEISTESKRANKE UND SEIN WERK

Eine Studie über schizophrene Kunst

von

RICHARD ARWED PFEIFER

Dr. phil. et. med., Privatdozent und Oberassistent an der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Leipzig

Mit 45 Abbildungen

In Halbleinen gebunden Mk. 7.—

»Der Verfasser hat sich ein großes Verdienst erworben, daß er gemeinschaftlich ein Problem durch- und ableuchtet, an dem jeder kunst- wie menschenfreundliche Mann, jede einfühlungsfähige Frau in gleicher Weise interessiert ist. (Leipziger Neueste Nachrichten)

ALFRED KRÖNER VERLAG
IN LEIPZIG

Soeben erschien:

GIAMBATTISTA BASILE

Der Pentamerone

Mit vielen farbigen Originallithographien von Wolfgang Born. Auf holzfreiem Papier in Halbleinen Gm. 7.—, in Halbleder Gm. 10.—. Eine der reichsten und farbigsten Dichtungen der Weltliteratur ist der PENTAMERONE des Neapolitaners Giambattista Basile. Boccaccios unvergänglicher Novellensammlung ebenbürtig, erhebt sich diese Fülle von ernsten und heiteren, zarten und derben, harmlosen und gepfefferten Geschichten, Märchen und Schwänken zur bunten Phantastik von 1001 Nacht. Dort beheimatet, wo Orient und Occident sich berühren, läßt der Novellist seine Fabulierkunst die köstlichsten Blüten entfalten. In seinen Geschichten, denen wir gefesselt und ergötzt lauschen müssen, sprudeln alle Quellen volkstümlichen Witzes, und ein Humor wirkt hier, der unwiderstehlich ist. Dies Buch wiegt viele Bücher auf, es gibt uns frohe Laune und ein herzliches, befreiendes Lachen.

G. Hirth's Verlag, München, Lessingstraße 1

Der moderne Führer

durch die Literatur aller Zeiten und Völker, aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das soeben erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel-Bonn. Mit ca.

3000 Bildern

in Doppeltondruck und vielen Tafeln zum Teil in Vierfarbendruck. Jede Lieferung nur

Goldmark 2.20

Man verlange Ansichtssendung Nr. 49a.

ARTIBUS et LITERIS, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., POTSDAM.

Digitized by Google

GEWEIHTE KUNST

herausgegeben von

JOSEF AUSSEM und ROMANO GUARDINI

Steifer Umschlag. 8°. 133 Seiten M. 2.40

*

Aus dem Inhalt:

PASCHA DOMINI, Ein liturgisches Oratorium / *Romano Guardini* * GETHSEMANI, Ein Mysterium / *Heinrich Bachmann* * DEUTSCHER HYMNUS, *Gottfried Hasenkamp* * HEILIGE MUSIK / *Rud. Joh. Schulz-Dornburg* * LITURGISCHE MUSIK, Aus Anlaß der Missa sacra von Otto Klemperer / *O. Heckmann* * TANZ / HEILIGE DICHTUNG AUS DEM ALTEN IRLAND / HEILIGE GESTALT / *R. Guardini* * UNSERE MEINUNG ZUM KULTUR-THEATER / *Heinrich Bachmann* * ÜBER BAUKUNST / *Rud. Schwarz*

*

Dieses Buch ist aus dem Kreise der Zeitschrift »DIE SCHILDGENOSSEN« hervorgewachsen, eine reiche Gabe von geläuterter Formkraft und einem geheimen Wissen um den Rhythmus der neuen Kunst. »Die Erde wird wieder weihbar, die Kunst symbolkräftige Dienerin der göttlichen Idee. Was in Wahrheit, nicht verwischt durch Mittelmaß und Gewohnheit, seherisch in Beethoven, Händel, Bach, Mozart Ewigkeitswerte klingen machte, steigert sich im Ausdruck ganzer Völker zu kultischen Schöpfungen, überpersönliche, geweihte Kunst beginnt freudig zu wirken.«

VERLAG DEUTSCHES QUICKBORNHAUS

BURG ROTHENFELS AM MAIN

Für die Sommer- u. Wanderzeit

brauchen Sie das Werk

Die deutsche Heimat

Landschaft und Volkstum

Von Prof. Dr. Aug. Sach

3. verbesserte Auflage. 671 Seiten Text, 52 Abbildungen. Geheftet 12 M., gebunden 15 M., in Ganzleineneinband 16 M.

Das Lieblingsbuch aller heimatliebenden Deutschen

Für alle Wanderlustigen

ein idealer Führer durch unser herrliches Vaterland

Verlag d. Buchhandlg. d. Waisenhauses, Halle a. S.

DIE SIGNALE

Eine neue billige Bücherreihe

In Kürze erscheint:

I. MÁCZA, Moskau. Das Evangelium der auferstandenen Stadt.
I. BALAT, Lepopo, der Narr. Eine Erzählung.
C. AVELINE, Molène. Eine Erzählung.
B. ILLÉS, Nikolai Suhaj. Historische Begebenheit.
I. R. BECHER, Vorwärts, Du rote Front. Prosastücke.
K. MARX, Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte.
K. KERSTEN, Moskau-Leningrad. 1924. (Wirtschaft und Kultur).
W. MORRIS, Die Gesellschaft. Gestern u. heute.
Dr. S. FRIEDLÄNDER, Wie durch ein Prisma. (Kritik im Zeichen Kants.)
I. R. BECHER, Arbeiter, Bauern und Soldaten.

Arbeiten von Lafargue, Lassalle, Lenin, Marx, Bakunin, Hess, Lu Märten, E. Mühsam, Shelley, Byron usw. in Vorbereitung.

Die Schriften der Sammlung sind zeitgeschichtliche Dokumente, oder derart aus der Geschichte aller Zeiten ausgewählt, daß sie auch den heutigen Menschen noch beleben, anregen oder unterhalten. Wirtschaft, Politik, Literatur, sowie Essays und Bühne wechseln in bunter Reihenfolge.

Jedermann kann diese Sammlung erwerben.

Alle Bände sind in edlen Schriften gedruckt, stark geheftet, beschnitten, vielfarbige Umschläge.

Sonderprospekte sind zu verlangen.

Preise: Der Band je nach Umfang ca. M. 0.25—1.50.

Der Taifun-Verlag, G.m.b.H., Frankfurt a. M.

Digitized by Google

BÜCHER ZUR GRIECHISCHEN KUNST

EMIL WALDMANN

GRIECHISCHE ORIGINALE

2. Auflage. 8°. 102 Seiten und 204 meist ganzseitige Abbildungen auf Tafeln.
In Halbpergament gebunden 10 Goldmark

Dieses Buch, das lange vergriffen, jetzt in der 2. Auflage erschienen ist, gibt ein reines und unverfälschtes Bild griechischer Kunst, denn es bildet nur griechische Originalwerke ab, keine römischen Kopien und keine späteren Ergänzungen. Dazu schrieb Emil Waldmann eine Entwicklungsgeschichte der griechischen Plastik und zu jeder Abbildung noch eine besondere Erläuterung. Das Buch ist mit größter Sorgfalt auf schweres Kunstdruckpapier gedruckt und somit in jedem Betracht ein gleich hervorragendes Studien- wie Geschenkbuch. Es vereinigt schöne anregende Lesbarkeit mit wissenschaftlicher Qualität. „Man fühlt sich bei der Lektüre dieses Buches mit einem Reichtum bedacht, der jenem einer reifen Odyssee-Vorlesung gleichkommt. Man liest nicht Kunstgeschichte, aber man erlebt sie", urteilen die Bremer Nachrichten.

*

LUDWIG WENIGER

VON HELLENISCHER ART UND KUNST

Zwölf Vorträge. 8°. 296 Seiten mit 61 Abbildungen und 1 Landkarte
Gebunden 6 Goldmark, in Halbpergament 8 Goldmark

Der gesamte Umkreis griechischer Kultur wird in diesem populär geschriebenen Buche dargestellt. Die Kapitelüberschriften lauten: 1. Ort und Zeit. Land und Leute. 2. Gottesdienst. 3. Dodona, Delphi, Olympia. 4. Die Akropolis. 5. Die Sprache, das Epos. 6. Lyrik und Drama. 7. Geschichtsschreibung. Philosophie. Redekunst. 8. Baukunst. 9. Bildhauerkunst. 10. Malerei. 11. Der Hellenismus. 12. Pompeji.

VERLAG VON E. A. SEEMANN / LEIPZIG

Oswald Spengler

EIN PORTRÄT OSWALD SPENGLERS

nach einer Büste, modelliert von Karl Rieber-München, und eine kleine Novelle »Der Sieger«, die Spengler 1910, vor der Konzeption der Idee seines Hauptwerkes, geschrieben hat, bietet der

III. ALMANACH DER RUPPRECHTPRESSE

Mit weiteren Beiträgen u. a. v. Max Scheler, Max Oehler, Conrad Wandrey, Konrad Weiß, Ludwig Klages und 24 zum größten Teil unbekannten Bildnissen von Goethe, Spinoza, Nietzsche, Hölderlin, Friedrich des Großen, Görres, Friedrich Huch, Knut Hamsun, L. Frobenius, A. Schweitzer, Isolde Kurz, Johs. Müller, Emil Gött, H. Mühlestein, gemalt von F. Hodler, Puschkin

M 1.50

EIN ALMANACH VON DAUERNDEM WERTE

FÜNF POLITISCHE SCHRIFTEN

NEUBAU DES DEUTSCHEN REICHES
Geheftet M 2.50

POLITISCHE PFLICHTEN DER DEUTSCHEN JUGEND
Rede, gehalten in Würzburg
Geheftet M 1.—

DER STAAT. Geheftet M 5.50

DIE WIRTSCHAFT. Geheftet M 1.60
»Der Staat« und »Die Wirtschaft« sind Sonderdrucke aus dem Untergang des Abendlandes Band II.

PREUSSENTUM UND SOZIALISMUS
56.—65. Tausend. Geh. M 1.60, geb. M 2.40

Prospekt unserer »Politischen Schriften« kostenfrei

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG · MÜNCHEN 23

Digitized by Google

Junge Republik

Bausteine zum Neuen Werden
Herausgeber: Walter Hammer

Die neue Schriftenreihe soll mithelfen daran, die Trümmer des wilhelminischen Prunkreichs beiseite zu schaffen, soll mitsorgen dafür, daß junger Geist den neuen Staatskörper durchdringt und erfüllt.

Heft 1:
Dr. Walter A. Berendsohn
Der Freiheitskampf gegen die Trinksitten

Heft 2:
Dr. med. Knud Ahlborn
Das Freideutschtum in seiner politischen Auswirkung

Heft 3:
Hermann Mauthe
Jugendbewegung und deutsche Volkswirtschaft

Heft 4:
Erich Lüth
Die Entfesselung der Schule

Heft 5:
Gotthart Eberlein
Die verlorene Kirche

Heft 6:
Die Politik der Jungen Generation

Heft 7:
Dr. Paul Honigsheim
Revolutionierung deutscher Volksbildung

Heft 8:
Dr. h. c. Freiherr von Schönaich
Generalmajor a. D.
Vom Chaos zum Aufbau!

Heft 9:
Prof. Dr. Reinh. Strecker
Amerika als Erzieher

Heft 10:
Dr. Ernst Neumann
Begriff und Wege der Sozialisierung

Preis des einzelnen Heftes M. 0.25

FACKELREITER-VERLAG
WERTHER BEI BIELEFELD

SOEBEN ERSCHIEN

W. VON BODE
ADRIAEN BROUWER

SEIN LEBEN u. SEINE WERKE

MIT 130 ABBILDUNGEN

★

PREISE:
HALBLEINEN: . . . 20 G.M.
HALBPERGAMENT: 25 G.M.

★

VORRÄTIG IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

EUPHORION VERLAG
BERLIN-CHARLOTTENBURG

Soeben erschienen:

FRITZ VON UNRUH
REDEN

DEN NAMENLOSEN
In memoriam Walther Rathenau
Reichstag 23. Juni 1923

STIRB UND WERDE
Zur Frankfurter Goethewoche 1922

VATERLAND UND FREIHEIT
Mannheim, 10. Dezember 1922

DAS NEUE REICH
Karlsruhe, 18. Januar 1924

UNSER SCHICKSAL
Wien, 18. März 1924

Preis der in der Didot-Antiqua auf bestem holzfreien Papier gedruckten Ganzleinen-Ausgabe 4 Goldmark

Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.

Abteilung Buchverlag Frankfurt am Main.

Digitized by Google

EMIL ZOLA

DIE ROUGON-MACQUART

GESCHICHTE EINER FAMILIE UNTER DEM ZWEITEN KAISERREICH

BIS ZUM SOMMER 1924 VOLLSTÄNDIG

IN 20 BÄNDEN

Erste Reihe:

DAS GLÜCK DER FAMILIE ROUGON
Deutsch von Herm. Mache

DIE JAGDBEUTE
Deutsch von Max und Elsa Brod

DER BAUCH VON PARIS
Deutsch von A. E. Rutra

DIE EROBERUNG VON PLASSANS
Deutsch von M. Printz

DIE SÜNDE DES ABBÉ MOURET
Deutsch von Alastair

SEINE EXZELLENZ EUGEN ROUGON
Deutsch von Rosa Schapire

*DER TOTSCHLÄGER
Deutsch von Franz Blei

EIN BLATT DER LIEBE
Deutsch von Gertrud O Knoop

*NANA
Deutsch von Lucy von Jacobi

*AM HÄUSLICHEN HERD
Deutsch von Fr. Arens

In der zweiten Reihe schließen sich an:

*DAS PARADIES DER DAMEN
Deutsch von Franz Franzius

LEBENSFREUDE
Deutsch von Hans Kauders

*GERMINAL
Deutsch von Joh. Schlaf

DAS WERK
Deutsch von Joh. Schlaf

*MUTTER ERDE
Deutsch von Joh. Schlaf

DER TRAUM
Deutsch von Lucy von Jacobi

DIE BESTIE IM MENSCHEN
Deutsch von Max Pulver

GELD
Deutsch von Th. v. Scheffer

*ZUSAMMENBRUCH
Deutsch von Franz Franzius

DR. PASCAL
Deutsch von Rosa Schapire

Halbleinen GM. 5.—, Halbleder GM. 8.—

Doppelbände (mit * bezeichnet) Halbleinen GM. 7.—, Halbleder GM. 10.—

Fred Antoine Angermayer schreibt im 8 Uhr Abendblatt vom 4. Juni 1923:

Es ist dies die erste wirklich genehmigte deutsche Ausgabe und vor allem die erste Umdeutschung Zolas, die literarischen Wert besitzt. — Man übertreibt keineswegs, wenn man behauptet, daß Kurt Wolff unserer Generation den lebendigen Zola neu geschenkt hat.

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Digitized by Google

GERHART HAUPTMANN

von FERDINAND STAEGER

15 Originalradierungen aus seinen Dramen

*

Dieses Werk wurde im Auftrage des Kunstverlages Wilhelm Seitz in Düsseldorf bei der Kunstanstalt F. Bruckmann in München in einer einmaligen Auflage von 200 Exemplaren in 2 Ausgaben hergestellt. Die Herstellung geschah unter persönlicher Aufsicht des Künstlers, welcher jedes Blatt eigenhändig signierte. Die erste Ausgabe ist auf Japanpapier gedruckt und trägt die No. 1—25. Der Druck der zweiten Ausgabe erfolgte auf Bütten und ist mit den No. 26 bis 200 bezeichnet. Das Porträt Gerhart Hauptmanns wurde für die erste Ausgabe von dem Dichter eigenhändig signiert. Das Vorwort schrieb Dr. Reinhold Conrad Muschler, Breslau

I. Ausgabe G.-M. 500.—, II. Ausgabe G.-M. 300.—

*

WILHELM SEITZ / KUNSTVERLAG / DÜSSELDORF 52

ELS-DRUCKE

Satz- und Druckanordnung von Anders Hjarmstedt.

Erstausgaben. Neuauflagen werden nicht veranstaltet.

I. Werk

DAS LEBEN DER EUPHEMIA

Novelle von Josef Englert

Einmalig 175 handschriftlich numerierte Exemplare mit 3 dreifarbigen Originalschnitten und Vorsatz (Originalschnitt von X. Spiegelhalder, Bernau. Auf gelbes Bütten zweifarbig in einem großen Grade der Tiemann-Mediaeval abgezogen und als Blockbuch gebunden.

I.—XX. in Halbleder (signiert) . . Mk. 25.—
21.—175. in Halbleinen . . . Mk. 20.—

II. Werk

DER SÜNDER

Die Beichte einer großen Liebe

Dichtung von Max Bittrich

Einmalig 175 handschriftlich numerierte Exemplare mit 8 Originalschnitten u. 39 geschnittenen Initialen v. Egon Bregger, Bernau. Auf weißes Hadernbütten zweifarbig in einem großen Grade der Elzevier-Antiqua abgezogen und als Blockbuch gebunden

I.—XX. in Halbleder (signiert) . Mk. 25.—
21.—175. in Halbleinen . Mk. 20.—

III. Werk

DER SCHRITT INS UNENDLICHE

Novelle von Josef Englert

Einmalig 175 handschriftlich numerierte Exemplare mit 5 zweifarbigen Originalschnitten von X. Spiegelhalder, Bernau. Auf gelbes Bütten zweifarbig in einem großen Grade der Kleukens-Antiqua abgezogen und als Blockbuch gebunden.

I.—XX. in Halbleder (signiert) Mk. 25.—
21.—175. in Halbleinen . Mk. 20.—

IV. Werk

DER VAMPIR

Novelle von Franz Hirtler

Einmalig 175 handschriftlich numerierte Exemplare mit 12 Originalschnitten (davon 9 Initialen) von Egon Bregger, Bernau. Auf Bütten zweifarbig in einem großen Grade der Elzevier-Antiqua abgezogen und als Blockbuch gebunden.

I.—XX. in Halbleder (signiert) . . Mk. 25.—
21.—175. in Halbleinen . . Mk. 20.—

Den Druck besorgt die L. C. Wittich'sche Hofbuchdruckerei, das Einbinden Hofbuchbindermeister Ph. Böcher, beide in Darmstadt. — Schrift, Bild, Farbe, Papier, Einband sind dem Werke des Dichters angemessen; jede Einzelheit steht im Dienst des Ganzen, ist aus dem Kern entwickelt wie die Blume aus dem Samen.

FERDINAND ACKER · VERLAG · WOLFACH / BADEN

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND

DEC 28 1925

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02757 8221

Digitized by Google